









Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Fünfter Band.

Aus dem Jahrhundert der Revolution.



Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1881.



Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Fünfter Band.

Aus dem Jahrhundert der Revolution.



Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1881.

Aus dem

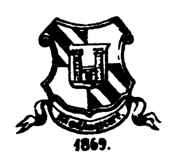
Jahrhundert der Revolution

von

Karl Hillebrand.

Nunc fit Catonis illud certius, nec temporis unius nec hominis esse constitutionem reipublicae.

Cicero (de rep. II. 21.)


1869.



Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1881.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Seinem lieben

Adolph Hildebrand

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet

vom Verfasser.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Seinem lieben

Adolph Hildebrand

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet

vom Verfasser.



Vorbemerkung.

Den freundlichen Gönnern, welche in dieser neuen Folge gesammelter Essays viele Aufsätze — darunter wohl auch manche, die sie bei der ersten Veröffentlichung gerade am Meisten angesprochen — vermissen sollten, sei zur Erklärung gesagt, daß der Verfasser in diesen Band nur solche Arbeiten aufgenommen wissen wollte, welche die Lebens- und Sinnesweise der Menschen vor und nach der französischen Revolution mittelbar oder unmittelbar zu beleuchten geeignet schienen. Der in Vorbereitung befindliche VI. Band soll dann unter dem Titel „Zeitgenossen und Zeitgenössisches“, Charakteristiken bedeutender Menschen, (Sainte-Beuve's, Guizot's, Settembrini's u. A.), sowie Studien über die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände verschiedener Länder, z. B. Belgien's und Sicilien's, oder auch über gewisse Tageserscheinungen, als Halbbildung, Presse u. s. w., bringen.

K. H.



I.

Montesquieu.[1]

Wie fast alle Provinzen Altfrankreichs, mehr als die meisten, hatte die Guyenne im vorigen Jahrhundert noch ihre Sonderexistenz gewahrt. Das Land war erst spät an das Königreich gekommen, und die Spuren der langjährigen englischen Herrschaft hatten sich vor zweihundert Jahren, als Montesquieu geboren ward, haben sich heute noch nicht

---

[1] Dieser Essay wurde durch ein neues Werk (**Histoire de Montesquieu**, d'après des documents nouveaux et inédits par **Louis Vian**; préface d'Ed. **Laboulaye**. Paris 1878) veranlaßt, das der Essayist an einer anderen Stelle einer eingehenden Recension unterzogen, und dessen Verdienste er gegenüber einer ungerecht abfälligen Kritik besonders hervorgehoben hatte. Jedenfalls bietet es die erste vollständige Sammlung so vieler zerstreuter Notizen über Montesquieu's Leben und Wirken. Nur die **Pensées diverses** seines Autors hätte Herr Vian vielleicht besser benutzen können. Ein langjähriger Aufenthalt in Montesquieu's Heimath und wiederholte Besuche in La Brède haben bei dem Schreiber Dieses Eindrücke hinterlassen, die vielleicht dem Verständnisse der Persönlichkeit nicht unnütz waren; und hier handelt sich's ja um die Persönlichkeit, nicht um die Werke des Mannes, von dem die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgegangen — wovon man ausgeht, dem dreht man ja wohl auch den Rücken zu — und zu welchem die erste Hälfte des unseren so reuig zurückgekehrt ist.

ganz verwischt. Obschon ihm die weise Politik der französischen Monarchie jeden Rest staatlicher Unabhängigkeit genommen hatte, war es doch in jeder andern Beziehung ein Reich für sich: seine Statthalterei glich einem Hofe, namentlich wenn der königliche Gouverneur, wie in Montesquieu's Jugend, ein natürlicher Sohn Jakob's II. war; es hatte seinen eigenen Adel, sein Parlament, das erste des Königreiches nach dem hauptstädtischen, seine Akademie, die älteste nach denen von Paris und Caen; seine literarische Ueberlieferung, wie später seine eigene rednerische Schule: ja im häuslichen Verkehr hatte man noch bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts seine eigene Sprache; und — Paris war weit.

Das Leben war ein heiteres in diesem gesegneten Lande: die Nähe des Weltmeers, zu dem der breite Strom bequem hinunterführte, wahrte die weite Aussicht, wirkte abgeschlossenem Provinzialismus entgegen, erinnerte den Bordelesen an das, was der Pariser so gerne vergißt, daß es auch außer Frankreich noch Land und Leute giebt. Ein alter, verbreiteter Wohlstand, gegründet auf den unmittelbaren Umgang des Menschen mit der Natur, d. h. auf Reichthum des Bodens und überseeischen Handel; ein mildes und doch belebtes Klima; eine anmuthige mannigfaltige Landschaft; eine reiche Auswahl edelster und kräftigster Bodenerzeugnisse; ein leichter Verkehr zu Wasser und auf ebenen oder doch mäßig steigenden Landstraßen — all' Das erlaubte Fülle des Lebensgenusses, indem es zugleich erkünstelte Bedürfnisse wie künstliche Befriedigung derselben entbehrlich machte. Das Temperament des Gascogners ist lebhaft, ohne leidenschaftlich zu sein; sein Verstand klarer als tief; sein

Witz hat mehr Körper und Farbe als der des Nordfranzosen; die ihm angeborne Leichtigkeit des Sichaneignens und Wiedererzeugens, die man Talent nennt, verleitet ihn nicht so oft zur Trägheit oder Nachlässigkeit als den Südländer, weil ihm der französische amour-propre die Wage hält, welcher nicht gerne sieht, daß eine Leistung unter dem Können bleibe. Die Gascogne rühmt sich keines Metaphysikers noch eines jener Dichter, welche die zartesten und tiefstliegenden Saiten des Herzens berühren: aber der liebenswürdigste Lebensweise und Geistesepikuräer, Michel de Montaigne, ist ein Kind der Garonne, und der Gelegenheits-Dichter, der Redner, der Publizisten zählt Bordeaux mehr als irgend eine Stadt Frankreichs.

Der größte dieser Publizisten, Montesquieu, gehörte, wie Montaigne und dessen Freund La Böotie, dem Parlamente von Bordeaux an. Die französischen Parlamente waren thatsächlich das Correctiv des Absolutismus in Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts; und wenn Montesquieu von der Monarchie spricht, unter der das Gesetz herrscht, im Gegensatze zum Despotismus, wo nur die Laune des Staatsoberhauptes gilt, so hat er stets die französischen Parlamente im Sinne. Der Gerichtsadel (la noblesse de robe) ergänzte sich seit dem Mittelalter meist aus dem reichgewordenen Bürgerstand, aus dem er hervorgegangen, und der Waffenadel sah — und sieht — nicht ohne Hochmuth auf die Robins herab, selbst wenn sie wie die Pasquier, die Molé schon im 16. Jahrhundert die Robe mit Ruhm getragen. Auch Montesquieu's Adel reichte ins 16. Jahrhundert zurück, und seine zwei Großväter wie sein Onkel waren sogar Präsidenten à mortier — und das

Parlament von Bordeaux hatte nur zwei Présidents à mortier[1], einen Premier président und neun Räthe, ohne die „stehenden“ Mitglieder zu rechnen. Montesquieu selber ward Rath mit fünfundzwanzig, Präsident mit siebenundzwanzig Jahren: denn die Stellen waren erblich. Er hatte, wie die meisten seiner Standesgenossen, einen sehr ausgesprochenen Adelsstolz, aber wie die meisten seiner Standesgenossen auch ein sehr lebhaftes Gefühl dessen, was er seiner Würde schuldig war. Nicht nur äußerlich trug er dafür Sorge, daß sein Name nicht aussterbe oder die, welche ihn tragen würden, nicht in unangemessene Dürftigkeit sänken; auch in der eigenen Erziehung, wie in der seines Sohnes, in der Unbescholtenheit des Lebens, der Erfüllung seiner Pflichten als Richter und als Großgrundbesitzer, in dem Verkehr mit den vornehmsten Geistern des Alterthums, in der Gewohnheit höheren Interessen zu leben, bethätigte er das „noblesse oblige“. Und wenn die Individualitäten von Montesquieu's Schlage nicht gerade nach Dutzenden zählen, der Typus wenigstens lebt noch heute in Hunderten von Exemplaren in Frankreich.

Die französische Magistratur ist jetzt eben in einer tiefen Umwandlung begriffen. Von allen Fehlern und Versündigungen, welche das zweite Kaiserreich begangen, ist wohl nicht die geringste die, diese Umwandlung herbeigeführt zu haben. Man erkennt darin ganz den unhistorischen Geist des dritten Napoleon, so ungleich seinem Oheim, der recht im Gegentheil Alles gethan, um der französischen Magistratur, nachdem er sie jeder politischen Macht ent-

[1] So genannt von der mörserförmigen Mütze, welche sie trugen und noch tragen.

kleidet, das gesellschaftliche Ansehen zu sichern, das nur die Tradition giebt. Mit diesem Ansehen hatte sich auch die Unabhängigkeit auf den Richterstand der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vererbt. Jene Tradition ist aber abgebrochen worden durch die willkürliche Versetzung der Richter von einer Gegend in die andere und durch das massenhafte Eindringen bedürftiger und somit gefügiger Neulinge, welche persönlicher Ehrgeiz, nicht Standesehrgeiz treibt: was ist ihnen der Stand, in dem sie selber als Fremdlinge angesehen werden? Die rohe Hand der seit dem Sturze der conservativen Republikaner (1879) an's Ruder gekommenen demokratischen Republikaner hat denn das Zerstörungswerk in wenig Monaten rücksichtsloser „Epuration" mächtig gefördert. Die kommende Generation wird den altfranzösischen Richterstand nur noch von Hörensagen kennen. Noch vor dreißig Jahren, wie zur Zeit Montesquieu's, gehörten die Richter einer Provinz fast ausschließlich dieser Provinz an; wie damals, wenn auch nicht mehr erkauft, noch ererbt, sondern erdient, blieben die Stellen in gewissen Familien; nur wer in solche Familien hineinheirathete oder aus angesehenem Bürgerhause ansehnliches Vermögen als Bürgschaft seiner Unabhängigkeit mitbrachte, füllte die nach und nach entstehenden Lücken. Heute rekrutirt sich der Richterstand fast wie die Verwaltung, aus Kreaturen der Regierung. Die alte Ueberlieferung von Selbständigkeit, klassischer Bildung, innerer Würde verliert sich immer mehr, und die äußere Würde, welche der Stand noch immer um sich hängen zu müssen glaubt, ist ein schlechter Ersatz dafür. Was früher unbewußt angenommene, von den Voreltern überkommene Haltung war, wird mehr und mehr bewußte

droht waren, schrieb zahlreiche Aufsätze für sie, bald historischen, bald juristischen Inhalts, oft auch naturwissenschaftliche Abhandlungen, oder was der Provinzialdilettant für naturwissenschaftlich hielt.

Fortan aber, und bald nach dem großen Erfolg der Lettres persanes, den er in den Pariser Salons in vollen Zügen genossen und noch durch seinen, eben auch nicht sehr tugendhaften, Temple de Gnide vermehrt hatte, duldete es ihn nicht länger in der Hauptstadt der Guyenne, und trotz seiner schönen Freundinnen und seiner Familie, die er wohl liebte, wie er selbst sagte, aber indem „er sich in den Kleinigkeiten des täglichen Lebens freihielt"[1], trotz so vieler gelehrter und witziger Freunde, trotz seiner geliebten Akademie sogar, siedelte er nach Paris über, wo er fortan den Winter zubrachte, während er im Sommer in seinem Schlosse bei Bordeaux verweilte. Die Beweggründe waren verschiedener Art: er war des Richteramtes müde, das ihm viele Zeit raubte und ihm nicht gestattete, an dem schon in's Auge gefaßten Hauptwerke seines Lebens zu arbeiten; er hatte sich in der Hauptstadt einem Kreise ausgezeichneter Männer angeschlossen, welche im Hotel des Präsidenten Hénault jene unter dem Namen des Club de l'entresol bekannte Gesellschaft gebildet hatte, die später der Académie des sciences morales et politiques zum Muster diente; er war wieder einmal verliebt und diesmal ernstlicher denn gewöhnlich; seine nicht eben spröde Geliebte aber bewohnte das Hotel Soubise und war keine andere als die schöne

[1] „J'ai aimé ma famille pour faire ce qui allait au bien dans les choses essentielles; mais je me suis affranchi des menus détails."

Enkelin des großen Condé, die vielberufene Mlle. de Clermont, für welche er den Temple de Gnide gedichtet hatte; endlich, last not least, man hatte ihn nicht in die Académie française aufnehmen wollen, weil er nicht Paris bewohnte, und Montesquieu war zu sehr Franzose, als daß er hätte ruhig schlafen können, ohne diese höchste Auszeichnung zu erlangen. So verkaufte er denn seine Stelle, richtete sich in einem Zwischenstock der rue St. Dominique, nicht weit von Mme. du Deffand's St. Joseph — dem heutigen Kriegsministerium — ein und ward mit siebenunddreißig Jahren Pariser (1726).

Doch nur zum Theil; denn die Hälfte seines Daseins gehörte von nun an seiner geliebten la Brède, wo er geboren und aufgewachsen, deren Namen er bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre getragen, wohin er seinen größten Schatz, seine Büchersammlung, geflüchtet, deren Garten er in den ersten englischen Park Frankreichs umwandelte, deren Ertragsgüter er auszudehnen, vor allem aber durch verbesserte Bewirthschaftung ergiebiger zu machen nicht müde ward. Und wer das mittelaltrige Schloß gesehen hat — es stammt aus dem 13. Jahrhundert — mit seinem breiten Graben, seinem massiven Thurm, seinem herrlichen luftigen Büchersaal, seinem dichten Gehölz, seinen üppigen Wiesen, seinen lachenden Durchblicken, kann's ihm nicht verdenken, wenn er am liebsten dort verweilte unter seinen Büchern und seinen Bauern; selber fast ein Bauer, wie ihn einst zwei neugierige Engländer dort antrafen, im Kittel, einen Rebpfahl auf dem Rücken, die Schlafmütze auf dem Kopfe. Drei Tage lang hielt er sie bei sich, drei Tage lang gefesselt durch seine unversiegbare, lebendige, ideenreiche Unter-

haltung, in der sich der Bauer gar bald als der feinste Geistesaristokrat entpuppte.

War schon diese Existenz eines reichen Landedelmannes im vorigen Jahrhundert etwas Seltenes in Frankreich, so wars noch mehr das Reisen eines französischen Aristokraten, und gar das Reisen, nicht um sich zu amüsiren wie der Präsident de Brosses, sondern um etwas von den Fremden zu lernen. Montesquieu verließ im Frühjahr 1728 Paris, wo er den Winter zugebracht, und reiste mit Lord Waldegrave, dem britischen Gesandten, der sich auf seinen neuen Posten nach Wien begab, in kleinen Tagereisen durch Deutschland, nach Oesterreich und Ungarn. Von dort ging's, diesmal in Begleitung Lord Chesterfield's, nach Venedig und Florenz, wo ihm, wie er meinte, zuerst die Augen über das wahre Wesen der Kunst aufgingen. Der Ort wäre wohl dazu angethan gewesen; ob aber Montesquieu nicht, wie sein College de Brosses vor ihm und Wolfgang Goethe nach ihm, etwas ganz anderes in Florenz bewunderte, als was wir dort genießen, erscheint zweifelhaft. Auch ist es erfreulich zu erfahren, daß Montesquieu sich am Arno nicht auf Kunststudien beschränkt, sondern der schönen Marchesa Ferroni, die damals den Scepter der florentinischen Gesellschaft hielt[1], eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Mehr noch fesselte ihn Rom. Montesquieu hatte stets eine geheime wahlverwandtschaftliche Vorliebe für die Vaterstadt der Rechtswissenschaft und das Muster des Aristokraten-

[1] Für Florenzkenner sei hinzugefügt, daß die Ferroni damals den Palazzo Spini am Ponte S. Trinità bewohnten, wo jetzt Vieusseux' bekanntes Lesekabinet und der Circolo filologico untergebracht sind. Doch hatten sie noch einen Palast jenseits des Arno, in Via de' Serragli.

staates gehabt. In Rom selbst war es, wo der Plan zu seinen Considérations sur la grandeur et la décadence pes Romains in ihm reifte. „Ehe er Rom verließ, verabschiedete er sich vom heiligen Vater. Benedict XIII. sagte ihm: „Lieber Präsident, Sie sollen ein Andenken an meine Freundschaft mit sich nehmen, Ich erlasse Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf lebenslang das Fasten.“ Montesquieu dankt dem Papste und verläßt ihn. Am folgenden Tage bringt man ihm die Dispensbulle und die Rechnung der Dateriakosten. Der stets sparsame Gascogner gab dem Ueberbringer das Patent zurück und fügte hinzu: „Der Papst ist ein braver Mann; sein Wort genügt mir und ich hoffe auch dem lieben Gott“.“

Von Italien wandte sich Montesquieu über Turin, den Rhein entlang durch Holland nach England, wo er bei Lord Chesterfield abstieg und im Ganzen anderthalb Jahre verweilte. Bald kannte er die ganze Aristokratie — auch Lord Marlborough's Schwiegersohn, der ihm einen höchst unzarten Studentenstreich spielte (er übergoß ihm den Kopf mit einem Eimer kalten Wassers) ohne daß der Präsident es übel genommen hätte, — und viele schöne Damen, bei denen er sein Englisch versuchte, das dem gutmüthigen Franzosen noch mehr Gelächter zugezogen zu haben scheint, als der brutale Scherz, ein echt englischer practical joke, mit dem ihm sein edler Wirth bewillkommnet hatte. Auch am Hofe wurde der Autor der Lettres persanes empfangen, die Royal Society machte ihn zum Ehrenmitgliede, wie früher die Akademie von Cortona, auf den Ruf seiner Abhandlungen für die Académie de Bordeaux hin. Er sah noch Swift und Pope, ging viel mit dem allmächtigen

Walpole um, besuchte das Parlament recht fleißig und trotz aller seiner Bewunderung für das Regierungssystem Englands, sah er sehr wohl, „daß die Minister an nichts dachten, als über ihre Feinde zu siegen, und daß sie ihr Land verkaufen würden, um zu diesem Ziele zu gelangen.“ Immerhin war der Aufenthalt in England entscheidend für Montesquieu, wie er es für Buffon gewesen war, wie er's für Voltaire werden sollte. Keiner aber hat das Wesen Englands besser erfaßt, als Montesquieu, der mütterlicherseits englisches Blut in den Adern hatte und in einem einst englisch verwalteten Lande geboren und erzogen war. Eben weil er das Wesen des englischen Staates so richtig aufgefaßt, ist Montesquieu's Lehre in Frankreich, trotz so vieler Schüler, nie über die Epidermis eingedrungen. Man nahm die Theorie der Trennung der drei Gewalten an, das unverantwortliche Königthum, die parlamentarische Gesetzgebung, die zwei Kammern sogar, aber man vergaß oder man wollte nicht hören, daß Alles das nur lebensfähig sei, wo eine bevorrechtete Aristokratie besteht: „Schafft in einer Monarchie die Vorrechte der Herren, des Klerus, des Adels und der Städte ab, und Ihr werdet entweder einen Volksstaat oder eine Despotie haben.“ Letzteres hat man denn auch reichlich gehabt in Frankreich, ersteres versucht man gerade jetzt; die Liberalen und die Doktrinäre aber, die eine englische Verfassung ohne englische Verhältnisse geträumt, haben die Wahrheit des Montesquieu'schen Satzes schmerzlich genug erfahren müssen.

Nach drei Jahren Abwesenheit (1731) kehrte Montesquieu in seine geliebte la Brède zurück. Fragte man ihn, wie er's da draußen gehalten habe, so antwortete er: „Wie

die Leute selber: in Frankreich schließe ich mit Jedermann Freundschaft; in England mit Niemand; in Italien mache ich Allen Complimente und in Deutschland trinke ich mit Jedermann." Wenn man ihn aber fragte, wo er am Liebsten sein möchte, so erwiderte er: „Deutschland sei zum Reisen gemacht, Italien zum Aufenthalt, England zum Denken und Frankreich zum Leben."

Die übrigen vierundzwanzig Jahre Montesquieu's bis zu seinem Tode (1755) waren ausgefüllt durch geselligen Verkehr, in dem er ein Meister war, Bewirthschaftung seiner Güter, was er auch nicht übel verstanden zu haben scheint, und Abfassung seiner zwei unsterblichen Werke, der „Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer" und des „Geistes der Gesetze".

Montesquieu war in die Freundschaft vernarrt (je suis amoureux de l'amitié, sagt er) und er liebte die Unterhaltung, wie sie nur liebt, wer darin glänzt oder darin Nahrung findet. Er that beides. In zahlreicher Gesellschaft war er wie alle andern, wenn man Lord Chesterfield Glauben schenken darf; aber „im gewählten Kreise war niemand liebenswürdiger, geistreicher, gab sich niemand mehr" (personne n'était... plus tout à tous). Er belebte sich ungemein, die Witzworte sprudelten aus seinem Munde und sein Witz war nie verletzend wie der Voltaire's. Die Damen fanden großes Gefallen an seinem Gespräch und, obwohl sie in jenen Tagen schon etwas Derbes vertrugen, war Montesquieu's Scherz nie gemein. Seine Harmlosigkeit machte, daß er niemandem im Wege war, wenn er glänzte; aber er wußte auch sich zurückzuziehen, andere gelten zu lassen; verstand zu hören und hörte gern. „Der Mann,"

sagte die Herzogin von Chaulnes mit jener unsagbaren Nuance des hohen Hofadels gegen den Gerichtsadel, „der Mann kam in Gesellschaft, um sein Buch zu machen: er behielt alles, was sich darauf bezog.“ Als jene Engländer ihn in seiner Einsamkeit von la Brède aufsuchten, wurde er nicht müde, sie über ihre Reisen, namentlich über den Orient auszufragen, und so sein Leben über; von Allem suchte er zu lernen; selbst aus schlechten Romanen und schlechten Gedichten, obwohl der alte Fuchs, der sich viel und nicht glücklich im Dichten versucht hatte, eine große Verachtung für die Verse herauszuhängen liebte.

Selten war ein Mensch durch Naturanlage und Verhältnisse mehr zum edelsten Epikuräismus befähigt als der Präsident; und er war ein bewährter Epikuräer. Er kannte sich selbst und bildete sein Genußtalent zur Virtuosität aus. Arbeit und Mildthätigkeit aber waren ihm so hohe Genüsse als geistreiche Unterhaltung, anregende Lectüre und feine Tafel. „Meine Maschine ist so glücklich zusammengesetzt,“ sagt er selber, „daß ich von allen Gegenständen lebhaft genug ergriffen werde um sie zu genießen, nicht lebhaft genug um darunter zu leiden.“ Und wie jedem echten Genußkünstler waren ihm die einfachsten, ersten Gaben der Natur auch die Gegenstände des lebhaftesten Genusses. Der Heitere nahm stets, wie die Alten, die Gegenwart, das Seiende als das Selbstverständliche, zu Genießende, verdarb sich nie das Leben mit Wünschen nach dem Unerreichbaren, mit Gram ums Unabänderliche. „Ich erwarte den Morgen mit einer inneren Freude, das Licht zu sehen; ich sehe das Licht mit einer Art Entzücken und bin den ganzen übrigen Tag zufrieden.“ Auch gemeinnützige Thätigkeit war ihm

ein Genuß; aber ehrgeizig war er nicht und es lag ihm ferne sich für einen Helden der Bürgertugend auszugeben. „Ich bin ein guter Bürger, schreibt er einmal, aber in welchem Lande ich auch geboren wäre, wäre ich's ebenso gewesen. Ich bin ein guter Bürger, weil ich immer zufrieden mit dem Zustande gewesen bin, in dem ich mich befand.“ Doch war diese Zufriedenheit nicht nur eine passive Tugend; sie war auch Verdienst, Ergebniß weiser Selbstbeschränkung und wahrer Bescheidenheit. „Ich danke dem Himmel dafür, daß er, der mich in allem mittelmäßig angelegt hat, meiner Seele ein wenig Mäßigung hat verleihen wollen.“[1]

Man hat von Montesquieu gesagt: er habe einen englischen Charakter und einen französischen Geist gehabt. Solche bestimmte Rubriken in psychologischen Dingen sind immer und nothwendig ungenau. In Montesquieu insbesondere waren „die Elemente so gemischt,“ um mit Shakespeare zu reden, daß es schwer ist, sie auseinanderzuhalten. Doch herrscht der Franzose, speziell der Gascogner, durchaus vor in seinem Wesen; das Englische an ihm ist mehr das Zufällige, Aeußere: die Lebensstellung, allerdings auch die Lebensführung, welche indeß mehr dem in England herrschenden Stande, als England angehört; die Sympathie freilich auch mit englischen Ideen. Allein er ist ganz Franzose in der Sorgfalt, mit der er die Form bearbeitet, die er diesen Ideen giebt, in der Lust am Generalisiren oft nach unzureichenden Thatsachen; in der Lebendigkeit des Temperaments, in der Schlagfertigkeit des Witzes, in der

[1] „Je rends grace au ciel de ce qu'ayant mis en moi de la médiocrité en tout, il a bien voulu mettre de la modération dans mon âme.“

unentwurzelbaren Achtung vor der Sitte, — einer Achtung, die dem Engländer stets etwas Ueberwindung kostet, dem Franzosen aber leicht ist wie eine zweite Natur. Montesquieu verheirathet sich, wie's die Sitte will, stirbt im Schoße der Religion, wie's die Sitte will, unterwirft sich der weltlichen wie der geistlichen Autorität ohne Zaudern und Murren, wo's nöthig ist um eine äußerliche Ehre, die zur Stellung gehört, zu erhalten: und das alles hindert ihn nicht, sich über Ehe und Kirche, weltliche und geistliche Obrigkeit lustig zu machen, „wo es sich geziemt," d. h. wo es am Platze ist: denn der Takt verläßt ihn nie. Montesquieu hat eine Abhandlung über Consideration und Reputation geschrieben, die leider verloren scheint, von der aber viele und ausgedehnte Citationen in einem Blatte der Zeit, welches eine Recension der Schrift gab, erhalten sind. Darin sagt er ganz offen: „Ein Ding, das uns mehr als alle Laster die Konsideration entzieht, ist die Lächerlichkeit. Eine gewisse linkische Weise entehrt eine Frau weit mehr als eine Galanterie." Das spricht der Franzose; der Philosoph fügt hinzu: „Da die Laster fast allgemein sind, ist man übereingekommen, das Kriegsrecht gegen sie zu wahren (de se faire bonne guerre); aber da jede Lächerlichkeit persönlich ist, giebt man ihr kein Quartier." Wie sehr es ihm aber um die Consideration zu thun ist, gesteht er eben so unumwunden: „Ein Mann aus gebildeten Kreisen (so übersetze ich das honnête homme Altfrankreichs), der in der Gesellschaft angesehen ist, ist im glücklichsten Zustande, in dem man sein kann. Die Konsideration trägt viel mehr zu unserem Glücke bei, als Geburt, Reichthum, Aemter, Würden..." Wer ihrer theilhaftig ist, „genießt alle Augen-

blicke die Rücksichten derer, die ihn umgeben: er begegnet in der geringsten Bewegung einem Zeichen der allgemeinen Achtung, seine Seele ist aufs wohlthuendste (délicieusement) in jener Befriedigung erhalten, welche die Befriedigungen fühlbarer macht und in jenem Vergnügen, das die Vergnügen selbst erheitert." Auch versäumt er, als echter Franzose, nicht so leicht etwas, das ihm jene „wohlthuende" Empfindung verschaffen könnte; was thut er nicht, um in die Akademie zu kommen! Wie bemüht er sich, seine Baronie zu einem Marquisate erheben zu lassen! Aber er ist konsequenter als die meisten seiner Landsleute: er rühmt die Gleichheit nicht; er preist die Auszeichnungen.

Dabei hat seine Eitelkeit nichts Verletzendes für andere. Montesquieu war nicht neidisch, wie z. B. Voltaire, dem der hochgeborene, „konsiderirte", Montesquieu und sein Ruhm zeitlebens ein Dorn im Auge war; der die Lettres persanes „leichte Waare, ein ärmlich Buch" (c'est du frétin, c'est un piètre livre) nannte; die „Größe und den Verfall" wie den „Geist der Gesetze" hämisch kritisirte, ohne sie nur recht gelesen zu haben. „Voltaire hat zu viel Geist um mich zu verstehen, meinte Montesquieu. Alle Bücher, die er liest, macht er sich selber; worauf er billigt oder mißbilligt, was er gemacht hat." In der Privatunterhaltung entschlüpfte es ihm allerdings zu sagen: „Voltaire ist vielleicht der Mensch, der die meisten Lügen in der kürzest möglichen Zeit sagt." Doch griff er nie Voltaire's Werke an, wie er sich überhaupt auf Kritik nicht einließ. Das hätte ihn in mißliebige Zänkereien hineingezogen, und er liebte zu sehr seine Ruhe, war zu vornehm, um wie der beweglich bissige Emporkömmling an solchem Witzspiel mit scharfer Waffe

sein Gefallen zu finden. Montesquieu ließ stets den Knopf am Fleurett.

Die Gutmüthigkeit und der Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, waren zwei hervorstechende Züge im Wesen des Präsidenten. „Ich verlange ja nichts von dieser Welt, sagte er, als daß sie sich ruhig um ihre Axe drehe.“ Freilich, wenn man ihn nicht in Ruhe ließ, wußte er zu antworten, so namentlich, wenn man ihn in seiner geliebten La Brède belästigte, wie's wohl zu Zeiten kommen mochte, wenn unbequeme Nachbarn, oder übereifrige Regierungsbeamten ihm etwas vorschreiben wollten. So klagte der Intendant dem Generalcontrolleur — wir würden sagen der Oberpräsident dem Minister — der Sieur de Montesquieu pflanze Weinstöcke, wo es nicht erlaubt sei und vertheidige sein Recht durch impertinente Denkschriften: „Da es Herrn von Montesquieu nicht an Witz fehlt, genirt er sich nicht, Paradoxe aufzutischen, und schmeichelt sich, es werde ihm ein Leichtes sein, mit ein paar glänzenden Argumenten die albernsten Dinge zu beweisen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, nicht auf seine Denkschrift zu antworten und nicht in die Schranken gegen ihn zu treten: Er hat nichts zu thun, als Gelegenheiten auszuspüren, um seinen Witz zu üben. Ich habe ernstere Dinge, die mich beschäftigen.“ Montesquieu gewann auch diesen Proceß wie fast alle und als echter Gascogner verkaufte er seinen guten englischen Freunden alljährlich das Gewächs, das er so vermehrt hatte. Denn Montesquieu war ein so trefflicher Hauswirth, als er ein thätiger und einsichtiger Landwirth war. Am Ende seines Lebens hatte er seine Einkünfte nahezu verdoppelt. Seine Ordnung war sprüchwörtlich, und er schenkte nicht so leicht einen Heller,

auf den er ein Recht hatte. Dabei war er — auch darin ein echter Franzose — die Mäßigkeit selber: frühstückte mit einem Glas Wein und einem Stückchen trocknen Brots und soll auch seine Kutschenpferde nicht viel fetter gehalten haben als Harpagon die seinen hielt, wenn man anders Molière Glauben schenken darf. Seine Kleidung war beinahe ärmlich. Auch konnte er nie Ausdrücke finden, die stark genug waren, seinen Gefühlen über das Laster der Verschwendung Ausdruck zu geben; und wenn die in Amerika reichgewordenen Bordelesen an dem Strand der Garonnne ihre Schätze aushängten, meinte er, „sie hängten ihre Dummheit aus".

Allein man würde weit fehl gehen, wenn man glaubte Montesquieu sei geizig gewesen. Herr Vian erzählt uns vier vollständig beglaubigte Anekdoten über seine Liberalität, deren eine bewunderungswürdiger ist als die andere: vor allem war er gegen seine Bauern die Güte selbst, verlangte nur geringe Pacht und, obschon er in der Theorie und in der Unterhaltung die größte Strenge gegen die Wilddiebe predigte, drückte er in der Praxis gar oft ein Auge zu. So war er auch unbarmherzig in Worten gegen die Projectenmacher; aber er unterstützte mit klingender Münze den armen Erfinder eines Chronometers, der ihm in den Wurf kam. Als er einst erfuhr, die Bauern auf einem seiner entfernten Güter litten an Hungersnoth, weil der Krieg die Getreideeinfuhr gehindert, reiste der alte Herr mitten im Winter hin, versammelte die vier Pfarrer der Ortschaften, übergab ihnen alles Getreide in seinen Lagern zur Vertheilung — für mehr als 6000 Livres — und nachdem sie ihm das Geheimniß versprochen, machte er sich wieder davon. Im allgemeinen liebte er nicht bedankt zu werden. Es giebt eine Geschichte

aus seinem Leben, die auch dramatisch behandelt worden ist, wie er einem armen Jungen, von dem er zufällig erfahren, sein Vater schmachte als Sklave in Tetuan, diesem seinen Vater losgekauft, ohne daß der Freigelassene noch sein Knabe je den Namen des Wohlthäters hätten erfahren können; und Herr Vian, der gern seine christlichen Gefühle an den Tag legt, meint, St. Vincenz von Paula wäre gewiß zartfühlender gewesen, hätte sich dem Danke nicht entzogen. Auch der keineswegs christliche Sainte-Beuve macht seine Vorbehalte gegen diese Art von Wohlthätigkeit. „Ehren wir, achten wir die natürliche und verständige Freigebigkeit; aber erkennen wir doch an, daß dieser Güte und dieser Mildthätigkeit eine gewisse Flamme fehlt, wie diesem ganzen Geist und dieser Gesellschaftskunst des 18. Jahrhunderts eine Blüthe der Phantasie und Poesie fehlt. Nie sieht man in der Ferne das Blau des Himmels noch den Schimmer der Sterne.“ So unbestreitbar die zweite Hälfte dieses Satzes, so zweifelhaft ist die erste Hälfte: es sind die zartesten Seelen, welche in der Furcht, ihrer Bewegungen nicht Meister sein zu können, sich zu verbergen suchen, wenn die Thräne quillt, oder sie mit einem Scherz weglachen, und wenn Montesquieu mit seiner Unempfindlichkeit renommirte: „Ich war der Freund aller Geister und der Feind aller Herzen“, so geschah es offenbar nur, um sich gegen die Weinerlichkeit seiner Zeit zu wehren: denn das 18. Jahrhundert war vielleicht nur deshalb so unkünstlerisch, weil seine Empfindsamkeit eine zu wirkliche war, das Subject zu sehr beherrschte, um ihm zu erlauben, sie künstlerisch zu objektiren. Erst Goethen war es gegeben, dieser Empfindsamkeit Herr zu werden, und ihm ist es denn auch gelungen, sie dichterisch darzustellen.

Das 18. Jahrhundert war ein wenig wie Montesquieu; gar strenge in der Theorie, in der Praxis gerne nachsichtig: in der Form war alles Convention; im Wesen war oft das Menschliche allein giltig. Es ging mit fast allem wie mit Montesquieu's Heirath. Die Gesetze erklärten die gemischten Ehen für Concubinate, die daraus entsprossenen Kinder für Bastarde, verwiesen die Leichen der so Verheiratheten auf den Schindanger; in Wirklichkeit heirathete ein Präsident des Parlaments von Bordeaux, der mit Anwendung solcher Gesetze betraut war, eine Protestantin und die es blieb. Heute würde Montesquieu in Bordeaux keinen Priester finden, der ihn traute[1] und begnügte er sich mit der Civilehe, so würde Mme. de Montesquieu nicht in der Gesellschaft empfangen werden. Ich will nicht sagen, daß es nicht besser wäre, gesetzliche Freiheit zu haben als gesellschaftliche: ich will nur daran erinnern, daß die letztere größer war im 18. Jahrhundert als heute. Von jenem gilt wirklich das Wort von den „schlechten Gesetzen, welche der Mißbrauch corrigirt". Man denke an die Akademie; und was einem der ersten Gelehrten Frankreichs, Herrn Littré, vor zehn Jahren zugestoßen ist, als es dem Bischof Dupanloup und Herrn Guizot gelang, ihn von der erlauchten Versammlung fern zu halten, weil er ein Freidenker sei. Wie anders Cardinal Fleury mit Montesquieu! Der hatte auch seinen Dupanloup, den Vater Tournemine, der die Lettres persanes denuncirte, welche gerade das Anrecht des Präsidenten auf die akademische Ehre ausmachten. Und in Wahrheit,

---

[1] Verspräche er die Kinder katholisch zu erziehen, so würde sich einer vielleicht herablassen, die Ehe zu segnen, auch dann nicht einmal in der Kirche, sondern höchstens in der Sacristei.

aus seinem Leben, die auch dramatisch behandelt worden ist, wie er einem armen Jungen, von dem er zufällig erfahren, sein Vater schmachte als Sklave in Tetuan, diesem seinen Vater losgekauft, ohne daß der Freigelassene noch sein Knabe je den Namen des Wohlthäters hätten erfahren können; und Herr Vian, der gern seine christlichen Gefühle an den Tag legt, meint, St. Vincenz von Paula wäre gewiß zartfühlender gewesen, hätte sich dem Danke nicht entzogen. Auch der keineswegs christliche Sainte-Beuve macht seine Vorbehalte gegen diese Art von Wohlthätigkeit. „Ehren wir, achten wir die natürliche und verständige Freigebigkeit; aber erkennen wir doch an, daß dieser Güte und dieser Mildthätigkeit eine gewisse Flamme fehlt, wie diesem ganzen Geist und dieser Gesellschaftskunst des 18. Jahrhunderts eine Blüthe der Phantasie und Poesie fehlt. Nie sieht man in der Ferne das Blau des Himmels noch den Schimmer der Sterne." So unbestreitbar die zweite Hälfte dieses Satzes, so zweifelhaft ist die erste Hälfte: es sind die zartesten Seelen, welche in der Furcht, ihrer Bewegungen nicht Meister sein zu können, sich zu verbergen suchen, wenn die Thräne quillt, oder sie mit einem Scherz weglachen, und wenn Montesquieu mit seiner Unempfindlichkeit renommirte: „Ich war der Freund aller Geister und der Feind aller Herzen", so geschah es offenbar nur, um sich gegen die Weinerlichkeit seiner Zeit zu wehren: denn das 18. Jahrhundert war vielleicht nur deshalb so unkünstlerisch, weil seine Empfindsamkeit eine zu wirkliche war, das Subject zu sehr beherrschte, um ihm zu erlauben, sie künstlerisch zu objektiren. Erst Goethen war es gegeben, dieser Empfindsamkeit Herr zu werden, und ihm ist es denn auch gelungen, sie dichterisch darzustellen.

Das 18. Jahrhundert war ein wenig wie Montesquieu; gar strenge in der Theorie, in der Praxis gerne nachsichtig: in der Form war alles Convention; im Wesen war oft das Menschliche allein giltig. Es ging mit fast allem wie mit Montesquieu's Heirath. Die Gesetze erklärten die gemischten Ehen für Concubinate, die daraus entsprossenen Kinder für Bastarde, verwiesen die Leichen der so Verheiratheten auf den Schindanger; in Wirklichkeit heirathete ein Präsident des Parlaments von Bordeaux, der mit Anwendung solcher Gesetze betraut war, eine Protestantin und die es blieb. Heute würde Montesquieu in Bordeaux keinen Priester finden, der ihn traute[1] und begnügte er sich mit der Civilehe, so würde Mme. de Montesquieu nicht in der Gesellschaft empfangen werden. Ich will nicht sagen, daß es nicht besser wäre, gesetzliche Freiheit zu haben als gesellschaftliche: ich will nur daran erinnern, daß die letztere größer war im 18. Jahrhundert als heute. Von jenem gilt wirklich das Wort von den „schlechten Gesetzen, welche der Mißbrauch corrigirt". Man denke an die Akademie; und was einem der ersten Gelehrten Frankreichs, Herrn Littré, vor zehn Jahren zugestoßen ist, als es dem Bischof Dupanloup und Herrn Guizot gelang, ihn von der erlauchten Versammlung fern zu halten, weil er ein Freidenker sei. Wie anders Cardinal Fleury mit Montesquieu! Der hatte auch seinen Dupanloup, den Vater Tournemine, der die Lettres persanes denuncirte, welche gerade das Anrecht des Präsidenten auf die akademische Ehre ausmachten. Und in Wahrheit,

[1] Verspräche er die Kinder katholisch zu erziehen, so würde sich einer vielleicht herablassen, die Ehe zu segnen, auch dann nicht einmal in der Kirche, sondern höchstens in der Sacristei.

die beiden Perser Montesquieu's waren nicht glimpflich mit den Mönchen und dem „Zauberer von Rom, der glauben machen will, drei mache eins," umgesprungen. Fleury, der als regierender Minister sein Veto zu geben hatte, erhob keinen Einspruch, wie er ja auch Voltaire's „Mahomet" gegen die Eiferer in Schutz genommen hatte. Es genügte, daß Montesquieu an den verfänglichen Stellen des dem Cardinal bestimmten Exemplars unverfängliche Cartons einschieben ließ. Der Minister wußte wohl um den Sachverhalt, aber er drückte ein Auge zu, damit nicht gesagt werden könne, der größte Schriftsteller der Zeit sei von der Akademie ausgeschlossen worden. Man weiß, daß Voltaire selber eine Zierde jener Akademie war, von der heute H. Taine ausgeschlossen wird, weil er ein Feind des Christenthums ist[1]. Montesquieu rächte sich auf seine Weise am Denuncianten, der seine Aufnahme verzögert. Vater Tournemine hielt gar viel auf seine Berühmtheit: so oft nun Montesquieu in der Folge seinen Namen aussprechen hörte, rief er stets: „Vater Tournemine! Was ist das, Vater Tournemine? Ich habe nie von ihm reden gehört!"

Dieser Widerspruch des Gesetzestextes und der Praxis geht durchs ganze Jahrhundert, und Montesquieu's Leben bietet der Beweise die Fülle. Freilich gehörte er zu den Privilegirten, aber der symbolische Act, der seinen Eintritt in's Leben wie den anderer Privilegirten begleitete, schien nicht umsonst vollzogen: wie Montaigne und Buffon wurde auch Montesquieu von einem armen Bettler aus der Taufe gehoben, „damit sein Pathe ihn sein ganzes Leben über daran

[1] Ist seit dem Tode M. Dupanloup's doch aufgenommen worden.

erinnere, daß die Armen seine Brüder sind.“ Jedenfalls vergaß Montesquieu nie, daß seine Privilegien ihn zu Gegenleistungen verpflichteten. Zu Hülfe kamen ihm seine Privilegien immerhin selbst da, wo er sie nicht direct anrufen konnte. Auch Nichtbevorrechtete, wie Voltaire, Diderot, Beaumarchais, wußten über die Gesetze, insbesondere über die Censur, zu triumphiren, aber nur um den Preis langer Kämpfe. Montesquieu überwand sie wie spielend. Ueberwunden wurden sie immer: wie hätten wir sonst jene einzige Literatur des 18. Jahrhunderts, der wir unsere Freiheit danken.

Wohl mußten alle Werke Montesquieu's, auch die, welche Kirche und Staat angriffen, anonym und im Auslande veröffentlicht werden; auch wurde ihre Einfuhr in Frankreich verboten, aber die Anonymität war so durchsichtig, daß der Verfasser auf seine nicht unterzeichneten Schriften hin in die Akademie gewählt wurde; ein Pfäfflein hatte die Güte, nach Amsterdam zu reisen und den Druck der Lettres persanes zu besorgen; ein befreundeter Jesuit sah dem Präsidenten die Druckbogen durch; und die Grenze war so lässig überwacht, daß in einem Jahre (1721) nicht weniger als acht Auflagen von dem Buche in Frankreich abgesetzt wurden. Nicht ganz so leicht ging's mit dem doch so viel gemäßigteren „Geist der Gesetze“. Zwar verweigerte die Censur diesmal die Einführung in Frankreich nicht, aber sie vermochte Montesquieu, der sich übrigens nicht lange bitten ließ, einige anstößige Stellen — es waren im ganzen vierzehn — durch Cartons zu ersetzen; allein die Obrigkeit verbot es nachträglich (1749), doch nur für kurze Zeit. Kaum hatte Malesherbes die Direction des Buchhan-

dels im Ministerium übernommen (1750), so hob er auch die Hindernisse der Circulation.

Aehnlich ging's in Rom, wo man das Werk auf den Index setzen wollte, trotz aller Cartons, trotz des französischen Gesandten, trotz des heiligen Vaters selber — es war der gutmüthige Lambertini, der acht Jahre vorher die Widmung des „Mahomet" so gnädig aufgenommen. Ein Eiferer hatte schon gleich nach dem Erscheinen des Werkes es der Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche alle fünf Jahre tagte, denuncirt; diese aber hatte abgelehnt, sich damit abzugeben. Die Sorbonne war weiter gegangen: sie hatte eine vollständige Censur aller ketzerischen Stellen entworfen; doch blieb's bei dem Entwurfe, da Montesquieu sie auf eine verbesserte, zweite Auflage vertröstete. In Rom dauerten die Unterhandlungen vier Jahre lang und, obschon der einflußreiche Cardinal Passionei — derselbe, von dem C. Justi uns in seinem „Winkelmann" ein so herrliches Porträt gegeben und der auch früher als Mittelsmann zwischen dem Papste und Voltaire gedient — sich eifrig bei den Berichterstattern der Congregation verwandt, wurde die erste Auflage, sowie die italienische Uebersetzung des Buches doch 1752 auf den Index gestellt, wie gewöhnlich donec corrigantur, und überdies wurde, wohl auf Benedict's XIV. Veranlassung, das Decret geheim gehalten, d. h. unwirksam gemacht. Man sieht, selbst in Rom waren schon vor Ganganelli „avec le ciel des accommodements". Freilich hatte Montesquieu in diesen vier Jahren, in Rom wie in Paris, eine Gewandtheit, eine Beredtsamkeit, eine Thätigkeit entwickelt, die jedem Diplomaten, Advocaten und Geschäftsmanne Ehre gemacht hätten. Seine Denkschriften, seine Cor-

recturen, seine Privatbriefe waren kleine Meisterwerke an Feinheit, und die Hauptschrift, zu der diese Vertheidigung seines Buches Anlaß gab, die Défense de l'esprit des Lois, ist vielleicht das vollendetste Kunstwerk Montesquieu's geblieben.

Bezeichnender Weise hatte der „Geist der Gesetze“ anfangs und vornehmlich bei den Freunden wenig Erfolg; Präsident Hénault meinte, das Buch sei nur ein Entwurf; Silhouette rieth, es zu verbrennen; selbst Crébillon und Fontenelle riethen vom Druck ab; Helvetius und Saurin warfen ihm vor, zu nachsichtig für die kirchlichen und adeligen Vorurtheile zu sein. „Unser Freund Montesquieu, sagte Helvetius mit komischem Mitleiden, wird seinen Namen eines Weisen und Gesetzgebers einbüßen und nur noch ein Magistrat, ein Edelmann und ein Mann von Witz sein. Das betrübt mich, für ihn wie für die Menschheit, der er besser hätte dienen können.“ Auch Mme. du Deffand sagte in ihrer pikanten Weise, „der Geist der Gesetze“ sei „Geist über die Gesetze“. Die satirischen Verse über diesen „Fall“ des berühmten Verfassers der lettres persanes regneten; die Priester, vor Allem die Jansenisten, die das den Jesuiten gezollte Lob nicht schlucken konnten, nannten das Buch einen „Scandal“, ein Kind der Verfassung Unigenitus. Vor Allem war es die Theorie vom Einflusse des Klimas und Bodens, die unser Herder hernach so beredt weiter entwickelt, welche den Witz der Satiriker und die Einwände der Kritiker hervorrief. Montesquieu nahm sich den Erfolg nicht zu Herzen. „Ich höre ein Paar Bremsen um mich summen; aber wenn die Bienen nur ein wenig Honig darin finden, so genügt es mir.“ Ein Mann wie Montesquieu rechnet eben, so angenehm ihm auch die Anerkennung der Zeitgenossen sein

II.

England im achtzehnten Jahrhundert.

„Es lebt heute wol Niemand, der sich nicht Glück dazu wünschte, daß es sein Loos nicht ist, im achtzehnten Jahrhundert zu leben. Ist es doch, unter allgemeiner Zustimmung, zu einem Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden. Selbst seine Kleidung und Sitten haben Etwas an sich, das unwiderstehlich zum Lächeln reizt. Seine Literatur steht — mit wenigen edlen Ausnahmen — vernachlässigt auf unseren Bücherbänken. Seine Dichtung hat alle Macht verloren über uns. Seine Wissenschaft ist verurtheilt (exploded); sein Geschmack verdammt; seine kirchlichen Schöpfungen in die Winde zerstreut; seine religiösen Gedanken überlebt und auf raschem Wege zu vollständiger, vielleicht nicht einmal ganz verdienter Verachtung[1]."

Es bedurfte all' des Ueberlegenheitsbewußtseins, welches das geistliche Gewand seinem Träger zu geben pflegt, um solche Worte über das menschlichste und fruchtbarste aller

[1] G. H. Curteis: Dissent in its relations to the Church of England. Eight lectures preachet before the University of Oxford in the year 1871. p. 289.

Jahrhunderte vor den Vertretern der englischen Wissenschaft in der alma mater der englischen Bildung auszusprechen. Im Grunde aber ist es doch nur die priesterliche Uebertreibung eines Gefühls, das im heutigen England ziemlich allgemein ist. Ich weiß nicht, ob Herr Curteis, wol noch ein junger Mann, als er jene kecken Worte sprach und erst beim Altkatholicismus angekommen — es war im Jahre 1871 — Rom seitdem um ein Beträchtliches näher gerückt ist; auch kömmt es auf's Persönliche hier gar nicht an. Ein solches Urtheil über das achtzehnte Jahrhundert, an solchem Ort vor solchem Publicum ausgesprochen, hat nur insofern ein Interesse, als es eine Seite der Reaction gegen jenes Jahrhundert grell beleuchtet, welche der aufmerksame Beobachter als einen charakteristischen Zug der ganzen geistigen Bewegung Englands seit dreißig bis vierzig Jahren zu erkennen keine Mühe haben wird. Neben der großen Geringschätzung, welche die Radicalen Mill'scher Schule für eine Zeit an den Tag legen, wo England noch in den Banden der Aristokratie schmachtete, noch thöricht und ungerecht genug war, europäische Politik zu treiben und sich noch mit Philosophie abgab, hat sich auch der Widerwille einer Art Romantik gegen „die lange Herrschaft der Prosa" geregt, wie Leute, welche Poesie in einem Chorhemd mehr zu erblicken vermögen, die Zeit Fielding's und Goldsmith's zu nennen wagen.

Nichts gleicht in der That unserer Romantik von 1800 mehr als die sonderbare Bewegung der Geister in gewissen Kreisen Englands seit 1840 etwa. Es ist dieselbe Absichtlichkeit, derselbe Mangel an Unmittelbarkeit, dasselbe Gefallen an sogenannt poëtischen Aeußerlichkeiten, und, bei we-

niger historischem Sinn für Vergangenheit, dieselbe ganz unhistorische Sucht, die Gegenwart zurückzwängen zu wollen: Alles freilich in englischer Fassung und Weise. Die feste Geschlossenheit einer alten Gesellschaft voll starrer Conventionen erlaubt den englischen Romantikern die tollen Freiheiten nicht, die sich unsere Romantiker mit der Sitte nahmen; ein nationaler Staat und eine nationale Kirche stellen sich dem Spielen mit Staats- und Religionsfragen, in dem sich unsere christlich-germanischen Apostel gefielen, hindernd entgegen; die ungesunde, von der Blässe des Gedankens angekränkelte Sinnlichkeit unserer lüsternen Pedanten entwickelt sich nicht in der kräftigen Atmosphäre englischer Jugenderziehung und englischer Oeffentlichkeit. Dagegen fehlt den englischen Romantikern auch die wunderbare Bieg- und Schmiegsamkeit unserer Romantiker, ihre philosophische Durchbildung, die Ironie namentlich, die ein Friedrich Schlegel ja fast als den Kern der neuen Lehre hinzustellen pflegte. Der Engländer ist zu sehr aus einem Stück, zu ernst-gewissenhaft auch und steifwürdevoll, dabei viel zu realistisch gestimmt, als daß er's zu jener Virtuosität der Anempfindung brächte, seine Bestrebungen philosophisch durchgeistigte oder sich gar zu einer Schwärmerei verleiten ließe, welche das ganze gesellschaftliche Gebäude bedrohen könnte. Die Schwärmerei, die ja natürlich in England ebensowenig fehlen kann, als in irgend einem anderen Volke, wirft sich bei ihm immer auf's Religiöse und bleibt beinahe ausschließlich in den der höheren Bildung fremden Kreisen des Volkes. Jene modischen Romantiker aber sind gerade die Auserwählten der Bildung. Die ganze Bewegung ging ja von Oxford aus; und sie findet besonderen Anklang in

den höchsten Sphären. In der Kirche begann sie unter dem Namen des Tractarianismus, der dann sich im Puseyismus und endlich im Ritualismus bestimmter als eine katholisirende Reaction gestaltete. Sie ist ebenso gegen die Herrnhuter Schwärmerei als gegen die kirchliche Indifferenz des vorigen Jahrhunderts gerichtet. Sie sucht Befriedigung für das künstlerisch-sinnliche Bedürfniß und sucht es im Aeußerlichsten: Priestergewändern, Kerzen, Gesang u. s. w. Die Wenigen, bei denen es tiefer geht, thun denn auch den Schritt des Schiller'schen Mortimer: sie werfen sich, wie Dr. Newman selber, in den Schoß Roms.

Neben dieser kirchlichen Richtung aber ist auch eine heidnische im Gang, welche ebensosehr wie jene gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet ist und welche, obgleich scheinbar im Gegensatze zur religiösen Reaction, oder jedenfalls gleichgültig gegen dieselbe, im Grunde doch auf demselben Bedürfniß nach sinnlich-reicheren Lebensformen beruht und auch wie diese sich beim Aeußerlichsten begnügt. Ihr Ideal ist die italienische Renaissance und deren anscheinende Gleichgültigkeit gegen Stoff und Inhalt, deren Schwelgen in Formen und Farben. So hat sich eine Posie, eine Malerei, eine Aesthetik und eine Geschichtsschreibung herausgebildet, welche ebenso hohl und äußerlich ist, als jene kirchliche Bewegung und doch in dem Lande allmächtiger Fashion eine ebenso weite Herrschaft erlangt hat, als diese. Indessen thäte man sehr Unrecht, die culturhistorische Thätigkeit und Bedeutung des heutigen England hier zu suchen. Diese liegt durchaus in der Darwin'schen Lehre, wie sie von ausgezeichneten Männern — ich nenne vor Allem Huxley, W. Bagehot und, obschon er selbst es sich nicht

bewußt sein mag, L. Stephen — tiefer begründet, weiter entwickelt und auf andere Gebiete angewandt worden. Diese Männer sind es, welche bestimmend auf den europäischen Gedanken einwirkten, wie einst Bacon und Newton, Voltaire und Rousseau, Herder und Kant. Der ganze Chorhemd-schwindel hat nur eine örtliche und vorübergehende Bedeutung; der Positivismus aber, der eine Zeitlang grassirt hat, ist schon fast überwunden. Beide werden darum doch mittelbare Spuren hinterlassen.

Es tritt nämlich die merkwürdige Erscheinung ein, welche auch die deutsche Romantik im Gefolge gehabt hat, daß selbst die klaren Köpfe rationalistischer Bildung und Neigung sich diesem Einflusse nicht ganz entziehen können, davon aber doch nur das Berechtigte annehmen und, es vertiefend und klärend zugleich, anwenden. So entsteht eine historische Literatur — historisch im weitesten Sinne des Wortes — welche viele Aehnlichkeit mit unserer historischen Schule aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat und einen ähnlichen Reichthum wie diese zu entfalten verspricht. Der Positivismus seinerseits, von dem ein großer Theil der jetzt im reifen Mannesalter stehenden Generation Englands ausgegangen ist, wollte nur das thatsächliche Allgemeine in der Geschichte gelten lassen, dies aber wissenschaftlich behandelt wissen, d. h. unter Gesetze gebracht sehen; während er doch wieder die Philosophie der Geschichte, als einen Zweig der Metaphysik, verwarf. Das ward dann auch eine Zeitlang so getrieben und Buckle's Werk schien bestimmt, das Muster aller Geschichtschreibung zu werden. Es dauerte aber nicht lange, so fühlte man, daß eine solche Geschichtsbehandlung womöglich noch blassere, wesen-

den höchsten Sphären. In der Kirche begann sie unter dem Namen des Tractarianismus, der dann sich im Puseyismus und endlich im Ritualismus bestimmter als eine katholisirende Reaction gestaltete. Sie ist ebenso gegen die Herrnhuter Schwärmerei als gegen die kirchliche Indifferenz des vorigen Jahrhunderts gerichtet. Sie sucht Befriedigung für das künstlerisch-sinnliche Bedürfniß und sucht es im Aeußerlichsten: Priestergewändern, Kerzen, Gesang u. s. w. Die Wenigen, bei denen es tiefer geht, thun denn auch den Schritt des Schiller'schen Mortimer: sie werfen sich, wie Dr. Newman selber, in den Schoß Roms.

Neben dieser kirchlichen Richtung aber ist auch eine heidnische im Gang, welche ebensosehr wie jene gegen den Geist des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet ist und welche, obgleich scheinbar im Gegensatze zur religiösen Reaction, oder jedenfalls gleichgültig gegen dieselbe, im Grunde doch auf demselben Bedürfniß nach sinnlich-reicheren Lebensformen beruht und auch wie diese sich beim Aeußerlichsten begnügt. Ihr Ideal ist die italienische Renaissance und deren anscheinende Gleichgültigkeit gegen Stoff und Inhalt, deren Schwelgen in Formen und Farben. So hat sich eine Posie, eine Malerei, eine Aesthetik und eine Geschichtsschreibung herausgebildet, welche ebenso hohl und äußerlich ist, als jene kirchliche Bewegung und doch in dem Lande allmächtiger Fashion eine ebenso weite Herrschaft erlangt hat, als diese. Indessen thäte man sehr Unrecht, die culturhistorische Thätigkeit und Bedeutung des heutigen England hier zu suchen. Diese liegt durchaus in der Darwin'schen Lehre, wie sie von ausgezeichneten Männern — ich nenne vor Allem Huxley, W. Bagehot und, obschon er selbst es sich nicht

neunziger Jahre unendlich reicher und ursprünglicher war, als die gewollte Renaissance, welche in neueren Tagen vermeint, den Staat durch eine „kaiserliche" Politik, die Kirche durch einen prunkenden Gottesdienst, die Poesie und Kunst durch einen schwülstigsinnlichen Stil verjüngt zu haben.

I.

Wer die englische Verfassungsgeschichte von 1688 bis 1786 etwa im Einzelnen betrachtet, wird vielleicht versucht sein, sich unwillig, ja fast mit Ekel abzuwenden, wie's unser guter Schlosser gethan. Die schlimmsten Ränke gewissenloser Aristokraten, ein gehässiger Kampf um Macht und Geld, eine Gesinnungslosigkeit, welche es den Staatsmännern erlaubt ohne Anstand ihre Farbe zu wechseln, so oft es ihr Interesse erheischt; Bestechung überall und crasseste Selbstsucht der Regierenden bei anscheinender Lethargie der Regierten: dies ist das Schauspiel, das sich dem Betrachtenden darbietet, ohne daß das Mikroskop, durch das er die Dinge betrachtet, nur besonders stark zu sein brauchte. Selbst die Protagonisten dieses Schauspiels haben des Menschlichen fast mehr als die irgend einer anderen Zeit und eines anderen Volkes. Ein Wilhelm III. mag ein großer Politiker gewesen sein; dem Menschen gegenüber kann man sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren; und die Weise, wie er sich des Thrones bemächtigte, wie er in Irland verfuhr, gehen selbst über die weiteren Schranken politischer Moral hinaus. Seine Nachfolgerin ist eine schwache, und wie alle Schwachen eigensinnige, dabei launische und beschränkte Person, die

echte Tochter Jacob's II. Keiner der drei George flößt Einem Interesse oder auch nur Achtung für seine Persönlichkeit ein; der einzige Mann der ganzen Familie, ist Königin Caroline, wie sie die einzige Persönlichkeit ist, die uns menschlich anspricht, und sie starb früh. Ein Godolphin, ein Marlborough, ein Bolingbroke, ein R. Walpole sind wenig achtbare Charaktere und, mit Ausnahme des Letzteren, sehr mittelmäßige Staatsmänner, trotz aller ihrer sonstigen Begabung. Erst mit dem älteren Pitt und Burke kommt etwas mehr Schwung und sittlicher Ernst in die Staatsleitung, aber nur um den Preis höchst unenglischer, theatralischer „Pose“, von der die Vorgänger ganz frei waren. Nie waren die Männer, welche den Großen als Dolmetscher mit der Nation dienten, geistig begabter; aber vom moralischen Standpunkt, welche verbitterte Gehässigkeit bei Swift, welche Würdelosigkeit bei Defoe, der den Sold jeder Partei ohne Erröthen einstreicht; welche Heftigkeit und Persönlichkeit bei Junius, welche Gemeinheit bei Wilkes. Selbst Burke ist von einer Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit, welche es uns äußerst schwer macht, uns mit dem großen Seher persönlich zu befreunden.

Wenden wir aber die Blicke weg vom Einzelnen und sehen nur die allgemeine Entwickelung der Dinge und die Ergebnisse derselben, so ändert sich der Eindruck gänzlich. Selten in der Geschichte tritt die Macht der bewegenden allgemeinen Gedanken, Gefühle und Interessen, sowie der Druck des schon durch viele Nebenflüsse angeschwellten Hauptstromes der geschichtlichen Vergangenheit auffallender zu Tage als in diesem Jahrhundert des englischen Staatslebens. Es ist als ob die Persönlichkeit wirklich alle ihre

Bedeutung verloren hätte, wie die Positivisten glauben; oder daß sie doch nur da sei, die allgemeine Strömung zu fördern, nie sie zu hemmen oder gar in ein anderes Bett zu leiten. Alles entwickelt sich mit der Gesetzlichkeit eines Naturvorganges. Die Einzelnen verschwinden dem Auge des Ueberschauenden, wie in der Aufeinanderfolge der Jahreszeiten ein warmer Wintertag oder eine kalte Sommernacht dem Rückwärtsblickenden verschwinden vor der stetigen Erwärmung und Abkühlung der Temperatur. Die öffentliche und private Moral verfeinert und veredelt sich zusehends in diesem Jahrhundert, wo die Immoralität sich im öffentlichen wie im privaten Leben breit macht. Das wirkt die 1688 eroberte Oeffentlichkeit der Controle und Unabhängigkeit der Gerichte. Die Krone, deren Wille noch durchaus maßgebend ist unter Wilhelm III., muß unter Georg III., trotz aller Hartnäckigkeit und Herrschsucht ihres Trägers, sich unbedingt dem Willen des Parlaments fügen. Das ist die natürliche, wenn auch späte Folge der Einrichtung des Vertragskönigthums an Stelle des Königthums göttlicher Einsetzung als Ausflusses der Souveränität. Ebenso wird die Aristokratie, die noch am Anfang der Periode die entscheidende Macht ist — sie, nicht der Mittelstand, setzt Wilhelm zum König ein — immer ohnmächtiger. Sie stützt sich gegen die Staatskirche auf die Dissidenten, gegen den Kleinadel (Gentry), der von den Hannoveranern Nichts wissen will, auf den Handel: Beide wachsen ihm über den Kopf und am Ende des Jahrhunderts sind die Rollen fast vertauscht und die Beschützten sind die Beschützer geworden: es ist der Handel und der Dissent, welche die whiggistische Aristokratie gegen König Georg III. vertheidigen, als er

sich im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern an die Spitze der Gentry und der Staatskirche stellt. Das ist die Folge der „feigen“ Friedenspolitik der beiden ersten George und ihrer Minister, welche es dem Handel erlaubt hat Reichthum und durch Reichthum Macht zu erwerben. Die Staatskirche ist noch so populär und so lebensvoll unter Königin Anna, daß es ihr fast gelingt der thatsächlichen Duldung des Dissents ein Ende zu machen; aber die Toleranzacte selber bleibt eine unantastbare Errungenschaft; sie wirkt im Stillen und am Ende des Jahrhunderts ist die Sache der Dissidenten moralisch, wenn nicht factisch gewonnen; ja, der Dissent ist, als „evangelische Bewegung“ in die Staatskirche selber gedrungen. Das Unterhaus spielt so lange das gefügige, aber unwiderstehliche Werkzeug der Krone, daß es seiner Bedeutung immer mehr inne wird und am Ende der Krone seine Bedingungen aufzwingt; und es konnte nicht anders sein; sobald es durch die bill of right der Krone unmöglich gemacht war, Geld ohne Zustimmung des Unterhauses zu erheben, mußte die, wenn auch späte Folge davon sein, daß die Krone in der Wahl ihrer verantwortlichen Räthe vom Unterhaus abhängig wurde.

Dies war keineswegs der Fall im Anfange des Jahrhunderts. „Es erregte noch nicht die geringste Ueberraschung, wenn die Königin Einen oder alle ihre Minister trotz einer parlamentarischen Mehrheit entließ.“ (Minto, Defoe.) Der erste und wichtigste Schritt zu einer thatsächlichen, nicht geschriebenen, Aenderung der Verfassung war die Bildung eines rein whiggistischen Cabinets bei Georg's I. Thronbesteigung, und die unumschränkte Herrschaft des Premiers in diesem Cabinet. Bis dahin war

jeder Minister nur für sein Departement und nur dem Könige verantwortlich. Von nun ab war das Cabinet homogen und hing vom Premier ab, dessen Willen der König sich fügen mußte, wenn er nicht ein ganzes Ministerium wechseln wollte, was er wiederum nur thun konnte, wenn er sich gänzlich in die Arme eines anderen parlamentarischen Chefs warf, der ihm einen gleichen vollständigen Generalstab und zugleich mit demselben das stärkere parlamentarische Heer entgegenbrachte. Was Wunder, wenn Georg II. gegen Ende seiner langen Regierung sich dazu verstehen mußte sich einen Parlamentschef — den älteren Pitt — aufzwingen zu lassen, der ihm persönlich unausstehlich war und der sich soweit vergessen hatte, sein hannöversches Haus laut und grob zu insultiren. Ob eine ähnliche unserer Tage im preußischen Staatsministerium vollzogene Revolution wohl je zu ähnlichen Extremen führen wird?

Auch jener nie vergessene ausländische Ursprung der königlichen Familie trug unmittelbar zur Beschränkung der Kronrechte bei. Der König wußte, oder sein Minister wußte für ihn, daß der Theil der Nation, welcher so recht die englische Ueberlieferung vertrat, ihm nicht gewogen war und bis tief in's Jahrhundert hinein Sympathien für das alte einheimische oder doch längst einheimisch gewordene Königshaus hegte. Nirgends hat das Mißtrauen gegen die Fremden eine größere Rolle gespielt als in England. Wir sehen italienische Minister wie Mazarin und Alberoni in Frankreich und Spanien, ausländische Könige, wie Philipp V. in Madrid, Bernadotte in Stockholm, so viele hohe Beamte in Rußland, Dänemark, Oesterreich, aus dem Aus-

lande geholt: das Volk murrte wohl ein wenig in Toscana gegen die Lothringer, in Preußen gegen die Franzosen, aber der kosmopolitische Geist des Jahrhunderts war zu mächtig auf dem Festlande, als daß die Opposition über ein Murren hinausgegangen wäre. In England verdächtigte man den großen Holländer, der Englands Freiheit und Größe begründete, den trefflichen Deutschen, der in unsern Tagen einen so heilsamen Einfluß auf das englische Leben ausgeübt, genau ebenso wie Squire Western gegen die „verfluchten“ Hannoveraner tobte, wenn seine Schwester Politik sprach. Und es waren nicht allein die Squire Western, der ganze Stand zu dem er gehörte, die Gentry, welche so recht Altengland darstellte, die Staatskirche, ja das niedere Volk theilten dieses Vorurtheil, das Defoe in seinem trueborn Englishman, mit mehr gesundem Menschenverstand als Witz und Poesie, satirisirte und so ganz besonders lächerlich bei einem Volke fand, das, zusammengesetzt aus britischen, römischen, angelsächsischen, dänischen und normannischen Bestandtheilen, fast in allen Völkern Europa's Vettern sehen mußte. Wie dem auch sei, die Hannoveraner mußten so gut wie Wilhelm III. mit diesem Mißtrauen rechnen und bei dem Parlamente Schutz suchen. Aufs Oberhaus konnten sie zählen; dort war die whiggistische Aristokratie in der Mehrheit; das hatte sie noch kurz vorher bewiesen, als sie die Sache der Toleranz siegreich gegen das Unterhaus vertheidigt hatte, das die Dissidenten durch Untersagung gelegentlicher Theilnahme am anglikanischen Gottesdienste von allen öffentlichen Aemtern ausschließen wollte. Das Unterhaus also galt's zu gewinnen. Es wurden neue Wahlen ange-

ordnet, bei denen die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte und, Dank der Organisationslosigkeit der Tories, den Sieg davon trug: gebot doch die Krone allein über siebenzig boroughs, die großen Whigfamilien über die doppelte Anzahl, ward doch das Geld, wurden doch die Versprechungen nicht gespart; und die Krone verfügte damals noch über eine große Anzahl von Stellen, die sie heute nicht mehr zu vergeben hat. So kamen, Angesichts der jacobitischen Schilderhebung von 1715, der sich der halb jacobitisch, aber auch ganz protestantisch gesinnte Theil der Nation nicht anzuschließen wagte, Wahlen zu Stande, wie die unter Louis Philipp und Napoleon III. Sobald man aber die gewünschte Mehrheit hatte, setzte man, freudigst unterstützt von den Gewählten, die Westminster sehr angenehm fanden und die Kosten einer Neuwahl fürchteten, den Septennial Act durch, welcher dem Könige und seinen Ministern sieben Jahre Zeit gab sich fester einzuwurzeln, neue Interessen zu schaffen, alte an sich zu fesseln. Dieses Gesetz, welches Anfangs als ein Act der Reaction betrachtet und noch lange so dargestellt wurde, erwies sich als ein der parlamentarischen Obmacht außerordentlich günstiges. Natürlich stieg der Preis der Sitze, je länger man der Ehre sie einzunehmen sicher war; und es war dem reichen Kaufmannsstand ein Leichtes, verschuldete Junker aus dem Felde zu schlagen, wo es nur auf Geld ankam. Die Junker selber verschmähten die königlichen Jahresgehalte nicht so leicht, wenn sie ihren Sitz auf sieben Jahre gesichert sahen. Das Unterhaus schützte denn auch die Krone, bis alle Gefahr vorüber, der letzte Angriff der Jacobiten (1745) abgeschlagen war; allein es war nur natürlich, daß der Schützling

an Ansehen einbüßte, was der Beschützer gewann. Und auch bei den Gegnern verlor der König, der sich zu einem Parteiwerkzeug hergab, von seinem Ansehen, während die Thatsache, daß die Krone ausdrücklich ihres göttlichen Rechtes entkleidet wurde, dieselbe sogar im Ansehen der Menge schwächen mußte.

Allein auch die Aristokratie konnte ihre Macht nur einbüßen, je mehr sie sich dem Landadel und der Kirche entfremdete. Ihr gesellschaftlicher Einfluß blieb groß und ist bis heute groß geblieben, wie auch das gesellschaftliche Ansehen der Krone fast ungemindert geblieben ist. Ja selbst auf die Politik blieb die Einwirkung Beider mittelbar noch sehr merklich; nur der Aristokratie war es zu danken, wenn Männer wie der ältere Pitt, wie Burke, wie Canning, wie Macaulay in's Parlament kamen, Schriftsteller wie Addison, Hume, Gibbon einträgliche Staatsämter erhielten. Aber Einfluß ist nicht Herrschaft: diese entging dem hohen Adel immer mehr, oder er mußte sie doch theilen. Das vielgerühmte Gleichgewicht der drei Factoren bestand eigentlich nur eine ganz kurze Zeit. Beim Beginne des Jahrhunderts war die Krone noch ausschlaggebend, obschon sie ihre Existenz der Aristokratie verdankte; bis in die sechziger Jahre war die Mehrheit beider Häuser ganz in den Händen der großen Whigfamilien; aber schon am Ende des Jahrhunderts hatte das Gewicht des Unterhauses die beiden anderen Schalen in die Luft geschnellt. Und das Unterhaus war nicht mehr, was es früher war. Seine Mehrheit bestand noch immer aus Männern der Gentry; aber der große Aufschwung des Handels und der Industrie hatte das flüssige Capital bedeutend vermehrt und die Besitzer dieses Ca-

pitals traten immer mehr in den Vordergrund. Selbst wenn sie, wie die meist wohlhabenden Dissidenten, nicht in's Parlament dringen konnten, weil die Testacte ihnen den Eintritt verwehrte, so war ihr Interesse doch maßgebend, und die Plutokratie theilte sich mehr und mehr in die Herrschaft mit der Aristokratie. Es ist, bei allen Mißständen, doch immer der große Vorzug eines lauten, öffentlichen Lebens, daß, wo es besteht, die Wahlversammlung, welches auch immer das Wahlgesetz sei, stets die Nation in ihrer Gesammtheit vertritt; ja, man könnte fast sagen, dies laute öffentliche Leben sei die nothwendige Lebensluft jeder Repräsentativverfassung. Walpole hatte die große Tugend der Unempfindlichkeit gegen persönliche Angriffe. Während die Preßprocesse, und in Folge derselben die härtesten Strafen für Preßvergehen, unter den toryſtischen wie unter den whiggistischen Ministerien der Königin Anna, noch regelmäßig auf der Tagesordnung standen, so hörte man von keinerlei gerichtlichen Verfolgungen der Art unter den beiden ersten Georgen. Je sittlich achtbarer aber, je geistig überlegener, je materiell mächtiger die ausgeschlossenen Gesellschaftsclassen waren, desto größer das Gewicht ihrer Stimme. Eine öffentliche Meinung, welche nur die Meinung der besitzlosen Literaten in Will's Kaffeehaus gewesen wäre, hätte vielleicht Mühe gehabt, sich Gehör zu verschaffen; eine öffentliche Meinung, von der man wußte, sie vertrete den Fleiß, die Ordnungsliebe, die Sparsamkeit, und in Folge dessen den eigentlichen Reichthum des Landes, konnte man nicht ungestraft ignoriren. Die Interessen von Liverpool und Manchester waren, schon ehe diese Städte Abgeordnete wählen durften, so gut und besser in der englischen Po-

litik gewahrt, als nach den beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts. Niemand aber von allen englischen Staatsmännern hatte ein schärferes Ohr für diese unvertretene Meinung als Robert Walpole, der, mit allen seinen Fehlern und Tugenden, der echte Typus des aristokratischen Staatsmannes war.

Es ist der Vortheil der Oligarchien, wie sie Rom, Venedig, England in ihren besten Zeiten gekannt, daß sie nicht wie Demokratien und Despotien überlegener, ja genialer Staatsmänner bedürfen, daß sie auch mit dem Talent, ja nöthigenfalls der Mittelmäßigkeit, ganz gut fahren. Sie haben Das mit den bureaukratischen Regierungen gemein, welche ebenfalls halbe Jahrhunderte lang — wer denkt dabei nicht an die preußische Entwickelung von 1815 bis 1862? — genialer Männer entrathen können, ohne daß der Staat darüber versumpfe oder auf Klippen gerathe. Auch im oligarchischen wie im bureaukratischen Gemeinwesen findet der staatsmännische Genius Mittel und Gelegenheit seine wohlthuende Kraft zu entfalten, von Zeit zu Zeit das Ganze mit einem plötzlichen Ruck vorwärts zu bringen, so Anstöße zu geben, die dann halbe Jahrhunderte fortwirken in geebneten Betten. Der Corpsgeist und die Ueberlieferung machen sich dann als Collectivtugend und Collectivweisheit geltend, und leisten manchmal mehr, wenn auch geräuschlos und glanzlos, als große Despoten und Volksmänner, deren Schöpfungen oft ihren Schöpfer nicht überdauern, weil jener stätigwirkende Organismus nicht da ist, sie zu wahren und auszuarbeiten. Nie hat England größere Fortschritte gemacht als in dem halben Jahrhundert von 1714—1760. Das Land ward reich, die Bevölkerung

nahm rasch zu, auch das geistige Leben stand, wie wir sehen werden, nicht still; selbst sittlich war der Fortschritt groß, trotz der persönlichen Unsittlichkeit Walpole's und seiner Werkzeuge. Zum größten Theile allerdings war dieser Fortschritt dem wachsenden Einflusse des fleißigen und tüchtigen Mittelstandes zu danken. Indeß auch dem leitenden Minister und seinen Leuten kam ein Verdienst dabei zu. War doch jene Controle der Oeffentlichkeit, welche die Immoralität immerhin in gewissen Grenzen hielt, die directe Folge von Walpole's „Dickhäutigkeit", welche, wie Thiers' „alter Regenschirm", Alles über sich ergehen ließ; vor Allem aber, Walpole war ein Feind alles cant. War Niemand dem großen deutschen Landjunker unseres Jahrhunderts unähnlicher in Bezug auf moralische Laxheit wie, leider! auch in jener Gleichgiltigkeit gegen das Kläffen der Presse, als der englische Landjunker des vorigen Jahrhunderts, so glich er ihm doch ungemein in dieser Verachtung des Scheins, der Komödie, der conventionellen Lüge, auch der anscheinend unschuldigsten. Die pompöse Tugend nennt das freilich Cynismus, damals wie heute; aber diesem Cynismus, der es verschmähte, der Tugend jene Huldigung darzubringen, die, so sagt man, in der Heuchelei besteht, dankte es England doch, daß die Wahrheit und mit ihr eine höhere Sittlichkeit in's politische Leben drang.

Auch hatte Walpole als Staatsmann große negative Tugenden. „Es ist der Fehler vieler Geschichtsschreiber," bemerkt Lecky sehr fein, „und das Unglück vieler Staatsmänner, daß diese oft beinahe ausschließlich nach den Maßregeln beurtheilt werden, die sie durchgesetzt haben, und gar nicht nach den Uebeln, die sie abgewandt." Und Walpole

verhinderte nicht nur viel Uebel. Getreu dem Grundsatze quieta non movere ließ er die Dinge sich ruhig entwickeln, ohne durch vorzeitige Reformen in diese Entwickelung einzugreifen oder sie durch Repression zu hemmen. Er unterdrückte Niemand und Nichts, und, mit Ausnahme eines Krieges, den er im Handelsinteresse Englands zuließ, wußte er dem Lande den Frieden zu erhalten, ohne dessen europäische Stellung zu vermindern. Als seine und seiner Nachfolger, der Pelhams, Regierung ein Ende nahm, war das Land mutatis mutandis ungefähr in der Lage, in welcher es sich 1874 befand, als die liberale Regierung Gladstone's der conservativen Lord Beaconfields Platz machte; ganz Europa und ganz England selber sprachen von dem Niedergange der englischen Größe u. s. w.; aber bei alledem hatte die Welt das Gefühl, wenn nicht das Bewußtsein, daß sich in dieser Zeit der Zurückhaltung Kräfte angesammelt hatten, die ein ungeheures Gewicht in die Wagschale werfen würden, wenn sich England je entschließen sollte, aus dieser Zurückhaltung herauszutreten. Die heutigen Engländer demokratischer Schule lassen sich hier leicht durch sittliche Bedenken oder Parteirücksichten beirren. Weil Walpole's innere Regierung eine unmoralische und eine aristokratische war, weil es ihr namentlich an allem Schwung fehlte, meinen sie auch seine äußere Politik verurtheilen zu müssen, welche doch so recht eigentlich ihre eigene ist. Ist doch die unter ihnen herrschende Reaction gegen Wilhelm's III. europäische Politik, wie gegen seinen panegyristischen Geschichtsschreiber Macaulay so groß, daß ein Schriftsteller von J. Morley's Bedeutung den spanischen Erbfolgekrieg den „unsinnigsten aller englischen Kriege“ zu

nennen nicht ansteht und ein Geschichtsschreiber wie Lecky, wenn auch mit mehr Mäßigung derselben Meinung huldigt. Ja, Ersterer bezeichnet sogar kurzweg die Jahre, in die der Kampf Großbritanniens gegen England fällt, als Jahre einer „verruchten Mißregierung (odious misgovernment)." Danach sollte man meinen, sie müßten den Inhalt wenigstens, wo nicht die Form, der Walpole'schen Friedenspolitik billigen; aber Morley, sowohl als Lecky, ja sogar der ungleich weniger im modernen Parteistandpunkte befangene L. Stephan lassen sich von dem Gerede der Zeitgenossen, namentlich Friedrichs des Großen, Josephs II., Katharina II., bestimmen, welche Englands Ende schon gekommen sahen, und schildern den Zustand ihres Vaterlandes bei der Thronbesteigung Georgs III., d. h. im Augenblick, wo die Früchte der fünfzigjährigen Whigregierung zu Tage traten, als einen traurigen und wenig beneidenswerthen. Wieviel richtiger sieht nicht unser Hettner, der doch der politischen Geschichtsschreibung wie dem politischen Leben so viel ferner steht, als jene Engländer! Ihm erlaubt eben die deutsche historisch-philosophische Weltanschauung, die Dinge in den richtigen Sehwinkel zu stellen.

Noch einmal, um jenen fünfzig Jahren englischer Geschichte gerecht zu werden, muß man die Ergebnisse derselben nicht aus den Augen verlieren und sich in Betrachtung der Dinge und Menschen während dieser Zeit immer auf dem Standpunkte der Vogelperspective halten. Wohl war das Unterhaus, mittelst dessen Walpole und die Pelham's regierten, käuflich und tyrannisch zugleich. Die Regierung verfügte noch über zahlreiche Stellen, die ihr erlaubten, wie unter Louis Philipp das Haus mit ihren Creaturen

als nachahmbar dar. Man weiß von welcher Tragweite diese seine That war; aber es scheint uns nur natürlich, daß die besten Köpfe Englands, insoweit sie dem Kampf um die Macht ferne standen, die Dinge anders anschauten. Sie sahen die corrupte, selbstische und anscheinend thatenlose Parteiregierung ihres Vaterlandes in der Nähe und verglichen sie mit dem Festlande, wodurch sie dann fast so continental wurden, als die fremden Bewunderer Englands englisch wurden. Nicht nur Hume und Gibbon, fast alle bedeutenden Denker Englands waren überzeugte Anhänger des „aufgeklärten Absolutismus", der gerade jetzt überall in Europa Wunder verrichtete; ja, Hume meinte, derselbe würde auch das Loos Englands sein, wenn die demokratische Evolution vollendet sein würde, „der leichteste Tod, die wahre Euthanasie der britischen Verfassung". Und es konnte nicht wohl anders sein, wenn sie, die am lauten Treiben und Kämpfen des öffentlichen Lebens kein Gefallen fanden, das Festland aus der Ferne betrachteten und Fürsten wie Friedrich II. und Peter Leopold, Minister wie Aranda und Turgot, am Werke sahen, welche nie an sich, sondern immer nur an den Staat dachten, sich mit demselben identificirten, das Beispiel der Sparsamkeit, des Fleißes und der Selbstaufopferung gaben; wenn sie überall rationelle Gesetzbücher eingeführt, die Rechtspflege vereinfacht, verwohlfeilt und namentlich gemildert, große öffentliche Bauten, Straßen und Kanäle im allgemeinen Interesse ausgeführt, überall Staatsschulen und Krankenhäuser eingerichtet und überwacht sahen; wenn sie damit die verwahrlosten Schulen, die damals gerade sehr darniederliegenden Universitäten, den Zustand der öffentlichen Sicherheit und der Gefängnisse,

die schwerfällige oder leichtsinnige Laienjustiz[1], die Eheverhältnisse und die Heereseinrichtungen in ihrem eigenen Lande verglichen. Was war natürlicher, als daß sie über dem Anblicke dieses administrativen Vorsprungs des Festlandes, dessen politischen Rückstand vergaßen, zumal sie aus der Ferne kaum die Schattenseiten jenes beneidneten Regimes entdeckten, während die des heimischen Regimes, namentlich das mit dem Parlamentarismus fast unzertrennliche Bestechungswesen, ihnen nur allzusehr in die Augen sprangen. Selbst alte Parlamentarier, wie Horace Walpole, wurden „aus warmen Anhängern der Freiheit ergebene Freunde der Regierungen," nicht weil sie „eine gute Stelle oder eine Gratification" bekommen, als welche „in England die Beweggründe solcher Bekehrungen zu sein pflegen," sondern aus Bewunderung für „die beiden menschlichen, tugendhaften und ausgezeichneten Minister" Ludwig's XVI., Turgot und Malesherbes. Auch verlangten diese englischen Bewunderer des „aufgeklärten Absolutismus" so wenig wie ein Voltaire oder Diderot, eine Willkürherrschaft, sondern nur die absolute Monarchie, als welche ebenso gut Regierung nach Gesetzen ist, wie das parlamentarische Königthum oder die Republik; denn sie wußten sehr wohl, was ihre Landsleute von heute durchaus nicht begreifen wollen, daß ein deutscher bezahlter Beamter ganz ebenso gesetzlich handelt und handeln muß, als ein englischer „Magistrate". Montesquieu selber theilt bekanntlich die Regierungen ein in republikanische,

---

[1] Man werfe nur einen Blick in die Romane des vorigen Jahrhunderts, in „Joseph Andrews" z. B. oder „Amelia", um sich einen Begriff von der Wirthschaft zu machen, welche die vornehmen Herrn Friedensrichter mit den ihnen anvertrauten Pflichten trieben.

monarchische und despotische und nennt „monarchisch" nicht nur die gemischte englische Staatsverfassung, sondern auch die absolute, d. h. bureaukratische, und setzt den Unterschied eben darin, daß diese von den Gesetzen, jene, die despotische, von der Laune geleitet wird. Wo die englischen Freunde des Absolutismus Unrecht hatten, war, wenn sie dieses festländische Regime für England anempfohlen, wie ihre Nachkommen Unrecht haben uns zur Annahme ihres Insular-Regimes zu rathen, ehe wir die Vorbedingungen dazu erlangt haben. Es wäre wirklich an der Zeit, man hörte endlich auf den englischen Parlamentstaat oder den deutschen Beamtenstaat als Universalrock anzupreisen, der auf jeden Rücken passe, soviel sie auch von einander entlehnen können. Die Isle of Man wird von einem Club von Gentlemen regiert, der sich beim Tode oder Austritt eines Mitgliedes selbst ergänzt durch Zuziehung neuer Gentlemen im Wege der Kugelung. Man sagt, diese Verfassung bewähre sich ganz vortrefflich und man könnte auch zur Noth eine ganz plausible allgemeine Theorie dieser Regierungsform aufstellen. Ich denke aber doch, es wird Niemandem so leicht einfallen, dieselbe in Italien oder Rußland einführen zu wollen. Und wieviel complicirter, einziger in ihrer Art, wieviel weniger allgemein gültig ist doch die britische Verfassung, die man uns allenthalben zur Nachahmung empfiehlt und wonach, wenn man den Schülern Montesquieu's folgen darf, „eine Regierung als ein großes Ballet betrachtet werden sollte, in welchem, wie in einem anderen Ballet, Alles von der Disposition der Figuren abhänge." (Delolme, citirt von L. Stephen.)

Diese Betrachtungsweise, welche bei Montesquieu nur

erst im Keime vorhanden war, wurde immer allgemeiner im vorigen Jahrhundert und, selbst wenn diese constitutionelle Mechanik auch König, Königin, Läufer, Springer und Thurm wegließ, um nur Bauern gelten zu lassen, wie in Rousseau's „gesellschaftlichem Vertrage", ihrem Wesen nach blieb sie immer dieselbe; und sie hat ihre Wirkung bis tief in unser Jahrhundert erstreckt. Was sind Mr Hare's und J. St. Mill's Combinationen für Vertretung der Minderheiten anders als die Enkel jener Verfassungen mit directem und indirectem Wahlrecht, Vertretung der Capacitäten, jährlichen Parlamenten, Theilung der Gewalten, absolutem Veto, suspensivem Veto u. s. w.? Alle betrachteten und betrachten die Menschen wie mathematische Einer, anstatt sie als lebendige Organismen aufzufassen. Die praktischen Politiker Englands, deren Thätigkeit die Theoretiker der Staatsrechtslehre so in Systeme faßten, waren darum nicht minder große Politiker; ließen sich auch in keinerlei Weise auf jene Constitutionsausklügelei ein; und der conservative Geist der englischen Verfassung bei all' ihrer Elasticität, der gerade politische Sinn des englischen Volkes, seine Vorurtheile auch, seine matter-of-fact Gewohnheiten, ja jene „Stockdummheit", welche den Radikalen Englands so unerträglich ist, machten, daß die Theorien der Verfassungskünstler nie eindrangen, wie in dem abstractionslustigen Frankreich und dem speculativen Deutschland.

Bald auch sollte dem unklaren Widerstreben, das sich im Schoße der Nation gegen die mechanisch-rationalistische Staatsrechtslehre und ihre praktischen Forderungen regte, ein großer Sprecher erstehen, der das Wort für den dunklen Drang zu finden wußte. Burke gehörte durch seine

Geburt der Lessing'schen Generation an — er war 1729 geboren —; durch den Gedanken, den er vertrat, war er ein Genosse Herder's; mehr als ein Genosse, er war für England und die politischen Theorien genau, was Herder für Deutschland und die literarischen Theorien: der Verkünder des historischen Princips, das die Weltanschauung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschen sollte, der Herold, der das Zeichen zum Angriff gegen den Rationalismus und Mechanismus des vorigen Jahrhunderts gab. So hoch sich auch ein Montesquieu, ein Lessing über die platten Rationalisten ihrer Zeit erhoben, so vielfach sie auch Kraft ihres Genies das sahen, was die folgende Generation als den Kern aller Dinge darstellen sollte: sie wurzelten immerhin im Boden des Rationalismus; die Verständigkeit des common sense hatte in ihnen ihren höchsten Ausdruck gefunden, hatte sich in ihnen bis zum Genie gesteigert; war so über sich selbst hinausgegangen. Burke und Herder dagegen machen Front gegen dieselbe. Man vergleiche Lessing's und Herder's Untersuchungen über die Fabel, Hume's Essay über die „Politik als Wissenschaft" und Burke's „Reflections", so fühlt man sofort, daß hier zweierlei Sprachen geredet werden. Und Burke wie Herder sprachen den Grundgedanken ihrer Lehren schon in ihren ersten Jugendschriften aus. Man hat oft Burke als einen Politiker dargestellt, der seine Partei verrathen, oder doch mindestens, als er schon über die Lebensmitte hinaus war, seine Ueberzeugungen plötzlich gewechselt habe. Namentlich hat sich unser Schlosser, mit der, vielen „Tüchtigen" eigenthümlichen Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, wiederholt an Burke schnöde versündigt. Herr Morley und vor ihm

Herr L. Stephen haben auf's schlagendste nachgewiesen, wie Burke sich im Grunde nie untreu wurde; Herr Morley hat noch überdieß den Beweis geliefert, daß Burke's persönliche Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit und Herzensgüte über allen Zweifel erhaben sind — und Herr Morley ist doch auch ein politischer Moralist wie Schlosser, wenn schon ein höflicherer und, was mehr ist, er gehört als Radikaler zu den geschwornen Feinden der Burke'schen Anschauungsweise. Burke's erste Schrift erschien zehn Jahre vor Herder's „Fragmenten" freilich ohne den allgemeinen und erobernden Eindruck zu machen, den die Erstlingsschrift unseres Täufers machte. Es war eine Parodie Bolingbroke's und seiner Manier. Den Ruf dieses „britischen Alcibiades", den man gewagt hat mit Mirabeau zu vergleichen und in welchem selbst Herr Lecky noch einen großen Staatsmann sehen will, war noch unangetastet, als der jugendliche Burke ihn auf diese Weise persiflirte. „Wer, geboren in den letzten vierzig Jahren . . . . hat Bolingbroke gelesen?" mochte er einunddreißig Jahre später selbst ausrufen. Im Jahre 1756, als Burke seine Vindication of Natural Society schrieb, wandte er sich noch an eine Generation, die nicht höher schwur, als bei Bolingbroke. Und welches war der Grundgedanke dieser kühnen Schrift, wenn nicht der, daß nicht ein bewußter vernunftgemäßer Vertrag, sondern Verjährung den „sichersten (most solid) aller Rechtsansprüche nicht nur auf's Eigenthum, sondern auf das, was das Eigenthum sichert, den Staat, ausmacht?" Daß die Welt zerfallen würde „wenn die Uebung aller moralischen Pflichten und die Grundlagen der Gesellschaft darauf beruhten, daß ihre Gründe jedem Einzelnen klar und nachweisbar gemacht

würden?" Daß die Verfassung „ein Kleid ist, welches sich dem Körper anpaßt," nicht ein Mantel, der für alle Schultern gerecht ist?

Und Burke war, wie Herder, ganz von diesem einen Gedanken beseelt und ausgefüllt; seine ganze Lebensthätigkeit war eine Auseinandersetzung, Entwickelung, Variation dieses Gedankens. Seneca hatte einen gewaltigen Respect vor einem Manne, der nur ein Buch zu lesen pflegte; wieviel größer ist die Macht eines Mannes, der nur einen Gedanken hegt! Das Geheimniß von Burke's gewaltiger Wirksamkeit, bei so vielen Nachtheilen der Stellung, der Bildung und des Temperaments, liegt hier. Immer und immer wieder kam er darauf zurück, daß von der Geschichte mehr politische Weisheit zu lernen sei, als von der philosophischen Speculation; „gelernt, wohlverstanden als Gewohnheit, nicht als Vorschrift, als eine Uebung, den Geist zu stärken, nicht als ein Repertorium von Fällen und Antecedentien für einen Advocaten." Immer und überall erhebt er sich gegen die allgemeine Abstraction für die concrete Besonderheit, für individuelles organisches Leben. Seine Bekämpfung der demokratischen Vaterlandslosigkeit, hundert Jahre, ehe sie sich in der französischen Commune und der deutschen Socialdemokratie ganz nackt und schamlos zeigte, war wie eine Vorahnung der Wichtigkeit, der übertriebenen Wichtigkeit, welche unser Jahrhundert dem Nationalitätsprincip geben sollte. Aehnlich seine Auffassung der Aristokratie als der Trägerin der politischen Tradition gegenüber der ephemeren Existenz einzelner Politiker, wie er selber einer war. Damit wiederum hängt seine Bewunderung für den englischen Landjunker zusammen, der so recht eigentlich

den Kern der Nation als historischer Einheit ausmachte und mit dem er persönlich ebenso wenig gemein hatte als mit der Aristokratie, wie es denn überhaupt bedeutenden Menschen oft begegnet, daß sie das am höchsten schätzen, was ihnen selbst abgeht. Die wahre Aristokratie, und gar die wahren Landjunker wissen wenig, was sie im Staate bedeuten: es bedarf erst der Eintagsfliege eines irischen Literaten, um ihnen ihre Bedeutung zum Bewußtsein und in eine Theorie zu bringen. Dazu gehört freilich Burke's wunderbare Fähigkeit zu generalisiren, ohne die Thatsachen aus den Augen zu verlieren, und „seine Weite des Blickes bei seiner Lebendigkeit der Sympathie" (L. Stephen). Gerade dadurch nun überlebt am Ende doch die süße Frucht, „die mit dem Sommer stirbt" und mit der er sich vergleicht, alle „die vielhundertjährigen Eichen, unter deren Schatten sie gereift."

Auch die anscheinende Inconsequenz in seiner politischen Laufbahn erklärt sich aus dieser historischen Grundansicht vom natürlichen Wachsthum, dem organischen Werden eines gesunden Gemeinwesens. Er war nur ein Gegner des Umsturzes, der diesen Werdeproceß unterbrach, um die Schöpfungen des willkürlichen Verstandes an dessen Stelle zu setzen; nicht der Reformen, die ihn erleichterten und förderten. „Wenn der Grund alter Einrichtungen dahingegangen, so ist es absurd Nichts als ihre Last zu bewahren. Das heißt abergläubisch eine Leiche balsamiren, welche nicht eine Unze der Körner werth ist, die man daran wendet, sie zu erhalten." Daher denn auch seine liberalen Reformvorschläge, welche Abstellungen von Mißbräuchen bezweckten, den Einfluß und die Bestechungsmacht der Krone auf's Parlament

beschränkten und im Grunde mehr zur Unabhängigkeit des Unterhauses und zur Wahrhaftigkeit des politischen Lebens beitrugen, als die beiden großen Wahlreformen unseres Jahrhunderts. Daher auch seine lebhafte Parteinahme für die Nordamerikaner. Der Unabhängigkeitskrieg war in der That, nach J. Morley's tiefer Bemerkung, ein zweiter englischer Bürgerkrieg und in diesem Bürgerkrieg stand Burke auf der Seite derer, die nicht — oder doch noch nicht — allgemeine Menschenrechte, sondern die geschriebenen und verbrieften Rechte britischer Unterthanen anriefen; und er stand hier fast ganz allein gegen die Nation, die leidenschaftlich den Krieg wollte. Erst als die französische Revolution ausbrach, begann er den Zusammenhang beider Bewegungen einzusehen. Und er zögerte nicht einen Augenblick. Vom ersten Tage an denuncirte er die Revolution als ein Werk des Verstandeshochmuths, der sich unterfange, die Geschichte von Neuem zu beginnen, in Wirklichkeit aber sich in die Dienste der rohesten Leidenschaft begeben hatte. Als noch ganz Europa für die hohen Gedanken der Revolution schwärmte, noch ehe die Bastille gestürmt war, sah dieser Prophet des Conservatismus die Quellen der Bewegung und die Extreme, zu denen sie führen mußte, mit derselben unerbittlichen Klarheit, mit welcher sie in unseren Tagen ein Tocqueville, ein Sybel, ein Taine, Dank den tiefsten und eindringendsten Forschungen, erkannt haben.

Burke war keineswegs der Aristokratendiener, als den man ihn darstellt; aber er hielt die Freiheit für unmöglich ohne Aristokratie; das wenigstens sah selbst ein Mirabeau noch vor seinem Tode ein, daß die neue Verfassung Frankreichs einen Richelieu hätte entzücken müssen, da ihre

gleiche Oberfläche die Ausübung der absoluten Gewalt so sehr erleichterte. Und obschon Burke keineswegs die Verachtung für die „großen bösen Männer“ von Richelieu's Art hegte, welche unsere Demokraten an den Tag legen, so war er doch der Ueberzeugung, daß eine ruhige organische Entwickelung solchen genialen Chirurgen vorzuziehen sei. Und er bestritt nicht nur die politische Befähigung der Advocatenversammlung von 1789 schon mit den thatsächlichen und logischen Beweisen, denen Taine erst in unsern Tagen einige Geltung hat verschaffen können; er zog auch die Nothwendigkeit selber einer gewaltsamen Revolution in Frage. Er hatte kurz vorher Frankreich bereist und sich überzeugt, daß die große Umwälzung nicht durch unerträgliche Leiden hervorgerufen sei.[1] Daß mag nun freilich eine recht oberflächliche Beobachtung gewesen sein; aber weil eine Umwälzung und eine schleunige Besserung der Umstände nothwendig war, so ergiebt sich noch nicht, daß die Greuel von 1789 oder gar die von 1792, 1793, 1794 unerläßlich waren, um einen besseren Zustand herbeizuführen. Sicherlich ist die Anschauung, welche meint, die Bewegung rechts oder links eines Generals oder eines Staatsmannes könnte den ganzen Strom der Geschichte in andre Betten leiten (eine Anschauung, die selbst ein Lecky manchmal zu theilen scheint) eine äußerst mechanische, die selbst der indirecteste Schüler Hegel's nicht wird gelten lassen wollen; aber auch im andern Extrem kann man zu weit gehen. Wol war die große Revolution nothwendig, das muß zugegeben werden,

---

[1] Aehnliche Bemerkungen finden wir in Dr. Rigby's jüngst veröffentlichten Reisebriefen aus Frankreich im Jahre 1789. Der einzig zuverlässige Beobachter indessen bleibt immer Young.

und keine Menschenkunst hätte sie aufhalten können; aber mußte sie wirklich so greuelhaft sein? Mußte wirklich all' dies Blut vergossen werden, um die neuen Zustände zu schaffen? Das Beispiel von P. Leopold's Wirksamkeit in Toscana dürfte das Gegenteil beweisen. Warum Männer wie Turgot und Malesherbes nicht Dasselbe hätten vollbringen sollen, wenn sie der schwache König nicht hätte fallen lassen, ist durchaus nicht abzusehen. Daher denn auch die Entrüstung der großen Katharina über diese Greuel keineswegs so inconsequent ist, als sie Herr Morley darstellt. Wol hatte sie Voltaire und Diderot persönlich geehrt und geschätzt, ihre Ideale zu den Ihrigen gemacht; aber würden nicht auch Voltaire und Diderot ihre Entrüstung getheilt haben, wenn sie ihre Ideale auf solche Weise verwirklicht gesehen hätten? Und Burke sah weiter als sie: er sah was dem Ideale selber mangelte und wie es nothwendig zu jenem Triumphe — nicht etwa der Interessen und Gefühle der Armen an Gut und Geist, die überall die ungeheure Mehrheit des Volkes sind, — sondern der Mittelmäßigkeit der Bildung, der Gesellschaft, des Geistes und des Charakters führen mußte, dem wir heute beiwohnen und der der ganzen Natur eines Voltaire hätte widerstreben müssen. Burke's leidenschaftliche Erbitterung, die über alles Ziel hinausschoß und ihn sich soweit vergessen ließ, daß er zu den geschmack- und maßlosesten Insulten griff, muß uns über die ersten Beweggründe seiner Haltung so wenig täuschen, als Herder's verbitterte und gehässige Stimmungen uns an seinem edlen Streben irre machen. „Tu te fâches, donc tu as tort,“ sagt das französische Sprüchwort und Burke selbst meint irgendwo: „die schwächsten Räsonnements

machen mir die größte Angst, weil sie die stärkste Leidenschaft verrathen." Auch er „räsonnirte" am Ende nur noch sehr schwach und tobte wie ein Wahnwitziger. Darum war der Krieg, den er führte, doch in der ganzen Richtung des Menschen von Anfang an gegeben. Jene sheer stupidity welche die Radicalen J. St. Mill'schen Bekenntnisses im englischen Torysmus sehen, erblickte er in der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen die Leere und Unfruchtbarkeit des rationellen Staatsprincipes einzusehen: nichts aber ist häufiger als Menschen von gemäßigten Ansichten in blinden Zorn gerathen zu sehen, wenn sie gewisse Wahrheiten, die ihnen sonnenklar vor der Seele stehen, ehrlichen und sonst gescheidten Leuten durchaus nicht begreiflich machen können. Wenn man sich nun erinnert, welche Wichtigkeit selbst die größten Denker jener Zeit den äußerlichsten Regierungsformen beilegten, so kann man sich auch vorstellen, welche Anstrengung es erforderte, Burke's Gedanken, nicht nur den Interessen und Gefühlen — die waren zum größten Theil auf seiner Seite — sondern auch dem Verständnisse der Zeit nahe zu bringen.

Nicht nur Männer wie Paine predigten auch in England, alle Könige und Priester seien Betrüger, Loyalismus müsse so gut verschwinden wie Aberglaube, Demokratie und Naturreligion in Rousseau's Sinne seien die einzigen Wahrheiten; auch Priestley sprach in ähnlichem Sinne; auch Bentham ignorirte noch vollständig die historische Methode in der Politik und war „fast den überlieferten Religionen und Einrichtungen so feindlich als Rousseau, wenn schon er seine Abneigung in einem sehr verschiedenen Dialect aussprach." (L. Stephen.) Meinte doch selbst ein Hume, Gesetze und

Einrichtungen wären „ganz unabhängig von den Launen und dem Temperament der Menschen," wo Burke behauptete, „Gesetze reichten nicht weit; wie man auch die Regierung einrichte, der bei Weitem größte Theil derselben hänge von der Weise ab, wie die Gewalt ausgeübt werde. Aber die Klugheit und Ehrlichkeit der Staatsdiener, auf welchen aller Nutzen und alle Macht der Gesetze beruhe, würde im (künstlich hergestellten) Gemeinwesen nichts besseres sein als ein Plan auf Papier, nicht eine lebendige, wirkende, entscheidende Verfassung." Fox und Sheridan, möchte ich, John Morley's Worte variirend, sagen, bewunderten die constituirende Nationalversammlung auf Grund rationeller Staatsrechtslehre; Burke verurtheilte sie auf Grund historischer Staatsrechtslehre. Und diese Lehre hatte er lange vor 1790 gepredigt. Er war nur consequent, wenn er jetzt die Eingriffe des Volkes in die geschichtliche Entwickelung ebenso streng beurtheilte als früher die Eingriffe der Könige in dieselbe. Wol hatte er selbst früher behauptet, man müsse einen Schleier über alle Ursprünge der Regierungen werfen und damit die innerste Nothwendigkeit alles Staatslebens ausgesprochen, während er jetzt den Schleier von dem in Geburtswehen liegenden Frankreich unbarmherzig abriß. Aber jene Forderung bezog sich nur auf die Vergangenheit, nicht auf die Gegenwart. Erst nach Verjährung sollten Staatseinrichtungen dieses Benefiz haben, daß man ihren Ursprung nicht in Frage ziehe; so lange noch was zu hindern, so lange noch möglich war das Alte zu erhalten und friedlich umzugestalten, durfte, mußte er gegen die gewaltsame Operation protestiren, die sich unterfing, die Macht zu erschüttern,

„Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt."

So sehr er übrigens auch der Leidenschaft erlaubte, seiner Herr zu werden, Burke blieb doch immer ein echter Britte im Geltenlassen des Thatsächlichen. Wol verfiel er selbst einmal aus Leidenschaft in das Extrem, das er bekämpfte, und wurde selber so mechanisch, als es nur ein Mably oder Sieyès sein konnte, wenn er die ganze Revolution als ein planmäßig angelegtes Werk, als das „Ergebniß eines Complottes" ansah; aber in seiner Theorie ging er doch nie bis zu der Absurdität, zu welcher französische Logik einen Joseph de Maistre brachte, wenn er als letzte Instanz der geheimnißvoll wirkenden geschichtlichen Mächte das Papstthum angesehen wissen wollte!

So untergeordnet Burke als Schriftsteller auch einem Montesquieu und Hume gegenüber erscheint, in der Einsicht in das wahre Wesen der britischen Verfassung ist er doch Beiden überlegen. Es ist auch hier wieder das Verhältniß Herder's zu Lessing. Burke war so wenig Staatsmann als Herder Dichter und, wie Lessing „mit Röhren und Pumpen" am Ende doch größere positive Leistungen hervorbrachte, als Herder mit all' seiner Inspiration, so blieb auch Burke als thätiger Politiker weit hinter dem zurück, was seine Zeitgenossen von ihm erwarteten. Obschon durchaus rednerisch angelegt wie Herder, war er doch kein großer Redner, nicht einmal ein großer Schriftsteller — Herr Morley wird mir die Ketzerei verzeihen, aber Burke's Stil ist kaum noch genießbar, trotz (oder wegen?) all' seines

Feuers —, er war ein politischer Pamphletär von Genie und da das Pamphlet damals war, was heute ein Leitartikel ist, ein politischer Journalist ersten Ranges, wie Herder ein literarischer Journalist ersten Ranges war; immerhin ein Journalist, der die Hand in den Geschäften gehabt hatte, nicht wie die Unsern nur über Politik reden konnte, sondern Politik gemacht hatte. Dies ist seine Ueberlegenheit, nicht die Buchgelehrsamkeit, wie sein neuester Biograph es gern möchte. In der That, meint Herr Morley, Burke's Beispiel beweise, daß Bücher eine bessere Vorbereitung für den Staatsmann seien, als frühe Praxis; meiner Ansicht nach beweist es gerade das Gegentheil. Seine Ueberlegenheit als Denker über einen Pitt oder Fox mag Burke mit aus den Büchern geschöpft haben; seine staatsmännische Unfähigkeit wurde nicht dadurch gemindert. Diese Unfähigkeit lag eben nicht nur in seinem ersten Bildungsgang, noch in seinem reizbaren Temperament allein, sondern auch in seiner Geistesanlage selber: er war ein Prophet, ein Anreger und als solcher hat er Großes gewirkt; zum praktischen Staatsmann fehlte ihm so gut wie Alles. Seine Wirksamkeit war darum doch nicht nur auf die Gedankenwelt beschränkt. Nicht alle seine Vorschläge zur Reform des Unterhauses und der Krongüterverwaltung setzte er durch; es gelang ihm nicht, den nordamerikanischen Krieg zu verhindern; W. Hastings, den er so unerschrocken verklagte, wurde freigesprochen: aber die Verhältnisse der Krone zum Parlament, Englands zu Nordamerika, des Mutterlandes zu Indien gestalteten sich doch, wie er es gewünscht und weil er es so gewünscht, alle seine Kraft an die Verwirklichung dieses seines Wunsches gesetzt hatte.

Ich will hier nicht langer bei Burke verweilen, trotz seiner bedeutenden Stellung in der Geschichte der englischen Weltanschauung, noch die Parallele mit Herder allzuweit ausspinnen; sonst könnte ich der Vergleichungspunkte noch viele hervorheben, in seinem Mangel an Humor, in seinen moralisch-ästhetischen Urtheilen — er spricht von „Tom Jones" etwa wie Herder von „Gott und der Bajadere" — in seiner Stellung gegen die Atheisten und Freidenker, — wie er denn auch sehr viel zu dem modernen Vorurtheil beigetragen hat, daß politischer und religiöser Conservatismus zusammengehen müssen, während doch aller höhere Conservatismus wenigstens so viel Skepsis voraussetzt, als zur Toleranz nöthig ist, — und in vielen anderen Eigenthümlichkeiten. Es muß genügen, wenigstens angedeutet zu haben, daß die Reaction des Werdeprincips gegen das Macheprincip in staatlichen Fragen von Burke ausgeht, wie es in literarischen von Herder ausgeht. Beide aber sollten ihren Rückschlag auf's gegenseitige Gebiet ausüben. Die Reaction der Savigny'schen und Raumer'schen Schule geht ebenso auf Herder zurück, wie Burns und W. Scott auf Burke zurückdeuten.

III.

Ob die Johnsons und Goldsmiths, die Garrick's und Reynolds', die allabendlich mit Burke im Kaffeehaus saßen, ihren Freund wirklich ganz verstanden? Wohl hat Goldsmith schöne anerkennende Worte von dem „guten Edmund" gesprochen,

whose genius was such,
We scarcely can praise it or blame it too much;

aber er fügt doch noch hinzu, daß dieser große Genius,

too deep for his hearers, still went on refining
And thought of convincing, while they thought of dining.

Es ist wahrscheinlich, daß selbst der stramme Conservative, Johnson, der das Scepter in jenen Versammlungen hielt, seinen Freund, den Deuteragonisten in diesen Unterhaltungsturnieren „zu tief" fand, wenn er das innerste Wesen alles Conservatismus aneinandersetzte. Es war doch eine andere Welt, in der sie sich Alle bewegten: die Welt Hobbes' und Locke's, Pope's und Addison's. Der Einzige der Gesellschaft, der auf dem Grunde dieser rationalistischen Weltanschauung, Kunstwerke ersten Ranges hervorgebracht und damit, thatsächlich, wenn nicht theoretisch, die Lehre Burke's von der Allmacht der organisch wirkenden Kräfte dargelegt, Fielding war schon nicht mehr in London, als Burke herüberkam und starb fern in Lissabon, zwei Jahre ehe die Erstlingsschrift des Propheten erschien. Wol war Johnson durchaus conservativ gestimmt, aber er war's aus ganz anderen Gründen als Burke; wol hatte Goldsmith ein gewisses poetisches Naturgefühl, das schon die literarische Reaction ankündigt, aber das menschlich-psychologische, ja sociale Interesse steht doch immer im Vordergrund, so im „Traveller" wie im „Vicar of Wakefield". Alle diese Leute waren ja Erzstädter und Literaten vom Handwerk, im Gegensatz zu dem vornehmen Dilettantenthum der Bolingbroke's und Shaftesbury's der Addison'schen Zeit. „Nur ein Esel (blockhead) kann schreiben, wenn er nicht bezahlt wird", meinte der gute Johnson. Und auch die Leser waren meist

Städter: das Publicum der vorhergehenden Zeit bestand aus Aristokraten und Gelehrten; jetzt begann der wohlhabende Kaufmann, der Advokat, der Arzt, begannen sogar die Frauen des Mittelstandes zu lesen; und die Rückwirkung ließ nicht auf sich warten: noch heute bildet der general reader Englands jenen wunderbaren Resonanzboden, dem Nichts auf dem Festlande gleichkommt, der auch der leisesten Berührung antwortet, oft gellend, oft dumpf und stumpf, oft entstellend, aber immer antwortet.

Bis dahin war das Landleben das tonangebende der englischen Gesellschaft gewesen; es war, was es heute zwar noch in der Regel, aber nicht mehr ausschließlich ist, die eigentliche Existenz des Gentleman. Bereits unter Anna hatte sich dagegen die sogenannte „Stadt" als herrschende Gesellschaft gebildet; schon Addison sprach von town and country ganz wie Molière und Labruyère von la cour et la ville. Die „Stadt" aber, im Gegensatz zu den Landjunkern und dem Hofe, meinte die literarischen und finanziellen Kreise der Hauptstadt, die sich für die Nation hielten und denen „Tempelbar der Mittelpunkt der Welt war". (Stephen.) So viel Goldsmith auch von dem schönen „verlassenen Dorfe" und seinen Reizen erzählen mag, ganz wohl fühlte er sich doch nur im Londoner Kaffeehaus. Johnson gar sah keinen anderen Unterschied zwischen der romantischen Natur von Wales und der friedlichen Landschaft Englands, als daß „statt kahler und unfruchtbarer Hügel hier grüne und fruchtbare" seien; und er zog sein Leben über die Reize von Fleetstreet denen von Greenwich Park vor. Wol starb in der großen Masse der Nation die alte Lust am Landleben nie aus, aber es war die Freude der Jäger

und Landwirthe, nicht die der gefühlvollen Naturschwärmer, wie auch die nie aussterbende Liebe zur Vergangenheit stets aus einem antiquarischen und moralischen, nie aus einem künstlerischen Interesse entsprang, weshalb doch beide Gefühle nicht wenig dazu beitrugen, die nüchterne Verständigkeit des 18. Jahrhunderts in England merklich zu mäßigen. Auch ging England in der landschaftlichen Gartenkunst wie in der Fürsorge für Erhaltung alter Monumente dem Festlande um ein Menschenalter voraus. Der starkausgeprägte Sinn der Engländer für Individualität trug ebenfalls zu dieser Milderung bei, indem er sie vor den äußersten Excessen kahler Allgemeinheit bewahrte. Die Kunst der Charakteristik und das Gefallen daran blieb selbst in jener Periode literarischer Abstractionen das Erbgut der englischen Dichter und Romanschriftsteller. Dieser Sinn für psychologische und künstlerische Charakteristik, nicht die Eitelkeit der Vornehmen, wie Lecky annimmt, erklärt auch die Blüthe des Porträts, welche in England den Verfall der heimischen wie der festländischen Kunst so lange überlebte. Und, wie das Porträt so die Schauspielkunst. Garrick wußte zu individualisiren wie Reynolds und durch diese Individualisation brachte er Shakespeare wieder zu Ehren, den eine Zeit, die nur an Darstellung der Leidenschaften in abstracto Gefallen fand, nicht hatte verstehen können.

Auch Reynolds und Garrick gehörten zu jenem historisch gewordenen Unterhaltungsclub, an dessen Spitze Dr. Johnson saß. Die Ausländer, die Johnson im „Rasselas“ in den Biographien der Dichter, im Shakespearecommentar suchen, haben Mühe, die hervorragende Stellung zu begreifen, welche „der Doctor“ in der englischen Literaturgeschichte

einnahm und noch immer einnimmt. Seine Bedeutung lag offenbar ganz in der Persönlichkeit und die Persönlichkeit ist uns in dem wunderbaren Buche seines Eckermann-Boswell so lebendig erhalten, daß wir den Mann vor uns zu sehen glauben. Selbst die Werke eines Rousseau, welche die Welt berauschten, könnten uns keinen Begriff von Rousseau's Wirkung geben, hätten wir nicht die „Bekenntnisse", die uns die Genialität des Menschen nahe bringen; wie viel mehr ist's bei Johnson's blasser schriftstellerischer Production nothwendig, den Menschen kennen zu lernen, um zu begreifen, wie und warum ein Richardson, ein Goldsmith, ein Burke, ein Reynolds zu ihm hinauffsahen. Johnson war eben nicht nur ein selten guter, ein selten wahrhaftiger und selten gescheidter Mann; er war auch einer der größten Gesprächskünstler seiner Zeit, die im Gespräche oder im Briefe, das ein geschriebenes Gespräch ist, lebte und dachte, wie Unsre in der Zeitung. Aber wie ganz anders war dies englische Gespräch als das französische; wie viel derber, humoristischer, thatsächlicher; und wer hätte es an Derbheit, Humor und Thatsächlichkeit mit Johnson aufgenommen?

Es waren in eminentem Sinne Männerunterhaltungen, diese Kaffeehausgespräche, wo die Herren Stunden lang angenagelt saßen um ihren Stammgasttisch; während die französische Unterhaltung im Salon und in dem unausgesprochenen Wettkampf um Frauengunst unter immer wechselnden Rollen und bei immer wechselnden Sitzen, leicht und urban über die Sachen und Personen wegglitt. Wohl war es dieselbe heitere Moral, welche „die Tugend in allen ihren natürlichen und verführerischen Reizen sah und

sich ihr unbefangen, zutraulich und liebevoll nahte, sie ihres düsteren Gewandes entkleidete, womit so viele Theologen und Philosophen sie behängt, um Nichts zu Tage treten zu lassen als ihre Milde, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, Leutseligkeit, ja, in passenden Augenblicken auch Spiel, Scherz und Ausgelassenheit" (Hume); aber selbst diese sittliche Heiterkeit gab sich doch hauptsächlich nur in Männerkreisen freien Lauf. Die Frauen, welche noch unter Königin Anna einen so großen Einfluß auf Staat, Literatur und Gesellschaft übten, und, wenn man Defoe glauben darf, „keine Muße hatten zu leben, wenig Zeit zu essen und schlafen, und gar keine ihre Gebete zu sagen", so sehr „waren alle Regierungs- Staats- und Kriegssachen die Provinz der Damen geworden", — die Frauen waren verbannt aus jenen Zusammenkünften der sechziger Jahre und in den Salons, wo sie zu finden waren, füllte das leidenschaftliche Hazardspielen alle ihre Stunden aus. Johnson graute ein wenig vor den politischen Weibern, und gar dem unparteiischen billigen Goldsmith war die pétroleuse zuwider, die in jeder Frauennatur zu schlummern scheint und geweckt wird, sobald sie in politischen und religiösen Kämpfen Partei ergreift. Auch ist die Engländerin wol weniger für die Gesellschaft geschaffen als die Französin: ist sie frei, so überschreitet sie leicht die Grenze, wo die Freiheit unschön und unweiblich wird, eine Grenze, welche die Französin selten überspringt. Als der moralisch sehr strenge Burke Madame du Barry neben Ludwig XV. in der Kirche sah, fand er, daß „das Laster selber die Hälfte seines Uebels verliere, indem es alle seine Rohheit verliere". Hat die Engländerin geistige Interessen, so verleugnet sie gern die

Natur, strebt geschlechtslos zu sein und wird oft reizlos; denn was der Unterhaltung einer Frau Reiz verleiht, ist ja weniger der Inhalt dessen, was sie sagt, als daß es den Stempel ihres Geschlechtes trägt. In England lebt die gesellschaftliche Weiblichkeit eigentlich nur in den jungen Mädchen: und junge Mädchen waren eben im „Türkenkopf“ nicht an ihrer Stelle.

Hier aber gab sich das Bedürfniß allgemeine Gedanken und Urtheile mitzutheilen freien Lauf und ward das Gespräch bis zu einer wahren Gymnastik getrieben. Es waren Tourniere, in welchen Jeder nicht nur zu glänzen, sondern auch zu siegen wünschte und Johnson stand nicht an, „wenn seine Pistole versagte, Einen mit dem Kolben niederzuschlagen“, wie Goldsmith sagte. Aber er verlangte würdige Gegner: „Erst wenn man einem Mann im Gespräch auf den Leib rückt“, sagt er selber, „kann man entdecken, was sein wahrer Werth ist.“ Alles Monologisiren vom Katheder, der Kanzel, der Advocatenbank oder dem Deputirtensitze sei leicht und unfruchtbar; erst der Dialog bringe alle Kräfte heraus; und er schätzte Burke namentlich deshalb so sehr, weil er das Talent hatte, ihn dermaßen anzuregen, daß er alle seine Kräfte aufbieten mußte, um ihm ebenbürtig zu begegnen. Denn, nächst Johnson selber, „für den man nur die Klingel zu ziehen hatte“, um sich ein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben, war Burke der gewandteste. Doch fehlte es ihm an Witz. Goldsmith hätte Den wohl gehabt, nur kam er meist zu spät zum Vorschein, es war der esprit de l'escalier des armen Teufels, der aus seiner langen Armuth und niederen Lage die Schwäche mitgebracht hatte, sich leicht von den Selbst-

gewissen verblüffen zu lassen, wogegen sein Landsmann Burke ein sehr seltenes Talent hatte, seine demüthigen Lebensanfänge ganz zu vergessen.

Es war ein echt englischer Kreis, der sich da zusammenfand, obschon die Irländer darin eine so große Rolle spielten und obschon wir ihn vornehmlich durch den Schotten Boswell kennen; und es ist interessant, zu beobachten, wie sehr es England in diesem Jahrhundert gelang, die fremden Kräfte zu assimiliren und die fremden Einflüsse zu verarbeiten, weit mehr als früher und seitdem. Selbst Hume, welcher mit ganzer Seele an seiner schottischen Heimath hing, dort den größten Theil seines Lebens zubrachte, England haßte, wie man nur die Fremdherrschaft haßt, war nicht nur durch die Sprache, sondern auch in der Methode, in der Lebensanschauung ein echter Engländer. Und ähnlich, wenn schon in anderem Sinne, der große Ire Swift. Auch Swift's Landsmann, Goldsmith, war intellectuell, wenn nicht von Charakter, ganz Engländer und seine literarische Thätigkeit stand noch durchaus unterm Einfluß der Reaction Addison's gegen den neuenglischen Seicentismus der Dryden'schen Zeit. Wol kannte er das Festland trefflich, aber er wurde nie wie Gibbon zu „einem continentalen Europäer, statt eines insularen Engländers“ (Morison). So auch Adam Smith und mehr noch die späteren Schotten, wie Robertson und Dugald Steward, Erskine und Blair, dann Burns, W. Scott, Jeffrey; sie mochten sehr unenglisch in Anlage und Charakter sein; sie lebten darum doch das ganze englische Geistesleben mit, als ob sie selber Engländer wären.

Man pflegt in England diese Jahre der englischen Literaturgeschichte als eine Pause anzusehen: Nichts scheint

mir unberechtigter. Jedenfalls füllt Goldsmith befriedigend genug die kurze Spanne Zeit zwischen Fielding und Sterne, zwischen Pope und Cowper aus, um nur den Roman und das Gedicht zu erwähnen; und auch in der Komödie hat die vorhergehende und folgende Zeit Nichts hervorgebracht, das den Good natured man und She stoops to Conquest überträfe. Essaysm aber und literarische Kritik, Philosophie und Geschichtsschreibung waren nie blühender als zwischen 1750 und 1780. Dazu bereitete sich in jener Zeit schon der Umschwung vor, der gegen Ende des Jahrhunderts eintreten sollte. Ja, schon in Richardson, der die von Defoe geschaffene Form des Romans weiter entwickelte, sind die Ansätze zu jener Bewegung. Die Schilderung der unmittelbaren Gegenwart in persönlicher Erzählung oder Briefform, die psychologische Entwickelung der Charaktere, die sein großer Gegner Fielding dann zur Vollendung führte; die Empfindsamkeit, welche Rousseau auf dem Festlande in die Mode brachte, finden sich sämmtlich schon in Richardson. Größeres that Fielding durch seinen genialen Realismus, um der poetischen Production wieder den Boden zu geben, den sie fast unter den Füßen verloren hatte; Sterne durch seine kecke Befreiung der subjectiven Laune — Nietzsche nennt ihn mit Recht den freiesten aller Schriftsteller. Ja, Johnson selber trug auf seine Weise zur Reaction der achtziger und neunziger Jahre bei. So sehr er auch Shaftesbury's Antipathie gegen die Schwärmer und Enthusiasten theilte, welche der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts den Ton gab, so wenig konnte er sich mit des „Virtuoso“ Optimismus und Kosmopolitismus befreunden. Obwohl ganz ein Mann der common sense

er ward vor Allem der Prophet der kirchlichen Toleranz, welche der schönste Zug in der Zeitphysiognomie ist. Auch die Locke'sche Philosophie war ein echtes Kind Englands und seines gesunden Sinnes für's Thatsächliche, seiner Abgeneigtheit gegen Systeme, seiner Ehrfurcht für gegebene Einrichtungen und Vorurtheile, seiner Neigung zu Compromissen mit dem Bestehenden: daher denn auch der Erzengländer Johnson, obschon im gegnerischen politischen Lager, in seinem Mißtrauen gegen speculative und skeptische Philosophie ganz Lockianer war. Daß Locke's Philosophie in ihren Consequenzen doch zu Hume's Skepticismus führen mußte, darf uns nicht irre machen. Er wollte stehen bleiben, die Offenbarung nicht antasten, Gott und Unsterblichkeit nicht in Frage ziehen; aber der speculative Schotte — die Schotten, die den Deutschen in sehr Vielem ähneln, scheinen auch den Sinn für Speculation mit den Deutschen zu theilen — Hume blieb nicht stehen. Wol erklärte er, „unsere heiligste Religion beruhe auf dem Glauben, nicht auf der Vernunft, und es sei der sicherste Weg sie zu gefährden, wenn man sie einer Untersuchung unterwürfe, die sie nicht vertrüge"; das hinderte ihn aber nicht, die philosophischen Grundlagen der Religion vor's Gericht der Vernunft zu ziehen und ihnen den Proceß zu machen. Er vollendete erst den von Locke begonnenen Sieg über die Weltanschauung des 17. Jahrhunderts und ward der Vorläufer, der heute, bewußt oder unbewußt, von allen wahren Denkern zur Voraussetzung genommenen Lehre Kant's.

Ebenso mächtig als auf die philosophische Entwickelung war der Einfluß Locke's auf Staat und Kirche. Nicht nur die Praktiker des Whiggismus, auch die Theoretiker desselben,

Fäden entsprangen; wie endlich die langsam reifende dichterische Reaction aus den Tiefen der Volksseele siegreich jubelnd hervorbrach in R. Burns' Liedern, das ist uns, Allen eine wolbekannte, ja vertraute Geschichte; denn sie ist der begleitende Pedalton unserer eigenen Geistesgeschichte. Der Gedanke, der bei uns wissenschaftlich und dichterisch entwickelt und bis in seine äußersten Consequenzen verfolgt ward; der Gedanke, welcher unserer ganzen modernen Nationalbildung und Weltanschauung zu Grunde liegt, der Gedanke, der durch uns auf mehr denn ein halbes Jahrhundert hinaus der herrschende in der höheren Geistessphäre Europa's geworden ist — wir erkennen ihn wieder bei unseren germanischen Vettern, und die Form, die er dort annimmt, stört uns nicht, hindert uns nicht, ihn als den Bundesgenossen in dem Kampfe gegen den Mechanismus der vorhergehenden Zeit anzuerkennen, den zu stürzen so recht eigentlich unsere literarische Sendung war. Weniger bekannt ist bei uns die Bewegung, welche sich gleichzeitig im Schoße der englischen Kirche vollzog und der halb Entschlafenen neues Leben und neue Kraft gab, die auflösend wirkenden Elemente ausschied.

Sehr schön führt Herr L. Stephen aus, wie jene ganze schöne Literatur des 18. Jahrhunderts eigentlich nur der symbolische und sinnliche (emotional) Ausdruck der Gedankenbewegung dieses Jahrhunderts ist, wenn sie auch gleichzeitig, wie's wol nicht anders sein kann, den permanenten Charakter des englischen Geistes darstellt. Alle, noch immer in der englischen Nation so unvermittelt nebeneinander lebenden Gegensätze muthigster Wahrhaftigkeit und directester Heuchelei, cynischen Egoismus und edelster Gene-

Christenthums blieb wenig übrig: das Ganze war ein gar prosaisches Moralsystem und die höchst nüchterne Metaphysik vom allgütigen Uhrmacher; der Gottesdienst magerte immer mehr zur leeren Form ab; die Predigten waren einfache Essays über Moral, wie Addison sie hätte in den Spectator schreiben können; ja am Ende, unter Sterne's genialfrecher Hand, werden sie zu kleinen humoristischen Vorträgen über alles Mögliche außer Christus und der Erlösung. Dabei zieht man denn doch immer noch seinen Hut ab vorm Christenthume, wenn man zufällig daran vorüberstreift, selbst wenn man Hume heißt. Erst Gibbon griff es unehrerbietig und von vorne an; aber Gibbon war eigentlich kaum mehr ein Engländer zu nennen, in Bezug auf seine philosophische Weltanschauung wenigstens, die er sich ganz auf dem Festlande gebildet. Am Ende des Jahrhunderts aber hatte jener Rationalismus so weit um sich gegriffen, daß ein Paine und Priestley seine Sprache auch zum Volke redeten, weil „der Glaube, welcher die Gebildeten schon lange nicht mehr befriedigte, auch den Instincten des rohen common-sense nicht mehr genügte". (L. Stephen.) Selbst die conservativen Theologen, welche gleichzeitig gegen Freidenker und Orthodoxe Front machten, predigten eine Moral, die auf Nichts als Empfindsamkeit oder einfache Klugheit hinauslief. Sie hatten zwar noch die theologische Sprache beibehalten, aber gebrauchten dieselbe in so unbestimmter Weise, daß man Alles darunter verstehen konnte, was man wollte. Sie sprachen von Harmonie, Einheit, der besten der Welten u. s. w., fanden Gott in der Natur, aber ohne seine Persönlichkeit zu betonen. Wol habe sich Gott einmal auch greifbar den Menschen gezeigt, das sei aber schon lange

nannte" (L. Stephen); aber Hobbes wußte sehr wohl was er that. Man unterschätzt oft Hobbes' Einfluß. Freilich hatte er nur wenig Schüler und seine Staatsrechtslehre wurde thatsächlich für immer beseitigt durch die Revolution von 1688. Allein, — Herr L. Stephen thut wol daran, es uns in's Gedächtniß zu rufen — ein Schriftsteller, der eine Reaction hervorruft und zahlreiche Widersacher zählt, thut ebensoviel für die Ideenerzeugung als der, welcher seine eigenen Gedanken verbreitet. Und dann: die Folgerungen, welche Hobbes aus seinen Prämissen zog, mögen von den folgenden Geschlechtern mit Entrüstung verworfen worden sein, die Prämissen selber bilden doch die Unterströmung der ganzen Gedankenbewegung des vorigen Jahrhunderts. Wenn er behauptet, daß die Bibel nach der Methode historischer Kritik geprüft werden müsse, so ließe sich Bayle das wohl gesagt sein. Was er in Bezug auf die Verschiedenheit der Moral je nach Ort und Zeit sagte, ward das Credo Voltaire's, wenn er auch nicht so weit ging wie Hobbes, die positiven Gesetze jeden Landes mit den Moralgesetzen zu identificiren. Rousseau's Theorie der Souveränetät und des Gesellschaftsvertrages ist im Grund die von Hobbes', nur daß der Souverän ein verschiedener ist. Wenn Locke die eingeborenen Ideen von Sittlichkeit leugnet, steht er nicht auf Hobbes' Schultern?

Praktisch freilich in Bezug auf's Leben war Locke's Thätigkeit eine Reaction gegen die Hobbes'. Er ward der Kirchenvater des Constitutionalismus, wie jener der des Absolutismus gewesen war; er ward der Stifter der Nützlichkeitsmoral, die im ganzen vorigen Jahrhundert herrschte, obschon erst Bentham sie in ein vollständiges System brachte;

der vernunftwidrigsten Dogmen des Katholicismus entledigt; sie war ein Compromiß zwischen zwei Extremen; sie hatte eine monarchisch-aristokratische Verfassung, sie war durch die Priesterehe innig mit der Gesellschaft verbunden und hatte doch, als auf der Nachfolge beruhend, die den Engländern so liebe historische Ueberlieferung nicht aufgegeben. Zu gleicher Zeit aber war ihr politischer Einfluß, den die Laien mit mißtrauischer Eifersucht betrachteten, immer schwächer geworden, war selbst im Oberhaus bedeutend herabgemindert worden. Dazu kam, daß seit William III. und seinem Burnet die hohen Kirchenstellen immer mehr an Latitudinarier vergeben wurden. Es war eine Epoche, die der Blüthezeit unseres Hermesianismus nicht unähnlich war, mit dem großen Vortheil, daß der Chef dieser Kirche eben doch das Staatsoberhaupt war. Ueberhaupt erinnert jene Zeit in kirchlichen Dingen viel an die gute Zeit unseres Friedrich Wilhelm's III., ehe noch die künstliche Wiederbelebung des kirchlichen Interesses begonnen hatte, — der künstlichen sage ich, denn selbst damals war in jenem lauen Kirchenthum der Engländer doch immer mehr Wahrheit als in unserem *kirchlichen* Leben, während im Gegentheil das *religiöse* Leben selbst heute noch bei uns wahrer und tiefer sein dürfte als in England. Zwar schlug William's III. Versuch einer evangelischen Union fehl, wie ja auch der preußische thatsächlich nicht gelungen ist; aber es war doch ein Waffenstillstand zwischen Kirche und Dissent. Nach jenem kurzen Kampfe unter Königin Anna hatte die von den Bischöfen vertretene Toleranz den Sieg. Die Synode (oder Convocation), in welcher der noch immer etwas intolerante niedere Clerus ausschlaggebend war, bestand seit

her und in einem fernen Wunderlande; seitdem unterbreche der hohe Herr die Naturordnung nicht mehr; kurz Gottvater ward zu einer Art „übernatürlichen Oberrichters, dessen Wahrsprüche in einer außernatürlichen Welt ausgeführt wurden, der aber (für diese natürliche Welt) ein constitutioneller Monarch war, einen Gesellschaftsvertrag unterzeichnet, und sich von der thätigen Regierung zurückgezogen hatte.“ Auch war die Polemik zwischen ihnen und den Deisten, wenn man die des pugilistischen Warburton ausnimmt, eine sehr laue, wie's nicht wol anders sein konnte, da Diese ja im Grunde nicht die Religion, Jene nicht die Toleranz vernichten wollten.

Nichts glich in der That weniger der heutigen englischen Kirche, als die des vorigen Jahrhunderts. Während heute die noch immer sehr zahlreiche broad-church kaum zum Worte kommt, zwischen der aristokratisch-katholicisirenden high-church und der puritanisch-demokratischen low-church, so war sie damals fast alleinherrschend, ausschlaggebend und was Alles sagt, in der Mode: denn die heutige low-church und high-church sind eigentlich erst die Ergebnisse der Wesleyanischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, der Tractarianischen unseres Jahrhunderts.

Die englische Kirche war dem englischen Charakter und Geist, sowie den historischen Verhältnissen Englands wunderbar angemessen. Sie hatte den Vortheil, eine nationale Kirche zu sein; sie war des einzigen gefährlichen Gegners ledig, und erstreckte ihre Toleranz nicht bis auf diesen, der ja „nie als eine einfache Religion angesehen werden kann“ (ich glaube Herr Lecky ist der einzige lebende englische Schriftsteller, der sich zu dieser unbefangenen Beurtheilung des Ka-[illegible]smus aufzuschwingen vermag); sie hatte sich überdies

kleiner, vom Staate unabhängiger Freistaaten aufgelöst hätten, streng calvinistisch in ihren Dogmen, namentlich in dem der Prädestination, waren, nach großer Machtentfaltung, fast der Reaction erlegen: der politische Sinn der Engländer sträubte sich gegen eine Kirche, welche nur eine unsichtbare geistige Gemeinschaft der über die Welt zerstreuten Erwählten sein sollte. Die Wiedertäufer, welche die Religion innerlich zu reinigen bestrebt waren und das Admissionsritual vernunftgemäßer einrichten wollten, hatten sich, wie die Quäker, welche allen äußeren Ritus aufgegeben wissen wollten, versteinert; sie lebten noch fort und verloren wenige Anhänger, aber sie gewannen auch keine neuen. Nur die neue Secte der Unitarier, so recht ein Erzeugniß des vorigen Jahrhunderts, gelangte zu großer Blüthe, war aber ihrer Natur nach ein Bekenntniß Gebildeter, konnte nie eine Volksreligion werden, selbst im Jahrhundert der Aufklärung nicht; denn sie verlangte die volle Freiheit der Kirche, wollte alle Verpflichtungen aufheben, welche die Lehren der Geistlichen irgendwie binden könnten: Religion aber, Volksreligion, will Gebundensein, meint Gebundensein. Anders der Wesleyanismus, der sich Anfangs durchaus nicht als Dissent gab, sondern nur die anglikanische Religion durch's Gefühl, durch die innerliche Wiedergeburt erneuern wollte, wie unser Pietismus dem Lutherthum neues Leben einzuhauchen gesucht hatte. Er bildete aber Gesellschaften und Vereine der Laien im Schoße der Kirche, verlangte sichtliche Bekehrung, persönliche Empfängniß der Offenbarung bei jedem Einzelnen, ja führte schon Herrnhuter Einrichtungen ein; Wesley stand ja mit den Brüdern in persönlicher Beziehung. Dabei wollte er

her und in einem fernen Wunderlande; seitdem unterbreche der hohe Herr die Naturordnung nicht mehr; kurz Gottvater ward zu einer Art „übernatürlichen Oberrichters, dessen Wahrsprüche in einer außernatürlichen Welt ausgeführt wurden, der aber (für diese natürliche Welt) ein constitutioneller Monarch war, einen Gesellschaftsvertrag unterzeichnet, und sich von der thätigen Regierung zurückgezogen hatte." Auch war die Polemik zwischen ihnen und den Deisten, wenn man die des pugilistischen Warburton ausnimmt, eine sehr laue, wie's nicht wol anders sein konnte, da Diese ja im Grunde nicht die Religion, Jene nicht die Toleranz vernichten wollten.

Nichts glich in der That weniger der heutigen englischen Kirche, als die des vorigen Jahrhunderts. Während heute die noch immer sehr zahlreiche broad-church kaum zum Worte kommt, zwischen der aristokratisch-katholicisirenden high-church und der puritanisch-demokratischen low-church, so war sie damals fast alleinherrschend, ausschlaggebend und was Alles sagt, in der Mode: denn die heutige low-church und high-church sind eigentlich erst die Ergebnisse der Wesleyanischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, der Tractarianischen unseres Jahrhunderts.

Die englische Kirche war dem englischen Charakter und Geist, sowie den historischen Verhältnissen Englands wunderbar angemessen. Sie hatte den Vortheil, eine nationale Kirche zu sein; sie war des einzigen gefährlichen Gegners ledig, und erstreckte ihre Toleranz nicht bis auf diesen, der ja „nie als eine einfache Religion angesehen werden kann" (ich glaube Herr Lecky ist der einzige lebende englische Schriftsteller, der sich zu dieser unbefangenen Beurtheilung des Katholicismus aufzuschwingen vermag); sie hatte sich überdies

man den Wesleyanismus zu nennen pflegte, keinen unmittelbaren Einfluß auf die englische Cultur. Die vornehmen Classen ignorirten ihn; die Gebildeten spotteten seiner; mittelbar aber wirkte er doch, reinigend und beengend zugleich auf die Moralität, ähnlich dem Puritanismus; belebend und verinnerlichend auf die Poesie; anregend, ja provocirend auf das religiöse Interesse. Er gab der Staatskirche neues Leben, indem er sie zum Widerstande herausforderte, ihr ihre eigenen Schwächen entdeckte. Solche vom Gefühl ausgehende Bewegungen wirken eben in letzter Instanz immer reactionär, wie sich ja das auch im deutschen Pietismus gezeigt hat, während umgekehrt rationalistische Bewegungen immer in fortschrittlichem Sinne wirken müssen; der Tractarianismus, der Puseyismus, der Ritualismus dieses Jahrhunderts, welche ohne den Wesley'schen Anstoß nimmermehr in's Leben getreten wären, sind durchaus reactionärer Natur.

So hat denn dies vielverleumdete 18. Jahrhundert, das auf dem Festlande so schöne Blüthen und so herrliche Früchte getrieben, auch in England tiefe und im Ganzen wohlthuende Spuren hinterlassen. Es hat befreiend im Staate, belebend in der Literatur, verinnerlichend in der Religion gewirkt. Das sollten die Radicalen, die Neuheiden und die Hochkirchler dankbar einsehen, anstatt hochmüthig auf ihre Großväter herabzublicken. Ein Jahrhundert, in dem England zweimal, am Beginn und am Ende, die europäische Unabhängigkeit gegen die Pläne der Universalmonarchie vertheidigt und seine innere Verfassung ausgebaut

und vollendet hat, in welchem es vom „Gulliver“ bis zum „Halloween“ eine Reihe von Meisterwerken hinterlassen, wie sie kein anderes Volk der Welt besitzt; in welchem es die vollständigste kirchliche Duldung durchgeführt, die je existirt hat, ohne in religiösen Marasmus zu verfallen — ein solches Jahrhundert darf sich selbst in der reichen englischen Geschichte mit jedem andern messen.

III.

Fr. Albergati, ein vornehmer Dilettant des 18. Jahrhunderts.[1]

Marchese Francesco Albergati ward geboren im Jahre 1728 und zwar als Einer der Vierzig die fünfzig waren, um mit Casanova zu reden, d. h. aus einer der hochad=

---

[1] Der Name Francesco Albergati's, der bei Lebzeiten neben dem Goldoni's als der eines Ebenbürtigen, ja Ueberlegenen ausgesprochen, dessen Lustspiele in fast alle Kultursprachen übersetzt wurden, ist heute im Auslande so gut wie unbekannt, in Italien fast verschollen. Klein hat zwar in seiner („Geschichte des Dramas" betitelten) Excerptensammlung auch Albergati's eingehende Erwähnung gethan und nach seiner Gewohnheit zwei Komödien desselben analysirt; aber wo hätte das deutsche Publicum jetzt Zeit und Muße, um jenes langathmige Werk zu lesen; wenn es aber daraus Auskunft über das Leben des Bologneser Patriziers und Theaterliebhabers schöpfen wollte, so würde diese eben so unzuverlässig, so ganz aus der Luft gegriffen sein, daß es besser wäre, der Leser bliebe in seiner vorhergehenden Unwissenheit. Anders mit Herrn Masi's Monographie über Albergati und seine Zeit; einem in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Buche (la vita, i tempi, gli amici di Francesco Albergati, commediografo del secolo XVIII. Bologna 1878.) Es ist hier nicht der Ort, die großen Verdienste dieses Buches ausführlich zu besprechen; aber wir können den Leser versichern, daß er auch nach der Lectüre von Goldoni's, Gozzi's und Alfieri's Memoiren noch

doch noch immer in der Landeskirche verharren, was freilich auf die Dauer nicht gehen konnte; doch mußte er sozusagen bei den Schultern hinausgedrängt werden. Noch lange nachdem er und sein Apostel Whitefield ihre Wirksamkeit aus den Kirchen, aus denen sie vertrieben worden, auf's freie Feld verlegt, erklärten sie sich für treue Anhänger der Landesreligion. Erst gegen 1785, bestimmter 1795, ward die bis dahin „evangelische" Bewegung zur Methodistensecte, als welche sie jetzt in England allein eine Million (nach Anderen 2,400,000), in Amerika zwei Millionen Mitglieder zählt. Nichtsdestoweniger trat sie von da an in ihr abnehmendes Stadium, denn, „obschon mächtige religiöse Bewegungen immer von den Ständen ausgehen, die der philosophischen Bildung unzugänglich sind, so sind sie doch zur Unfruchtbarkeit verdammt, wenn sie kein philosophisches Element zu assimiliren verstehen" (L. Stephen). Diese Unfruchtbarkeit darf aber nur von dem Methodismus als Secte verstanden werden; der Wesleyanismus als historische That war von höchster Fruchtbarkeit. Er that auf dem Gebiete der Religion, was unser Sturm und Drang auf dem der Literatur that: Wesley war ein religiöser Rousseau, welcher dem herrschenden Conventionalismus gegenüber das Gefühl wieder in seine Rechte einsetzte, ein Werther, der das innere Leben allein für werthvoll hielt und seine Jünger oft zu krankhaftem Selbstgrübeln verleitete, aber auch der echt germanischen Lutheridee in England wieder Eingang verschaffte: daß, was ein Mensch *ist*, wichtiger ist als was er thut oder denkt. Er zuerst gab der Idee der „Sünde", als Ausflusses einer unbegnadeten Natur, wieder neues Leben. Freilich hatte die „evangelische" Bewegung, wie

Jahrhunderts, wir haben viele Leute, die uns barmherzig die Last des Regierens leicht machen. Zuerst, in der Entfernung von 300 Meilen, giebt's in Rom einen weißgekleideten Priester, der als Souverän unserer Stadt der Erste ist, welcher dem Gonfaloniere die öffentlichen Sorgen abnimmt. Dann sendet uns der weißgekleidete Priester alle sechs oder neun Jahre einen rothgekleideten Priester, der viele schwarzgekleidete Priester unter sich hat, welche einen Weltlichen unter sich haben, ausgezeichnet durch eine schöne Medaille, die ihm vom Hals herabhängt; der hat fünfzig oder sechzig Personen unter sich, welche trotz eines furchtbaren Apparats von bewaffneter Grausamkeit die höflichsten und wohlwollensten Leute der Welt sind und immer suchen ihren Nächsten zu umarmen und ihn unter Dach und Fach zu bringen gegen die Unbilden der Jahreszeiten und zwar an einem ganz sicheren Orte, wo er keine Miethe zu zahlen hat. Da nun der Gonfaloniere so unterstützt wird vom weißen Priester, dem rothen Priester, den schwarzen Priestern, dem Weltlichen mit der Medaille, den fünfzig bis sechzig höflichen und wohlwollenden Leuten, so theilen sich diese, je nach ihren verschiedenen Befugnissen, in die verschiedenen Theile der öffentlichen Verwaltung."

Der rothe Priester in Albergati's Jugendzeit war kein Geringerer als der alte Alberoni, der das Regieren nicht lassen konnte, und nachdem er Spanien reformirt und tyrannisirt hatte, nun die grassa Bologna zu reformiren und tyrannisiren suchte; das war aber nicht so leicht, und er mußte sich und seinem Herrn, dem wohlwollenden Benedikt XIV. bald gestehen, daß „die Lage der Päpste der Art ist, daß Alle sich ihnen widersetzen, wenn sie Gutes

thun wollen, Alle ihnen helfen, wenn sie Uebel zu thun suchen;" und daß in diesem besonderen Falle Se. Heiligkeit „weder den Muth noch die Beständigkeit hatte, die ein solches Unternehmen erforderte." Der gutmüthige Lambertini scheint dem Cardinal seine „lombardische Aufrichtigkeit" nicht übel genommen zu haben; aber er that auch nichts Rechtes um ihn Lügen zu strafen. Vierzig Jahre später fanden sich schon ein Papst und ein Legat, die den nöthigen Muth hatten: aber die Reform Pius' VI. und Buoncompagni's beschränkte sich darauf, eines schönen Morgens ein Edikt zu erlassen, wonach alle Finanzangelegenheiten der Stadt, ohne irgend eine Erwähnung des Senates und der städtischen Obrigkeiten, von dem Legaten im Namen Seiner Heiligkeit geordnet werden sollten (1780). Damit war die Komödie der Autonomie zu Ende. Finis Bononiae. Man sieht, die Pariser Niveleurs von 1789 hatten selbst im Kirchenstaate würdige Vorgänger.

Albergati hatte jene Komödie nie recht ernst genommen oder war doch des Treibens bald müde geworden. Er hatte Durst nach höheren Interessen und da die politischen Zustände Italiens nicht der Art waren, daß er diese Interessen im Staatsleben hätte finden können, so suchte er sie im literarischen. Auch war seiner stark ausgeprägten Eitelkeit nicht damit gedient, an den kollectiven Ehren und Auszeichnungen Theil zu nehmen, die ihm als Patrizier zukamen, wie es denn immer im hohen Adel Leute gegeben hat, die sich, nicht so sehr aus wirklichem geistigen Antheile, noch aus Unabhängigkeitssinn oder Vorurtheilslosigkeit, als weil sie ungern ihr Persönliches hinter dem Stande zurücktreten sehen, von ihren Standesgenossen abgesondert haben, um

sich individuelle Auszeichnungen zu erwerben. Es scheint eben ein Naturgesetz zu sein, daß Der, welcher seine Stellung in der Welt durch persönliches Verdienst erobert, Den beneidet, welcher seine Stellung von den Vätern ererbt, während Der, welcher seinen Rang der Geburt allein verdankt, auf das persönliche Verdienst einen, in weltlichem Sinne unverhältnißmäßigen, Werth legt. Albergati ging darin so weit man nur gehen konnte, ohne doch die Geburtsstellung zu verlieren: das Ideal des hochgebornen Dilettanten scheint der Emporkömmling Voltaire gewesen zu sein, wie auch aus den schwerfälligen Scherzen seiner Briefe die Bestrebung hervorlugt, dem größten Briefschreiber seiner und aller Zeiten nachzueifern, während Voltaire wieder, wenn man Casanova's Bericht trauen darf, eine höchst übertriebene Meinung von dem Bologneser Patrizier hatte, eine Meinung, die der venetianische Abenteurer sich angelegen sein ließ zu berichtigen; indem er von ihm nur als von „seiner Nichtigkeit" — son rien — sprach. Der populäre Marquis, der mit allen Litteraten auf gleichem Fuße verkehrte, scheint eben doch dem eleganten Eindringling gegenüber so recht den Marquis herausgehängt zu haben. Uebrigens fühlte Albergati mehr als der Alte von Ferney in seinen literarischen Beziehungen das halbbewußte Satellitenbedürfniß, von anderen Gestirnen etwas Glanz zu borgen. Ueberall machte er sich an bedeutende Schriftsteller heran, heute an Voltaire selber, morgen an Alfieri, bald an Goldoni, bald an Gozzi, obschon er in seiner literarischen Tendenz ganz für den Ersteren Partei ergriffen hatte; er umgab sich mit allen freigeistigen Abbés und literarischen Journalisten, die ihm in den Wurf kamen und ihm einen Namen machen konnten;

unterhielt einen halböffentlichen Briefwechsel nach der Sitte des Jahrhunderts mit allen Halbberühmtheiten; concurrirte für alle akademischen Preise; übersetzte fremde Tragödien, schrieb selber Komödien; errichtete ein Liebhabertheater, worauf er selbst immer die Hauptrollen spielte, machte sich einen großen Ruf als Schauspieler, übte Gastfreundschaft an Allen, die nur den geringsten literarischen Namen hatten; machte aus seinem Gute Zola eine Art Ferney; brachte es dahin, daß er, wie Voltaire von Friedrich von Preußen, so von Stanislaus von Polen zum Kammerherrn, ja sogar zum Generaladjutanten in partibus ernannt wurde, was ihm Alles viel schmeichelhafter dünkte, als seine ererbte Marquisstellung. Man sieht deutlich an ihm, wie schon vor der großen Revolution der demokratische Individualismus, der sich in unserem Jahrhundert zu entfalten begonnen, sich in der alten Ordnung keimend regt.

Auch in dieser Hinsicht pflegt man der französischen Revolution eine viel größere Bedeutung beizulegen, als ihr zukommt. Diese war, näher besehen, eigentlich nur eine Scene im großen Drama der Umwälzung, welche allüberall gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann und gegen die Mitte unsers Jahrhunderts thatsächlich vollendet worden ist. Denn in Wirklichkeit hat diese Bewegung nicht nur lange vor 1789 angefangen, die alte Ordnung hat auch noch lange nach der Revolution fortgedauert; sie ist seitdem auch zerstört worden in Ländern wie England, wo die französische Revolution gar nicht hingedrungen ist. Man lese in K. Maria von Weber's Biographie, wie es am sächsischen Hofe in den Zwanziger Jahren zuging, in den „Memoiren einer Idealistin“ die Schilderungen des Treibens in

Kassel in den Dreißiger Jahren, in Stendhal's „Chartreuse de Parme" die Darstellung der italienischen Zustände unter der Restauration, so vieler anderer Länder und Ländechen nicht zu gedenken, wo noch die ganze vorrevolutionäre Zeit bis in unsere Jugend hinein lebte. Was diese alte Zeit in Europa zerstört hat, was ihre letzten Reste noch zerstören wird, bis wir bei nordamerikanischen Zuständen angelangt sind, ist die Entfesselung des Individualismus durch die Mobilisirung des Capitals und die rationalistische Philosophie, von der die französische Revolution nur eine Wirkung und ein Zwischenfall war und der die Verkehrserleichterung, welche seit einem Menschenalter eingetreten ist, so unerwarteten Vorschub geleistet.

Schon zu Albergati's Zeit begannen Einzelne aus den höchsten Ständen es müde zu werden, das örtliche Ansehen mit dem hohen Preise ihrer persönlichen Freiheit zu bezahlen. Dieser Trieb aber hat sich ununterbrochen weiterentwickelt seit der Regentschaft bis zu der Mitte unseres Jahrhunderts und hätte es gethan auch ohne die Revolution. Man verzichtete eben lieber auf Macht und Einfluß, als daß man sie mit lästigen Pflichten und schwerer Verantwortlichkeit erkaufte: doch hinderte die Schwierigkeit der Bewegung bis gegen 1850 noch immer die volle Verwirklichung dieses Individualismus. Man mußte noch ein home haben, an das man gefesselt war, ein bürgerliches oder ein fürstliches, ein ländliches oder ein städtisches, ein home immer, das Einem tausenderlei Rücksichten und Verbindlichkeiten auferlegte: es war dem Reichen noch nicht möglich, sein eigener Herr zu sein, wie heutzutage, jeder Laune nachzugehen, sein ganzes Vermögen in Papieren zu haben, und heute in Rom, mor-

thun wollen, Alle ihnen helfen, wenn sie Uebel zu thun suchen;" und daß in diesem besonderen Falle Se. Heiligkeit „weder den Muth noch die Beständigkeit hatte, die ein solches Unternehmen erforderte." Der gutmüthige Lambertini scheint dem Cardinal seine „lombardische Aufrichtigkeit" nicht übel genommen zu haben; aber er that auch nichts Rechtes um ihn Lügen zu strafen. Vierzig Jahre später funden sich schon ein Papst und ein Legat, die den nöthigen Muth hatten: aber die Reform Pius' VI. und Buoncompagni's beschränkte sich darauf, eines schönen Morgens ein Edikt zu erlassen, wonach alle Finanzangelegenheiten der Stadt, ohne irgend eine Erwähnung des Senates und der städtischen Obrigkeiten, von dem Legaten im Namen Seiner Heiligkeit geordnet werden sollten (1780). Damit war die Komödie der Autonomie zu Ende. Finis Bononiae. Man sieht, die Pariser Niveleurs von 1789 hatten selbst im Kirchenstaate würdige Vorgänger.

Albergati hatte jene Komödie nie recht ernst genommen oder war doch des Treibens bald müde geworden. Er hatte Durst nach höheren Interessen und da die politischen Zustände Italiens nicht der Art waren, daß er diese Interessen im Staatsleben hätte finden können, so suchte er sie im literarischen. Auch war seiner stark ausgeprägten Eitelkeit nicht damit gedient, an den kollectiven Ehren und Auszeichnungen Theil zu nehmen, die ihm als Patrizier zukamen, wie es denn immer im hohen Adel Leute gegeben hat, die sich, nicht so sehr aus wirklichem geistigen Antheile, noch aus Unabhängigkeitssinn oder Vorurtheilslosigkeit, als weil sie ungern ihr Persönliches hinter dem Stande zurücktreten sehen, von ihren Standesgenossen abgesondert haben, um

Verbindungen aber noch ganz in der alten Zeit wurzelten, und vielleicht wäre das Freiheitsbedürfniß gerade bei unserem Bolognesen nicht so ausgesprochen gewesen, hätte in seinem Falle der Vertreter der Familientradition nicht seine Autorität so rücksichtslos geübt.

Albergati war nämlich neunzehn Jahre alt, als ihm sein Herr Vater eine kleine reiche Patrizierin zur Gemahlin gab: invito invitam. „Die Gewißheit, so die Freiheit zu erlangen, welche mir durch eine strenge Erziehung benommen war, bestimmte mich, nachzugeben und eine Braut, die mir gleichgültig, ein Band, das mir aufs Aeußerste verhaßt war, anzunehmen“, so schreibt er an eine spätere Geliebte, den schönen Blaustrumpf Bettina Caminer. „Anderthalb Jahre blieben wir Verlobte; und in der Zeit hatte ich Gelegenheit sie mir geneigt und auch wieder abgeneigt zu machen, so daß wir zum Altar gingen mit den Thränen in den Augen und mit gegenseitigem Abscheu im Herzen. Als Frau ist sie zwei Jahre in meinem Hause gewesen; wirklich zusammengelebt haben wir nicht einmal einen Monat. Ihr Betragen konnte nicht schlimmer sein; ich bin nicht sehr geduldig; lösen konnte ich das Verhältniß nicht, weil meine Eltern mich im Zaume hielten.“ Endlich machten die Eltern der Frau selber den Ehescheidungsproceß anhängig, über dem Albergati's Vater starb. So fühlte er sich frei nach Rom zu eilen und selbst seine Sache bei dem heiligen Vater zu vertheidigen; denn die Gegenpartei suchte ihm das Recht der Wiederverheiratung abzusprechen, welches sie der Frau zuerkannt wissen wollte. Der Papst, eben jener gute, joviale Lambertini, der so trefflich Zötchen zu erzählen und anzuhören wußte, dabei aber selber das musterhafteste

Leben führte — der Papst war bald für den jungen Mann gewonnen und entschied in dessen Sinne: die Geschiedene kam in's Kloster. „Ich habe noch nicht dran gedacht Mönch zu werden", schließt Albergati seinen Bericht und Benedikt XIV. schrieb mit nicht viel mehr Empfindsamkeit für die arme kleine Marquisin: „Gräfin Laura Mariscotto, eine Bologneser Dame von viel Geist, die hier in Rom vor langen Jahren starb, pflegte zu sagen, jede Frau solle einen Mann nehmen, nur um sich nicht in die Unmöglichkeit zu versetzen, des schönen Looses theilhaftig zu werden, Wittwe zu bleiben. Wenn man von den Männern dasselbe sagen könnte, was die Dame von den Frauen gesagt, so möchten wir dasselbe Wort auf Ihre Person anwenden, welche im Wittwerstande, in dem sie sich befindet, jene Ruhe genießt, die Sie, nach dem, was Sie uns schreiben, nicht genossen hatten, so lange Sie eine Frau hatten. Bleiben Sie Uns gewogen und grüßen Sie die Marchesa Ihre Mutter in Unserem Namen, womit Wir Ihnen Beiden Unseren Apostolischen Segen geben".

Eifriger als je warf Albergati sich jetzt auf's Theater, veranstaltete große Aufführungen, in denen er selber auftrat und zu denen er die Adligen nicht einlud, was dieselben natürlich sehr übel empfanden; übersetzte Tragödien und Comödien und begann bald auch selber welche zu schreiben, die so mittelmäßig sie auch sein mögen, uns historisch höchst interessante Aufschlüsse über das Italien des Cicisbeismus geben. Der Verkehr mit Casanova, der natürlich auch nach Bologna verschlagen wurde und dort wie überall in wenig ehrenvolle Händel verwickelt wurde, datirt von dieser Epoche. Auch fallen in diese freie Wittwerzeit —

um mit dem Papste zu reden — die meisten der literarischen Verbindungen Albergati's und sein interessanter, zum größten Theile inedirter Briefwechsel mit Voltaire, Goldoni, Baretti. Dieser ausgezeichnete Mann von seltener Unabhängigkeit des Geistes und Charakters schrieb ihm stets englisch. Auch Albergati hatte diese Sprache erlernt und sein Freund, Abbé Taruffi, wollte ihn gar zu Klopstock und Geßner bekehren. Es war in jener Zeit ein reges, munteres Treiben unter den Literaten Bologna's, obschon die alte Universität gerade damals recht heruntergekommen war; dagegen blühten die Akademien, die Zusammenkünfte beim Buchhändler, im Kaffeehause, beim Apotheker — auch die Crusca ist bekanntlich aus einer Apotheke hervorgegangen. Man ließ Satiren, Sonette, burleske Gedichte umgehen, erzählte sich wohl auch anstößige Geschichtchen, führte literarische Fehden und lachte der steifen Conversation der Adligen, wo die Damen, nach Joseph's II. böser Bemerkung, mit ihren geistlichen Räthen Karten spielten. Von jenen literarischen Fehden ist die zwischen Goldoni und Gozzi die bekannteste geblieben und sie verdiente es. Albergati nahm lebhaften Antheil an Goldoni's Reform des Theaters, die auch schon Maffei in einer besonderen Schrift anempfohlen hatte, und erst, als er in Venedig persönlich mit dem impönitenten Reactionär, der die überlieferten Masken gegen alle Reformatoren vertheidigte, zusammentraf, ward er etwas lauer. Doch sind seine Lustspiele sämmtlich Goldoni, wenn nicht gar Chiari und Diderot nachgeahmt. Auch seine Novelletten und seine lettere capricciose, welche er im Verein mit einem wunderlichen Heiligen, dem Abbé Zacchiroli, herausgab, sind Nachahmungen. Die Originalität war eben nicht Albergati's

Sache und die Zeit, wie jede Zeit, ließ sich eine Weile von der äußerlichen Aehnlichkeit täuschen. Die sichtende Nachwelt hat das Alles unbarmherzig als Spreu den Winden der Vergessenheit preisgegeben.

Obgleich Albergati geschworen hatte, sich nicht ein zweites Mal in den Ehekäfig einfangen zu lassen, so sollte er doch noch verschiedene Male auf dem Punkte sein, ins Netz zu gehen, ja noch zweimal in aller Form Rechtens „das gefahrvolle Schiff" besteigen, das er so fürchtete; sein fast eheliches Verhältniß zur schönen Gräfin Orinzia gar nicht zu rechnen, das jahrelang und ganz öffentlich dauerte, wie es damals in Italien Sitte war, ohne daß Jemand, am wenigsten der Gatte, den geringsten Anstoß daran genommen hätte. Solche Verhältnisse waren dermaßen allgemein und acceptirt, daß die Untreue, welche im coventionellen Ehestand so leicht verziehen wurde, in dieser zweiten Neigungsverbindung streng verpönt war. Auch wurde die Sache, und nicht nur in Bologna viel besprochen, als die Gräfin Albergati's müde ward und ihm seinen Abschied gab. „Ich habe immer geglaubt, tröstete ihn einer seiner galanten geistlichen Freunde, Abbé Cesarotti, die einzige menschliche Glückseligkeit bestehe in der Liebe und ich bin doch immer nur durch sie unglücklich geworden." Albergati selber verschwor alle Liebe und rächte sich, indem er die Geschichte dramasirte und als „l'Amor finto e l'amor vero" auf die Bühne brachte zur großen Freude seiner Parasiten, aber auch seiner wahren und unabhängigen Freunde, wie des trefflichen Baretti, des Redacteurs der von der venetianischen Regierung verfehmten „Frusta letteraria", und Goldoni's, der ihm indeß einen baldigen

Rückfall weissagte. Doch zog er sich auf einige Zeit nach Verona zurück, um dem Gerede in Bologna aus dem Wege zu gehen. Auch diesen Schritt billigten die Freunde höchlich und ein Anderer seiner Hofabbés, derjenige dem er seine polnischen Titel und Würden dankte, schrieb ihm aus Warschau in italo-polnischem Französisch: „En quelque endroit que vous portiez vos pas, il est constant que vous y trouverez toujours une patrie et des admirateurs. Sans compter la naissance qui est toujours un grand avantage, les agréments de l'esprit vous suivront partout et la noblesse de vos manières intéressera tous les coeurs sensibles au vrai mérite. . . . En respirant l'air natale de Catulle et de Fracastor, votre imagination électrisée brulera d'un nouveau feu poétique; Vitruve et Paul fortifieront votre goût pour les beaux-arts; Nepos, Pline et Maffei et tant d'autres illustres Veronais anciens et modernes porteront le flambeau de l'érudition et de l'élégance dans les récès de votre génie.“

Goldoni hatte sich nicht getäuscht: bald brannte Albergati's Herz wieder einmal lichterloh, diesmal für die reizende Venetianerin Bettina Caminer, der er, nach seiner Gewohnheit, mit seinem Herzen auch seine Hand anbot, obschon sie aus kleinbürgerlicher Familie war und er durch eine solche Mißheirath seine Adelsprivilegien eingebüßt hätte. Denn der italienische Adel glich in seiner Ausschließlichkeit mehr dem deutschen, als dem englischen und selbst dem französischen, bei dem die Verheirathung mit Bürgerlichen gar nichts Ungewöhnliches war: man denke nur an die Choiseul's, Montmorency's, die Bouillon's sogar, die gar nicht anstanden, sich

mit den Töchtern von Emporkömmlingen — freilich von reichgewordenen Emporkömmlingen — zu verbinden. Uebrigens besann sich Albergati noch zur rechten Zeit, aber nur um in die Netze einer Tänzerin zu fallen, über die er in Händel mit dem päpstlichen Vicelegaten Monsignor Buoncompagni gerieth, welcher der Schönen ebenfalls den Hof machte; es bedurfte hoher Fürsprache, um ihn aus dem unangenehmen Handel zu ziehen. Eine dritte Dame, deren Bekanntschaft er ebenfalls in Venedig machte, wohin er seit 1760 gezogen war, wußte ihn dauernder zu fesseln. Auch sie war eine Bürgerliche, und es brauchte Muth, ihr seinen Namen zu geben: doch zögerte er nicht und Cattina Boccabadati ward seine Frau — nicht ohne ihn dem Hohne seiner Standesgenossen auszusetzen. Albergati suchte ihre Vorurtheile lächerlich zu machen, indem er sie zum Gegenstande einer Comödie nahm, und brachte sie dadurch nur noch mehr in Harnisch. Doch gelang es ihm — die Großen hatten inzwischen auch den letzten Rest ihrer Herrschaft eingebüßt — seinem ältesten Sohne den bestrittenen Marquistitel zu erhalten, indem er sich direct an Pius VI. wandte und sein Gesuch vom König Stanislaus unterstützen ließ. Die anfangs glückliche Ehe endete äußerst tragisch. Die Frau, die ein heimliches Liebesverhältniß hatte, glaubte sich verrathen und machte ihrem Leben selbst ein Ende. Albergati ward durch seine adligen Feinde des Mordes beschuldigt und auf höchst unsanfte Weise in den Kerker geworfen (1786). Doch lebte er glücklicher Weise im Italien des vorigen Jahrhunderts, nicht im heutigen, in dem er nicht unter zwei Jahren Untersuchungshaft davon gekommen wäre. In zwei Monaten war der ganze Prozeß fertig und er wurde glänzend frei-

gesprochen. Auch die vielbesprochene Folter des 18. Jahrhunderts war nicht angewandt worden: sie war in Bologna wie in dem inquisitorialen Venedig schon vor Beccaria abgeschafft worden; daß auch in Frankreich dazu die Revolution überflüssig war, beweist Malesherbes' Abolitionsedikt.

Kaum waren drei Jahre seit jener Tragödie in Zola verflossen, so war der sechzigjährige Marchese schon wieder auf Freiersfüßen: diesmal war's wirklich eine Tänzerin, der das Glück zu Theil wurde, nachdem sie eine Zierde der Bühne des Schlosses Zola gewesen, dessen Herrscherin zu werden. Aber diesmal war Papst Braschi nicht so nachsichtig. Möglich, daß die französische Revolution, in der er die Folge der Nichtbeachtung alter Sitte sehen mußte, ihn mißstimmt hatte; jedenfalls schrieb er sehr bestimmt an den Senat von Bologna: „si quando contingat aliquem ex Ordine Vestro adeo se dejicerc ut uxorem scenicam . . . sibi adjungere non pudeat“, denselben sofort aus ihrem Kreise auszustoßen.

Allein schon klopfte die Revolution, die man ferne zu halten hoffte, an die Thüre. Bald hatte Bologna aufgehört päpstlich zu sein. Albergati begrüßte die Umwälzung mit Unwillen. Ihm, wie Cesarotti, wie Alfieri, wie allen vornehmen Freisinnigen Italiens, die sich mit der trügerischen Hoffnung genährt, der Menschheitsfrühling sei im Anzug ohne Frühlingsstürme, erschien sie wie ein höchst beklagenswerthes Ereigniß, das die Befreiung, die sie angestrebt, auf lange hin hemmen, Bildung und Aufklärung des Jahrhunderts vielleicht ersticken würde. Die Ungerechtigkeit, welche ein nothwendiger Zug solcher fast elementarer Ereignisse ist, empörte diese Freunde des

Rechts. Sie verstanden die Dinge nicht. „Was soll das heißen? Man begreift's nicht," schrieb Albergati an einen seiner Freunde. „Sehen wir nicht von gleichem oder fast gleichem Schicksal ergriffen einen König von Schweden, der sich so hohen Geistes, so großen Muthes, so reiner Vaterlandsliebe rühmen konnte ... und die zwei gekrönten Häupter eines stumpfsinnigen Claudius und einer ... Messalina." Das Wort über Marie Antoinette ist mehr als ungerecht; das über Ludwig XVI. übertrieben, wie auch das Lob des leichten, oberflächlichen Gustav: etwas Wahres ist immerhin darin; man muß nur des Marquis Superlativ auf den einfachen Positiv herunterschrauben. Schon 1790 schrieb der Jahrs zuvor so hoffnungsvolle Cesarotti: „Mein Abscheu vor diesen raisonnirenden Masanielli kann nicht weiter gehen und ich tröste mich nur in der Hoffnung, ja der Gewißheit, daß das unförmliche Gebäude ihnen nothwendig auf den Kopf fallen muß und ihre Namen der Execration der Jahrhunderte geweiht sein werden." Auch Alfieri schrieb aus Paris an Albergati — letztere Briefe sind ungedruckt — am 16. Juni 1792, also vier Tage vor dem ersten Tuileriensturm, er verliere die Geduld beim Anblicke der „Tyrannei, welche sich ein stupides Volk unter dem Namen der Freiheit gefallen ließe ... Wenn ich, der ich die Freiheit anbete, seit ich auf der Welt bin, jetzt nicht etwa den Grundsätzen, aber der Verwirklichung dieser Grundsätze durch diese ungeheuerliche Regierung feindlich geworden bin, einer Regierung, welche Uebel aller Regierungen in sich vereinigt, so muß wol hier entweder gar keine Freiheit oder ich ein Ochse geworden sein. Glauben Sie von Beiden was Ihnen wohl dünkt."

Noch hielt man sich für halbwegs sicher in Italien. Alfieri selbst hoffte, das Uebel werde sich nicht bis über die Alpen ausdehnen. Das italienische Volk war nicht erregt. Ein Aufstandsversuch einiger Schwärmer fand gar keinen Anklang und sie büßten ihren Befreiungsversuch mit dem Tode, ohne daß sich eine Stimme für sie erhoben hätte. Immerhin war die Fahne des einigen und freien Italiens zum ersten Male erhoben worden.[1] Als die Heere Frankreichs das benachbarte Savoyen überschwemmten (22. September 1792), meinte der Senat von Bologna Vorbereitungsmaßregeln zur Vertheidigung treffen zu müssen und wies dem Gonfalonier 120 (sage hundert und zwanzig) Lire an zu diesem patriotischen Zwecke. Der hohe Magistratsherr verwandte die Summe auf's Angemessenste, indem er jedem der drei angesehensten Klöster der Stadt je 30 Lire übermachte, um die Hülfe Gottes zu erflehen. Aber immer näher brauste der Sturm. Als man sich am sichersten glaubte, das Heer des Directoriums vernichtet schien, nahte sich der junge Bonaparte. Siegreich warf er die piemontesischen, siegreich die österreichischen Heere vor sich nieder: am 19. Juni 1796 erschien er in Bologna, setzte alle politischen Gefangnen in Freiheit und am nächsten Morgen kündigte er dem Cardinallegaten das Ende seiner Regierung an. Bald war die cispadanische Republik

---

[1] Siehe über diese wenig gekannte Episode, welche von größter Wichtigkeit für die Geschichte Italiens in unserem Jahrhundert ist: A. Aglebert, I primi martiri della libertà italiana e l'origine della bandiera tricolore, o Congiura di L. Zamboni e G. B. de Rolandis in Bologna, tratta da documenti autentici. Bologna, Mattiuzzi, 1880.

eingerichtet, um nach wenigen Monaten eine Provinz der der cisalpinischen zu werden; dann nach kurzem Triumph der Reaction in Folge der Schlacht bei Novi, ward die Republik von Neuem hergestellt.

Albergati hielt sich von Allem fern; nur als man auch das Theater republicanisiren wollte, fand der alte Theater-monomane den Muth, gegen einen Vandalismus zu protestiren, der Molière und Racine proscribirte, weil sie Könige und Marquis auf die Bühne gebracht. Als Bonaparte Frankreich und der Welt die Ordnung zurückgeben zu wollen schien, wußte Albergati nicht besser als alle Andern dem Zauber des großen Wiederherstellers zu widerstehen und und nahm das Amt eines Büchercensors und Theaterinspectors an. Ein einziger Act der Unabhängigkeit in diesen heiklen Befugnissen genügte, um ihm die Ungnade der neuen Regierung und den Verlust seines Amtes zuzuziehen, wohl auch seine Begeisterung für den „korsischen Helden“ etwas abzukühlen. Seinen Eifer für's Theater vermochte weder Enttäuschung, Krankheit noch Alter abzukühlen; noch in seinem fünfundsiebenzigsten Jahre gab er eine Reihe von Vorstellungen auf seinem Schlosse, worin nicht nur Frau, Kinder und Diener, sondern er selbst auftrat. Kurze Zeit darauf starb er, noch ehe Bonaparte die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt (März 1804).

———

IV.

Katharina II. und Grimm.

I.

Schade, daß die Briefe der Kaiserin nicht in zwei oder drei handlichen Bänden erschienen sind.[1] Sie bilden ein Buch

[1] Pisma Imperatrizi Ekaterini II k Grimmou (1774 bis 1796) und Pisma Grimmou k Imperatrizi Ekaterini, isdannia J. Grota. (Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm (1774—1796) und Briefe Grimm's an Katharina II. herausgegeben von J. Grot. — St. Petersburg, 1878 und 1880. Zwei Großoctavbände von 734 und 439 Seiten.)

Herr Grot hat vor zwei Jahren im 23. Bande der großen Sammlung der K. Russischen historischen Gesellschaft 273 Briefe Katharina's II. an Grimm veröffentlicht und bietet uns jetzt als ziemlich werthlose Vervollständigung dieser werthvollen Correspondenz 45 Briefe Grimm's an die Kaiserin. „Welch' unberechenbare Massen von Grimm's Blättern mögen noch in der Petersburger Bibliothek schlummern, welche darauf warten erweckt und fallen gelassen zu werden," fragte sich Carlyle schon vor bald fünfzig Jahren; und in der That, das ist das Einzige, was wir mit diesen endlosen Episteln des redseligen Schwätzers thun können, während wir die Antworten seines kaiserlichen Correspondenten mit stets wachsendem Interesse lesen. Der Briefwechsel erstreckt sich über zweiundzwanzig Jahre (1774 bis 1796); die Briefe Grimm's sind fast ausschließlich aus der Zeit vom Juli 1780 bis August 1781 und vom August 1790 bis Mai 1791. Die ganze Correspondenz ist zum größten Theile in französischer Sprache geschrieben, die nur ausnahmsweise mit der deutschen, der Muttersprache beider Correspondenten, abwechselt. Vorrede, wie Anmerkungen und Register sind leider in russischer Sprache abgefaßt,

zum Blättern, Aufnehmen und Nachschlagen, nicht zum Durchlesen, trotz, vielleicht auch wegen, der bunten Fülle von Geist, Witz, Weisheit und merkwürdigen Facten, die es

---

was den Gebrauch des Buches für Ausländer sehr erschwert. Der zweite Band bringt statt der Anmerkungen eine fortlaufende russische Uebersetzung unterm Text. Es soll daraus dem Herausgeber kein Vorwurf gemacht werden. Eine kaiserl. russische Gesellschaft, welche die Briefe einer russischen Kaiserin veröffentlicht, muß wol die Landessprache gebrauchen, selbst wenn der Text kein einziges russisches Wort enthält; und einmal muß doch der Anfang gemacht werden mit der strengen Einführung dieser Landessprache. Auch eine Ausgabe der Werke Friedrich's II. mit deutschen Anmerkungen wäre vor hundert Jahren den Ausländern ein wenig unbequem gewesen. Vielleicht kommt die Zeit, wo die Gelehrten Europa's auch das Russische werden verstehen müssen, wie sie heute das Deutsche zu lesen gezwungen sind; einstweilen aber ist's recht lästig, wenn man alle diese 1200 Großoctavseiten durchblättern muß um zu finden, was man sucht, und wenn man in den Anmerkungen gar keine Hilfe findet. Jedenfalls hätte der Herausgeber das Namenregister wenigstens mit lateinischen Buchstaben drucken lassen können, da ja doch im Texte alle Eigennamen mit solchen Lettern gedruckt sind. Franzosen und Engländer, sowie Russen selber, sind den gelehrten Herausgebern der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" gewiß sehr dankbar, daß sie das Register — wie übrigens selbst den Text der deutschen Briefe — in lateinischen Lettern haben drucken lassen. Wie dem auch sei, Herr Grot wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm nicht dasselbe Lob wie Herrn Dr. Reinhold Koser spenden kann, dessen anspruchlose Anmerkungen nicht nur einen gewaltigen Schatz sichersten Wissens verrathen, sondern auch die Benutzung der werthvollen Sammlung so außerordentlich erleichtern: ich weiß eben nicht, was in Herrn Grot's Anmerkungen steht. Uebrigens sind gar viele wenig bekannte Namen und Anspielungen da, bei welchen überhaupt keine Anmerkung gegeben ist. Der Text ist sehr correct, sowol in den deutschen Stellen als im Französischen. Eine kleine Pedanterie muß uns der Herausgeber schon zu Gute halten: er druckt consequent Guiméné anstatt Guéménée, wie der Name der in Rede stehenden Linie der Rohan's lautet.

enthält. Es ermüdet in fortgesetzter Lectüre und doch will es ganz gelesen sein. Der erste Eindruck ist kein angenehmer: je weiter man aber liest, desto lebhafter drängt sich Einem die gewaltige Persönlichkeit der großen Frau auf. Entwickelt sie sich selber immer weiter fort von Jahr zu Jahr? Läßt sie sich mehr und mehr gehen? Gibt sie sich selber immer unbefangener? Muß man sich an ihren Ton gewöhnen? Es ist schwer zu antworten. Sicher ist, die ersten fünfzig Briefe haben etwas Forcirtes, das nicht angenehm berührt: die Sprache erscheint absichtlich derb; die Schreiberin hascht etwas gar zu sehr nach Witz; eine gewisse unweibliche Trockenheit des Herzens wird geradezu herausgehängt und durch Alles spielt die liebe Eitelkeit mehr als gut ist durch. Dieser Eindruck macht dem ganz entgegengesetzten Platz, wenn man sich in das merkwürdige Buch hineinliest, das uns jedenfalls die bedeutende Frau besser als alle Frühererschienenen vor die Augen führt. Hier ist's die etwas spätgereifte, selbstgewisse, in ihrer Bedeutung anerkannte, in ihrer Thätigkeit erfolgreiche Fürstin, die sich uns in der ganzen Fülle ihrer reichen Natur zeigt, aber abgeklärt, mit gedämpfter Sinnlichkeit, allgegenwärtig mit ihrem Geiste, wo nur irgend etwas des Interesses Werthes sich in Europa regte. Die vor etwa zwanzig Jahren von Herzen veröffentlichten Memoiren dagegen zeigten sie uns in ihrer Jugendzeit vom 14. bis 30. Jahre, in abhängiger Stellung, eingepuppten Geistes, ohne höhere Interessen politischer oder literarischer Art, ganz beherrscht von dem Gefühle des unleidlichen Druckes, des Hasses gegen den unwürdigen, rohen Gemahl, des Bedürfnisses nach Betäubung und Genuß. Sie zeigten uns die halb-asiatische Welt,

in welche die kleine lutherische Prinzessin plötzlich versetzt worden, in greifbaren Umrissen; sie zeigten uns diese Prinzessin selber noch im moralischen Chaos, aus dem sich ihr Geist und ihr Charakter herauszuringen hatten und siegreich herausrangen.[1]

[1] Ich halte nämlich diese Memoiren weder für durchaus unächt wie Bernhardi, noch für durchaus ächt wie Sybel und Rambaud. Gegen erstere Annahme spricht der Umstand, daß da Dinge berichtet werden, welche nur die Großfürstin selber wissen konnte, die aber dermaßen das Gepräge der Wahrheit tragen, so mit allen Andern zusammenpassen, daß man sie nicht für erfunden halten kann; gegen die letztere Annahme gilt zwar nicht durchaus Bernhardi's Erwägung, daß „nach manchen Nebenumständen" — er denkt wol an die Erwähnung von Beniowsky's Flucht aus Sibirien — „Katharina diese Denkwürdigkeiten nicht vor dem Jahre 1780 geschrieben haben könnte. Sie wären demnach ein Werk der Zeit, in der sich ihr Geist zur vollen Reife entfaltet hatte. Da müßten sie doch jedenfalls das Werk einer eminent gescheidten Frau sein. Das sind sie nun aber ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr das Product eines sehr dürftigen Geistes, dessen Schwingen weder sehr hoch noch sehr weit tragen." Dies ist viel zu viel gesagt. In den Denkwürdigkeiten zeigt sich hin und wieder ein großes Darstellungs- und Erzählungstalent, freilich keine tiefe Gedanken, Urtheile, Witzworte, aber oft ein außerordentliches Leben, viel Humor und Leichtigkeit, manchmal scheint die Leidenschaft selbst die Feder geführt zu haben. Das kann sie nur in ihrer wilden Zeit geschrieben haben, da Liebe und Haß noch frisch waren. Jedenfalls würde die fünfzigjährige Katharina ihre Geschichte nicht so geschrieben haben; denn sie liebte damals die Dinge von oben zn besehen und zu beurtheilen, allgemeine Sentenzen aufzustellen, die Ereignisse unter weite Gesichtspunkte zu bringen; das politische Interesse herrschte durchaus vor, der Groll gegen den Gemahl war längst verraucht und sie war durchaus keine nachtragende Natur. Mehr fällt deshalb Bernhardi's Einwurf in's Gewicht, daß man nicht wol begreifen könne, „was eine so kluge Frau, die doch sonst Maß zu halten weiß, bewogen haben sollte, gerade in Beziehung auf die Geburt ihres Sohnes so rücksichtslos wahrhaft zu sein, ohne zu bedenken, welche Gefahren sie dadurch heraufbeschwören könnte;" und dasselbe läßt sich von vielen anderen Angaben sagen. Auch

Unser Briefwechsel beginnt 1774, d. h. als die Kaiserin bereits fünfundvierzig Lebens- und zwölf Regierungsjahre zählte. Der sechs Jahre ältere Grimm war damals schon längst nicht mehr der arme Teufel, den Rousseau als Secretär des Grafen Friesen gekannt. Schon

---

würde das beste Gedächtniß nicht ausgereicht haben, um sich nach dreißig Jahren so genau aller Umstände und Daten zu erinnern; das schlechteste nicht um gewisse Anachronismen zu begehen, die hier mitunterlaufen. Dazu kommt endlich, daß die Kaiserin in vorliegender langer Correspondenz mit Grimm, in welcher sie ihrem Vertrauten alles mittheilt, was sie thut und schreibt — Komödien und Gesetzesentwürfe, ihre „Geschichte Rußlands" und ihr Wörterbuch von 200 Sprachen — nie von diesen Denkwürdigkeiten spricht, außer einmal und dann um die Sache auf's Entschiedenste zu verneinen: „Ich weiß nicht, schreibt sie am 22. Juni 1790, was Didot mit meinen Memoiren meint; aber sicher ist, daß ich keine geschrieben habe und daß, wenn es eine Sünde ist, es nicht gethan zu haben, ich mich zu derselben bekennen muß." Dagegen scheint mir unzweifelhaft, daß die junge Großfürstin ein äußerst lückenhaftes Tagebuch hielt, Rückblicke auf das in der Woche oder dem Monat Geschehene und daß eine nicht sehr intelligente, noch wohlwollende Hand die Aufzeichnungen ihrer Sturm- und Drangperiode aneinandergereiht, böswillig und ungeschickt vervollständigt und überarbeitet hat, wobei dann jene groben Irrthümer entstanden sind, deren Katharina sich gewiß nicht schuldig gemacht hätte. Es ist dies der Vorgang, durch den die meisten sogenannten Fälschungen entstanden sind, und so lange wir nicht erfahren, wie die Memoiren in Herzens Hände gekommen, müssen wir annehmen, daß der berühmte Agitator das Opfer eines solchen Halbbetrugs war.

Wie dem auch sei, die uns heute gebotenen Briefe sind von unzweifelhafter Aechtheit und vervollständigen auf's Willkommenste die schon früher herausgegebenen und nicht weniger authentischen an Fr. von Bielke. Auch ihres Geheimsecretär's (Krapowitsky) Tagebuchblätter lassen die Kaiserin ganz reden, als ob sie unbehorcht wäre, wenn wir anders Herrn Rambaud's Analyse des merkwürdigen Buches (in der Revue politique et littéraires vom 16. Oct. 1880)

seit Jahren war er, noch ehe er eine amtliche diplomatische Stellung einnahm, „der Ministerresident und Chargé d'affaires der (europäischen) Mächte bei der französischen Meinung und dem französischen Geiste, und zugleich der Dolmetscher und Secretär des französischen Geistes bei den Mächten". So Sainte-Beuve und er fügt hinzu, was wir

glauben dürfen. Die politische Correspondenz der Kaiserin mit Joseph II., wie sie das „Russische Archiv" und Arneth mittheilen, dient zwar auch dazu den Charakter Katharinen's aufzuklären, doch nur wenn man sie mit diesen vertraulichen Ergüssen vergleicht und durch dieselben controllirt. Die Denkwürdigkeiten Ségur's, der so lange an ihrem Hofe beglaubigt war und auch in diesen Briefen einen großen Platz einnimmt, die Aufzeichnungen Fürst de Ligne's, dem Katharina so wohlwollte, daß sie ihn sogar zum russischen Feldmarschall ernannte, und die Auszüge aus den Berichten der französischen und englischen Botschafter (La Cour de Russie il y a cent ans. Berlin, Schneider 1858) bringen uns die Eindrücke und die Beobachtungen von bedeutenden Menschen, die ihr nahe kamen, und es muß gesagt werden, daß ihre eignen Briefe die Auffassung dieser Beobachter fast durchgängig bestätigen; denn eine Heuchlerin war Katharina sicherlich nicht; das geht aus jeder Zeile dieses höchst interessanten Buches hervor.

Ich habe schon gesagt, daß der zweite Band, der Grimm's Briefe an die Kaiserin enthält, weit weniger interessant ist. Immerhin wird man mit Belehrung und Antheil die Briefe lesen, welche die Auflösung des 18. Jahrhunderts durch die Revolution äußerst drastisch schildern. Man sieht diese ganze Welt vor sich auseinanderstäuben, und auch Grimm selber in sein Nichts zurücksinken. Von höchstem Interesse sind die Fragmente aus Prinz Heinrich's von Preußen Briefen an Grimm (S. 373—403). Man sieht daraus, wie sehr Friedrich's des Großen Bruder, — dessen knappes, lebhaftes Französisch, beiläufig gesagt, sich sehr wohlthuend abhebt von Grimm's fahler Phraseologie — den Krieg gegen Frankreich mißbilligte und wie jämmerlich ihm überhaupt die europäische Politik im Allgemeinen, die Hertzberg's insbesondere, erschien. (Das Wort **sarmate** p. 382, welches dem Herausgeber nicht recht erklärlich scheint, bezieht sich einfach auf die Mischung des Polenthums mit dem Deutschthum, seit 1772.)

nicht so ganz unterschreiben können: „Er füllte diese doppelte Mission sehr würdevoll aus“. Rousseau und Duclos, freilich seine Busenfeinde, urtheilen anders; aber auch unser Mozart hat wenig Gutes von ihm zu berichten; selbst seine Geliebte, Mme. d'Epinay, hatte ihn am Ende durchschaut; ja sogar sein eigener Secretär, der ihn höchlich bewunderte, meinte, „er habe damals schon viel von jener Natürlichkeit und Einfachheit verloren, welche ihm der liebe Gott ertheilt“ und habe sich, „sobald er Titel und Bändchen gehabt, nicht mehr vor der Eingebildetheit (infatuation) zu hüten gewußt.“ Katharinen war der Mann sehr nützlich: er war ihr Agent in Westeuropa, kaufte Bilder und Statuen, Bibliotheken und Medaillen für sie ein, zahlte die Pensionen aus, die sie gar manchen armen Teufeln verabreichte, und legte ihr über seine Geschäfte Bericht ab. Einige dieser Berichte, welche ganz anderer Natur sind als die Correspondance littéraire, die er ihr wie seinen anderen Abonnenten schickte, haben wir hier vor uns. Sie enthalten Nichts als verbrämte Rechnungsablagen, in den letzten Jahren auch wol obligate Heulereien über die Revolution und „die Höhle der 1200 Advocatenkönige“, Mirabeau's „Jargon“ und Condorcet's „Höllengeist“, vor Allem aber die fadesten, überschwänglichsten, eintönigsten Lobeserhebungen der Kaiserin, der Minerva des Nordens ꝛc. Und diese Speichelleckerei ist nicht nur unwürdig und langweilig, sie ist auch geschmacklos im höchsten Grad. Selbst Katharinen, die eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte, wurden manchmal seine Höflingsschwächen und mehr noch diese seine Schmeicheleien lästig: sie lachte über ihren Souffredouleur — es war dies sein Spitzname, denn wer mit ihr in Berührung

kam, erhielt einen Spitznamen — „der in jeden Schafskopf (pécore) von deutscher Fürstin verliebt sei"; ja bereits zwölf Jahre vorher schreibt sie ihm einmal: „Ich weiß schon lange, daß Sie nie glücklicher sind, als wenn Sie bei, nahe, neben, vor oder hinter einer deutschen Hoheit sind und Gott weiß, wo Sie sie alle ausgraben". Er aber schwelgt in ihrer Gunst wie eine Katze in der Sonne: „wenn er sich von ihr reißen will, ist's ihm als risse er sich vom Dasein los"; er bittet sie „ihn unter ihren Hunden zu behalten". Ihre Correspondenz wird für ihn „das einzige Gut, der einzige Schmuck seines Lebens, die Angel seines Glückes, so wesentlich zu seiner Existenz als das Athemholen". Empfängt er einen Brief von ihr, so will er zu seiner „unsterblichen Herrin hineilen, ihre Kniee küssen und sie mit Thränen der Freude und des Dankes benetzen", oder seine Augen „verwandeln sich in zwei strömende Quellen und er zerschmilzt in Thränen, er küßt tausendmal die geheiligten Buchstaben, gezeichnet von jener hehren Hand, auf der er ersterben möchte vor Rührung und Dank". Bekommt er keinen Brief, so lebt er von dem Letzten, so lange er kann: „Lorsque je fus à sec, je me dis: du armes Blümlein, du mußt nun verwelken, denn deine himmlische Gärtnerin hat Deiner vergessen". Nicht er allein, alle seine Freunde haben die „Katharinensucht, oder, nach Anderen, die Nord-Minervenkrankheit, er als ihr Leibmedikus hat einen harten Stand" . . . Und so fort 400 Seiten lang; es ist zum Uebelwerden. Das sind nicht mehr die conventionellen Formen des Jahrhunderts, das ist bewußte Augendienerei, bei der der Fuchs seinen Vortheil wohl wahrzunehmen weiß — sucht er der „unsterblichen Herrin" ja sogar die Diamanten seiner

Geliebten, der d'Epinay, aufzuschwatzen. Manchmal muß sie sich denn auch seine Schmeicheleien rund verbitten. So als er ihr ein Büchlein „Katharina in ihren Thaten" widmet: „Hören Sie mal, Souffredouleur, es ist nicht erlaubt die Leute so unmäßig (à toute outrance) zu loben ohne für einen argen Schmeichler zu gelten und es sieht ganz danach aus. So wäre ich denn in meinen alten Tagen noch das Muster der Könige geworden! Oh, mein Gott! was für ein schlechtes Muster, wenn man all das Uebel glauben darf, das man von ihr gesagt hat und noch sagt. Wissen Sie wohl, daß nicht die Lobeserhebungen mir wohlgethan haben; aber wenn man Uebles von mir sagte, dann sprach ich zu mir selbst mit edler Zuversicht und indem ich mich über die Schwätzer lustig machte: Rächen wir uns! Strafen wir sie Lügen! Aber eine Kyrielle von Lobeserhebungen wie die da, wozu ist das wohl gut? Das ist lang und langweilig und weiter Nichts." Als er gar die Augendienerei so weit treibt, ihr den Panegyricus als Lectüre für den Enkel (Alexander I.) anzurathen, bricht sie los: „Ah, diesmal, Souffredouleur, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich wirklich keinen gesunden Menschenverstand mehr hätte haben müssen, wenn ich M. Alexander ein Buch gegeben hätte, worin nur von mir und in faden Lobeserhebungen meiner Person die Rede ist. Was hätte er von mir gedacht? Er, der die Bescheidenheit in Person ist?" — Grimm fragt sich einmal wohlgefällig in einem seiner Briefe, was wohl die Nachwelt dazu sagen würde, wenn sie diese vertrauliche Correspondenz zwischen der mächtigen Kaiserin und dem kleinen Literaten zu sehen bekäme. Die Antwort dürfte wohl die einstimmige Rückfrage sein, wie eine gescheidte Frau diese „allerunterthä-

nigsten Vorträge des thönernen Gefäßes ihrer Schöpfung", die wahrlich das übrigens recht schlechte Papier nicht werth sind, auf welchem sie gedruckt stehen, nur hat durchlesen können; wenn sie dieselben anders durchlas, woran ich zweifeln möchte. Er bediente sie prompt und genau: da wird sie die ewigen Bücklinge des Factotums resignirt mit in Kauf genommen haben.

Wohl blieben ihm, wie man oft gesagt hat, alle Freunde, außer Rousseau und Duclos, ihr Leben lang treu: der leidenschaftliche Diderot, an den, als „den deutschesten Franzosen, der französischste Deutsche" sich eng angeschlossen hatte — das Wort ist von Sainte-Beuve —, Saint-Lambert, d'Holbach, Helvetius, vor Allem aber Mme. d'Epinay. Es soll auch nicht geläugnet werden, daß Rousseau's Anschuldigungen in den Thatsachen ganz unbegründet sind — aegri somnia vana —, im Wesen mochte der arme Wahnsinnige doch Recht haben: Grimm macht den Eindruck eines vollendeten Komödianten, den die feinen Franzosen nicht leicht durchschauten — Verschiedenheit der Nationalität ist, wie Geschlechtsverschiedenheit, ein trefflicher Schirm für Komödianten: man schreibt das Zweideutige der Fremdheit zu, während es doch ganz dem Menschlichen angehört. Er selbst sprach sich „ein deutsches Herz und einen französischen Geist" zu. Das klingt ja recht schön, man sollte meinen, es heiße Etwas, es heißt aber doch Nichts. Grimm war ganz ein Mann solider deutscher Bildung, was ihm eine große relative Ueberlegenheit über die französischen „Philosophen" gab; er hatte sich die französische Form ganz angeeignet, was in Deutschland imponirte; war gewandt und eitel — er schminkte sich sogar weiß — aber die Gewandtheit war

größer als die Eitelkeit: nie opferte er einen reellen Vortheil für eine Genugthuung der Eigenliebe. Kühl bis an's Herz hinan wußte er auch seine Freundschaften zu wählen. Er war sicher im Verkehr, wie ein guter Geschäftsmann; dienstfertig dabei; doch konnte er auch das Gegentheil sein. Die Franzosen bewunderten die Objectivität seiner Kritik; und in der That ward es ihm, als einem Fremden, leichter als ihnen, sich über den litterarischen Parteien zu halten und er war Einer der Menschen, die es verstehen sich nie Feinde zu machen; hatte er aber einmal Einen, so schonte er ihn auch nicht. Ich kenne nichts Hämischeres als seine Analyse der „Confessions“ in der „Gazette littéraire“ von 1787, wie überhaupt seinen Ton, so oft er von Rousseau spricht. Wahr, Rousseau hatte ihn grausam mitgenommen, aber Rousseau war seit neun Jahren todt; der Wahnsinn und die Krankheit sprachen unverkennbar aus jeder Zeile seiner Anklage. Grimm dagegen war bei ganz kaltem Blute, hatte überhaupt eine wohl äquilibrirte Natur und, wenn er auch nicht der unfehlbare Kritiker war, den die Franzosen heute aus ihm machen, so war er doch hinlänglich mit der antiken Literatur genährt um das wirklich Schöne sofort zu erkennen und zu würdigen. Wie konnte er die Stimmung finden um eines der größten Meisterwerke aller Zeiten, den ersten Band der Confessions, nur vom moralischen und persönlichen Standpunkte aus gehässig zu persiffliren, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für das Anerkennenswerthe? Ja selbst das Porträt Mme. d'Epinays, mit der er so lange Jahre verbunden gewesen (Gaz. litt. 1783) verräth nicht den Geliebten, der seine Freundin verloren; der hätte geschwiegen oder andere Worte gefunden. Doch lassen wir

die Confessions und die Gazette littéraire und kommen wir zu unserem Briefwechsel zurück, worin freilich wenig von jenem „Geschmack“ Grimm's zu finden ist, wenn auch hier und da ein witziges Wort mit unterläuft, wie wenn er sagt, „in einem gewissen Alter müsse man in seinem Kopfe lesen, und wenn man Nichts darin fände, den Laden schließen und vegetiren“. Aber solche Gedanken sind selten; der gescheidte Mann hebt sie offenbar für die Correspondance littéraire auf, wo er sie bezahlt bekommt.

Grimm hatte schon längst seine litterarischen Berichte an alle deutschen Höfe und auch an Katharina geschickt, als er 1773 im Gefolge der großen Landgräfin nach St. Petersburg ging, um dort der Kaiserin persönlich vorgestellt zu werden. Auch Merck befand sich in der Gesellschaft; und sonderbar! soviel mir bekannt, erwähnt der Kriegsrath nie den Herrn Hofrath und vice versa. Auch scheint Merck weder Grimm noch der Kaiserin je ein Wort von seinen Freunden Goethe und Herder gesagt zu haben.[1] Merk-

[1] Vielleicht wird in dem mir leider unzugänglichen „Briefwechsel der großen Landgräfin“ (herausgeg. v. Walther, Wien, 1877) Näheres über diese Reise mitgetheilt. Ich habe das Buch bei seinem Erscheinen gerade nur gesehen und flüchtig durchblättert, und verweise die Glücklichen darauf, welchen deutsche Bibliotheken erreichbar sind. Auch enthält ein früherer Band der Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft die Denkschrift, welche Grimm über den Ursprung seines Verhältnisses zur Kaiserin geschrieben, sowie Briefe Katharinens an Frau von Bielke in Hamburg. Da mir dieser Band ebenfalls nicht zur Hand ist, so entnehme ich zwei charakteristische Citate aus demselben dem Aufsatz A. Rambaud's über die Correspondenten Katharina's (in der „Revue des Deux Mondes“ vom 15. Januar 1777), indem ich jedoch bemerke, daß jene Denkschrift etwa dreißig Jahre nach der Petersburger Reise geschrieben worden sein muß, was Herr Rambaud anzumerken vergessen hat, obschon es Vieles erklärt.

würdig, die Kaiserin kennt unser deutsches Unterrichtswesen aus dem Grunde, bewundert und beneidet die Organisation unserer Volksschulen, Gymnasien und Universitäten; sie spricht auch oft von deutscher Litteratur, sie ist ganz entzückt von der Weise wie man die deutsche Sprache handhabt — „wer hätte je geglaubt, daß diese harte Sprache solcher Annehmlichkeit fähig wäre?“ — aber es sind immer die Nicolai und Thümmel, die sie bewundert — stellt sie doch Ersteren neben Fielding und Voltaire! — höchstens finden auch noch Zimmermann, Mme. de la Roche und Lavater Gnade vor ihren Augen. Wieland's „Abderiten“ erwähnt sie einmal; Lessing nennt sie nie, freut sich aber so über die Schläge, welche Pastor Götz (Goeze) erhält, daß sie ihn wohl gelesen haben muß, ohne seinen Namen zu beachten; aber, obschon die Correspondenz bis zum Jahre 1796 reicht, ist nie von Herder, der doch in ihren Staaten seine „Fragmente“ geschrieben, geschweige denn von Goethe und Schiller die Rede; vielleicht weil die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die sie mit aufmerksamster Bewunderung las, ihre Hauptquelle war und Nicolai bekanntlich darin die junge Schule sehr von oben herab behandelte, obschon Merck darin den „Werther“ höchlich gepriesen hatte. Und dabei spricht sie mit großem Bedauern von Friedrich II., weil er diese entstehende deutsche Literatur nicht kenne oder verachte. Als seine Schrift über dieselbe herauskam, sagte sie: „Was wollen sie? Er hat einmal den Bug (il a pris son pli); er sieht wenig Leute, und wenn er welche sieht, spricht er und die Andern horchen; Niemand hat ein Interesse daran, ihm zu widersprechen und man fürchtet ihn. Das sind Quellen genug, die dazu beitragen, daß er gar Manches

nicht erfährt. Dazu das Alter. Im Jahre 1740 waren wir jung und wir sind's nicht mehr.“ Ja, sie meint die Franzosen — sie nennt sie seit Voltaire's Tod nur „die armen Leute“ — wären ganz aus dem Feld geschlagen durch Sebaldus Nothanker, Wilhelmine, Spitzbart u. s. w. „Die armen Leute (diese Citation ist deutsch im Text) haben nicht ein einzig Büchlein aufzuweisen, was diesen beikommt, seit mein Meister todt ist. Elende Versspinner und weise Quäckler mit Tausendkünstlern, die nichts aus dem Grunde studirt haben, und dennoch ihre diverse Kindereien für's non plus ultra ausgeben, der haben sie die Menge!“ Auch Grimm, an dem Duclos (nach Mme. d'Epinay's Memoiren) schon 1754 kein anderes Talent fand als daß er „die monströsen Schönheiten der deutschen Literatur“ in Frankreich zur Geltung brachte, hatte einen hohen Begriff von seinen Landsleuten: er meinte, es sei „nicht zu läugnen, daß der erlauchte Herr Verfasser (Friedrich II.) seiner Materie nicht gewachsen sei und von der deutschen Sprache ohngefähr wie ein Blinder von der Farbe urtheile“, — aber auch er spricht weder von den „kritischen Wäldern“ noch von der „Dramaturgie“, weder von „Götz“ noch von den „Räubern“.

Der eigentliche Briefwechsel beginnt sofort nach jener Reise und zwar mit einer Anspielung auf den Tod der großen Landgräfin, der kurz nach ihrer Rückkehr nach Darmstadt erfolgt war (März 1774). „Diese Landgräfin war eine einzige Person, schreibt die Kaiserin im ersten Brief. Wie sie zu sterben gewußt hat! Wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ihr nachzuahmen suchen und, wie sie, alle Weiner von meinem Bette jagen.“ Man weiß, daß Friedrich ebenso von der Freundin Moser's dachte und ihr eine Marmor-

urne mit der Inschrift: „Sexu femina, ingenio vir“ setzen ließ; die Großen des Geistes aber, Goethe und Wieland, Herder und Merck, blieben in ihrer Bewunderung nicht hinter den Großen der That zurück. — Der Briefwechsel zwischen Grimm und der Kaiserin ward noch lebhafter und namentlich vertrauter, nach einem zweiten Aufenthalte des Literaten in Rußland (Sept. 1776 — Aug. 1777) und danach mit kurzen Unterbrechungen bis zum Tode der Kaiserin (Oct. 1796). Die längsten dieser Unterbrechungen währten nur 4—5 Monate und waren verursacht, einmal durch die historisch so wichtige Reise Joseph's II. an den Hof der Kaiserin, das andere Mal durch den Tod ihres Günstlings Lanskoi, der sie auf Monate hin niederschlug und betäubte. Grimm erhielt von Katharinen einen Jahrgehalt von 2000 Rubel und, nachdem er in der Revolution Vieles eingebüßt und im Sommer 1791 Frankreich hatte verlassen müssen, machte sie ihm verschiedene Freundschaftsgeschenke, die sich auf etwa 50—60,000 Rubel belaufen zu haben scheinen. Kurz vor ihrem Tode ernannte sie ihn noch zum russischen Ministerresidenten in Hamburg. Geadelt war er schon geraume Zeit und seine hohen Orden zählte er gar nicht mehr. Man weiß, daß er 1807 als ein Vierundachtzigjähriger in Gotha starb.

Diese lange Unterhaltung zweier Deutschen in einer fremden Sprache ist so recht ein Stück des 18. Jahrhunderts. Nie war der Kosmopolitismus in geistigen Dingen größer als in der Zeit Horace Walpole's und Gibbon's, Galiani's und Diderot's, während doch im Staatlichen die nationalen Individualitäten sich immer bestimmter ausbildeten. Freilich waren Katharina und Grimm auch durch ihr Leben

im Auslande der Heimath mehr als andere Humanitarier der Zeit entfremdet worden: Grimm lebte von seinem 24. bis fast zu seinem 70. Jahre in Paris und Italien; Katharina gar kam vierzehnjährig nach Rußland und sah ihr Vaterland nie wieder. Ihr Deutsch ist darum doch, wenn auch weniger correct als das Grimm's, weit deutscher als seins. Es erinnert, wie auch ihre Gedanken, oft an Frau Rath. Sie braucht es selten und nur in Parenthesen, aber bei allen altfränkischen Wendungen, grammatischen Fehlern und Vulgaritäten des Ausdrucks ist ein sehr richtiges Sprachgefühl darin und zwar ein bewußtes Sprachgefühl: „Cela vous fera manquer le débotter à Petersburg, schreibt sie ihm einmal, car ce débotter sera sur les confins de 1775; und im übrigen tausendmal wie niemals; der Herr wird thun was ihm beliebt und kann schaffen wie er's versteht. Voilà de l'allemand comme on pourrait en produire à Vienne; j'ai un goût décidé pour ce mot „schaffen": il me semble qu'en droite ligne il tient à la création; j'ai toujours trouvé cette création une jolie chose." Oder: „Nun habe ich die .. und werde sie schon durchhecheln als Flachs durch den Kamm. Ist dieses nicht wahrlich eine so schön ausgesonnene Vergleichung als selbst der ehrwürdige Homerus sie hätte dermalen aussinnen können?" Die „Prüfungen" des Herrn Pastor Wagner waren nicht verloren, mit denen das Prinzeßchen in ihrer Jugend gequält worden: ihr Deutsch hat von dieser lutherischen Erziehung etwas Biblisches behalten, das Einem sehr wohl thut und gegen ihre volksthümliche Derbheit fällt Grimm's Gottschedische Prosa gar sehr ab. Aehnlich im Französischen welches Beider wahres Werkzeug ist. Seine Sprache ist

feiner, geschliffener, macht sich auch nie eines wirklichen Schnitzers schuldig, wie Katharine, die sich vorkommenden Falles auch einen groben Germanism erlaubt (wie z. B. ce qui me manque — was mir fehlt — statt ce que j'ai); auch hütet er sich, wie's in seiner Stellung allerdings natürlich war, vor dem familiären Ton der Kaiserin, die stets mit einem kleinen Fluche bei der Hand ist, und sich manchmal gar zu sehr gehen läßt; aber auch hier ist im Grunde die Sprache empfundener als bei dem Schriftsteller vom Handwerk; manchmal fast rabelaisisch in ihrer Willkür: „Laissez les galvauder: ils galvauderont comme galvaudeux de profession et en sortira galvauderie parfaite,“ sagt sie einmal von gewissen deutschen Herren. Man sieht, sie spricht nur die Wahrheit, wenn sie sagt, sie verstehe nur die Altfranzosen, M. Régnier oder Molière. „Ich bin eine Gauloise des Nordens,“ sagte sie einmal zu Fürst Ligne. „Ich begreife nur das alte Französisch. Ich verstehe das Neue gar nicht. Ich habe Eure Gelehrten in iste (die Encyclopädisten) versucht, habe Einige herkommen lassen; ich schrieb ihnen auch gelegentlich. Sie haben mich zu Tode gelangweilt, und haben mich nie verstanden. Es gab eben nur meinen guten Beschützer Voltaire ... Wissen Sie, daß es Voltaire war, der mich in die Mode gebracht hat?“ Ganz anders ist denn auch ihr Briefwechsel mit Voltaire: da nimmt sie sich zusammen; wir wissen, daß sie die Briefe an den Patriarchen von Ferney oft dreimal aufsetzte. Da wollte sie sich nichts vergeben; sie sah in ihm einen Potentaten; in Grimm sah sie nur ihre „Sache“, das „Nichts ihrer Majestät“, wie er selber sich demüthig nannte. „Hier sind zwei Ihrer Briefe von mir,

schreibt sie einmal, Nr. 14 und 15, die auf Antwort warten. Freilich sind da auch zwei vom König von Preußen, drei vom König von Schweden, zwei von Voltaire, dreimal soviele von Gott weiß wem, alle älteren Datums, und vor Ihren angekommen; aber da sie mich nicht amüsiren, weil ich sie schreiben muß, und ich mit Ihnen plaudere, nicht schreibe (merken sie sich das, das ist neu), so ziehe ich vor mich zu amüsiren, und meine Hand, meine Feder und meinen Kopf gehen zu lassen, wohin's ihnen beliebt." „Faselen wir ein wenig, da wir doch einmal von Ammen gesprochen," schreibt sie ein andermal. „Wissen Sie, warum ich den Besuch der Könige fürchte? Weil sie gewöhnlich langweilige, abgeschmackte Personen sind und man sich steif und gerade halten muß mit ihnen. Auch berühmte Leute halten meine Natürlichkeit im Respect; ich will witzig sein comme quatre; und oft brauche ich diesen Witz comme quatre sie anzuhören und da ich zu schwätzen liebe langweilt mich's zu schweigen." Mit Grimm ließ sie sich eben ganz gehen.

Der sachliche Inhalt dieser Briefe, namentlich der Grimm'schen ist freilich etwas mager oder vielmehr, er ist zerstückelt und zuviel an sich Unwichtiges nimmt einen zu breiten Platz darin ein. Der Ton ist meist heiter und humoristisch; aber man sieht, er ist nicht dazu gemacht, lebendig gedruckt zu werden, wie sie denn auch ihren Correspondenten hundertmal bittet, alle diese Briefe mit ihrem Klatsch und Geplauder sofort zu verbrennen, damit sie ja nie veröffentlicht würden. Sie schont die Leute nicht, mit denen sie in Berührung kommt; namentlich kommen Mama (Marie Theresie) und Brüder Ge und Gu (George III. und

Gustav III.) sehr übel weg; die Politik nimmt fast ebensoviel Raum ein als die Genealogie Sir Thomas Anderson's, ihres Hundes, und seiner zahlreichen Nachkommenschaft; viel auch die Beschreibung der Reisen oder Feste, der Landgüter, die Rechenschaft über ihre Beschäftigungen vor Allem und ihre Lectüre. Gegen Ende freilich wird die Politik, die im Grunde doch ihr oberstes Interesse war, immer wieder zum Hauptgegenstand der Unterhaltung. Ein fortlaufender Commentar über die Verhältnisse der inneren Politik, sowie über die Personen wäre durchaus nothwendig, um das werthvolle Buch in ein größeres Publicum einzuführen: doch könnte man mit geschickten Scheeren, wenigen Anmerkungen und einer eingehenden ganz thatsächlich gehaltenen Einleitung aus dem schwerfälligen Bande ein Büchlein machen, das es mit den interessantesten Briefsammlungen des vorigen Jahrhunderts aufnehmen dürfte.

II.

Nicht Katharinen's Politik, wol aber ihre Persönlichkeit tritt uns aus ihren Briefen an Grimm sehr deutlich entgegen und manche Seiten derselben, die bis jetzt im Schatten geblieben, werden hier zum ersten Male voll beleuchtet. Das Menschliche an ihr soll denn auch der Vorwurf dieser kleine Studie sein. Da ich aber wol weiß, wie schwer es ist, den Staatsmann vom Menschen zu trennen, vor allem bei Katharinen, wo Dieser ganz in Jenem aufging, so werde ich diese Trennung auch nicht einmal

versuchen. Kathariua war in der That jeder Zoll ein Staatsmann und zwar ein großer Staatsmann, wie andere Frauen vor und nach ihr, denn die Staatskunst ist eine der wenigen männlichen Künste, worin die Frauen ihrer Naturanlage nach vortheilhaft mit uns concurriren können. Den Politiker darf man also bei ihr nie vergessen, wenn man der Person gerecht werden will: aber den Inhalt ihrer Politik darf ich doch wol als bekannt voraussetzen. Was sie darin geleistet, hat Sybel in seiner trefflichen Charakteristik der Kaiserin (Kl. hist. Schriften Bd. I. 3. Auflage, Stuttgart 1880) so bestimmt hervorgehoben, er hat in wenig Worten die thatsächlichen Erfolge ihrer inneren und äußeren Politik in so schlagender Weise zusammengestellt, er hat so klar dargelegt wie noch heute sich keine brennende Frage in Deutschland erhebt, „wo wir nicht den Spuren von Katharina's Politik begegnen", — daß ein langer Panegyrikus sie viel weniger gelobt haben könnte. Allein um Lob handelte sich's ja auch dort so wenig wie hier. Man wünscht eine solche Persönlichkeit nach allen ihren Seiten zu kennen, und man kennt sie nicht, wenn man vergißt, welche Rolle die Politik in ihrem Leben spielte: denn bei ihr beherrschte und bestimmte das Staatsinteresse alles Andere oder ging doch allem Anderen voran — darin gehört sie ganz zu jener edlen Fürstengeneration des 18. Jahrhunderts, die ihren Vortheil und Ruhm allein im wohl- oder übelverstandenen Interesse ihrer Unterthanen sehen wollten. Ward aber Katharinens Politik von Privatgefühlen nie beeinflußt, so gingen diese doch oft, gleicher Weise unbeeinflußt von der politischen Thätigkeit neben dieser her, bis es, da eine völlige Parallele doch nicht möglich ist,

zu einem Zusammenstoße kam, wo dann immer das Staatsinteresse den Ausschlag gab.

Wie die bedeutendsten Zeitgenossen, wie unser Merck z. B., über die Kaiserin urtheilte, wie Diderot, Marmontel, wie Voltaire, das wissen wir. Dieser hatte, zum großen Scandal von Mme. de Choiseul, die nicht begreifen konnte, wie man ein „monstre“ bewundern konnte, welches so lieblose Gesinnungen gegen den Eheherrn gehegt und an den Tag gelegt hatte, — Voltaire hatte von ihr gesagt (1767): „Es gibt eine Frau, die sich einen großen Ruf erworben hat. Das ist die Semiramis des Nordens, welche 50,000 Mann marschiren läßt, um in Polen die Toleranz und Gewissensfreiheit herzustellen. Es ist das ein einziges Ereigniß in der Weltgeschichte und ich stehe Ihnen dafür, das wird weit gehen. Ich darf mich vor Ihnen wohl rühmen, daß ich ein wenig in ihrer Gnade stehe; ich bin ihr Ritter gegen und wider Alle. Ich weiß wol, man wirft ihr einige Kleinigkeiten gegen ihren Mann vor; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht mische; übrigens ist es auch recht gut, wenn man ein Uebel wieder gut zu machen hat; das legt es Einem nahe, große Anstrengungen zu machen, um sich die Achtung und Bewunderung des Publicums zu erzwingen; und sicher hätte ihr gräulicher Mann nicht eines der großen Dinge verrichtet, welche meine Katharina alle Tage ausführt.“

Voltaire hat hier in seiner feinen tiefen Weise, die Alles sagt, ohne daß sie nur an die Dinge zu rühren scheint, auch die Schwächen „seiner“ Katharina, wie gewisse Triebfedern ihrer großen Handlungen angedeutet. Nicht zufällig hat er die zweischneidige Vergleichung mit der asiatischen Kö-

nigin eingeführt, und wieviel die Ruhmsucht, Katharina's stärkste Leidenschaft, zu ihrer großartigen Thätigkeit beitrug, ist nicht vergessen. Auch die Erwähnung des „gräulichen Mannes" ist nicht zwecklos: Peter III. erklärt eine ganze Seite von Katharinen. An die Mitschuld der Kaiserin bei seinem Morde glaubt Voltaire sowenig wie irgend ein Zeitgenosse, der sie persönlich kannte, — selbst Rulhière nicht — und alle ernsthaften Historiker unserer Zeit sprechen sich im selben Sinne aus. Nur die Fernerstehenden, wie der klatschesfrohe H. Walpole, glaubten ohne Prüfung, wie sie später an Alexander's Mitschuld beim Morde seines Vaters glaubten. Die Denkwürdigkeiten der Fürstin Daschkoff, die ja die Hauptrolle in der Palastrevolution spielte, durch welche Peter gestürzt und Katharina auf den Thron erhoben wurde, sprechen sie ganz frei von aller Mitwissenschaft, und die Fürstin Daschkoff schrieb ihre Memoiren, als sie längst die Gnade ihrer Herrin verscherzt hatte. Dagegen geben diese Aufzeichnungen der Jugendfreundin, geben Katharinen's eigene Tagebuchnotizen, von denen ich oben sprach und welche drei Jahre vor der Zeit aufhören, wo die der Fürstin beginnen, ein Bild Peters, welches das ganze Verhalten Katharinens gegen ihn erklärt und entschuldigt, wenn auch nicht durchaus rechtfertigt. Ich meine nicht nur seine Thronenthebung; die war eine Art legitimer Selbstvertheidigung, denn er ging damit um sich ihrer zu entledigen und eine seiner Geliebten zu heirathen, und man durfte sich wohl eines Schlimmeren als der Verstoßung von ihm gewärtigen; ich spreche von ihrem ersten Unrecht gegen ihn. Man denke sich das vierzehnjährige Prinzeßchen, obschon belle et grande pour son âge et toute faite,

wie Friedrich II. an Kaiserin Elisabeth schrieb[1], — immerhin ein Kind, das in den strengsten sittlichen und religiösen Grundsätzen und den bescheidensten, fast bürgerlichen Verhältnissen herangewachsen, nun mitten in diesen halbasiatischen Hof versetzt wird, wo sich ein verschwenderischer Luxus, wüsteste Sitten, Intriguen aller Art breit machen; eine launische, jeder Wollust fröhnende Herrscherin, feile Diener, zerrüttete Familienverhältnisse rings um sie her; die Ehescheidung so alltäglich, daß die Frau univira noch seltener war als zur Zeit Cäsar's; das Liebhaberwesen im vollsten Flor; dazu nun einen vor der Zeit verderbten Bräutigam, kaum dem Knabenalter entwachsen, der seiner kleinen Braut alle seine Liebesabenteuer anvertraut, dann, nachdem er sie anderthalb Jahre später, noch immer als ein Kind, geheirathet, seine vielfachen Verhältnisse offen fortsetzt, selten aus der Trunkenheit herauskommt, die Pfeife nicht aus dem Munde läßt, seine Meute Jagdhunde im Schlafzimmer hält, seine junge Frau roh anfährt, sobald sie ihm eine Vorstellung macht, halbe Tage auf der Wachtstube zubringt oder mit Puppen spielt. „Ich bedaure die arme Königin von Dänemark," schrieb sie viele Jahre später an Fr. von Bielke, „daß man so wenig aus ihr macht. Es giebt nichts Schlimmeres als ein Kind zum Manne zu haben. Ich

[1] Polit. Corresp. (II. 459, vgl. 495.) Friedrich hatte sie als Braut vorgeschlagen, nachdem er seine eigene Schwester in weiser Selbstbeschränkung verweigert hatte. S. ebend. II. 268. Uebrigens scheint Elisabeth, die dem Andenken ihres frühverstorbenen Bräutigams Karl von Holstein, trotz ihrer vielen Liebesintriguen, eine romantische Verehrung bewahrt hatte, sich für dessen Familie und insbesondere seine Nichte, die kleine Sophie Friederike, die einst Katharina II. sein sollte, interessirt zu haben.

weiß, was die Elle davon werth ist und ich gehöre zu den Frauen, die glauben, daß es immer die Schuld des Mannes ist, wenn er nicht geliebt wird; denn wahrhaftig ich hätte Meinen sehr geliebt, wenn er nur die Güte gehabt hätte, es zu wollen." Ein Wunder, wie die lebhafte junge Frau, gereizt durch ein unerträgliches Spioniersystem, selbst der Correspondenz mit ihrer Familie beraubt, zu tödtlicher Langweile oder ewigem Taumel verdammt, jeder Versuchung ausgesetzt, umgeben von dienstfertigen Werkzeugen und Verführern, fast von der Kaiserin dazu gedrängt auf eine oder die andere Weise für einen Nachfolger zu sorgen, nur so lange ihre Treue wahrte. Wie sie als 23jährige Frau, nach neun Jahren an jenem Hofe, endlich der Versuchung unterlag, hat sie höchst naiv in ihrem Tagebuche (Mem. 331 und 332) erzählt: „Ich gefiel, und folglich war der halbe Weg zur Verführung zurückgelegt; und es ist in solchem Falle im Wesen der menschlichen Natur, daß die andere Hälfte unfehlbar folgt: denn Verführen und Verführtwerden liegen gar nahe beieinander und, trotz der schönsten moralischen Maximen, die man seinem Kopfe eingeprägt, mischt sich doch immer das Gefühl (la sensibilité) hinein; sobald aber das zum Vorschein kommt, ist man schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß bis jetzt noch nicht, wie man es verhindern kann zum Vorschein zu kommen. Vielleicht könnte uns die Flucht dagegen helfen; aber es giebt Fälle, Lagen, Umstände, wo die Flucht unmöglich ist; denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken wenden, an einem Hofe? Das selbst würde Gerede machen. Wenn man aber nicht flieht, giebt's nichts Schwereres als Dem zu entgehen, was Einem im Grunde

gefällt. Alles was man zum Gegentheil sagen mag ist nur prüdes Geschwätz, welches nicht vom menschlichen Herzen abgenommen ist; und Niemand hält sein Herz in der Hand und drückt es zu oder läßt es los, indem er je nach Gutdünken die Faust ballt oder öffnet.“ Allerdings, nachdem sie einmal in diese Bahn eingelenkt, blieb sie nicht halben Weges stehen; die Befriedigung der Sinnlichkeit wurde zur Gewohnheit; und sie ward am Ende nicht viel wählerischer als Männer in dieser Beziehung zu sein pflegen: denn da der Unterschied in der Anschauung solcher Verhältnisse nicht in der verschiedenen Natur beider Geschlechter, sondern nur in der Erziehung und Gesellschaft begründet ist, so handeln bekanntlich die Frauen, welche einmal die inneren und äußeren Schranken, die ihr Geschlecht umzäunen, niedergerissen haben, genau wie die Männer, wovon die Geschichte ja der Beispiele genug aufweist. Auch ihre Unterhaltung war ganz die eines Mannes: als Diderot, der immer vergaß, mit wem er zu thun hatte und ihr immer in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung „die Kniee blau und schwarz schlug“, einmal selber vor seiner Derbheit erschrak, rief sie ihm zu: „Allons, entre hommes tout est permis.“ Und die Frauengesellschaft floh sie wie die Pest. „Ich weiß nicht, ist es Gewohnheit oder Neigung, sagte sie einmal, aber ich kann mich nur mit Männern unterhalten. Es giebt nur zwei Frauen in der Welt, mit denen ich eine halbe Stunde hintereinander reden könnte.“

Was noch wunderbarer ist, als der lange Widerstand ihrer ersten Erziehung gegen die sittliche Fäulniß, mit der sie so früh in Berührung kam, ist daß das geistige Interesse, das in ihrer Kindheit nicht geweckt worden, in solcher

Umgebung erwachen konnte. Denn die russische Gesellschaft hatte damals noch nicht einmal den Firniß abendländischer Geistesbildung, den sie heute trägt. Nur das Costüm und die Sprache waren französisch: alles Andere war noch halb-barbarisch. Im Grunde ganz leer, scheinen die Leute Alle an einer chronischen Langweile zu laboriren. Sie ist der große Feind, den sie von früh bis spät bekämpfen, gegen den sie überall Hülfe suchen: im Wein, im Spiel, in der Wollust; denn was anderswo Befriedigung überströmender Sinnlichkeit ist, wird hier zum Ausfüllen der ewigen inneren Leere gebraucht; und das Rennen und Jagen nach Geld und Gunst und Macht hat keinen anderen Zweck als den sich die Mittel zu jenem betäubenden Genuß zu verschaffen. Dabei eine naive Geringschätzung der Standesunterschiede, der conventionellen Bande und der gesellschaftlichen Vorurtheile, die uns Anfangs fast angenehm berührt, bis wir dahinter kommen, daß es nicht so sehr das Gefühl des rein Menschlichen, als Leichtsinn und Frivolität sind, welche dieser Mißachtung zu Grunde liegen. Diderot ist ganz im Recht, wenn er von Fürst Galitzin, demselben der auch Grimm's Beziehungen mit der Kaiserin vermittelt, sagt, was noch heute von fast allen vornehmen Russen gilt: „er glaube an die Gleichheit der Stände aus Instinct, was mehr werth sei als aus Nachdenken daran zu glauben;" nur hätte er hinzufügen dürfen, daß der Instinct geleitet sein will, wenn er nicht ausarten soll.

In dem wüsten Rausch dieses wirbelnden Lebens, mitten in dieser zum System ausgebildeten Gedankenlosigkeit und Scheincultur, in diesem Gefängniß ohne Einsamkeit, erwacht Katharinens Interesse für das Höhere, Bessere.

Das erste Jahr ihrer Ehe hatte sie nur Romane gelesen; die fingen aber an sie zu langweilen. Da fielen ihr zufällig Mme. de Sévigné's Briefe in die Hände. Die Lectüre sprach sie an und sie hatte die Bände bald verschlungen. Dann sah sie sich nach ähnlichem um und verfiel auf Voltaire. Von da an brachte sie mehr Wahl in ihr Lesen: Montesquieu, Tacitus, Platon wurden gelesen und wiedergelesen: doch ihr Meister und Lehrer, ihr Orakel blieb Voltaire. Man sieht, sie war schon weit entfernt von der Zeit, wo es sie soviel Ueberwindung kostete ihren Glauben aufzugeben um die griechische Religion anzunehmen[1]. „Der Religionswechsel“ hatte damals (1744), der preußische Gesandte an Friedrich geschrieben, „macht freilich der Prinzessin große Angst und ihre Thränen fließen in Strömen, wenn sie allein ist mit Leuten, die ihr nicht verdächtig sind. Indeß, fügte er klug hinzu, der Ehrgeiz gewinnt am Ende doch die Oberhand.“ — Sie sprach davon späterhin freilich sehr lose. Als ihre künftige Schwiegertochter erwartet wird, meint sie: „Sobald wir sie haben, machen wir uns an die Bekehrung. Um sie zu überzeugen wird's wohl vierzehn Tage brauchen, denke ich; wie viel es brauchen wird, ihr beizubringen das Glaubensbekenntniß deutlich und richtig auf russisch zu lesen, weiß ich nicht.“ So leicht hatte sie's doch nicht genommen, dreißig Jahre vorher, als sie fast direct aus dem Katechismus Pastor Wagners, der strengen

[1] Vgl. darüber die äußerst interessante und inhaltsreiche kleine Schrift von F. Siebigk „Katharina der Zweiten Brautreise nach Rußland“ (Dessau, 1873), S. 57. Dieselbe ist zum größten Theil auf Studien in dem Anhalt-Zerbstischen Hausarchive begründet und giebt viele Inedita vom höchsten Interesse.

Zucht ihres Herrn Papa's und der Aufsicht von Mlle. Cardel „in Greifenheims Hause auf dem Marienkirchhof“ zu Stettin, herausgekommen war. Welchen Eindruck dieses Kinderleben hinterlassen sieht man aus vielen vorliegender Briefe an Grimm.

Der alte Fürst war „Lutheraner, wie man's in den Zeiten der Reform war“, sagte Friedrich II.; seine Lehren und sein Beispiel hatten sich tief eingeprägt in Katharinens jungen Sinn und es erforderte nicht wenig Anstrengung ihr und dem Vater die Ueberzeugung beizubringen, daß eigentlich das lutherische und griechische Glaubensbekenntniß ein und dasselbe wären, sich nur in Aeußerlichkeiten unterschieden. „Der Vater war etwas halsstarrig,“ schrieb Friedrich II. an die große Landgräfin. „Ich hatte viel Mühe seine Scrupel zu besiegen; auf alle meine Vorstellungen antwortete er: Meine Tochter nicht griechisch werden. Aber ein Pfarrer, den ich zu gewinnen wußte, war gefällig genug ihn zu überreden, daß der griechische Ritus dem Lutherischen gleich wäre und er wiederholte nun unausgesetzt: Lutherisch-griechisch, griechisch-lutherisch, das geht an.“ Leichteren Stand als mit Vater und Tochter hatte man mit der jugendlichen Mutter: „Der schmeichelhafte Gedanke, schrieb der preußische Gesandte aus Petersburg, einst sagen zu können „die Kaiserin“ wie man sagt „mein Bruder“, benimmt ihr jedes Bedenken und hilft ihr die Tochter zu beruhigen.“ Daß die Aussicht auf die Kaiserkrone nicht auch ein großes Ueberredungsmittel gewesen, will ich nicht sagen. „Elle se plait aux grandeurs qui l'environnent, schrieb ihre Mutter an Friedrich II., und in einem Briefe an ihren Mann meinte sie „Figgen“ — die kleine Braut, trug noch ihren protestantischen Namen Friederike, — „Figgen

southeniert die fatige besser als ich, doch findt wir beyde Gottlob wohl, der regiere und führe uns Ferner." Und Katharina selber in ihren Memoiren (p. 17), wo sie von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Thronfolger spricht: „Er war mir beinahe gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht" . . . .

Wie dem auch sei, die Bekehrung war gründlich und die kleine Lutheranerin ward die impönitenteste Heidin, die je auf einem Thron gesessen: selbst ihr Idol Voltaire konnte nicht unehrerbietiger von dem „Flegel" (rustre) Luther, nicht dreister über das heilige Oel der griechischen Kirche scherzen, als seine hohe Schülerin. Letzteres sollte alle möglichen Uebel durch seine Wunderkraft heilen, sie schickt es aber dem leidenden Grimm doch nicht: „Je ne suis pas en état de vous faire parvenir le présent d'huiles saintes fricassées en ma présence, car elles sont devenues puantes, sauf le respect qui leur est dû"[1]. Man sieht, die Bekehrung war nicht so sehr das Werk des Archimandriten Theodorsky als der Herren „Philosophen" in Paris, vor Allem des Erzfeindes Voltaire. Der war schon seit ihrem 16. Jahre ihr einziger Lehrer und Tröster. Sie, die nicht leicht empfindsam wird, strömt über, wenn sie von dem Manne spricht, dem sie ihr geistiges Leben verdankt, ohne ihn je persönlich gesehen zu haben. Als sie von seinem Tod und von der Verweigerung des Begräb-

[1] Die Briefe Katharinens sind alle französisch geschrieben; meine Citationen daraus sind übersetzt; nur wo mir die Uebersetzung unmöglich gewesen ist, gebe ich den französischen Text. Katharinens eigenes Deutsch, das man überdies sofort herauserkennen wird, ist immer in Sperrschrift gedruckt.

nisses hört, ruft sie aus: „Man wagt einen solchen Mann nicht zu begraben, den ersten der Nation!“ Und zwei Monate später: „Seit Voltaire todt ist, kommt es mir vor, als habe die gute Laune ihre Ehre verloren. Er war die Gottheit der Heiterkeit (agrément). Verschaffen Sie mir doch gleich ein recht vollständiges Exemplar seiner Werke, um meine natürliche Anlage zum Lachen zu erneuern und zu stärken; denn, wenn Sie mir sie nicht bald schicken, bekommen Sie von mir nur noch Elegien.“ Und wiederum zwei Monate später: „Schon lange reflectire ich in meinen Handlungen auf zwei Dinge nicht mehr: den Dank der Menschen und die Geschichte. Ich thue das Gute, um's Gute zu thun, nichts weiter; und das hat mich wieder aus der Muthlosigkeit und Gleichgiltigkeit für alle Dinge dieser Welt aufgerichtet, die mich bei der Nachricht von Voltaire's Tod überkommen hatten. Denn er ist mein Lehrer; er oder vielmehr seine Werke haben meinen Geist und Kopf gebildet. Ich glaube es Ihnen schon oft gesagt zu haben, ich bin seine Schülerin; als ich noch jünger war, wünschte ich ihm zu gefallen; hatte ich Etwas gethan, so mußte es, um mir zu gefallen, werth sein, ihm mitgetheilt zu werden; und sogleich erfuhr er es. Er war so daran gewöhnt, daß er mich zankte, wenn ich ihm keine Nachricht gab und er sie von anderswoher erfuhr.“ „Geben Sie mir hundert Exemplare der Werke meines Meisters, damit ich sie überall niederlege. Sie sollen zum Beispiel dienen; man soll sie studiren, auswendig lernen, ich will, daß die Geister sich daran nähren . . . Die Werke sollen chronologisch geordnet werden, nach den Jahren, in denen sie geschrieben. Ich bin eine Pedantin, die den Geistesgang des Autors in

seinen Werken verfolgen will.“ Sie will sich eine casa santa wie die von Loreto vom Hause in Ferney machen lassen. „Hören Sie doch, wenn wirklich die Kraft, Tiefe und Anmuth (die Grimm gerühmt hatte) in meinen Briefen und meiner Ausdrucksweise ist, so danke ich alles Voltaire: denn lange lasen, studirten und lasen wir wieder Alles, was aus seiner Feder kam und ich darf sagen, ich habe ein so feines Gefühl dafür erlangt, daß ich mich nie über Das getäuscht habe, was von ihm war oder nicht; die Klaue des Löwen hat eine Weise anzupacken (empoignure), die noch kein Mensch bis jetzt nachgeahmt hat.“

III.

Diese Begeisterung für die Philosophen, die übrigens im Grade sehr verschieden war, die Gastfreundschaft, die sie Diderot und Grimm angedeihen ließ, das Anerbieten, das sie bei ihrem Regierungsantritt schon d'Alembert machte, die in Frankreich bedrohte Encyklopädie in ihren Staaten weiter zu veröffentlichen, ihre Uebersetzung des in Frankreich verbotenen „Belisar“ von Marmontel — Alles Das mag zum Theil Berechnung gewesen sein, aber doch nur zum Theil. Wir wissen, sie war nicht ohne Eitelkeit. Wie sie gar sehr zu hören liebte, daß ihr Profil dem Alexanders des Großen glich, so war es ihr wohlthuend von den Gebietern der öffentlichen Meinung als die große Herrscherin des Ostens, die Vorkämpferin der Civilisation gepriesen zu werden und sie hatte eine gute Dosis von Selbstbewußtsein. Alle die ihr nahe kamen und uns von ihr be-

richtet haben, Ségur, de Ligne, der englische Geschäftsträger Gunning, bezeichnen die Ruhmsucht als ihre herrschende Leidenschaft und das Hauptmotiv ihrer Handlungen. Sie selbst giebt die Intonation an, in welcher sie gelobt zu werden wünscht. Als Grimm den Frieden von Teschen und den Ruhm der Friedensstifter in den Himmel erhebt, schreibt sie ihm: „In meinem Leben habe ich in den gepriesensten Thatsachen wenig Ruhmreiches gesehen. Jeder preist oder preist nicht, je nach seinen Interessen. Das ist meine Sache nicht. Der Ruhm, der mir zusagt, ist oft der, welchen man am Wenigsten preist; das ist der, welcher nicht nur das Gute in der Gegenwart hervorbringt, sondern das Wohl zukünftiger Geschlechter, unzähliger Menschen unzählige Güter; er ist oft nur das Ergebniß eines Wortes, das gesät, einer Zeile, die hinzugefügt worden; die werden die Gelehrten suchen mit der Laterne in der Hand, und werden mit der Nase drauf stoßen und Nichts davon begreifen, wenn es ihnen an dem Genie dazu fehlt! Ach, lieber Herr, ein Scheffel solchen Nachruhmes wiegt alle Rühmchen auf, von denen Sie mir soviel vorreden.“ Das war der einzige Idealismus dieser großen Realistin. Sie machte sich zwar gerne über die Idealisten lustig, namentlich über Diderot: „Sie vergessen“, will sie ihm, nach Ségur, gesagt haben, „in allen Ihren Reformplänen den Unterschied unserer Lagen: Sie arbeiten nur auf dem Papier, das Alles duldet; es legt Ihrer Phantasie und Ihrer Feder keinerlei Hindernisse in den Weg; aber eine arme Kaiserin wie ich, arbeitet auf dem Menschenfell; das ist ganz anders reizbar und kitzlich.“ Allein sie glaubte an den Fortschritt und sie glaubte, wie das ganze Jahrhundert, an die unbeschränkte

Wirksamkeit der Gesetzgebung. Sie Alle — der große Geschichtsschreiber Ludwig's XIV. nicht weniger als die hohe Verfasserin der Geschichte Rußlands — hatten ja nur ein sehr beschränktes Verständniß, und folglich auch eine nur sehr beschränkte Achtung für das geschichtliche Werden: Rußland krankt noch heute an den beiden Experimenten — Peter's und Katharinen's — eine Cultur ohne die Vorarbeit der Jahrhunderte begründen zu wollen. Grimm freilich will das nicht Wort haben. Er meinte (in einem Briefe an Mad. Necker, den Herr O. d'Haussonville unter vielen Andern aus dem Nachlasse seiner Urgroßmutter in der Revue des Deux Mondes am 1. März 1880 mitgetheilt hat) — Grimm meinte, der Zweck von Katharinen's ganzer Staatskunst sei gewesen, Rußland für die Selbstregierung zu erziehen, „die Grundlagen des Despotismus zu untergraben und ihren Völkern mit der Zeit das Gefühl der Freiheit zu geben“ — und er vergleicht natürlich ihr Regierungssystem mit dem Necker's, obschon Katharina diese politische Incapacität von vornherein durchschaut und ihrem Freund denuntiirt hatte; der konnte es aber nun einmal nicht lassen, seinen reichen Gönnern angenehme Dinge zu sagen. Wie dem auch sei, Katharinen's Zweck mag die Vorbereitung der staatlichen Freiheit und Ordnung gewesen sein: ihre Mittel waren, wie bei Joseph II., dessen Bruder Leopold und allen Anderen der Zeit, Gesetze, Decrete, Regulative, mittelst deren die politische Cultur erzwungen werden sollte. Daher ihre „Legislomanie“, wie sie es nannte; daher ihr fester Glaube an die Zukunft Rußlands Dank dieser ihrer „Legislomanie“: die russische Litteratur wird einst alle anderen überflügeln und „der russische Staat

kann nicht zerstört werden; denn wir lieben und suchen und finden und stellen die Ordnung her; sie schlägt Wurzeln und Niemand wird sie wieder vernichten." „Ich liebe die noch nicht urbar gemachten Länder; glauben Sie mir, es sind die besten. Ich hab's Ihnen tausendmal gesagt; ich tauge nur in Rußland was; merken Sie sich das. Anderswo sieht man die Sancta Natura nicht mehr; Alles ist so entstellt und manierirt."

In der That war die Rastlose unausgesetzt mit den Angelegenheiten des ihr anvertrauten Reiches beschäftigt, bald auf Reisen, bald im Cabinet, heute mit Plänen der auswärtigen Politik, morgen mit Reformen aller Art, und wenn sie Muße findet, so wird auch diese noch auf ihr Adoptivvaterland verwendet, indem sie eine ausführliche Geschichte Rußlands, nach eingehenden Studien im Reichsarchiv, plant, vorbereitet und niederschreibt. „Wie soll ich mich langweilen," schreibt sie einmal, „ich bin ja fortwährend beschäftigt." „Ich arbeite wie ein Pferd," schreibt sie ein anderes Mal, „und meine Secretäre, vier an der Zahl, reichen nicht mehr hin; ich muß noch einige dazu nehmen. Ich bin ganz Schreiberei geworden und meine Gedanken lösen sich in Tinte auf. Mein Lebetag habe ich nicht soviel geschrieben. (Die Worte in Sperrschrift sind deutsch im Text.) Im Anfange des Krieges wollte ich Nichts sehen und hören als Krieg und jetzt muß ich Alles das nachholen, was ich habe liegen lassen, um wieder vor dem Frühjahre das courente zu gewinnen; das ist ein sehr scharfer Lauf." Selbst die Krankheit unterbricht ihre Thätigkeit nicht. „Nichtsdestoweniger," schreibt sie nach einem kurzen Bericht

über ihr Unwohlsein, „veröffentliche ich diesen Monat wieder drei Regulativen, wovon eine schon ausgefertigt, die andere eben abgeschrieben wird, die dritte durch das Fegefeuer meiner Secretäre geht und so bekommen die Dinge nach und nach eine Gestalt; und dann spricht man nicht mehr davon viel; wenn es einmal in Gang gekommen ist, so scheint es einem Jeden, es kann nicht anders sein; und es ist nicht anders und da es keinen drückt, so fühlet es keiner auch nicht." Als man ihr bei ihrem zwanzigsten Regierungsjahre von einer Feier spricht, sagt sie: „Die Feste langweilen mich ... und ich liebe es gar nicht, mich selbst zu feiern. Wenn ich irgend eine gute Regulative gegeben habe, so ist das mein Fest und ich genieße es." Wir lächeln über diese Regulativenwuth der „Universalnormalschulmeisterin", wie Grimm sie nennt; aber einerseits ist sie selbst die Erste, welche über ihre „Legislomanie" scherzt; andrerseits sollte man doch nicht vergessen, welche Gesinnung solcher naiven Weltverbesserungssucht zu Grunde lag. Auch handelt es sich ja hier keineswegs nur um pedantische Kleinigkeitskrämerei, ist es ja kein Bureaugeist, der aus ihrer Arbeit athmet. Hatte sie doch in ihrer „Instruction für das Gesetzbuch" „Montesquieu geplündert", wie sie behauptete, und sie bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er in Frankreich verboten worden sein sollte. Sie hat immer leitende Ideen, faßt die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, verliert nie den Zusammenhang aus dem Auge, was sie selber auch zum Gegentheil sagen mag. „Die Legislomanie geht hinkenden Fußes (clopin-clopant); doch finde ich hie und da noch Gedanken, aber kein Ganzes; dieses Ganze, worin alles Einzelne von

selbst seinen Platz einnahm, das Eine mit der Spitze nach oben, das Andere mit der Spitze nach unten, so daß Alles klappte und wunderbar schön in denselben Rahmen ging, ohne je darüber hinauszureichen, das ist gänzlich verloren und davon ist seit sehr geraumer Zeit keine Spur."

Kein Wunder, wenn die Philosophen die Weltbeglückerin bewunderten. Nimmt man ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr vollständiges Sichgehenlassen, ihren nie versiegenden Witz, ihre Aufmerksamkeiten für die Fürsten des Geistes, ihre hohe Stellung in Betracht, so ist's wol kaum zu verwundern, daß sie die Eroberung aller Freidenker und Menschheitsapostel machte. Selbst ihre äußere Politik ward als die einer Iphigenie betrachtet, welche die Civilisation nach Tauris brachte. Wir sind so gewöhnt von dem „Verbrechen" der Theilung Polens, von der „Eroberungssucht" Rußlands in der Türkei reden zu hören, daß wir ganz vergessen, wie die Zeitgenossen die Sachen anschauten: Voltaire, Diderot, d'Alembert und tutti quanti, König Stanislaus selber, wie wir aus seinen Briefen an Mme. Geoffrin ersehen, sahen in Polen und der Türkei nur zwei Brutstätten des religiösen Fanatismus und willkürlicher Adelsherrschaft, Heerde der Fäulniß und des wirthschaftlichen Verfalles: in ihren Augen war Katharina die Vorkämpferin der Toleranz, der Aufklärung, der Ordnung und Gerechtigkeit. Die Polen waren jener Zeit ebenso verkommene Barbaren als die Türken. Das Nationalitätsgefühl unseres Jahrhunderts war ja noch nicht erwacht und der Katholicismus hatte noch nicht jene Macht über die Gemüther zurückerobert, welche Polen in der Meinung der Welt seitdem so sehr zu Gute gekommen ist. Auch war

das Ende Polens in den Augen aller Zeitgenossen ein selbstverschuldetes. „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, die polnische Nation zu annulliren; sie arbeitet selber daran," schreibt Katharina im Januar 1789 an Grimm. „Ihre tolle Nullität wird sie von einer Extravaganz zur andern führen und der Augenblick wird kommen, wo sie sich gar dumm und reuig fühlen wird. Sie sind in Wahrheit ein großer Politikus," fährt sie in ihrer franken, neckischen Weise fort; „Sie durchlaufen ganz Europa in zwei Seiten; da es aber nur geschieht, um mir zu sagen, daß ich nur zu thun habe, was in meinem Interesse ist, so bin ich Ihnen sehr verbunden und ich versichere Sie, ich werde es nicht daran fehlen lassen." Wie wohlthuend diese ächt friedericianische Offenheit — die tugendhaften Journalisten unseres Jahrhunderts nennen es Cynismus — absticht gegen den politischen Cant, der seit der Revolution Mode ward!

Ein anderes Mal (September 1795), im Augenblicke der dritten Theilung Polens, sucht sie ihrem Correspondenten an der Hand der Geschichte zu beweisen, daß sie „keinen Zoll von Polen" in Besitz genommen, daß der ganze russische Antheil schon früher Rußland gehört, und sie schließt: „Uebrigens, wenn diese Nation auch selbst ihren Namen verloren hätte, so könnte sie, will mich dünken, es wol verdient haben; denn sie hat selber alle Verträge gebrochen, welche ihr Dasein sicherten, sie hat nie Vernunft anhören wollen, und jedes Band der Gemeinsamkeit verloren, da nie zwei Individuen über irgend Etwas einig waren. Feil, verderbt, leichtsinnig, wortreich, Unterdrücker und Projectenmacher, ließen sie ihre Privatwirthschaft von den Juden besorgen, die ihre Unterthanen aussaugten und ihnen selbst

sehr wenig gaben: so sind die Polen leibhaftig (voilà en un mot les Polonais tout crachés). Mich wollen sie zur Königin von Polen. Vorher baten sie mich um meinen Enkel, den König von Preußen um seinen Sohn, den Wiener Hof um einen Erzherzog, Alles zugleich; den Kurfürsten von Sachsen um seine Tochter, den König von Spanien um einen Infanten, das Haus Bourbon um einen Prinzen und zu Hause machten sie das Gesetz um einen Piasten zu haben. Alles Das geht ganz gut zusammen in einem polnischen Kopfe, obschon kein Menschenverstand drin ist."

Nicht minder billigte die „öffentliche Meinung" des vorigen Jahrhunderts die türkische Politik Katharinens. Noch war das Andenken der großen Eroberungszüge der Ottomanen lebendig; noch sprach man mit Bewunderung von Sobieski und Prinz Eugen; noch war das europäische Interesse nicht entdeckt, welches erforderte, daß das glücklichst gelegene Land der Welt unter türkischer Mißregierung stehe. Laut predigte Voltaire die Verjagung der Türken und die Unterwerfung der Polen, — die Beiden werden in einem Athem genannt, wenn von den Feinden der Civilisation gesprochen wird. „Seien Sie sicher," schreibt er der Kaiserin schon 1769, „daß Niemand einen größeren Namen als Sie in der Geschichte haben wird; aber die Türken müssen Sie schlagen, um's Himmelswillen, trotz des päpstlichen Nuntius in Polen, der so gut mit ihnen steht:

De tous les préjugés destructrice brillante
Qui du vrai, dans tout genre, embrassez le parti,
  Soyez à la fois triomphante
  Et du Saint-Père et du Mufti.

Wie kann man Leute in Europa dulden, welche die Verse nicht lieben, nicht in die Komödie gehen und kein Französisch verstehen?" Offen konnte Katharina die Bedeutung der Namen gestehen, die sie unter hunderten für ihre Enkel wählte, die Namen Alexander's, des Civilisators von Asien, und Constantin's, des Gründers der christlichen Herrschaft in Byzanz. „Voyez-un peu ce que c'est que les prophéties prévoyantes et les commèreries des grand-mères," schreibt sie bei der Geburt des Ersteren (December 1777) in einem Briefe, den ich lieber nicht übersetze. „Ne voila-t-il pas une preuve de perspicacité? Aber mein Gott, was wird aus dem Jungen werden? Je me console avec Bayle et le père de Tristram Shandy, qui était d'avis qu'un nom influait sur la chose; morgué, celui-ci est illustre; il y a eu des matadors qui le portaient, pourvu que les as ne soient pas passés à cette bande là." Und zwei Jahre später, als der Zweite kam: „Man hat mich gefragt, wer Pathe sein solle, und ich habe gesagt: ich weiß nur meinen besten Freund, Abdul Ahmed, der es sein könnte; aber da kein Christenkind von einem Türken getauft werden kann, erweisen wir ihm wenigstens die Ehre, ihn Constantin zu nennen. Sofort schrie Alles: Constantin! Und so ist er Constantin, gros comme le poing, und so wäre ich mit Alexander zur Rechten, Constantin zur Linken ... Aber Der (sti-ci)," fügt sie schelmisch hinzu, „ist zärter als der Aeltere und sobald ihn die kalte Luft nur berührt, verbirgt er seinen Kopf in den Windeln; — will warm sein — morgué — wir wissen, was wir wissen, aber — still — kein Dreifuß. — Ja, das heißt man wol mit der Thür in's Haus ge-

fallen!“ Wir wissen aus der Correspondenz der Kaiserin mit Joseph II. — hier wird er immer bei seinem Reisenamen Falkenstein genannt — wie nahe schon drei Jahre später diese Träume ihrer Erfüllung waren.

Man hört oft sagen, Katharina habe nach Ausbruch der großen französischen Revolution ihre Ideale abgeschworen und sich leidenschaftlich gegen die Nation gewandt, die sie so lange vergöttert und gegen die Schüler, welche die Lehren ihrer Meister angewendet. Ja, noch kürzlich hat Herr Rambaud behauptet, sie habe die Büste Voltaire's aus ihrem Zimmer entfernen lassen. Nichts könnte ungerechter und unbegründeter sein. Den Einen, dessen Ideen man zu verwirklichen suchte, Rousseau, hatte sie von Anfang an gehaßt und keineswegs aus Freundschaft für seinen Gegner Grimm; Rousseau's Art von Idealismus war ihr zuwider; auch haßte sie die Rhetorik und war geneigt, selbst das Beste zu verkennen, wo es sich mit Phrase umgab, wie nur zu oft bei Rousseau; alle Abstraction war ihr ein Greuel und gar die abstracte Gleichmacherei Rousseau's, sein Krieg gegen die Cultur schienen dieser Heldengötzendienerin und Vorkämpferin der Cultur gotteslästerliche Ketzerei gegen die Religion des Jahrhunderts. So meint sie denn auch schon 1790 mit vollem Rechte, dies sei eine Bewegung *gegen* den Geist Voltaire's und der „Philosophen“: „Was werden denn die Franzosen mit ihren besten Autoren anfangen? Fast Alle, Voltaire voran, sind Royalisten, Alle predigen Ordnung und Ruhe und das Gegentheil der 1200 köpfigen Hydra (der Nationalversammlung). Wird man sie in's Feuer werfen? Wo nicht, werden sie Maximen daraus schöpfen, die gegen ihr System laufen, wenn sie Eines

haben." Und drei Jahre später: „Die französischen Philosophen, welche die französische Revolution vorbereitet haben sollen, haben sich vielleicht nur in Einem getäuscht, darin, daß sie glaubten, Leuten zu predigen, bei denen sie ein gutes Herz und guten Willen voraussetzten." Und wiederum: „Also scheint es wirklich am Ende des 18. Jahrhunderts ein Verdienst zu werden, wenn man die Leute mordet; und dann kommt man und sagt uns, Voltaire habe das gepredigt. So wagt man die Leute zu verleumden. Ich glaube, Voltaire zöge vor, zu bleiben, wo man ihn beerdigt hat, als sich in Gesellschaft Mirabeau's in Ste. Geneviève (Pantheon) zu befinden. Aber wird man denn endlich allen diesen Abscheulichkeiten ein Ziel setzen? Es ist sonderbar, daß alle Höfe in der Sache der Absicht und Leitung des Königs und der Königin von Frankreich folgen, die sich in ihrer ganzen Aufführung so schlecht aufgeführt haben (qui dans toute leur conduite n'ont montré qu'inconduite); ich weiß wol, woher es kommt; aber da, da, Ursache und Motive mißfallen mir."

Von Anfang an, schon 1787, hatte sie mit dem unfehlbaren Blick des großen Staatsmannes gesehen, daß Ludwig XVI. der Hauptschuldige war, wie denn heute für Niemanden, der die Geschichte wirklich kennt und unbefangen urtheilt, ein Zweifel mehr ist, daß ein Mann von Wilhelm's III. Natur auf dem Throne Frankreichs die Dynastie und mit ihr die Einheit der nationalen Geschichte, die Verjährung der höchsten Gewalt, kurz, alles Das gerettet hätte, was eine freie und gesunde staatliche Entwickelung in Frankreich würde möglich gemacht haben. „Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß man Ludwig XVI.

schmeichle," schreibt Katharina im November 1787: „Man hat alles Mögliche gethan, um ihn zu überreden, sich unter Curatel zu stellen, und ihn zu überzeugen, daß er Nichts vom Geschäft versteht; und doch ist er fleißig, gut, hat gesunden Verstand, will das Rechte. Sehen wir, was der oder die Vormünder thun; der Anfang taugt gar Nichts; wenn man zurückgegangen ist, um besser zu springen, mag's hingehen, aber wenn man zurückgegangen ist und springt nicht . . . oh, dann Adieu das Ansehen, das man seit zwei Jahrhunderten erworben und wer wird Denen glauben, die weder Willen, noch Kraft, noch Nerv haben? Nu, das wird denn doch nicht so armselig sein, daß, wenn sie einen Backenstreich vorlieb genommen, sie auch die andere herreichen; das ist zwar evangelisch, aber auch nicht königlich. Zu viel Demuth ist ungesund vor den Staat." Schon nach den Octobertagen sagte sie dem Könige vor Krapowitzky das Schicksal Karls I. voraus. Als er gute Miene zum bösen Spiel machte, warf sie ihm in einem Briefe an Zubof vor, daß er „zwei Willen habe, einen öffentlichen und einen geheimen." Und als er sich „discreditirt, erniedrigt, verächtlich und lächerlich macht", indem er „die extravagante Verfassung (von 1790) unterzeichnet und sich beeifert, Eide zu leisten, die er keine Lust hat zu halten und die ihm Niemand abverlangt", da ruft sie erzürnt mit dem Dichter:

„Renoncer aux Dieux que l'on croit dans son cœur
C'est le crime d'un lâche, et non pas une erreur."

Auch Grimm urtheilt ähnlich, wenn schon mit der Behutsamkeit im Ausdruck, die ihm allen Fürstlichkeiten gegenüber zur zweiten Natur geworden: „Ein einziger Franzose hätte

dieß Wunder (der Rettung Frankreichs) zwanzig Mal, hundert Mal, im Handumdrehen, verrichten können; aber er will es nicht. Der Franzose ist der König.“ Die Worte sind 1790 geschrieben. Es ist nicht die einzige Stelle der Art. Die Briefe Grimm's seit Beginn der Revolution sind voller Politik und bekommen dadurch ein Interesse, das den früheren ganz abgeht; wäre es auch nur, daß sie uns lebhaft die geistige und moralische Verwirrung zeigen, in welche jener „Philosophenkreis“, der, ohne es zu wollen, soviel dazu gethan die große Umwälzung herbeizuführen, durch das Ereigniß versetzt wurde. Grimm ist fast der einzige Ueberlebende; aber man fühlt sehr wohl, Voltaire und Diderot, d'Holbach und Helvetius, d'Alembert, ja selbst Rousseau hätten ebenso gedacht, wenn sie dem Untergange ihrer Welt beigewohnt hätten. Doch kommt bei ihm der Deutsche hinzu, der sich trösten kann, daß er nicht ist „wie Dieser Einer.“ „Eins ist unzweifelhaft, schreibt er Ende 1790, die Wälschen sind noch immer Wälsche; Voltaire würde sie wiederfinden, wie er sie gelassen hat, wie sie seit 2000 Jahren gewesen; sie haben durch den Gebrauch, den sie von der Freiheit gemacht, bewiesen, daß sie dazu gemacht sind, wie die Kuh zum Seiltanzen und auf ihre jetzige Extravaganz kann nur der strengste Despotismus folgen“ .... „Für das Ansehen der Kirche habe ich keine Angst, sagte ihm der scharfblickende Nuntius Caprara; wir sind vielleicht zu alt, Sie und ich, um sie aus ihrer Asche wiedererstehen zu sehen; aber sie wird wiedererstehen: Ihre Jacobiner haben dieß Wunder unfehlbar (immanquable) gemacht; und wenn sie fähig gewesen wären, diese Revolution mit Mäßigung und Klugheit zu führen, sie hätten

ein großes Glück für die Menschheit daraus machen können.“ Daran knüpft Grimm nun sofort seine Klagen über den Verfall der Nation, ja selbst der Sprache, meint das Russische würde fortan die Hofsprache werden u. s. w., ergeht sich in Emigrantenphrasen über die Nacht vom 4. August, deren Größe dem Verstande dieses Menschen ja immer ein Räthsel bleiben mußte. Dagegen sind seine Bemerkungen wieder äußerst treffend, sobald er sich auf Beobachtung und Raisonnement beschränkt. Niemand springt über seinen Schatten: den Werth der Begeisterung im Leben der Nationen zu begreifen müßte man eben nicht Grimm sein.

Die Kaiserin war von vornherein mißtrauischer gewesen, als ihr Correspondent: der schwärmte für den reichen Necker und den vornehmen Herzog de Castries, bei denen er zu Mittag zu speisen pflegte; sie hat weder in Necker's noch in irgend eines Franzosen Staatsmannschaft Zutrauen. „Die Leute sind windig und Köpfchen ist schwindlig. Dès que chez vous j'entends parler de parlement, je détourne mon entendement. Tenez, voilà deux rimes, l'une allemande et l'autre française.“ Sie hatte, wie wir aus Krapowitzky's Aufzeichnungen wissen, für den amerikanischen Unabhängigkeitskampf geschwärmt, wenn ihr auch die Meister-Hämmerlein-Figur des tugendhaften Franklin leiblich und geistig nicht behagte; aber nicht einen Augenblick läßt sie sich von der europäischen Begeisterung des Jahres 1789 und des Bastillensturmes fortreißen: sie ward auch nicht eine Stunde dem Glauben des aufgeklärten Despotismus — ihrer Religion, der Religion des Jahrhunderts — ungetreu. Vom ersten Tage an rief sie in Prosa, was Schiller in seine reichen Verse kleidete:

„Wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen. — — Weh' Denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihen! Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und äschert Städt' und Länder ein." Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, war ihre Devise, wie die fast aller „Philosophen". „Der Wille der Menge, schrieb Grimm 1790 an's Ende seiner Gazette littéraire, und die Interessen der Menge treffen nur selten zusammen." „Ich muß gestehen," schrieb ihm die Kaiserin im Herbst 1789, „ich liebe die Großkreuze nicht, die Nachtwächter werden, noch die Justiz ohne Justiz, noch die barbarischen Laternenhinrichtungen. Ich vermag auch nicht an das große Talent der Schuhflicker für Regierung und Gesetzgebung zu glauben. Lassen Sie nur einen Brief von tausend Personen schreiben, lassen Sie sie jeden Ausdruck wiederkäuen, und Sie sollen sehen, was draus wird." Und am Anfange des folgenden Jahres blickt sie zurück auf das „große Jahr" und fühlt sich überwältigt „par l'immensité des choses, der Wiedergeburten und Mißgeburten dieser Zeiten, wo man sich nicht mehr in der Welt erwärmt für Alles, das unrecht, mißbillig, grausam, gewaltig, und abscheulich vor diesem hieß, und wo die dummsten Klötze gedenken, die ersten Stellen eigenmächtig einzunehmen. Hier kann man mit Recht auf gut Holländisch sagen: Ja wol, myn herr, als die käs nicht wär." Sie fürchtete, Frankreich werde sich nicht wieder erholen: „Quelle chute! Les ronces vont croître sur les grands chemins; Sully se réjouissait de ce que son cher Henry IV les avait fait disparaître; jamais je n'ai tant lu et

relu la Henriade et tous les mémoires de ce temps là que pendant cet hiver. Il faudra que l'assemblée nationale fasse jeter au feu tous les meilleurs auteurs français et tout ce qui a répandu leur langue en Europe; car tout cela dépose contre l'abominable grabuge qu'ils font." „Das Ende dieses vielgerühmten Jahrhunderts beweist, daß es um keinen Heller besser ist als seine Vorgänger." „Diese schöne Bescheerung," rief sie bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., „war dem 18. Jahrhundert aufgespart, welches sich rühmte, das mildeste, aufgeklärteste der Jahrhunderte zu sein und welches so furchtbare Seelen in der berühmtesten Stadt, die man je gekannt, geboren hat. — — Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie mir sagten, Sie könnten von den Menschen nur Gutes sagen und ich Ihnen antwortete: Aber in welchem Kreise haben Sie denn gelebt?" Bei alledem hielt sie den Republikaner Laharpe, der ihres Enkels Erzieher war, gegen den ganzen Hof bis 1794. Allein ihr Urtheil wird immer befangner. Ihre Entrüstung verblendet sie immer mehr; die Weitsichtige wird nach und nach ganz kurzsichtig: die locale Bedeutung der Revolution beurtheilt sie noch so ziemlich richtig; — „Wissen Sie, was Sie in Frankreich sehen? sagte sie schon achtzig Jahre vor Fürst Bismarck (conf. Buschii II. 310). Es sind die Gallier, welche die Franken verjagen" —; aber die allgemeine Bedeutung der Revolution entgeht ihr, ja sie glaubt an eine Rückkehr zum alten Régime: „Sie werden die Franken zurückkommmn sehen," meint sie. Schon im April 1791 hatte sie geglaubt, das Schlimmste wäre vorbei; und einen Monat später: „Nach Allem, was ich von Frankreich sehe und höre, halte ich es für geistes-

krank; aber ihr leichter Sinn wird sie rascher über die Krankheit hinausbringen als andere Völker, welche die Epidemie bekommen; diese Krankheit scheint sie alle zweihundert Jahre zu befallen. Lesen Sie ihre Geschichte; wie lange dauerte sie die vorigen Male?" Dann wieder, am Anfang der unseligen Campagne von 1792, sieht sie wohl das Schicksal der Oesterreicher und Preußen richtig voraus; aber sie glaubt, die Emigranten würden jubelnd empfangen werden wenn nur, — „ja wenn sie nur die vier oder fünf kleinen Ingredienzien hätten, die ja so leicht aufzutreiben sind: Muth, Festigkeit, Großherzigkeit, Klugheit und das nöthige Urtheil, um Alles richtig zu gebrauchen." Sie hält große Stücke auf den Grafen von Artois, meint, Franz II. habe das Herz auf dem rechten Fleck! Sie arbeitet eine Note aus über die Nothwendigkeit einer Restauration in Frankreich, worin sie das ganze alte Wesen mit Ausnahme einiger Mißbräuche wiederherzustellen vorschlägt! In anderen Augenblicken sieht sie heller, sagt schon in klaren Worten Bonaparte, den Retter, voraus. So im Februar 1794, als noch die Schreckensherrschaft wüthete: „Wenn Frankreich da heraus kommt, wird es kräftiger sein als je; folgsam und sanft wie ein Lamm; aber es braucht einen überlegenen Mann, geschickt, muthig, der seine Zeitgenossen, ja das ganze Jahrhundert überrage. Ist er geboren? Ist er's nicht? Wird er kommen? Davon hängt Alles ab." Und im folgenden Jahre: „Was die Contrerevolution anlangt, so verlassen Sie sich auf die Franzosen selber; sie werden das Geschäft besser besorgen, als alle Coalisirten zusammen. . . . Alles in Allem betrachtet, sind die Leute doch keine Klötze, sie lassen sich wie Lämmer führen, und nie ist ein Volk ruhiger, als wenn es,

wie dieses, müde aus dem Trubel kommt." Merkwürdiger Weise scheint sie den „Retter" nicht zu erkennen, als er auftritt: der Briefwechsel geht bis zum October 1796: die Frühlingssiege von Millesimo und Montenotte, die Sommersiege von Lodi und Castiglione werden nicht einmal erwähnt.

IV.

Katharina war nicht nachsichtiger gegen die Feinde der Revolution als gegen deren Freunde. Keiner kommt gut weg; am wenigsten natürlich Friedrich Wilhelm II. und seine Minister. Schon bei seiner Thronbesteigung schrieb sie: „Je viens de lire dans la Gazette de Berlin F. W. der Bewunderte. Voudriez-vous bien avoir la bonté de me dire en quoi? J'ai vû les commencements de cet autre (Friedr. II.) Sti-là évitait flatterie et forfanterie; sais-tu pourquoi? Parceque nous étions pétris de jugement. A bon entendeur salut," fügt sie mit feiner Abfertigung der ungeheuerlichen „Flagornerieen" Grimm's hinzu. Die Unzufriedenheit mit frère Gu konnte nach dem Frieden von Basel, der ja an allen Höfen als ein Abfall von der guten Sache empfunden worden, nur steigen. „Le roi de Prusse a négocié sous Varsovie," schrieb sie im April 1795, „tout comme à Bâle; aus dem einen ist Dr... herausgekommen; aus dem anderen ist dasselbe zu erwarten." Viel härtere Worte noch entfallen ihr, wenn sie an die Zeiten Friedrich's denkt. Das waren andere Menschen. „La société a changé; ce n'est pas

celle de l'année 1740, brillante, spirituelle, annonçant le héros par tous les bouts!“ Mme. de Sévigné könnte es nicht schöner sagen. Sie bewunderte nicht Alles an Friedrich, den sie oft auf ihrem Wege fand und sie vergaß zuweilen, daß sie dem alten Herodes, wie sie ihn zu nennen pflegte, Alles dankte; aber sie hatte ein lebhaftes Gefühl für große Persönlichkeit. Gegen die Schwachen und Unwahren ist sie unerbittlich. Was man ihr auch vorwerfen mag, sie wußte stets, was sie wollte, und sie war keine Heuchlerin. Dessen war sie sich bewußt und daher ihre Strenge, wo sie Kopflosigkeit und Unentschlossenheit oder Lüge zu sehen glaubte. Unbarmherzig und unablässig geißelt sie die kleinen deutschen Fürsten. „Aber was ist's denn mit diesen Don Quixoten Germaniens,“ ruft sie z. B., als sie Custine's Einzug in Mainz erfährt. „Das ruinirt sich mit Truppenhalten, schreit sich heiser sie einzuexerciren; und wenn sich's drum handelt, sie zu brauchen, so machen sich Ihre Durchlauchten und Erlauchten aus dem Staube mit oder ohne Truppen. Bringen Sie doch ein wenig Ordnung da hinein, da Sie gerade in Ihrem Centrum sind“, fügt sie mit einem kleinen Seitenhieb auf Grimm's Fürstendienerei hinzu; „und sagen Sie ihnen doch, daß man im Kriege, wenn man nicht schlägt, geschlagen ist.“ „Was soll man mit die Leute machen,“ sagt sie ein andermal, „stolz im Glücke, Advocaten im Unglücke, schnacken, wenn zu thun Zeit ist: halbe Worte und halbe Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein müßten, sonsten würde in der Welt kein halb und kein ganz sein; nicht ganz ist Gänsegang, diese watscheln, ich liebe die Gänse nicht gebraten,

nicht geräuchert, der Geschmack ist nicht angenehm.“ Noch härter ist sie mit der Unwahrheit: „Das ist ein König,“ sagt sie von Gustav III., „der glaubt, daß er durch Lügen und Betrügen viel Ehre erwerben wird; nichts, mein Herr, wird daraus werden; er wird zur Schande und der Spott der Nachwelt werden: mit Lügen und Trügen macht man sich keinen Ruhm und Ehre.“ „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester,“ sagt sie, noch immer in ihrem ungeschlachten Deutsch, von Maria Theresia, die immer über das Loos Polens weinte, so kann ich von ihr anders nichts sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun die beste Buße ist, so muß doch wohl was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele. Aber was fordert man mehr von einer Frau?“ setzt sie mit bitterer Anspielung auf ihren eigenen Ruf hinzu. „Wenn sie ihrem Mann getreu ist, so hat sie ja alle Tugenden und im Uebrigen Nichts zu schaffen. Von Herrn Janus (Joseph II.) kann man wohl, ohne zu fehlen, muthmaßen, daß, wenn er nicht zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, da wo in Worten und Geschäften beständige Bocksprünge hervorkommen?“ Doch urtheilt

sie nicht immer so hart über die „Habsucht-Habsburg“. So sagt sie 1790 von Marie Antoinette: „Sie hat ganz die Art von Muth ihrer Mutter und die Unerschrockenheit der Familie; denn Joseph II. verdarb seine Sachen, wenn ich so sagen darf, eben durch diese Unerschrockenheit.“ Und wiederum von Joseph: „Ich kann noch immer meine Verwunderung nicht überwinden: gemacht, geboren und erzogen für seine Würde, voll Geist, Anlagen und Kenntnissen, wie er es angefangen hat, schlecht und erfolglos zu regieren.“

Im Ganzen jedoch ist ihr Urtheil über die Menschen richtiger im Allgemeinen als im Einzelnen und hier wieder sieht sie, wie's zu gehen pflegt, schärfer, wo sie haßt, als wo sie liebt. Das Charakteristische bei allen ihren Urtheilen ist der gesunde Menschenverstand, die vollständige Phrasenlosigkeit und Wahrhaftigkeit, der herrliche Realismus. Inmitten jener Zeit, wo schon mit Rousseau die falsche Empfindsamkeit und die Rhetorik ihre fast hundertjährige Herrschaft antraten, bleibt sie immer durchaus positiv, fragt die Dinge nach ihrem wahren Werth und Wesen, täuscht sich auch wohl manchmal, aber nimmt wenigstens nie Worte für Dinge oder Gedanken. Nicht einen Augenblick läßt sie sich vom modischen Cagliostroschwindel anstecken. Sie durchschaut den Charlatan am ersten Tage. Nie will sie von den Freimaurern, Rosenkränzern u. s. w. das Entfernteste wissen. Nie auch klagt sie über die Umstände, den Mangel an Helfern u. s. w. „Chaque pays fournit toujours les gens nécessaires pour les choses und da Alles in der Welt menschlich ist, so können denn Menschen auch damit fertig werden.“ „Selon moi, aucun pays n'a disette d'hommes; ne s'agit pas de chercher, s'agit

d'employer ce qu'on a sous sa patte . . . N'y a pas disette d'hommes; y a multitude, mais faut faire aller: tout ira s'il y a cet autre faisant-aller. Comment fait ton cocher, souffre douleur, quand tu es emboité dans ton carosse?" Als von den Notabeln die Rede ist, lacht sie über Necker's drei langweilige Bände: er sollte einfach den Leuten sagen, wie sie selber ihren berühmten Vertrauensmännern: „Hier sind meine Principien; sagt mir Eure Beschwerden. Wo drückt Euch der Schuh? Gut: Machen wir's besser. Ich habe kein System; ich wünsche das allgemeine Wohl und das hat meines zur Folge. Allons, arbeitet, macht Entwürfe. Seht woran Ihr seid." „Ihr Herr Calonne und alle Ihre Herren mögen bleiben wo sie sind; der weiß zehnmal mehr als ich und handelt zehnmal schlimmer als ich und meine Beamten, die wir keine schönen Phrasen haben."

Auch die größte Tugend des Jahrhunderts, die Toleranz, fehlt Katharinen nicht. Sie selbst nennt sich wohlgefällig, obschon mit höchst zweifelhafter Berechtigung eine „republikanische Seele". Eher hätte sie sagen dürfen, was Wenige von sich sagen können, daß sie wirklich allem Parteigeist fremd war: „Wo nur Der vergöttert oder geehrt wird, hat man nur die Tugend, welche gerade Mode ist; die anderen bleiben im Dunkeln und werden nicht mehr cultivirt: das ist gewiß das Mittel Leute zu haben, wie man sie will; nicht aber das Mittel die große Art zu haben." Eine so absolute Despotin sie auch war und so ungerne sie „die Schuhflicker an der Regierung" sah, so entschieden wollte sie die Freiheit der Bewegung und der Gedanken für Alle: „Ich fürchte die Monopole auf hundert Meilen; ich liebe

nicht Alles zu regeln, noch weniger zu behindern. Ich bin wie Basile im „Barbier von Sevilla", ich habe meine kleinen Maximen, an die ich mich halte und die ich," fügt sie weise hinzu, „in der Anwendung nur mit Variationen brauche."

Und wie in der Politik, so sind ihre Urtheile in Fragen der Litteratur, der Erziehung, der Psychologie und Moral, keineswegs immer unbestreitbare, aber stets eigene, oft auch tiefe. „Der ist ein Franzose, schreibt sie an Fr. von Bielke über Gustav III., und zwar bis zur Nagelspitze, ahmt in Allem den Franzosen nach. Nun bin ich aber beinahe das gerade Gegenpart; in meinem Leben habe ich das Nachahmen nicht ausstehen können und, um es gerade herauszusagen, ich bin ein ebenso großer Sonderling (aussi franc original) als es nur der eingefleischteste Engländer sein kann." Keine Berühmtheit imponirt ihr: „Wissen Sie wohl, daß der Roman comique von Scarron gar nicht unterhaltend ist; ich habe ihn lesen wollen um zu sehen was es ist; aber mich dünkt, er taugt Nichts." Ebenso strenge urtheilt sie über Beaumarchais' „Figaro", den es Mode war in den Himmel zu heben. Die ganze französische Litteratur der siebziger Jahre scheint ihr äußerst mittelmäßig: „Gott weiß, alle die jungen Leute wollen mehr wie sie können und ich liebe die Köpfe, die da ohne Wollen von selbsten laufen, ohne sich aufzuziehen. Quand on devient vieux, je crois qu'on devient trop difficile et que c'est là mon cas." Das mag wohl sein; doch beurtheilt sie auch ihre eigenen Altersgenossen höchst unbefangen: „In diesem Jahrhundert haben sich auch Kerle gefunden, die ohne Genie zu haben wie Voltaire schreiben

wollten. Sie glaubten, dazu reiche es hin elegante Phrasen zu drechseln oder auch dreist und keck über Alles in den Tag hineinzureden. Wenn ich das sehe, sage ich: Lieber Gott! Das ist's nicht, Das ist's nicht. Schreibt nicht stark, wenn Ihr keine starke Seele habt, schreibt nicht kühn, wenn Ihr weder Genie noch Anmuth habt." Fielding und Sterne sind ihre Lieblingsautoren, wie man's von ihr erwarten darf. Ihre Kunsturtheile sind weniger unabhängig: in der Malerei läßt sie sich ganz von Diderot leiten, in der Musik von Grimm. Sie kauft Bilder über Bilder, läßt Paësiello nach Petersburg kommen um seine Opern zu dirigiren, Falconet um Peter's Statue auszuführen[1]; sie bewundert Angelica Kaufmann und Houdon, Mengs und Pigalle, das versteht sich von selbst; zieht gegen Gluck los, der seine Opern in Paris „brüllen" läßt —, ob Grimm das so durchaus gebilligt hätte, bezweifle ich — kurz, sie folgt dem Strom.

Wie ihre litterarischen Urtheile, so ist ihr Styl stets originell, manchmal etwas sehr nachlässig, oft uncorrect, nicht immer klar, sie mißbraucht das Recht der Anakoluthie auf's keckste, auch ist sie zuweilen derber als nöthig; aber welche Natürlichkeit, welches Leben! So ist z. B. ihr Brief über Cagliostro's Abenteuer in Rußland (9. Juli 1781) ein Muster der raschen, leichten Erzählung, das an Sévigné'sche Anecdoten erinnert, wenn auch sonst die Feinheit, Classicität, und das Malerische von Mme. de Sévigné nicht gerade Das ist, was Katharina's Briefe auszeichnet. Dagegen

[1] Der 17. Band vorliegender Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft enthält ihre Correspondenz mit Falconet.

sind ihre Portraits meist sehr gelungen; ich erinnere nur an die Panin's und Orlofs, als sie den fast gleichzeitigen Tod der Beiden erfährt (20. April 1783). Vor Allem aber ist sie glücklich im Ausdruck allgemeiner Ergebnisse ihrer Lebenserfahrung und ihres Nachdenkens, im Hinwerfen bedeutender Anspielungen auf solche Ergebnisse. „Nein, mein Bruder G. schafft nicht, sagt sie von Gustav's III. Reformbestrebungen; er bringt kein Leben hervor; aus dem Miste entstehen die schönsten Blumen, wenn der Samen da ist . . . (Ich überspringe eine Stelle, da die Kaiserin weniger zartfühlend in ihren Vergleichen ist als unsere heikle Leserwelt.) Freilich ist auch da Geburt und Schöpfung, aber wie so viele Geburten und Schöpfungen gehet's vor sich, ohne daß man daran denkt." Ein andermal spricht sie von Ahnungen und Prophezeiungen: „Die, welche genialen Menschen wie durch höhere Eingebung zu Theil werden, sind gewöhnlich das Ergebniß sehr tiefer, längst gemachter Combinationen; es sind Schlußfolgerungen, welche das Genie aus oder nach früheren Forschungen des Geistes, des Verstandes, der Erfahrung zieht." „Gott segne die mittelmäßigen Paßgänger, sagt sie von den ihr so verhaßten Menschen, die sich für und gegen Nichts erwärmen können. „Ihre Seele ist ruhig zwischen und unter allen Herrlichkeiten dieser Welt; ja sie sind glücklich; sie gehen sehr indifferent, so ganz gelassen herum; gut ist gut und schlecht ist schlecht, immer einerlei und Alles nehmen sie vorlieb und lassen sich's gefallen, Alles ist gesehen und gethan in wenig Zeit, denn an Nichts verliert man sie" (die Zeit). Und über die Stolzen: „Ich weiß wie schwer es ist dem

Menschen Vernunft beizubringen, wenn der Himmel ihn mit Stolz straft oder beschenkt (punit ou munit); dann sind alle seine Organe geschlossen für Alles, das man ihm sagen könnte; was er sieht, imaginirt, meint und Alles was die anderen denken und sagen, und wär's das Beste in der Welt, ist nur eine Beleidigung gegen seinen Stolz; ein Stolzer ist berauscht von seinem Stolz; ich habe deren gesehen, ich male sie nach der Natur." Vielleicht auch ein wenig nach dem Spiegel?

Wie das ganze Jahrhundert hatte sie natürlich auch eine Schwäche für Pädagogie; sie erkundigt sich immer sehr eifrig nach dem Dessauer Philantropin, liest selbstverständlich Basedow, Pestalozzi, „Emile" und „Emilie" — Grimm's Busenfeind und Busenfreundin — vor Allem aber ist's die Erziehung ihrer eigenen Enkel, die sie beschäftigt und, was man auch von den Ergebnissen dieser ihrer Erziehung denken mag, die Grundsätze, nach denen sie dieselbe leitete, waren ausgezeichnet. Wenn die kaiserlichen Zöglinge, Alexander und Constantin, nicht die Hoffnungen ihrer Großmutter und Erzieherin rechtfertigten, so war's eben, weil die Natur stärker ist als die Erziehung. Die konnte zwar viel zu Wege bringen; den Charakter konnte sie nicht ändern. „Herrn Alexander überlassen sie nur sich selber. Warum soll er durchaus denken und wissen, wie man gedacht hat oder was man gewußt hat vor ihm? Lernen ist nicht schwer; aber meiner Ansicht nach müssen der Kopf und die Kopfesfähigkeit eines Kindes entwickelt werden ehe man es mit dem Plunder der Vergangenheit betäubt; und aus diesem Plunder muß man auch dann noch wohl erwägen, was man ihm bietet. Mein Gott, was die

Natur nicht thut, kann kein Lernen nicht thun, aber lernen erstickt oft Mutterwitz. Et rien de pire que les gens frottés d'esprit et de science selon feue Mm. Geoffrin." Und über die Herrnhuter Erziehung: „Die Leute engen die Geister ein und haben außerdem auch die hohe Kunst die Frauen furchtbar häßlich zu machen; nun ist es aber eines meiner Paradoxe, daß die Häßlichkeit des menschlichen Körpers, — weiblich oder männlich, einerlei — ein Erziehungsfehler ist und daß, wenn die Erziehung wirklich gut ist, Schönheit der Seele und Schönheit des Körpers Hand in Hand gehen, aus einander folgen." Schön wurden denn auch die Enkel, zumal der, den sie nicht mehr erziehen konnte, der kleine Nicolaus, der wenig Monate vor ihrem Tode auf die Welt kam. Sie zeigt seine Geburt sofort an: „Er hat eine Baßstimme, mit der er furchtbar schreit; er ist eine Arschine weniger zwei Verschoks lang und seine Hände sind beinahe so groß als meine; mein Lebtag hab' ich keinen solchen Ritter gesehen. Wenn er fortfährt wie er anfängt, werden seine Brüder Zwerge neben diesem Kolosse sein." „Ritter Nicolaus," kann sie zehn Tage später melden, „ißt schon seinen Brei seit drei Tagen, weil er immer essen will. Ich glaube nie hat ein achttägiges Kind ein solches Mahl gehalten. Es ist unerhört. Alle Bonnen sind überwältigt . . . Er mißt Euch alle Leute von Oben bis Unten und hält und trägt seinen Kopf wie ich."

Wie groß der Platz war, welchen die Enkel, namentlich Alexander, im Leben der Kaiserin einnahmen, geht aus jedem dieser Briefe hervor. Immer hat sie etwas Neues zu berichten, von den Einfällen, den kleinen Charakterzügen, den

Charlotte von Stein, George Sand, Daniel Stern, die jene Virtuosität so weit trieben, ihre ehemaligen Geliebten vor der Welt an den Pranger zu stellen. Was Anfangs als das Ungeheuerste des Lebens erschien, wird ihnen, nachdem das Weihevoll-Fruchtbare überwunden ist, eine zum Verhältniß gehörige Nebensache, ohne alle ideale Bedeutung, und damit geht denn auch ganz natürlich jene achtungsvolle Scheu verloren, welche die Männer doch immer für den Gegenstand einer früheren Liebe zu bewahren pflegen. Indeß ist Katharinen's Bewegung beim Tode Orloff's eine tiefe, obschon ihr Verhältniß zu ihm seit zehn Jahren aufgelöst und er seit drei Jahren geisteskrank hinsiechte. Auch Potemkin's Tod erschütterte sie gewaltig. Es war freilich mehr der Freund, der Mitarbeiter, den sie in ihm beweinte, als den Geliebten, denn schon lange hatte ein Andrer ihr ganzes Herz gewonnen. Es war dies der junge General Lanskoi — sie nannte ihn immer nur das Kind — und diese Herbstliebe der alternden Herrscherin scheint denn auch nächst der Liebe zu ihren Enkeln, das innigste Gefühl gewesen zu sein, das je Macht über sie gewann. Sein unerwarteter Tod war ein Schlag, den die Fünfundfünfzigjährige nicht wieder überwand. — „Als ich diesen Brief anfing," schreibt sie am 2. Juli 1784, „war ich im Glück und der Freude und meine Tage vergingen so schnell, daß ich nicht wußte, was aus ihnen wurde. Dem ist nicht mehr so, tiefer Schmerz erfüllt mich, es ist aus mit meinem Glück, ich wäre beinahe selbst an dem unersetzlichen Verluste gestorben, den ich vor acht Tagen erlitten habe. Mein bester Freund ist nicht mehr, ich hoffte er würde die Stütze meines Alters werden, er gab sich Mühe, er gewann täglich, er

hatte alle meine Neigungen angenommen, es war ein Jüngling, den ich erzog, der dankbar war, sanft und redlich, der all meinen Kummer theilte, wenn ich welchen hatte, und der sich über meine Freuden freute; in einem Wort schluchzend muß ich sagen, General Lanskoi lebt nicht mehr. Ein böses Fieber hat ihn in fünf Tagen in's Grab gebracht und mein Zimmer, sonst so angenehm für mich, ist eine leere Höhle geworden, in der ich Mühe habe, mich herumzuschleppen wie ein Schatten .... Doch bin ich seit gestern wieder aus dem Bette, aber schwach und so schmerzlich angegriffen, daß ich kein menschliches Gesicht sehen kann, ohne daß Schluchzen mich am Reden verhindert. Ich kann weder schlafen noch essen, das Lesen langweilt mich und das Schreiben geht über meine Kräfte. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, aber ich weiß, daß ich in meinem Leben niemals so unglücklich gewesen bin, als seit mein bester, lieber Freund mich so verlassen hat ...... Ich kann nicht weiter." Nach einer Pause von zwei Monaten erzählt sie Grimm, wie „à force de sensibilité j'étais devenue une être insensible à tout excepté à la seule douleur", und wie ihre Freunde sie aus diesem Zustande herausgerissen, doch fügt sie stolz hinzu, daß sie „trotz dieses schrecklichen Zustandes" nicht die unbedeutendste ihrer Pflichten vernachlässigt habe. „Gestern war ich zum ersten Mal in der Messe und habe folglich zum ersten Mal Leute gesehen, und die Leute haben mich gesehen; aber es war eine solche Anstrengung, daß ich mich beim Zurückkommen in mein Zimmer so schwach fühlte, daß jede Andre in Ohnmacht gefallen wäre, etwas, was mir nie passirt ist." Einige Wochen später, „alles greift mich an

und ich habe nie gerne Mitleiden erregt, offenbar ist ein solcher Zustand nicht tödtlich, denn ich bin am Leben und bin nur sechs Tage zu Bette gewesen .... Gestern waren es drei Monate seit der unglücklichen Katastrophe, die mich zu einem einsilbigen Wesen gemacht .... Wenn Sie genau meinen Zustand wissen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß ich noch immer untröstlich bin; die einzige Besserung ist die, daß ich mich wieder daran gewöhnt habe, Menschengesichter zu sehen, aber mein Herz blutet noch immer, wie im ersten Augenblick. Ich thue meine Pflicht und suche sie gut zu thun, aber mein Schmerz ist so, wie ich nie einen in meinem Leben gefühlt habe." Aehnliche Stellen finden sich in allen Briefen der folgenden Jahre.. „Voriges Jahr um diesen Tag," schreibt sie in ihrem altfränkischen Deutsch, „waren wir todtkrank und fast ohne Hoffnung. Nach vierzehn Tagen zwischen Leben und Tod kommen uns Freunde zu Hülfe; diese halfen, aber ich konnte die Hülfe nicht leiden, kein Mensch war im Stande zu reden, zu denken nach unsrem Sinn; dieser war traurig und man wollte ihn wieder lustig haben, nach der Gewohnheit, das war nicht das, Schritt für Schritt sollte man gehen und bei jedem Schritt war eine Bataille auszuhalten, eine zu geben, eine zu gewinnen, eine zu verlieren. Die Zeit blieb nicht stehen, sie verstrich, sie war lang und alles war zähe und langwierig; der Fürst aber (Potemkin) war sehr schlau, er schlich herum wie eine Katze, wenn ein Umstand nicht anging, so drehte er sich herum und hatte immer einen andren Anschlag fertig. Endlich wurde es etwas lustiger, dieses gefiel dem Herrn, er suchte es noch lustiger zu machen und so weckte er uns aus dem todten Schlaf auf."

Ich will wahrlich aus der großen Kaiserin keinen weiblichen Werther machen, aber daß neben dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht, welche die obersten Triebfedern ihres Lebens waren, auch ein hohes Pflichtgefühl ihre Schritte leitete, daß sie bei aller Sinnlichkeit und nicht abzusprechender Rohheit einer tiefen Empfindung fähig war, ist sicherlich nicht zu leugnen: daß an Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit des Geistes ihr wenige Staatsmänner gleich kommen, das lehrt ein Jeder dieser gewiß nicht für die Nachwelt berechneten Briefe.

V.

Siebzehnhundert neun und achtzig.

I.

Einer der reizendsten Romane Voltaire's — man möchte ihn den Abschied des greisen Kämpen von seinem Jahrhundert nennen — erzählt uns, wie die Vernunft, welche sich während des Mittelalters in einen Brunnen geflüchtet, sich „obschon sie nicht für besonders weich gilt", doch vom Mitleid für die Menschen rühren ließ und mit ihrer dreisteren Tochter, der Wahrheit, die Welt zu besuchen entschloß. Sie wurden zwar recht übel aufgenommen, allein schon ihre Erscheinung genügte, die Menschheit zu erhellen und überall den Samen der Erkenntniß aufgehen zu lassen. In der That fanden sie sogar in Rom einen Papst, der seinen Marc Aurel las und sie auf's Herzlichste versicherte daß, wenn er hätte ahnen können, die Damen wären auf der Erde, er ihnen den ersten Besuch gemacht hätte. Nachdem sie Clemens XIV. verlassen, „besuchten sie ganz Italien und waren überrascht, anstatt des Machiavellismus, einen Wetteifer unter allen Fürsten und Republiken von Parma bis Turin zu finden, wer seine Unterthanen besser, reicher, glücklicher zu machen vermöchte". Deutschland, welches einst

in sein eignes Blut gebadet war um genau zu wissen, „ob das Ding in, cum, sub oder nicht sei", sahen die hehren Frauen drei feindliche Religionen in seinem Schoße aufnehmen, „und die Religionen selber schienen erstaunt, so friedlich bei einander zu leben." Die beiden Damen, welche auch bei Maria Theresia eingeführt und von ihr charmirt waren, „verliebten sich vollends in den Kaiser, ihren Sohn." Selbst in Schweden fanden sie nicht wenig zu bewundern. Beim Anblick Polens freilich hatten sie große Lust sich wieder in den Brunnen zu flüchten: aber die Wunder, welche die Semiramis des Nordens im nahen Rußland verrichtete, Alles, was in England geschah, dessen „Glück nicht wie das der anderen Nationen gemacht war", söhnte sie wieder mit Europa aus. Frankreich fanden sie im Jubel über die Thronbesteigung des tugendhaften Fürsten, von dem die Nation den Anfang einer besseren Zeit erwartete. Alle Mißbräuche sollen abgeschafft, die Kirche vom Staat getrennt, die Marterwerkzeuge verbrannt, die Gesetze reformirt werden. Ueberall lebt ein neuer Geist, ein Geist des Wohlwollens, des Fortschritts, der Aufklärung. Vernunft und Wahrheit finden das unendlich viel schöner, als die Räthsel, die sich Salomo und die Königin von Saba unter vier Augen aufgaben. „Ich sehe," sagt die Mutter, „daß man sich in Europa seit zehn bis zwölf Jahren auf die Künste und die nothwendigen Tugenden verlegt hat, welche die Bitternisse des Lebens mildern ... Man hat es gewagt, von den Gesetzen Gerechtigkeit gegen Gesetze zu verlangen, welche die Tugend verdammten, und zuweilen ist diese Gerechtigkeit erlangt worden, ja, man hat das Wort Duldung auszusprechen gewagt. So lass' uns denn,

meine liebe Tochter, diese schönen Tage genießen; bleiben wir hier, wenn sie dauern, und wenn die Stürme wieder ausbrechen, lass' uns in unseren Brunnen zurückkehren." Es dauerte keine zehn bis zwölf Jahre, so mußten sie Hals über Kopf in ihr Versteck flüchten. Der aber, der sie daraus heraufbeschworen, war so glücklich, die furchtbaren Stürme nicht zu erleben, die seine Saat zu zerstören drohten.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der großen französischen Revolution ist eine weitverbreitete und tiefgewurzelte nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa. Der Optimismus eines Voltaire und Schiller, die schon vor 1789 den neuen Tag angebrochen glaubten, ist vergessen oder wird belächelt. Wer bis jetzt die Nothwendigkeit oder gar die Nützlichkeit des großen Umsturzes bestritt, pflegte, wie die Bonald und J. de Maistre zur Zeit der Reaction, ein Wortführer der Umkehr zu sein, ein Eiferer für die Wiederherstellung der Autorität in Staat, Kirche und Wissenschaft. Heute tritt ein Mann unseres Jahrhunderts auf, ein Philosoph der positiven Schule und offener Feind der gegebenen Religion, ein Anhänger der modernen Staatseinrichtungen, und erklärt nach eingehendem unparteiischem Prüfen der Thatsachen die große Revolution für eine Gruppe von historischen Thatsachen, in der die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen bei weitem den Edelmuth, die Tiefe und die Verständigkeit überwiegen. Hatten bis jetzt moderne Menschen die große Revolution getadelt, so war's der Convent, dessen Schreckensherrschaft, dessen Gesetzgebung sie schwarz malten, um 1789 und die Constituante in ein

recht helles Licht setzen zu können. Ja, der Glaube an die „Principien von 1789" ist ein so unerschütterter gewesen, daß es fast als Frevel galt oder gilt, an ihrer Heiligkeit auch nur zweifeln. Hier aber steht ein Mann auf, der nicht verdächtig ist, sich aber auch nicht genügen läßt an tausendmal wiederholten Worten, und erklärt: ich habe Alles selbst untersuchen wollen; ich habe nicht die Geschichtsschreiber gefragt, sondern die unbefangenen Augenzeugen und ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß das Hauptunheil schon 1789 angerichtet worden.

Wer nicht in Frankreich gelebt hat, wer den Götzendienst nicht kennt, der dort mit der Revolution von 1789 getrieben wird, wer nicht weiß, wie mächtig, wie einstimmig, wie unduldsam die öffentliche Meinung und das öffentliche Vorurtheil in jenem Lande zu sein pflegen, kann sich keinen rechten Begriff davon machen, welchen Muth es erforderte, mit einer solchen, wenn auch nur impliciten, Erklärung vor's Publicum zu treten. Es brauchte in der That die fleckenlose Unbescholtenheit eines Taine, sein aller militanten Politik fern stehendes Leben, seinen Ruf wissenschaftlicher Gediegenheit und Gewissenhaftigkeit; es brauchte vor Allem seine Reputation als eines unabhängigen Denkers und unabhängigen Menschen, um sich eine solche Ketzerei erlauben zu können. Selbst so grenzt die Kühnheit noch an's Unglaubliche, aber Taine, der als zweiundzwanzigjähriger, unbemittelter und unbekannter Jüngling den Muth gehabt, sich nicht vor der Gewalt zu beugen, der als angehender

---

[1] H. Taine. Les origines de la France contemporaine. La Révolution. (Paris 1878.) Erster Band.

Schriftsteller es gewagt, dem Oberpriester der Staatsphilosophie den Handschuh hinzuwerfen, hat auch als reifer Mann den Muth gefunden, der Popularität den Rücken zu kehren und sich gegen die siegreiche Demokratie so unabhängig zu zeigen wie einst gegen den siegreichen Staatsstreich. Und zur Ehre Frankreichs sei's gesagt: er ist nicht der Einzige seiner vielgeschmähten Generation, einer Generation von Kritikern, wie man wohl verächtlich sagt, um anzudeuten, daß sie zur positiven Leistung wie zum positiven Handeln unfähig sei. Es ist der Augenblick, wo die Demokratie der Mittelmäßigkeit triumphirt, den auch Renan, der gläubige Freund des Fortschrittes, gewählt hat, um in der Vorrede zu seinen neuen „Mélanges" und in seinem „Caliban" auszusprechen, was er von dem Sieger hält;[1] es ist der Augenblick, wo ein Maxime du Camp, der aus der republikanischen Partei hervorgegangen, das Schreckbild der Commune in all' seiner nackten Greulichkeit zeichnet; wo ein J. J. Weiß, der fünfzehn Jahre lang gegen die persönliche Regierung des Kaiserthums gekämpft, alle in höherem Sinne conservativen Männer seines Landes beschwört, sich nicht mehr um die Staatsform zu zanken, sondern innerhalb der gegebenen Form den Feind zu bekämpfen, der den letzten Rest von Altfrankreich zu zerstören droht. Und zum ersten Male sind die Gegner der Demokratie Feinde der Kirche.

Die Generation von 1860 — so nennen wir die von 1825 bis 1835 geborenen Franzosen — mag viele Fehler

[1] Siehe Frankreich und die Franzosen (Band I von Zeiten, Völker und Menschen, Anhang) eine Studie über diverse Arbeiten Renans.

haben: sie ist nicht enthusiastisch, sie ist nicht sentimal, sie ist nicht poetisch; aber sie hat eine große Tugend, welche ihre Vorgänger und Nachfolger nicht haben: sie ist wahrhaftig. Sie haßt die hohlen Worte, sie fragt sie nach ihrem Sinn; sie prüft die Ueberlieferungen; sie will Gedanken und Thatsachen, klingende Münze; sie begnügt sich nicht mit Formeln und Assignaten und kann sich nicht für unbestimmte Ideale erwärmen und begeistern. Sie ist weder legitimistisch noch orleanistisch, bonapartistisch noch republikanisch; was sie wünscht für ihr Land, ist eine gute Regierung, welches auch ihre Etikette sei. Sie ist vorurtheilsfrei genug, sich von der Wirklichkeit überzeugen zu lassen; und dieselben Männer, welche der Anblick der republikanischen Unfähigkeit nach dem 4. September zu dem Kaiserreich bekehrt hatte, dem sie achtzehn Jahre lang feindlich gegenübergestanden — ich nenne nur Edgar Raoul Duval, den Enkel J. B. Say's — sind jetzt die Ersten, die Thatsache der demokratischen Republik anzuerkennen und ihr Bestes zu thun, um diese Thatsache so unschädlich zu machen, als sie es sein kann. Als Maxime du Camp gegen Mitte der sechsziger Jahre seine Studien über Paris — die Post und die Verkehrsmittel, die Hospitäler und die Gefängnisse, die Prostitution und die Wohlthätigkeit — begann, theilte er alle landläufigen Vorurtheile gegen Regierung und Polizei, welche die Folge der leidigen festländischen Gewohnheit ist, alle Behörden nur vom politischen Standpunkte aus anzusehen. Es genügte ihm in die Wirklichkeit einzudringen, das Walten der Polizei auf Schritt und Tritt zu verfolgen, überall hin wo sie in Berührung tritt mit dem Elend und dem Verbrechen, um sofort alle

diese Vorurtheile abzuschwören und, was mehr ist, auch öffentlich seine Meinung auszusprechen über die wohlthuende, unermüdliche, aufopferungsvolle, oft heldenmüthige Thätigkeit des geschmähtesten und nützlichsten aller Staatsverwaltungszweige. Es ward ihm die Gelegenheit geboten, die inneren Triebfedern der Conspirations- und Aufrührerwelt anzuschauen und das war ihm genug, um sich unwillig abzuwenden von den „Kämpfern für Recht und Freiheit", welche zwei Throne gestürzt und mit dem

„was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen"

ganze Generationen ihrer Landsleute berauscht und für die Erkenntniß „der Sachen und des Wesens" unfähig gemacht hat. Er hatte aber auch den Muth laut zu sagen, mit welchen Elementen die Freiheitshelden der fortschrittlichen Opposition zu pactiren sich herbeiließen, um zur Herrschaft zu gelangen, und selbst die erfindungsreiche Phantasie des demokratischen Argwohns konnte dem ganz unabhängigen Manne, dem die Machthaber nec beneficio nec injuria cogniti waren, keine niederen Motive andichten. Aehnlich aber ist's mit der ganzen Gruppe von Leuten gegangen, welche ich die Schule Sainte Beuve's nennen möchte: Alles Leute, welche durch Geburt, Erziehung, Umgang dem demokratischen Lager angehörten und sich durch keinerlei menschliches Interesse, allein durch die Kenntnißnahme der Wirklichkeit und aus Wahrheitsliebe, zur Sache, nicht des Kaisers oder der Republik, sondern der Regierung bekehrten, d. h. der das Bestehende gegen die systematischen Umstürzler schützenden Macht. Das wenigstens wird dem Geschlechte von 1860 angerechnet werden in der Geschichte;

und, ist die Folge seines Beispiels eine allgemeine Abwendung der Nation vom Phrasenkultus und blinder Leidenschaftlichkeit zur Prüfung und Billigkeit, so werden gerade diese der Politik so fernstehenden Leute auch unter den Wohlthätern der Nation eine Stelle finden. Doch es ist Zeit, diese Parenthese zu schließen und zu unserem Verfasser der „Ursprünge des neuen Frankreichs" zurückzukehren.

Vom künstlerischen Standpunkte wäre wohl auch gegen diesen zweiten Band des bedeutenden Werkes Manches einzuwenden. Taine betäubt uns oft unter der Last seiner Beweise, die monoton niederfallen wie der Hammer auf den Nagel. Die allzugroße Anhäufung von Thatsachen schwächt den Eindruck, indem sie gegen das Greuelhafte wie gegen das Absurde abstumpft. Der Schriftsteller ermüdet uns durch das ewige Präsens, wo sichs doch um die Vergangenheit handelt und wo man ordentlich lechzt nach einem ehrlichen Perfectum und Imperfectum, an dem man sich ausruhen könne. Auch wird der Stil abstracter, als er sonst wohl gewesen und als es die Natur von Taine's Talent mit sich bringt; oder, wenn er sich noch auf eine Metapher einläßt, wird sie Seiten lang ausgesponnen, wie in dem Schlußbilde, das uns das Entstehen, Wachsthum und den Ausbruch des Säuferwahnsinns bei einem Arbeiter der Vorstädte darstellt, um an diesem Gleichnisse den Zustand der französischen Volksseele in den Revolutionsjahren zu erläutern, oder, in dem Vergleiche Frankreichs mit einem Schiffe, in dem sich die Mannschaft empört und wo ein paar Advocaten sich der Autorität bemächtigt, aber den Capitän und Steuermann nicht abgesetzt haben, während unterm Deck über die beste

Methode der Schifffahrt disputirt wird. Das geht so fort bis in die Taue, Segel, Ballast, Leck u. s. w.

Dagegen aber welche Fortschritte in anderer Hinsicht! Nie ist das Quellenstudium Taine's eingehender, schärfer und doch ausgedehnter gewesen, nie war seine Beweisführung zwingender, nie hat er eine großere Fülle von tiefen und neuen Gedanken über ein Werk ausgegossen, und was mehr zu bewundern ist bei einem Manne der Studirstube, der nie an der Geschichte theilgenommen, seine Urtheile sind von einem praktischen Sinne, einem gesunden Menschenverstand, welche man nur äußerst selten bei abstracten Denkern findet; denn man darf nicht vergessen, daß Taine seines Zeichens Philosoph ist, daß sein Hauptwerk (de l'intelligence) eine rein philosophische Arbeit in Herbart-Bain'schem Stile ist, daß seine literarisch vollendetste Schrift die Geschichte der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert behandelt, daß selbst alle seine literarischen Arbeiten im philosophischen Geiste durchdacht sind. Was er hier über die Erfordernisse einer guten Gesetzgebung und Verwaltung, was er über die Nützlichkeit einer unbevorrechteten Aristokratie und moralischer Körperschaften für den Staat sagt, scheint von einem praktischen Politiker geschrieben, nicht von einem französischen Ex-Professor. Dazu die schöne Milde und Gerechtigkeit, die aus jeder Zeile spricht. Taine ist bekanntlich die Lieblingszielscheibe des katholischen Zelotismus in Frankreich. Er gehört in erster Reihe zu den von Msgr. Dupanloup's fanatischer Unduldsamkeit denuntiirten Feinden aller Sittlichkeit. Wie ruhig und mit welcher historischen Erhabenheit über alles Persönliche und Parteiliche spricht hier der Geschichtschreiber über die katho-

lische Kirche und über die rohe und stupide Ungerechtigkeit der Revolution gegen diese Kirche. Das sind denn doch Alles so große Vorzüge, daß man schon über einige Fehler wegsehen mag.

Ich habe anderswo[1] meine Bedenken gegen Taine's Behandlungsweise der Geschichte auseinander gesetzt und will hier nicht darauf zurückkommen. Hat man sich aber einmal mit der Methode ausgesöhnt, wonach die Aufgabe des Geschichtschreibers nicht die epische Erzählung, sondern die wissenschaftliche Classification der Thatsachen ist, so läßt sich eben weiter nichts einwenden. Taine, den sein angeborenes Talent zum Künstler bestimmt zu haben schien, leistet in dieser Art von Geschichtswissenschaft geradezu Vollendetes. Wohl hat man ihm vorgeworfen, sein Werk halte nicht was der Titel versprochen; aber das scheint mir denn doch nur ein Wortgefecht. Taine hat eine Geschichte der Regierung Neufrankreichs versprochen. Dieselbe soll drei Theile haben: das alte Wesen, die Umwälzung und deu Wiederaufbau durch Bonaparte. Vor uns haben wir die erste Hälfte des zweiten Theiles, welche 1789—1792 behandelt. Um die Anfänge des neuen Frankreich zu zeigen, mußte der Verfasser doch wohl Altfrankreich und in ihm nicht nur die Keime der Zukunft, sondern auch die zerstörenden Principien darlegen. Ebenso gehört die Zerstörung selber zu den Anfängen Neufrankreichs. Die Zerstörung aber schildert er uns hier; und ein Hauptverdienst seines Buches ist es gerade, darzuthun, wie außerordentlich we-

[1] Profile (Bd. IV. von Zeiten, Völkern und Menschen S. 220—236).

nig Positives, Schöpferisches 1789 geleistet hat. Doch giebt er zu, daß die Constituante „durch mehrere Gesetze, namentlich solche, welche das Privatleben betreffen, durch die Einrichtung des Civilstandes, das Strafgesetzbuch und das Landgesetzbuch (code rural), durch die ersten Anfänge und das Versprechen eines einheitlichen Privatrechtes, durch Aufstellung einzelner einfacher Regeln in Steuerprocedur- und Verwaltungsfragen, gute Keime gesät hat.“ Mehr hat sie eben nicht gethan. Denn die politischen Theorien, wie sie in den „Cahiers“ niedergelegt worden, sind entweder ganz negativer Natur gewesen oder aber sie huldigten den abstractesten oder sterilsten Staatstheorien. Selbst die von vornherein überstimmten gemäßigten Constitutionellen von Malouet's Schule und Lehre, welche später von Mme. de Staël, Benj. Constant und Royer-Collard ausgebildet wurde, hatten doch nur eine sehr äußerliche Auffassung des staatlichen Problems; ihre Conceptionen wurden 1814 und 1830 zum Theil verwirklicht; vermochten aber keinen Boden zu fassen; sie sind spurlos an Frankreich vorübergegangen, während Bonaparte's Schöpfungen auf der tabula rasa der Constituante noch heute die Grundlage Neufrankreichs bilden. Uebrigens hat Taine auch den ephemeren Schöpfungen der Nationalversammlung eine eingehende Darstellung gewidmet: seine Schuld ist es nicht, wenn glücklicher Weise von alledem so gut wie gar nichts übrig geblieben ist: seine betreffenden Untersuchungen lassen darüber keinen Zweifel.

Welches sind nun die Ergebnisse dieser seiner Untersuchungen? Vor Allem doch wohl die Bestätigung dessen, was ich Anfangs dieses Aufsatzes angedeutet, was ich schon

so oft, bei Besprechung des aufgeklärten Despotismus des vorigen Jahrhunderts ausgeführt habe, nämlich, daß zu keiner Zeit der Weltgeschichte mehr guter Wille und mehr Einsicht in den regierenden Kreisen vorhanden gewesen als zu der Zeit Peter Leopold's und Joseph's II., Friedrichs des Großen und Katharina's, Gustav's III. und Struensee's, Aranda's und Tanucci's, bis hinunter zu unseren Fürsten von Dessau und Lippe-Detmold, mit ihren unerschrockenen und unermüdlichen Ministern. Und oft waren die Kleinsten die Größten: wer weiß, was ein Du Tillot und ein Moser geleistet hätten, wenn sie in Wien und Paris statt in Parma und Hessen-Darmstadt gewirkt. Daß übrigens auch in Frankreich ein solcher Geist der Neuerung herrschte, beweisen die Namen Turgots und Malesherbes'; und es wird Taine nicht schwer, darzuthun, wie versöhnlich entgegenkommend der Adel, ja selbst die Geistlichkeit waren, ehe sie durch die tolle Volkswuth zur Verzweiflung getrieben wurden. Ich finde freilich, daß Taine nicht streng genug gegen Ludwig XVI. ist, der Turgot und Malesherbes so schnöde fallen ließ, Mirabeau's Hand nicht entschlossen zu erfassen wußte, heute sich in Necker's Arme warf, morgen in die Calonne's, der vor Allem im rechten Augenblick nicht zu widerstehen vermochte, und so endlich von Schwäche zu Schwäche bis zum Verrath getrieben wurde: denn verrathen hat er sein Vaterland, das kann nicht wegentschuldigt werden; und diesen Verrath hätte er sich ersparen können, wenn er nicht so feige gewesen wäre, sich den Rebellen zu unterwerfen. Es soll hier sicherlich die Enthauptung Ludwigs XVI. nicht entschuldigt werden, aber vergessen darf man nicht, daß er wie Karl I. die

Ordnung der Dinge angenommen hatte, gegen die er dann conspirirte, daß er wie Karl I. eine doppelte Rolle spielte. Das entschuldigt keineswegs die Revolution. Fast alles unwiderbringliche Unheil war schon angestellt vor den Octobertagen, geschweige denn vor der Eidleistung des Königs auf die unmögliche Verfassung, welche die Nationalversammlung entworfen hatte. Die Frage also, ob Frankreich nicht ohne Umsturz alles Bestehenden auf dem Wege friedlicher Gesetzgebung zur Herstellung besserer und vernunftgemäßerer Zustände hätte kommen können, bleibt dadurch unbeantwortet, ja unberührt; und somit auch die andere Frage, ob die durch die Revolution vielleicht um ein halbes Jahrhundert beschleunigte Herstellung moderner Zustände nicht allzutheuer erkauft worden ist durch fünfundzwanzig Jahre abwechselnder Anarchie und Tyrannei, Mord und Krieg, Zerrüttung aller Vermögensverhältnisse, Mitfüßentreten aller Gerechtigkeit und Lähmung aller administrativen Freiheit.

Indeß so unabweislich diese Fragen sind, so müßig sind sie, und Taine ist Historiker genug, sie nicht aufzuwerfen. Genug, das neue Frankreich, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts hergestellt worden, war nur möglich nach radicaler Zerstörung des alten Frankreich, wie es vor 1789 existirt, und er hat uns zu erzählen, wie diese Zerstörung vor sich gegangen. Er hat dieses Bild gezeichnet, sagt er uns selbst, „ohne sich um die gegenwärtigen Streitigkeiten zu kümmern. Ich habe geschrieben, als ob ich die Revolutionen von Florenz oder Athen zum Gegenstande genommen hätte. Hier gebe ich Geschichte, nichts mehr, und, um Alles zu sagen, ich hatte einen zu hohen Begriff

von meinem historischen Handwerk, um daneben und versteckt ein anderes zu treiben".

II.

„Für die Zeitgenossen, schreibt Tocqueville, war die Einnahme der Bastille der Sieg der Revolution. Für uns ist es die erste thatsächliche Offenbarung der Dictatur von Paris: eine Dictatur, welche die Mutter aller zukünftigen Revolutionen ist." Doch auch Zeitgenossen gab es, die die Thatsache richtig beurtheilten. „Für jeden Unparteiischen, meint schon Malouet, datirt die Schreckensherrschaft vom 14. Juli 1789." Die Anarchie beginnt im vorhergehenden Winter: die Einnahme der Bastille bezeichnet nur ihren Sieg. Von dem Augenblicke an besteht keine Regierung mehr und, wie Taine sagt, „so schlecht eine Regierung sein mag, es giebt etwas Schlimmeres und das ist die Abwesenheit aller Regierung." Die zwei bestimmenden Ursachen aber, welche die Anarchie hervorbrachten, war die Hungersnoth einerseits, die Aussicht auf Hilfe andererseits. Bis dahin herrschte im darbenden Volke die Resignation gegenüber dem unüberwindlichen Schicksal der Nothwendigkeit. Hie und da wohl einmal ein Auflauf, aber stets vereinzelt und rasch unterdrückt. Die Masse des Volkes ergiebt sich in ihr Geschick: „Wenn eine Mauer gar zu hoch ist, denkt man nicht einmal daran, sie zu erklettern." Jetzt aber, 1787, 1788, wird Abschaffung des Mißstandes versprochen, überall sogar der Anfang gemacht: es ist also doch möglich zu reagiren! Sofort beginnt man thatsächlich zu reagiren, ohne Plan, ohne irgend eine Kenntniß der allgemeinen

Lebensbedingungen einer Nation. Von März bis Juli 1789 giebt's nicht weniger als 300 Aufstände in Frankreich; in den vierzehn Tagen der Wahlperiode nicht weniger als 40—50; denn die Politik mischt sich hinein und erregt die schon erregten Gemüther noch mehr. „Man zieht aus um Brot zu haben; mit Mord und Brand hört man auf." Und der Aufstand wird ein socialer, denn „er wendet sich gegen alle die, welche bei der bestehenden Ordnung der Dinge einen Vortheil oder etwas zu befehlen haben."

Am schlimmsten ist's natürlich in Paris, wo die Regierung schon „um die Arbeiter zu beschäftigen" unnütze Erdarbeiten muß ausführen lassen. Allein die Arbeiter sind nur darum so gefährlich hier, weil sie Werkzeuge in der Hand der gewissenlosen und eitlen, halbstudirten Abenteurer sind, die in der großen Stadt ihr Lager, im Palais Royal ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben und dem armen enterbten Volk glänzende Beute versprechen, wie einst die Condottieri ihren Landsknechten: „Vierzig tausend Paläste und Schlösser, ruft Camille Desmoulins, zwei Fünftel der Güter Frankreichs werden der Preis der Tapferkeit sein". Und schon beginnen die Greuelthaten blinder Leidenschaft gegen unschuldige Unvorsichtige, die nicht einstimmen in den Ausbruch der Wuth und der Gier. Das Bündniß des Janhagels mit den Intriguanten ist geschlossen und bei der Ohnmacht der Behörden unwiderstehlich: denn auch die Armee ist ganz unzuverlässig; schon Anfang September haben sich in Paris 16,000 Deserteure von Versailles der Pöbelmasse angeschlossen; und die Milde, die Menschlichkeit, die Rücksichtnahme der Officiere gegen die Aufrührer macht das Uebel nur noch größer. Die tollsten Erfindungen der Volksvertheidiger von 1870, die furchtbar-

sten Vandalismen von 1871 haben schon ihre Antecedentien in jenem Jahre der „edlen Volkserhebung“. Die Einnahme der Bastille endigt mit dem Mord de Launay's, dessen Kopf unter Jauchzen und Scherzen auf der Pike herumgetragen, dreimal vor der Statue Heinrichs IV. geneigt wird, um „seinen Herrn zu begrüßen“. Es ist das Vorspiel zu der, acht Tage darauf folgenden Ermordung Foulon's und Berthier's, zweier Männer des Fortschrittes und der Aufklärung, die ihre Zeit, ihre Arbeit, ihr Vermögen der Verbesserung der Volkszustände gewidmet hatten. Auch ihre Köpfe kommen auf die Pike, während die Gassenjungen ihrerseits einigen Katzen die Köpfe abschlagen und auf Stangen stecken, mit denen sie in den Straßen herumstolziren.

Von da ab wird die Anarchie der normale Zustand der Hauptstadt und der Provinzen; Plünderungen, Brandstiftungen, Mordthaten werden das tägliche Brod. „Ueberall derselbe Instinct der Zerstörung, eine Art neidischer Wuth gegen die, welche besitzen, befehlen oder genießen.“ Man muß im Einzelnen alle diese Greuel und Thorheiten nachlesen, um sich einen annähernden Begriff von dem zu machen, dessen der Mensch fähig ist, sobald das Thier in ihm nicht mehr durch die hundert unsichtbaren Bande des Staats gefesselt ist. Das gesittete Frankreich des 18. Jahrhunderts gleicht einem Schwarm wüthender Huronen; und das Schlimmste ist, hinter diesen Wilden steht, sie hetzend und treibend, die Classe der Advocaten, Procuratoren, Journalisten, welche die Proscription der „Aristokraten“ systematisch betreibt. Fremde Beobachter, welche nicht im Strome fortgerissen waren, hatten das schon lange kommen sehen. Sie scheinen zu glauben, meint Horace

Walpole bereits 1776, „sie könnten die Welt nach einem neuen Plane ummodeln; sie halten dafür, daß weder Grausamkeiten noch Ungerechtigkeiten bei einem solchen Experiment in Betracht zu ziehen seien."

Man sehe sich diese Helden aber einmal in der Nähe an. „C. Desmoulins ist neunundzwanzig, Loustalot siebenundzwanzig Jahre alt und ihr ganzer Ballast von Wissen besteht aus Gymnasialreminiscenzen, Erinnerungen aus den juristischen Vorlesungen, Gemeinplätzen, die sie bei Raynal und Genossen zusammengelesen. Brissot gar und Marat, emphatische Menschheitsfreunde, haben Frankreich und die Fremde nur durch das Guckfensterchen ihrer Dachstube gesehen, durch die Brillen ihrer Utopien ... Keine politische Idee in den unerfahrenen oder hohlen Köpfen; keinerlei Competenz; keinerlei praktische Erfahrung . . ." „Die gründliche Kenntniß der Geschichte mangelte ihnen gänzlich," sagte Renan schon vor fünfundzwanzig Jahren; „eine gewisse geschmacklose Emphase verwirrte ihnen das Gehirn und versetzte sie in jenen dem französischen Geiste eigenthümlichen Zustand des Rausches, worin man oft große Dinge verrichtet, der aber jede Voraussicht der Zukunft und jede etwas weite politische Anschauung unmöglich macht." Was aber waren diese Leiter der öffentlichen Meinung ihrer gesellschaftlichen Stellung nach bei Ausbruch der Revolution? „Desmoulins, ein Advocat ohne Clienten, in einem möblirten Zimmer, von schreienden Schulden lebend . . . Loustalot, noch unbekannter, eben in Paris gelandet, um Carrière zu machen . . . Danton, ebenfalls ein Advocat zweiten Ranges, dessen Haushalt sich mit dem Louisd'or fristet, den ihm wöchentlich sein Schwiegervater, der Kaffeewirth schenkt... Bris-

ion, ein wandernder Zigeuner ... Marat, ein ausgepfiffener Schriftsteller u. s. w." „Es ist offenbar, daß inmitten einer aufgelösten Gesellschaft und unter einem Scheinbilde von Regierung eine neue Barbareninvasion sich vollzieht, welche mit dem Schrecken zu Ende bringen wird, was sie mit der Gewaltsamkeit begonnen und welche, wie die der Normannen im 10. und 11. Jahrhundert, durch Eroberung die Expropriation eines ganzen Standes zur Folge hat."

Zum ersten Male — denn A. Schmidt's Tableaux, die ausgeführter im Einzelnen sein mögen, sind nur wenige Episoden — zum ersten Male wird uns hier bei Taine der wahre Zustand des Landes während jener furchtbaren Jahre gezeigt, und zwar, anstatt der schönen Redeturniere in Versailles oder der Pariser dramatischen Scenen, das tägliche Leben der Provinz mit seinen aufreibenden Aufregungen; und das Alles mit einer ruhigen Objectivität, als ganz natürliche Folgen der staatlichen Auflösung und ohne Entrüstung gegen die Menschennatur. Es ist aber gerade dieses kalt wissenschaftliche Verfahren, welches die revolutionäre Legende am gründlichsten und unbarmherzigsten zerstört. Renan's verächtliche Worte über die geistigen Mittelmäßigkeiten und die neidische Halbbildung aller Revolutionshelden, mit Ausnahme Mirabeau's, mochten als Ausbrüche des Künstler- und Gelehrtenhochmuthes beseitigt werden; Taine's Thatsachen kann man nicht so ohne Weiteres ignoriren. Wenn irgend Etwas dazu angethan ist, die falschen, idealisirten Schöpfungen Lamartine's, Michelet's, Louis Blanc's von Grund aus zu vernichten, so ist's diese kaltblütige Dissection. Und welch ein Verdienst wäre es nicht, könnte man diese Gespenster endlich vernichten, die noch in den

Seelen der Communards von 1871, ja sogar im nicht unbegabten Kopfe eines Gambetta spukten, als er während des Krieges das Massenaufgebot von 1792 parodirte, welches im Schnee des Jura endete. Denn wie „der Convent welcher durch sein Wüthen den Zeitgenossen so viel augenblicklichen Schaden zugefügt und der Nachwelt durch sein Beispiel einen so dauernden", so hat die Revolution auch „die Politik des Unmöglichen, die Theorie der Tollwuth (de la folie furieuse), den Kultus des blinden Wagens geschaffen." (Worte Tocqueville's.)

Nach der Straße und ihren Greueln, die Nationalversammlung und ihre Unfähigkeit. Es fehlte ihr, man kann sagen, Alles was nöthig ist zur Gesetzgebung: die Freiheit, denn sie ward von einer kleinen organisirten Pöbelarmee von 750 Mann eingeschüchtert und terrorisirt; kaum Ein Mitglied wagt gegen eine Maßregel zu stimmen, geschweige denn zu reden, welche von den Tribünen gefordert wird; die Ruhe, denn die Gesetzgeber sind fortwährend in der leidenschaftlichsten Aufregung und die Sitzungen sind mit nichts als mit hohlem „Geschwätz und Geschrei" ausgefüllt; die Kenntnisse und die Erfahrung, denn die Leute sind alle improvisirte Politiker, die nie eine Provinz, eine Stadt, ein Dorf, ja nicht einmal ein Gut verwaltet, deren ganze Wissenschaft aus Rousseau's Contrat social geschöpft ist; das Temperament endlich, denn die Empfindsamkeit hat alle moralische Scham gelöst: „es sind nervöse Weiber" oder wie Mirabeau im Vertrauen zu Sieyès sagt, „Affen mit Papageienkehlen".

Und man sage nicht, Frankreich habe damals keine competenteren Leute gehabt: es habe seine besten Kräfte

nach Versailles geschickt. Das gerade Gegentheil ist wahr. Taine zählt die 600—700 Leute auf, die wohl eine vernünftige Gesetzgebung hätten zu Stande bringen können, die aber systematisch ausgeschlossen wurden: „die Intendanten und Militärcommandanten aller Provinzen; die Prälaten, welche große Diöcesen verwalteten, die Gerichtsbeamten, welche außer ihrer richterlichen Gewalt administrative Befugnisse hatten.“ Malouet ist der einzige von allen solchen in der Versammlung und „aus der Ueberlegenheit dieses, des besten Kopfes der Versammlung, kann man schließen, welche Dienste seine Collegen geleistet hätten.“ Die ungeheure Mehrheit besteht aus unbekannten Advocaten und subalternen Legisten; es sind keine hundertfünfzig bürgerliche Gutsbesitzer darunter. Man muß hören, wie der amerikanische Gesandte, der Republikaner Morris, diese Leute beurtheilt, was Malouet, Mirabeau, Mallet-Dupan, die drei bedeutendsten Intelligenzen der ganzen Revolution, von ihnen halten, um zu begreifen, welche unbewußte Fälschung die Revolutionshistoriker der Julireglerungszeit mit dieser Versammlung getrieben, welche an ihre ungeheure Aufgabe herangeht, wie der Junker, den man fragte, ob er Geige spielen könne: „Ich weiß nicht, ich hab's nie versucht; aber wir wollen einmal sehen.“ Dazu beraubt die Versammlung sich noch muthwillig aller Mittel, die mangelnde Erfahrung zu erwerben: um dem Principe der Theilung der Gewalten treu zu bleiben, wird es allen Mitgliedern der gesetzgebenden Gewalt untersagt, an der ausübenden Gewalt theilzunehmen; d. h. die Minister müssen außerhalb der Versammlung geholt werden; damit sind Dieser alle Mittel benommen, sich die Auskunft über die Dinge zu verschaffen, „welche

die unmittelbare Behandlung der Geschäfte giebt", ist sie ohne Gegengewicht allen Verführungen der Theorie hingegeben, durch ihren eigenen Beschluß zu einer „Académie de legislation" reducirt.

Zweierlei waren die Aufgaben der Nationalversammlung: Abschaffung des Privilegs, für das die bevorzugten Stände keine entsprechenden Dienste mehr leisteten, und Einführung der Controle, weil die Centralregierung das allgemeine Interesse willkürlich und unverantwortlich verwaltete. „Es galt, alle Franzosen gleich vor der Besteuerung zu machen und die Börse des Besteuerten ihren Vertretern in die Hand zu geben." Dagegen war weder im Adel noch in der Geistlichkeit die allergeringste Opposition. Das aber genügte den Constituirenden nicht: sie wollten ein neues Staatsgebäude aufführen, ohne Rücksicht auf irgend welche bestehende Zustände, Gewohnheiten, Rechte und Interessen, mehr als das, ohne Rücksicht auf die Menschen, wie sie sind. Sie thun, als ob alle Menschen Abstractionen wären: Wesen, „die das Bedürfniß nach Glück und die Fähigkeit zu denken haben," wie man im vorigen Jahrhundert zu sagen pflegte, kurz Menschen des Contrat social, nicht Franzosen verschiedener Stände des 18. Jahrhunderts. Wol hatte die Anarchie des ersten Jahres schon tabula rasa gemacht; jedoch nur äußerlich, nicht innerlich: die Nationalversammlung aber geht mit den Menschen um, als wären es seelenlose Ziffern von absolut gleichem Werth. Von der Solidarität der Generationen, von der Unberechtigtheit einer Generation, ans Wesen des Staates selber zu rühren, haben diese Gesetzgeber nicht die leiseste Ahnung; es fällt ihnen nie ein, zu bedenken, daß jede Generation doch im Grunde Nutznießerin, nicht

Eigenthümerin ist, daß sie die Erbschaft des Jahrhunderts den Erben der Vergangenheit zu überliefern hat; daß „die weiseste Verfassung illegitim ist, wo sie den Staat zerstört die roheste legitim, wo sie den Staat erhält."

Man bemerke, welch ungeheuren Fortschritt, nicht seit Montesquieu — der verstand das Wesen des Staates besser als irgend ein Denker des Alterthums oder der neueren Zeit — wol aber seit Benjamin Constant diese Anschauungsweise Taine's documentirt, eine Anschauungsweise, die erst Tocqueville wieder in Frankreich eingeführt hat: denn nicht allein Jacobiner und Girondisten, auch die Constitutionellen von Royer=Collard's Doctrine, die Absolutisten von Bonald's Schule, waren unbewußt Jünger Rousseau's; denn sie gingen sämmtlich a priori zu Werke, glaubten sämmtlich an die absolute Freiheit des Gesetzgebers wie des Menschen. Auch die schöne Weise, in der Taine die natürliche und nothwendige Entstehung gesellschaftlicher Aristokratien, welche die Nationalversammlung so gänzlich verkannt, auseinandersetzt, ist ein Zeichen der Zeit für Frankreich. Sie erinnert lebhaft an Herman Grimm's gelungenste Seiten im ersten Bande seines Michel Angelo. In Frankreich, wo selbst ein Laboulaye den demokratischen Vorurtheilen schmeicheln zu müssen glaubt, indem er über solche naturhistorische Nothwendigkeiten hinweggeht, ist eine solche Ausführung etwas ganz Neues; und diese Neuheit bekommt fast etwas Tragisches dadurch, daß sie in dem Augenblick auftritt, wo Frankreich — ich fürchte für lange — diese natürliche Aristokratie von der Staatsführung ausschießt: denn das jetzige Ministerium Dufaure=L. Say=Waddington, welches durchaus jener Aristokratie angehört, ist nicht der Ausdruck der

jetzigen Volksvertretung, sondern ihre Negation, wie sich nach Dufaure's Tode und des Marschalls Abtreten sofort zeigen wird.[1] Aber wo komme ich hin? Schnell zurück in die Vergangenheit.

War die Aristokratie von 1789 auch fähig, ihren großen Beruf zu erfüllen? Taine meint entschieden, sie sei desselben nicht unwürdig gewesen. „Parlamentarier (Gerichtspersonen), hoher Adel, Bischöfe, Finanziers waren es, bei welchen und durch welche die Philosophie des 18. Jahrhunderts sich verbreitet hatte; nie war eine Aristokratie freisinniger, menschlicher, bekehrter zu nützlichen Reformen." „Nicht nur hatten Viele unter ihnen Edelmuth, Alle Ehrgefühl; sie sind auch milde, mitleidig; alle Gewaltthätigkeit widerstrebt ihnen." Und die nützlichen Reformen hatten bereits begonnen; ernstlich war namentlich die des Klerus, der Steuern, der Gerichtsverwaltung in die Hand genommen worden: aber die Nation, d. h. die Advocaten und der Pöbel, welche sich der Herrschaft bemächtigt, wollten keine Reform, unterbrachen die begonnene, weil sie den Umsturz wollten. Im Grunde handelte sich's um eine Verrückung des Reichthums. Auch dieses Verhältniß hätte man ruhig und friedlich durch Ablösung regeln können, wie in Preußen im Jahre 1808, in Rußland im Jahre 1861; aber das wollen eben die Führer nicht: sie entfesseln den Bauernkrieg, weil dabei auch für sie etwas abfällt, die sicherlich den Acker des Edelmanns der Abtei nicht bebauen. Die Nationalversammlung schaffte alle Gefälle, Zinsen, Frohnden, Zehnten u. s. w. mit einem Decrete ohne jede Entschädigung

[1] Geschrieben 1878; seitdem durch die Ereignisse bestätigt.

ab und nahm so jährliche Einkünfte im Betrage von 123 Millionen auf einen Schlag aus der Tasche der Eigenthümer. Auch das und der Edelmuth, mit dem der Adel selber diese Opfer hinnimmt, entwaffnen den Haß der Revolutionäre nicht. „Ein gehässiges Vorurtheil hat sich gegen den Adel erhoben und wächst von Tag zu Tag. Verletzte Eitelkeit, getäuschter Ehrgeiz, Neid haben es vorbereitet. Die abstracte Idee der Gleichheit bildet den harten und trockenen Kern." „Die Versammlung behandelte die Adligen wie Ludwig XIV. die Protestanten.... Hunderttausend Franzosen wurden am Ende des 17. Jahrhunderts, hundertzwanzigtausend am Ende des 18. verjagt; so vollendet die unduldsame Demokratie das Werk der unduldsamen Monarchie. Die moralische Aristokratie ist im Namen der Einförmigkeit, die gesellschaftliche Aristokratie im Namen der Gleichheit abgemäht worden. Zum zweiten Male und mit derselben Wirkung schneidet ein absolutes Princip in das lebendige Fleisch der Gesellschaft ein."

Und nicht allein die Interessen und die Rechte, auch die Gefühle werden im Namen dieser abstracten Principien verletzt: man denke an die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit; mit roher Hand greift man die geistliche Autorität an, das Einzige, was noch von der Religion übrig geblieben, denn die Gleichgültigkeit gegen das Dogma ist allgemein, und treibt so wieder alle frommen Seelen unter's geistige Joch, die unabhängige nationale Geistlichkeit unter das Scepter von Rom. Im Jahre 1789 wurden nur etwa 20 Procent der geistlichen Pfründen durch die kirchliche Autorität besetzt; heute sind sie's alle, und viele Laienstellen überdies.

Wie mit dem Zerstören geht's mit dem Schaffen: es ist die abstracteste Theorie, welche es unternimmt, den neuen Staat aufzurichten. Jedes Band zwischen Executive und Legislative wird zerschnitten; kein Gegengewicht eines Oberherrn zugelassen; das Königthum, wie überhaupt die Centralgewalt geradezu entwaffnet; die Versammlung selbst, welche alle Regierung in die Hand nimmt, ohnmächtig gemacht den Localverwaltungen gegenüber; alle Verantwortlichkeit der Verwalter wie der Richter aufgehoben durch die collective Verfassung sämmtlicher Behörden. Der Argwohn gegen jede Gewalt ist so tief und so allgemein, daß man die Constitution von 1790 die systematische Untergrabung aller Gewalt, die Organisation der Anarchie nennen könnte. Es bleiben am Ende nur 40 000 souveräne Körperschaften in Frankreich und diese sind in den Händen einer ganz unfähigen, oft auch unredlichen Minderheit. Zu welchen Tollheiten diese Souveräne, denen das allgemeine nationale Interesse nothwendig entgehen muß, sich hinreißen lassen können, muß man bei Taine nachlesen. Sie hindern den Verkehr der Reisenden, die alle als verdächtig festgehalten werden, der Waaren, namentlich der Nahrungsmittel, die man zurückhalten will weil man die Hungersnoth fürchtet, die man dadurch erst recht herbeiführt. Kurz, die Wohlthaten der Decentralisation und der Selbstverwaltung, nach denen die französischen Liberalen seit zwanzig Jahren theoretisch schmachten — denn sie praktisch einzuführen hüten sie sich doch immer — war auf's Vollständigste verwirklicht; und hätte die Verwirklichung nicht eine so furchtbare Tragik in ihrem Gefolge und in ihrem Geleite gehabt, das Schauspiel, d

sie bietet, wäre das komischste der Weltgeschichte. Diese 1 200 000 Verwalter, diese vier Millionen Wähler und Nationalgardisten, die vom 1. Januar bis 31. December mit „Bürgerpflichten" überhäuft sind, die sie nicht verstehen und die sie keine Muße haben zu erfüllen, ohne ihren Unterhalt und den ihrer Familie zu opfern, treiben's toll genug und man ist immer zwischen Mitleid, Entrüstung und Lachlust getheilt, wenn man sieht, wie sie zu Werke gehen. Auch dauert's nicht lange, so geben sie's auf und lassen alle die Gewalt, die sie den erfahrenen Männern der höheren Stände nicht anvertrauen wollen, den Händen der Fanatiker und Enthusiasten oder denen der Abenteurer, die wohl zusammen noch eine sehr kleine Minderheit ausmachen, aber eine Minderheit, die vor keinem Aeußersten zurückschreckt. Doch dies gehört schon in die dritte und letzte Abtheilung („von der angewandten Verfassung") des ausgezeichneten Buches, das wir analysiren und das man in hunderttausenden von Exemplaren in den Mittelständen aller Nationen verbreiten sollte.

Kaum ist der neue Staat, wie man glaubt, begründet, so beginnt nicht etwa die Ernüchterung, sondern geht der Rausch erst recht los: immer wilder, ausgelassener. Ganz Frankreich, jung und alt, vornehm und gering, Mann und Frau, tanzt ganz eigentlich um die Freiheitsbäume, fällt sich in die Arme, weinend, lachend, sich küssend; überall Operndecorationen, „unschuldige Kinder", die declamiren, „weißgekleidete Jungfrauen", die singen, „ehrwürdige Greise", die Reden halten; aber schon die große Verbrüderungsfeier endet fast überall mit Schlägen, Scheibenzerbrechen und Mißhandlung der „Aristokraten". „Das

ist die Frucht der Empfindsamkeit und der Philosophie des 18. Jahrhunderts, meint Taine. Die Menschen haben geglaubt, um eine vollkommene Gesellschaft einzurichten, um die Freiheit, die Gerechtigkeit und das Glück dauernd auf Erden herzustellen, genüge eine Regung des Herzens, ein Act des Willens. Sie haben diese Regung empfunden, diesen Act vollzogen; sie sind entzückt, hingerissen, über sich selbst hinausgehoben. Jetzt müssen sie wohl durch den Gegenstoß in sich selbst zurücksinken. Ihre Anstrengung hat Alles hervorgebracht was sie hervorbringen konnte, d. h. eine Sündfluth von Betheuerungen und Phrasen, einen unwirklichen Wortvertrag, eine Prunk- und Epidermbrüderlichkeit, eine aufrichtig gemeinte Mummerei, ein Ueberkochen von Gefühlen, die sich sofort verdunsten, kurz einen heiteren Fasching, der einen Tag dauert."

Man legt aber darum die Maske auch während der Fasten noch nicht ab. In den zwei folgenden Jahren bietet Frankreich das sonderbarste Schauspiel: „Alles ist Menschenliebe in den Worten und Symmetrie in den Gesetzen; alles ist Gewaltthat in den Handlungen und Unordnung in den Dingen". Jede Municipalität, jede Nationalgarde will Herr sein, sich keiner Controlle unterwerfen: das ist ihre Weise, die Freiheit zu verstehen. Ihr Gegner ist die Centralgewalt, die gilt's zu entwaffnen. Und es gelingt nur zu gut. Die Nationalversammlung, die Minister, der König sind ohnmächtig gegen die localen Gewalten. Die Truppen selber gehorchen nur noch diesen. In den Städten und Dörfern aber ist eine unausgesetzte Auflehnung der Einzelnen gegen diese selbstgewählten Municipalbehörden. Alle alten Leidenschaften lodern wieder auf. Ueberall im

Süden beginnt der Religionskrieg des 16. Jahrhunderts von Neuem zwischen Hugenotten und Katholiken. Der Bauernkrieg — Taine zählt nicht weniger als sechs Jacqueries von 1789—1792 — ist in Permanenz. Niemand zahlt mehr die alten ungleichen Steuern, aber niemand will auch die neuen gleichen Steuern zahlen; die öffentliche Sicherheit verschwindet überall, weil die Polizei, die Gendarmerie entwaffnet sind und die Verbrecher die gute Gelegenheit benutzen; aller Verkehr stockt und mit dem Stocken alles Verkehrs wird die Hungersnoth immer drohender. „Sonderbares und lehrreiches Schauspiel, in dem man beinah den Grund des Menschen sieht! Wie auf einem Flosse ohne Lebensmittel, ist er in den Naturzustand zurückgesunken, das dünne Gewebe von Gewohnheiten und vernünftigen Ideen, in das die Civilisation ihn gewickelt, ist zerrissen und flattert in Fetzen um ihn, die nackten Arme des Wilden kommen zum Vorschein und er bewegt sie."

Wie man den Staat um das Seine gebracht, so bringt man auch den Einzelnen darum. Das Gut aller Edelleute wird Gemeingut, ihr Leben wird vogelfrei; überall Mißhandlungen und Mord von Weib und Kind. Plünderung und Brand von Haus und Hof der „Aristokraten". Alle Eigenthumsverhältnisse werden mit bäuerlicher Zähigkeit angegriffen, zerrüttet, umgestürzt. Und hier liegt vielleicht die wahre innerste Natur der großen Bewegung. „Was auch die großen Namen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sein mögen, mit denen die Revolution sich schmückt, sie ist in ihrem Wesen eine Verrückung des Eigenthums. Darin besteht ihre erste Triebfeder, ihre dauernde Macht, ihr wahrer Halt, ihre historische Bedeutung. Einst, im

hoben, so überträgt sie einem Manne die Herrschaft und beauftragt ihn mit der gesetzlichen Regelung und Ordnung der neuen Verhältnisse. Der nun benutzt das brauchbare Material, das in jenen Revolutionairs steckt, und diese gesättigten Stürmer steigen dann ihrerseits in die „Aristokratie" hinauf. Umsonst suchte ein ähnliches Personal, wie das, welches von 1791 bis 1799 Frankreich beherrschte, sich 1830, 1848, 1871 wiederum der Herrschaft zu bemächtigen: es wurde stets sofort nach der ersten Ueberrumpelung beseitigt: erst 1878 sollte es ihm gelingen, Dank den Fehlern der regierungsfähigen Classen, Dank der kurzsichtigen Toleranz des Kleinbürger- und Bauernstandes, das Ruder in die Hand zu bekommen. Ob es sie so lange behalten wird, als seine Vorgänger und Vorbilder vom Ende des vorigen Jahrhunderts, werden wir ja bald sehen.

III.

Es ist seit etwa zwanzig Jahren Mode geworden, zu behaupten, Napoleon habe eigentlich sehr wenig Verdienst bei der großen gesetzgeberischen Wiederherstellung des französischen Staates, die constituirende Versammlung von 1789, die gesetzgebende von 1791, der Convent von 1793, ja sogar die Versammlungen des Directoriums hätten Alles vorbereitet; er habe ihren Schöpfungen nur seinen Namen gegeben; selbst an den Berathungen des Staatsrathes, aus denen die endgiltige Gestalt jener umfassenden Gesetzgebung hervorgegangen, habe er selten und stets nur passiven Antheil genommen. Es ist grob, aber nicht übertrieben, wenn

man erklärt, daß diese Behauptungen bei den Einen sich auf bewußte Lüge, bei den Anderen auf gehorsames Wiederholen und Weitertragen der Parteilosungsworte zurückführen läßt.[1] Ich will heute nicht von dem Zustande sprechen,

[1] **Napoléon I., ses institutions civiles et administratives par Amédée Edmond-Blanc. Paris. E. Plon & Cie. 1880.** (Ein Band von 332 Seiten.)

Herr Edmond-Blanc ist dem Geschichtsschreiber der „Entstehung des neuen Frankreich" um einige Jahre zuvorgekommen. Taine's Werk ist auf drei Theile berechnet, deren erster das „Ancien Régime", der zweite die „Revolution", der dritte das „Consulat und Kaiserreich" behandeln sollen. Bis jetzt ist er nur bis zur Hälfte des zweiten Theiles gelangt und hier haben wir's bereits mit einem Werke über den Gegenstand des dritten Theiles zu thun. Bekanntlich plante schon Tocqueville ein Werk über die napoleonischen Schöpfungen, über dem ihn der Tod ereilte. Die wenigen Bruchstücke, welche wir davon besitzen, können unser Bedauern nur steigern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, den großen Plan auszuführen. Es ist in mehr als einem Sinne Schade, daß gerade Herr Edmond-Blanc es unternommen hat nachzuholen was Tocqueville unvollendet gelassen, und daß es ihm geglückt ist, Taine zuvorzukommen. Einmal ist Herr-Edmond Blanc doch nicht Tocqueville, noch auch Taine. Ihm fehlt nicht nur die Autorität des Namens, welche ihm sofort Gehör verschafft hätte, es fehlt ihm auch der philosophische Blick der beiden berühmten Forscher; und er hat weder die künstlerisch vollendete Form der Composition wie des Styles, die Niemand dem älteren Vorgänger bestreiten wird, noch die glänzende, anregende und packende Darstellungsgabe des jüngeren. Vor Allem aber Herr Edmond-Blanc ist Bonapartist, leidenschaftlicher Bonapartist und diese eine Eigenschaft disqualifizirt ihn — um englisch zu reden — zum Geschichtsschreiber der bürgerlichen Thätigkeit Napoleons. Hätte er es wenigstens über sich bringen können, seine Fahne in die Tasche zu stecken, so hätte er der Sache der Wahrheit einen größeren Dienst geleistet, als er es jetzt that, wo er die Wahrhaftigkeit so weit getrieben hat, sich als Parteimann zu entmasken: Denn wer hat jetzt nicht die fatale Frage auf den Lippen: „vous êtes orfèvre, M. Josse?"

in dem der Erste Consul Frankreich am 18. Brumaire fand: bankerott und ohne allen Credit, außer Stande die Beamten und selbst das Heer zu zahlen; ohne Justiz und Polizei, d. h. ohne Sicherheit der Person oder des Eigenthums, allüberall vogelfrei den Wegelagerern preisgegeben; ohne Verwaltung, jedes Dorf von der Oligarchie der kleinen Ortstyrannen ausgebeutet; die Häfen versandet, die Canäle und Flüsse unschiffbar, die Heerstraßen vollständig zerstört und unfahrbar; die Kirchen und Schulen geschlossen; die Krankenhäuser ohne Einkünfte und Verwaltung. Nur die

Scherz bei Seite. Dies Buch würde unendlich mehr wirken, wenn man den Verfasser nicht in Verdacht haben müßte, die Thatsachen nach dem Interesse der Partei zu beugen. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dieser so naheliegende Argwohn ganz unbegründet ist. Ich habe wenigstens hier keine Angabe gefunden, die nicht auf Documenten und unumstößlichen Daten beruhte. Der Verfasser führt stets seine Quellen an und er übt nie die perfide Kunst die Thatsachen im Interesse seiner Vorurtheile auszuwählen, das Widersprechende zu verschweigen, das Vereinzelte so zu gruppiren, daß es zu einem unverhältnißmäßig wichtigen Ganzen wird. Dabei schreibt er klar und sehr correct, seine Eintheilung ist übersichtlich und ganz nach der Natur des Stoffes gegliedert; eine tüchtige, juristische und historische Vorbildung spricht aus jeder Zeile; und, wie gesagt, wenn es der Herr Verfasser über sich vermocht hätte, alle die unnützen Exordien, Perorationen, Glossen und Parenthesen der Napoleonsbewunderung wegzulassen, welche doch nur von Außen angeklebt erscheinen, so könnte seine sachlich unwiderlegliche Darstellung der Thatsachen eine viel tiefere und heilsamere Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich haben: denn die Stunde der Reaction gegen die oberflächliche und geradezu fälschende Darstellungsweise der republikanischen Geschichtsschule hat schon seit einigen Jahren geschlagen. Wer Lust und Muße gehabt hat des Referenten Schriften zu verfolgen, der weiß, wie er schon zur Zeit des universellen Triumphes der antibonapartistischen Richtung wieder und wieder einen tüchtigen Schrift-

die Berichte der Staatsräthe, welche 1800 und 1801 in die Provinzen geschickt wurden, können einen Begriff von der Verwahrlosung machen, in welche das Land gerathen war. Wie aber Bonaparte kraft des Genies und des Willens die Ordnung und den Wohlstand wiederherstellte, gehört ebenfalls in ein anderes Kapitel. Hier und heute wollen wir uns nur fragen: was fand er an Gesetzen, Decreten, Regulativen aus der Hinterlassenschaft der Republik vor, das er einfach aus dem papiernen Zustande zum wirklichen Leben gebracht hätte? Denn auf dem Papier

---

steller herbeigewünscht, der sich gegen jene Geschichtsfälschung erhöbe, wieder und wieder betont hat, wie unfruchtbar an positiven Schöpfungen die Revolution, wie unendlich fruchtbar dagegen Napoleon's gesetzgeberische Thätigkeit war, wie ganz Frankreich noch bis heute auf seinen Einrichtungen ruht, kurz wie die Größe des gesetzgebenden Ersten Consul nur übertroffen wird von der Tollheit des kaiserlichen Politikers. „Sechs Grundsteine," schrieb ich u. A. 1872 (Frankreich und die Franzosen. S. 64 der dritten Auflage), „legte der große Architekt des modernen Frankreich, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen, ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, ein neuer Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balkon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt." Dieses Sachverhältniß aber überzeugend darzustellen, muß man, ich wiederhole es, über jeden leisesten Verdacht der Parteilichkeit und des Vorurtheils erhaben sein. Herr Edmond-Blanc aber ist ein Enthusiast; er bewundert leider die unerträgliche, vielleicht nur für die Uebergangsperiode berechnete, politische Verfassung, welche der Erste Consul und Kaiser Frankreich gab, ganz ebenso sehr als die bürgerliche, welche er organisirte; und es sollte mich nicht wundern, wenn er auch die wahnsinnige äußere Politik des Mannes bewunderte, die zu besprechen hier glücklicherweise keine Gelegenheit war.

stand gar Vieles, wie das berühmte „Buch der National-wohlthätigkeit", worin der Convent jedem Greise und jeder Wittwe einen jährlichen Credit von 120 Francs eröffnete, der freilich nie ausgezahlt wurde. Dagegen ward allerdings den Armen und Kranken versprochen, daß „das erste Nationalfest jedes Jahres der Ehre des Unglücks gewidmet sein", und daß jede Landgemeinde die vom Arzte bezeichneten Heilpflanzen anbauen und den Kranken unentgeltlich liefern sollte, das Ganze begleitet von „cérémonies civiques en présence du peuple". Einstweilen faulten die Betten in den Spitälern, starben die Kranken Hungers, unterlagen in den Kleinkinderbewahranstalten hier neun Zwanzigstel, dort gar 95 Procent aus Mangel an Pflege.

Die sogenannte Gemeindeverfassung von 1789 war einfach die gesetzliche Anarchie. Alle Verwaltungsbehörden gingen aus den Wahlen hervor und die Staatsregierung hatte keinen Vertreter bei ihnen, welcher das allgemeine Interesse gegen das besondere hätte vertheidigen können. Und ganz ebenso war's im Kreis- und Regierungsbezirk (arondissement und département). Die Folgen blieben nicht aus. Allüberall waren die örtlichen Obrigkeiten im Kampf gegen den Staat, verweigerten der Nationalversammlung wie den Ministern den Gehorsam, schalteten und walteten ganz nach Belieben, verschleuderten das Gemeindevermögen, theilten sich mit den Gevattern in die Vortheile und den Einfluß, welche die Aemter gaben, waren aber ohnmächtig ihren Herren, den Wählern, gegenüber, wenn diese in die Straße hinabstiegen. Nirgends eine Verantwortlichkeit, da alle Obrigkeit collegialisch war. Der Convent schaffte zwar den Kreis, und thatsächlich auch die Gemeinde, ab, an deren Stelle

er den Kanton setzte, dessen räumliche Ausdehnung es meist nicht einmal erlaubte, daß die gewählten Collectivbehörden sich regelmäßig versammelten. Er schuf auch wieder von der Centralgewalt ernannte Beamte, welche unter dem Namen von Regierungscommissären den Ortsversammlungen gegenüberstanden: aber er ließ sie ohne alle Waffen und alle Mittel der Einwirkung. Die Befugnisse beider Behörden waren ungeschieden. Wohl hatte der Convent einen Polizeiminister geschaffen, aber factisch erstreckte sich dessen Einfluß nicht auf die Provinz. Die örtliche Polizei existirte eigentlich nicht; wo ein Schatten davon war, hing sie allein von der Wahlversammlung ab. Bonaparte griff auf eine Einrichtung des alten Regime, die Intendanten, zurück, indem er die Präfecten einführte, unter denen, ebenfalls von der Regierung ernannte, Unterpräfecten und Maires die Centralgewalt vertraten und die thätige Verwaltung leiteten, während neben ihnen die Municipal-, Kreis- und Departementalräthe, welche die Bevölkerung vertraten, aber nicht mehr gewählt, sondern (und zwar bis 1832) aus den Notabeln genommen wurden, die localen Interessen vertraten, die Steuern auftheilten. Die Präfecturräthe, Collegien von Beamten der Centralregierung, erhielten die Berathung und Entscheidung der strittigen Fragen und Conflicte. Endlich ward auch die Polizei unter die Oberleitung der Centralgewalt, des Polizeiministers, gestellt. Ueber Allem stand die größte Schöpfung Napoleon's, der Staatsrath, welcher zugleich eine obere Instanz für die Entscheidungen der Präfecturräthe und der eigentliche gesetzgebende Körper war; denn die amtlich mit diesem Namen bezeichnete Repräsentativversammlung hatte, unterm Kaiserreich wenigstens, nichts

Anderes zu thun als die vom Staatsrathe ausgearbeiteten Gesetze zu votiren. Was man auch von diesem ganzen administrativen Mechanismus halten mag, der sich als das hauptsächlichste Hinderniß einer freien constitutionellen Entwicklung Frankreichs erwiesen hat, — Eines ist sicher, er hat der Zeit getrotzt und besteht noch heute unversehrt.

Noch schlimmer als mit der Verwaltung stands mit den Finanzen unter der ersten Republik. Die Geschichte der Assignate ist in Aller Gedächtniß. Drei Bankerotte in zwei Jahren waren die Folgen der Finanzpolitik der Constituante und des Convents. Als der Erste Consul am 20. Brumaire Gaudin (den späteren Herzog von Gaëta) in's Finanzministerium schickte, fand derselbe 167 000 Franken vor, die man Tags zuvor geborgt hatte. Mit großer Mühe erlangte die neue Regierung vom Pariser Handel ein Anleihen von 12 Millionen um 12³/₄ Procent, womit sie über die ersten Tage knapp genug hinauskam. Die Lieferanten und selbst die Generale übervortheilten den Staat auf's Keckste und gingen straflos aus; es brauchte alle Energie Bonaparte's um dem Unwesen zu steuern. Dazu hatte die Nationalversammlung alle Einnahmequellen abgeschnitten: sie hatte sämmtliche indirecten Steuern abgeschafft und die directen kamen seit 1789 nicht mehr ein: von 300 Millionen ausgeschriebener Steuern hatte die Regierung im Jahre 1792 nur 4 Millionen eincassirt. Vierzehn Tage nach dem 18. Brumaire waren auch schon die Steuerämter eingerichtet, wie sie noch heute bestehen und in weniger als einem Jahre waren die Steuerlisten festgestellt, die Rückstände von 1799 eingetrieben. Im nächsten Jahre schon begann die große Arbeit des Katasters. Zugleich wurden die indirecten Steuern

unter dem neuen Namen der droits réunis wiederhergestellt und auch sie, wie die Einnahmestellen, verantwortlichen Einzelbeamten übertragen. Auch diese Organisation besteht noch heute in derselben Form, wenn auch unter anderm Namen. Register, Forst- und Postverwaltung wurden schon vorher nach demselben Princip reorganisirt. Später folgte die Einrichtung des Tabakmonopoles, welches sich so fruchtbar erweisen sollte und das denn auch allein hingereicht hat, die Rechnung für den tollen Streich von 1870 zu zahlen. (Maxime Ducamp hat in seinem Buche über „Paris“ nachgewiesen, daß der Tabak in den sechzig Jahren von 1811 bis 1871 dem Staatsschatz genau 5 Milliarden weniger einige 100 000 Franken eingetragen hat.) Es verstand sich von selbst, daß die Finanzbeamten nicht länger vom souveränen Volk gewählt waren, wie es die Nationalversammlung eingeführt, sondern von der Centralregierung ernannt und auf's Strengste überwacht wurden. Obschon Manches gegen das Napoleonische System des Conto-Currents einzuwenden ist, welches thatsächlich dem Generaleinnehmer Zinsen für Capitalien zahlt, die dem Staate selber angehören, und aus dem Staatsschatz eine Art Bankgeschäft macht, so ist dasselbe doch bis heute unverändert beibehalten worden. Von unzweifelhaftem und unbezweifeltem Vortheil ist für Frankreich die Rechnungskammer gewesen, welche Napoleon einrichtete und die noch heute als oberste Controllbehörde arbeitet; sie ist für die Finanzverwaltung dasselbe wie der Staatsrath für die eigentliche Verwaltung, der Cassationshof für die Justiz: die oberste Instanz zugleich und die die Jurisprudenz feststellende Behörde. Auch die Bank von Frankreich, welche der Erste Consul zwei Monate nach dem

Staatsstreiche gründete, hat sich als ein lebensvolles und fruchtbares Institut erwiesen; ebenso sind die von ihm eingerichteten Handelskammern, Kunst- und Gewerberäthe, sowie die Versammlungen der Sachverständigen noch heute in voller Thätigkeit.

Die dritte Republik hat, wie früher die legitime Restauration, dem Code Napoléon seinen Namen genommen, was nicht schwer war. Ihre Schriftsteller haben zu beweisen versucht, daß derselbe im Grunde nicht das Werk Napoleons gewesen: das war freilich etwas schwerer und ist denn auch keineswegs gelungen. Wohl hatte die Nationalversammlung auch in dieser Beziehung goldene Berge versprochen, aber auch, wie auf allen anderen Gebieten, gar wenig gehalten. Ihre beiden Nachfolgerinnen, die gesetzgebende Versammlung und der Convent, thaten nicht viel mehr. Alles was dieselben an privatrechtlicher Gesetzgebung leisteten, beschränkt sich auf zwei Decrete von 1792 über den Civilstand und die Scheidung, und auf vier Gesetze von 1791, 1793 und 1794 über das Erbrecht. Von diesen sechs Gesetzen ist nur das erste, welches die Civilehe einführte und das Civilstandsregister den Geistlichen abnahm, um es bürgerlichen Beamten zu übergeben, in Kraft geblieben. Die Ehescheidung wurde schon von Napoleon stark beschränkt, unter der Restauration ganz aufgehoben; der revolutionäre Schritt, welcher dem Erblasser alle und jede freie Verfügung über seine Habe benahm, ward durch das noch heute geltende Recht des Code Napoléon ersetzt. Dieser, d. h. das französische Privatrecht, sowie das Handelsgesetzbuch, der Civilprozeß, das Strafgesetzbuch und der Criminalprozeß waren das Werk der Staatsräthe und Napoleons

selber. Nur der Parteigeist kann sein Verdienst hierbei zu schmälern suchen. Zuvörderst wußte er nicht nur alle die großen Juristen wie Merlin de Douai, Tronchet, Portalis, Cambacérès zu finden und ohne Ansehen der Partei unter den Terroristen wie unter den Männern des alten Regimes zu wählen; sondern, so jung an Jahren, so unvertraut mit den Gegenständen er auch war, leitete er doch persönlich den größten Theil der Berathungen. Wie er alle Monate einmal dem Finanzrath präsidirte und wenn er nicht in Paris war, brieflich die Finanzangelegenheiten leitete — sein Schatzminister Mollien erzählt, daß er selbst im Jahre 1811, wo er den Kaiser doch täglich sah, 120 Briefe von ihm erhielt; — so war er auch, so oft er nur konnte, im Staatsrathe gegenwärtig, und wie er in der Finanzfrage, namentlich in der Berathung über die Bank von Frankreich, alle Finanzmänner durch die Fülle und Klarheit seiner Ideen in Erstaunen gesetzt hatte, so in den Rechtsfragen die Juristen. Die Berathung des Code civil allein nahm 102 Sitzungen in Anspruch, von denen der erste Consul 59 selber präsidirte; sie begannen gewöhnlich um 12 Uhr und dauerten, wenn er zugegen war, meist bis sieben, oft bis neun Uhr Abends und er nahm an allen Discussionen thätigen Antheil. Die Sitzungsprotocolle lassen darüber nicht den geringsten Zweifel, noch weniger darüber, daß seine Ansicht fast immer den Ausschlag gab.

Noch schlimmer als mit dem Rechte stand es mit der Justiz unter der ersten Republik. Die Nationalversammlung hatte die alten Parlamente abgeschafft und an ihrer Stelle ein Gericht per Kreis mit auf sechs Jahre vom Volke gewählten Richtern eingesetzt. Eine höhere Instanz

gab es nicht: man konnte nur von einem Tribunal an ein anderes vom gleichem Range appelliren. Die Staatsanwaltschaft war von der Centralregierung ernannt, aber unabsetzbar. In jedem Departement (Regierungsbezirk) ein Criminalgericht mit zwei Geschworenencollegen, einem für die Anklage, dem Anderen für den Urtheilsspruch. Nichts von alledem hat glücklicher Weise die Revolution überlebt: glücklicher Weise, denn jene gewählten Richter waren wie die Geschworenen willenlose Werkzeuge der aura popularis: die Justiz bestand so gut wie nicht in den zehn Jahren. Nur die in der Versammlung von 1789 geschaffenen Friedensrichter und der Cassationshof wurden von Bonaparte beibehalten und bestehen noch; nur daß die Friedensrichter und die Cassationsräthe natürlich seit dem Consulat auf Lebenszeit von der Excutive ernannt, nicht wie die letzteren während der Revolution auf vier Jahre von den Departements gewählt wurden: ein eigenthümliches Verfahren um eine Behörde herzustellen, der die Einheit der Jurisprudenz und die Aufrechthaltung ihrer Tradition anvertraut ist! Schon in den ersten Monaten des Consulats ward in ihren Hauptlinien die noch heute herrschende richterliche Hierarchie gezeichnet, sowie das Civil- und Strafverfahren geordnet, wie es noch heute eingehalten wird, ohne daß in den achtzig Jahren auch nur ein Jota geändert worden wäre.

Das nicht verächtliche Unterrichtswesen der alten Monarchie war 1789 völlig aufgelöst, dagegen ein allgemeines Unterrichtssystem versprochen worden, das „allen Bürgern gemeinsam für die allen Menschen unentbehrlichen Unterrichtsgegenstände unentgeldlich ertheilt und dessen Anstalten in verschiedenen Graden und im Verhältniß zu den Ein-

theilungen des Königreichs angelegt werden“ sollten. Natürlich geschah Nichts von alledem. Mehr that der Convent, welcher die drei noch heute blühenden Anstalten, der polytechnischen Schule, des Gewerbeconservatoriums und des Gymnasiallehrerseminars schuf. Letzteres freilich bestand nur sieben Monate und wurde erst sieben Jahre später vom ersten Consul wiederhergestellt. Auch schuf der Convent die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften und vereinigte sie unter dem Namen des Institut de France mit den anderen Akademien; allein auch diese Anstalt wurde von Bonaparte reorganisirt. Endlich erließ der Convent (1795) ein allgemeines Gesetz über das Unterrichtswesen, welches in Volksunterricht, mittleren Unterricht und Fachschulen eingetheilt wurde. Als aber fünf Jahre später Bonaparte die Regierung in die Hand nahm, fand er so gut wie keine Schulen vor: Paris mit seiner halben Million Einwohner zählte keine 1000 Schulkinder; die vier Mittelschulen (Gymnasien) der Provence hatten zusammen 200 Schüler. Alles stand eigentlich noch auf dem geduldigen Papier. Ich habe anderswo (s. Frankreich und die Franzosen S. 64—106 der dritten Auflage) den Organismus der „Université de France“, wie Napoleon sie geschaffen und wie sie noch heute besteht, dargestellt; und will hier nur noch einmal betonen, daß ich diese Schöpfung Napoleons keineswegs unbedingt bewundere, so wenig wie seine Organisation der Verwaltung; ja, daß ich sie in gar mancher Beziehung für unheilvoll halte. Worauf es hier ankommt, ist aber nicht mein Urtheil, sondern die Thatsache, daß sie sich als lebensfähig erwiesen, daß sie noch besteht, daß Napoleon also die Traditionen wie die Verhältnisse, den Cha-

in dem der Erste Consul Frankreich am 18. Brumaire fand: bankerott und ohne allen Credit, außer Stande die Beamten und selbst das Heer zu zahlen; ohne Justiz und Polizei, d. h. ohne Sicherheit der Person oder des Eigenthums, allüberall vogelfrei den Wegelagerern preisgegeben; ohne Verwaltung, jedes Dorf von der Oligarchie der kleinen Ortstyrannen ausgebeutet; die Häfen versandet, die Canäle und Flüsse unschiffbar, die Heerstraßen vollständig zerstört und unfahrbar; die Kirchen und Schulen geschlossen; die Krankenhäuser ohne Einkünfte und Verwaltung. Nur die

---

Scherz bei Seite. Dies Buch würde unendlich mehr wirken, wenn man den Verfasser nicht in Verdacht haben müßte, die Thatsachen nach dem Interesse der Partei zu beugen. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dieser so naheliegende Argwohn ganz unbegründet ist. Ich habe wenigstens hier keine Angabe gefunden, die nicht auf Documenten und unumstößlichen Daten beruhte. Der Verfasser führt stets seine Quellen an und er übt nie die perfide Kunst die Thatsachen im Interesse seiner Vorurtheile auszuwählen, das Widersprechende zu verschweigen, das Vereinzelte so zu gruppiren, daß es zu einem unverhältnißmäßig wichtigen Ganzen wird. Dabei schreibt er klar und sehr correct, seine Eintheilung ist übersichtlich und ganz nach der Natur des Stoffes gegliedert; eine tüchtige, juristische und historische Vorbildung spricht aus jeder Zeile; und, wie gesagt, wenn es der Herr Verfasser über sich vermocht hätte, alle die unnützen Exordien, Perorationen, Glossen und Parenthesen der Napoleonsbewunderung wegzulassen, welche doch nur von Außen angeklebt erscheinen, so könnte seine sachlich unwiderlegliche Darstellung der Thatsachen eine viel tiefere und heilsamere Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich haben: denn die Stunde der Reaction gegen die oberflächliche und geradezu fälschende Darstellungsweise der republikanischen Geschichtsschule hat schon seit einigen Jahren geschlagen. Wer Lust und Muße gehabt hat des Referenten Schriften zu verfolgen, der weiß, wie er schon zur Zeit des universellen Triumphes der antibonapartistischen Richtung wieder und wieder einen tüchtigen Schrift-

die Berichte der Staatsräthe, welche 1800 und 1801 in die Provinzen geschickt wurden, können einen Begriff von der Verwahrlosung machen, in welche das Land gerathen war. Wie aber Bonaparte kraft des Genies und des Willens die Ordnung und den Wohlstand wiederherstellte, gehört ebenfalls in ein anderes Kapitel. Hier und heute wollen wir uns nur fragen: was fand er an Gesetzen, Decreten, Regulativen aus der Hinterlassenschaft der Republik vor, das er einfach aus dem papiernen Zustande zum wirklichen Leben gebracht hätte? Denn auf dem Papier

---

steller herbeigewünscht, der sich gegen jene Geschichtsfälschung erhöbe, wieder und wieder betont hat, wie unfruchtbar an positiven Schöpfungen die Revolution, wie unendlich fruchtbar dagegen Napoleon's gesetzgeberische Thätigkeit war, wie ganz Frankreich noch bis heute auf seinen Einrichtungen ruht, kurz wie die Größe des gesetzgebenden Ersten Consul nur übertroffen wird von der Tollheit des kaiserlichen Politikers. „Sechs Grundsteine," schrieb ich u. A. 1872 (Frankreich und die Franzosen. S. 64 der dritten Auflage), „legte der große Architekt des modernen Frankreich, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen, ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, ein neuer Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balkon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt." Dieses Sachverhältniß aber überzeugend darzustellen, muß man, ich wiederhole es, über jeden leisesten Verdacht der Parteilichkeit und des Vorurtheils erhaben sein. Herr Edmond-Blanc aber ist ein Enthusiast; er bewundert leider die unerträgliche, vielleicht nur für die Uebergangsperiode berechnete, politische Verfassung, welche der Erste Consul und Kaiser Frankreich gab, ganz ebenso sehr als die bürgerliche, welche er organisirte; und es sollte mich nicht wundern, wenn er auch die wahnsinnige äußere Politik des Mannes bewunderte, die zu besprechen hier glücklicherweise keine Gelegenheit war.

VI.

Henry Costa de Beauregard.

I.

Wer sich einmal recht lebendig den Abstand zwischen der Denk-, Handlungs- und Gefühlsweise des vorrevolutionären und des heutigen Adels vergegenwärtigen möchte, dem sei das Buch Herrn Costa de Beauregard's empfohlen, in welchem derselbe die Lebensgeschichte, oder genauer zu reden, die wichtigste Episode aus der Lebensgeschichte seines Urgroßvaters erzählt.[1] Allerdings ist diese vergleichende Belehrung auch der einzige Vortheil, den man aus dem Umstande ziehen kann, daß der Urenkel, anstatt uns die Briefe und Denkwürdigkeiten seines Ahnen einfach mitzutheilen, geglaubt hat, er müsse sie mit einem fortlaufenden Commentar begleiten — und was schlimmer ist, denn den Commentar kann man am Ende überschlagen — er brauche uns die interessantesten Stücke nur im Auszuge mitzuthei-

---

[1] Un homme d'autrefois, souvenirs recueillis par son arrière-petit-fils, le Marquis Costa de Beauregard. (Paris. 1878). Die dreibändigen „Mémoires historiques sur la Maison de Savoie" (Turin 1816), welche merkwürdiger Weise hier gar nicht erwähnt werden, sind wohl ein Werk des „Mannes von ehedem"; der Standpunkt des Verfassers ist jedenfalls derselbe.

len, d. h. er dürfe seine Prosa an Stelle der Worte des Marquis Henry setzen. Uns ist aber das keineswegs gleichgültig; denn es besteht zwischen dem Style des Vorfahren und des Nachkommen derselbe Unterschied wie zwischen ihrer Denkart. So einfach, natürlich belebt, witzig angehaucht und tief erregt die Sprache des Ersteren ist, so gesucht, so modern, so aus Balzac und allen neueren Stylverderbern Frankreichs zusammengelesen ist die Sprache des Zweiten. Dies macht den der neuen Mode ungewohnten Leser namentlich da besonders ungeduldig, wo der Herausgeber, nachdem er einen Brief aus dem Jahre 1793 oder 1794 wörtlich angeführt, denselben amplifizirend ins Französische von 1878 übersetzt, welcher scheinbar unschuldige Zeitvertreib immerhin den Platz wegnimmt, der besser mit so vielen, hier weggelassenen Stellen aus jenen Briefen und Tagebuchblättern ausgefüllt wäre, die der Herausgeber dann abzukürzen gezwungen ist, wie er z. B. den inedirten Originalbericht seines Ahnen über den Waffenstillstand von Cherasco, d. h. über Napoleon Bonaparte's erstes Auftreten als Diplomat nur im Auszuge gegeben hat.

Unser Zeitgenosse ist — so sagte ich — eben so entfernt von der einfach unbefangenen Gesinnung seines Helden, als von seiner Sprache. In der That dient jener seinem König und folgt ihm, wenn nicht wie Joinville seinem heiligen Herrn, als ein ergebener aber brummender Sancho Pansa, so doch wie der getreue Johannes, der alle Uebel kommen sieht, sie verhindern möchte, sein Leben und sein Liebstes opfert, oft verkannt, am Ende aber doch als treu erfunden wird, ein tief- und weitsehender, hochgebildeter Mann, der es seinem Kopfe nie erlaubt seinem Herzen

[illegible] und ihn an seiner Pflicht irre zu machen; [illegible] Pflicht aber einfach die ist, auszuharren bei seinem König, selbst da, wo sein Verstand nicht alles billigen kann. Der Urenkel dagegen glaubt königlicher als sein König sein zu müssen. „O französische Fürsten," ruft er, „was würde heute Euer alter Diener von Euch sagen? In seiner fernen Verbannung folgte er Euch mit seinem Herzen und seinen Hoffnungen; er würde Euch verläugnen in der Stunde wo Ihr Sieger seid und allmächtig. Ihr habt die Wiege Eurer Kindheit zurückgestoßen; Ihr habt die Männer verkannt, deren Blut Tropfen um Tropfen den Rubin Eurer Königskrone gebildet. Männer, die nichts über Euch kannten als ihr Gewissen und Gott. Sie haben sich von Euch gewandt, als sie sahen, daß Euer Schlachtroß gen Rom blickte." Verzeihung, Herr Marquis! Ihr Ahne würde seinen Herrn nicht verleugnet haben: er würde seufzend, aber entschlossen den Gräbern von Hautecombe den Rücken gewandt haben; er würde, kopfschüttelnd vielleicht, aber ohne Zaudern, sein Rößlein südwärts gewandt haben, sobald Victor Emanuel das seine gen Sanct Peter gewandt. Da liegt ja gerade der Unterschied zwischen dem Edelmann der Ueberlieferung, welche die große Revolution zerstört, und dem Edelmann der Theorie, dem man hinterher ein monarchisch-religiöses System hergerichtet, worin Alles zu finden ist, außer der einfach treuen Hingabe an den Monarchen und an Gott. Der Marquis Henry war der nächste Freund Joseph de Maistre's; aber er ließ sich durch keines jener Sophismen des Systematikers von Thron und Altar bestechen, denen der Urenkel, sowenig wie die große Mehrheit des Adels im „wahren Frankreich, dem katholischen

Frankreich", dem er ja jetzt angehört, zu widerstehen gewußt hat. Unberechenbar aber ist das Uebel, das die große Revolution so angerichtet hat, indem sie den intelligentesten und besten Theil des Adels in jenen Geist engherziger Reaction warf, welcher der Aristokratie des vorigen Jahrhunderts so fremd war und heute die in erster Linie zur Staatslenkung berufenen Kreise thatsächlich fast ganz unfähig zu diesem ihrem Berufe macht.

Ueber jene große Revolution nun enthält der vorliegende Band höchst wichtige und lehrreiche Auskunft, namentlich über das Auftreten derselben als Propaganda und über die Behandlung, welche der Provinzadel erfuhr. Diese Auskunft bestätigt wieder einmal vollauf alles von Taine über diesen Punkt Beigebrachte, wie ja auch die vor Kurzem veröffentlichte, noch interessantere Correspondenz des Grafen Fersen Alles bestätigt, was der jüngste Geschichtsschreiber der Revolution über die Versailler und Pariser Zustände jener Zeit gesagt hat. Im Grunde nämlich greift der Marquis Costa de Beauregard nur die zehn Jahre von 1790—1800 heraus, während er die erste Lebenshälfte, sowie die vierundzwanzig letzten Jahre seines Helden in wenig Seiten abthut. Immerhin bleibt sein Werk ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte der großen Revolution und der Auflösung Piemonts. Noch höher ist das psychologische Interesse des Buches, das uns den Mann, den wir aus Joseph de Maistre's Briefwechsel nur sehr oberflächlich kannten, menschlich so nahe bringt.

II.

Der Marquis Henry Costa de Beauregard ward im Jahre 1752 als der erste Sohn des Marquis Alexis Costa de Beauregard auf dessen Schlosse Villard in Savoyen geboren. Die Familie lebte fern vom Turiner Hofe, wo ihr alter Adel und die geleisteten Dienste ihr eine glänzende Stellung gesichert haben würden; allein Unabhängigkeitssinn sowohl als das Bedürfniß, die etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse durch Sparsamkeit wiederherzustellen, hielten den Marquis in seiner Alpeneinsamkeit zurück. Doch der Geist des Jahrhunderts drang bis in diese Einsamkeit, wo man ihm indeß im Ganzen feindlich gegenüberstand. Das Leben auf Schloß Villard war ein schlichtes patriarchalisches; es war kein rohes Nimrodleben. Alte Verwandte und adlige Freunde, ein Abbé, ein Rechtsbeistand gehörten mit zur Familie und ihre nicht immer ganz übereinstimmenden Ansichten regten zu lebhaften Debatten an. Man las viel, wenn auch nur, um über die Gottlosigkeit des Jahrhunderts zu klagen — heute macht man es sich bequemer in jenen Kreisen, man klagt über die Gottlosigkeit Voltaire's und Renan's, ohne sie zu lesen. Eine zahlreiche und gewählte Bücherei, eine treffliche Gemäldesammlung, deren Stamm ein Vorfahre von seiner Gesandtschaft in den Niederlanden heimgebracht, wirkten bildend auf die heitere Kinderschaft, die sich im unzugänglichen Bergschloß herumtummelte. Als der siebenjährige Henry einmal ein paar Tage in Chambéry zubringt, schreibt er heimwehgerührt an seine Schwester: „Man lebt nur in Villard, hier vegetirt man." Die fast unkindliche Frühreife,

die aus diesen Worten spricht, klingt aus allen Jugendbriefen des Knaben wieder: „Sage Herrn Girod," schreibt er zwölfjährig aus Beauregard, einem der Familie gehörigen Schlosse am Genfer See, „sage ihm, Domenichino sei ein Rindvieh gewesen, ehe er ein Engel geworden;" und zwei Jahre später aus Moulins auf seiner Pariser Reise: „Ich bin ausnehmend zufrieden mit dem Mausoleum des Herzogs von Montmorency. Man sieht ihm an, daß der Künstler seine Antike vortrefflich besaß; im Kopfe der Charitas habe ich die Züge und Charaktere der Venus von Medicis wiedererkannt; ich bin fast geneigt zu glauben, daß sie zu gut sind". Und aus Paris, über den ersten Kunstkritiker der Zeit, dem er in der Werkstätte von Greuze vorgestellt wurde: „Herr Diderot hat von meinen Bildern mit viel Geist gesprochen, aber mit wenig Urtheil, wie es bei Leuten seiner Art der Fall zu sein pflegt". Die Suffisance würde unerträglich sein, wenn die besonderen Umstände sie nicht erklärten und milderten.

Der Knabe hatte früh ganz ungemeine Anlagen für Zeichnen und Malen an den Tag gelegt und schon mit vierzehn Jahren sein Talent so trefflich ausgebildet, daß er in Paris nicht nur in allen kunstliebenden Salons, sondern auch in allen Ateliers als ein Wunderkind, dann als ein gefährlicher Rival aufgenommen war. Glaubte doch Greuze selbst, nachdem er den Knaben bewundert, eifersüchtig auf ihn werden zu müssen. Er hatte den gefeierten Meister bei Gravelot kennen gelernt, „dem Kupferstecher, du weißt, der mit seinen herrlichen Compositionen die garstigen Werke Voltaire's bereichert hat", schrieb der kleine Altkluge an seine Mutter. Es hatte sich nämlich die Gelegenheit geboten,

den Knaben mit einem noch jugendlichen Onkel, der an den Hof reiste, nach Versailles und Paris zu schicken, und die Eindrücke, welche Stadt und Hof auf ihn machen und die er in seinen täglichen Briefen niederlegt, sind in ihrer Art ebenso charakteristisch, als diejenigen, welche wir von dem edel-einfachen Landleben auf Schloß Villard empfangen, wo der Grund zu der manchmal etwas engen, stets aber hohen Weltanschauung, zu der eigenthümlichen sittlichen Schönheit gelegt wurde, die den Mann auszeichnen sollten. Nach wenig Monaten der Abwesenheit, iu welchen der naseweise Junge fast zum Manne und zum Künstler gereift war, kehrte er zu seiner angebeteten Mutter, seinen Geschwistern, den alten Hausfreunden und Lehensleuten in Villard zurück. Wie scharf der Jüngling sah, wie ächt sein Kunstsinn, wie entschuldbar sein anscheinend übertriebenes Selbstgefühl den französischen Berühmtheiten der Zeit gegenüber — von Boucher's Bildern schrieb er als von „Unrath, der jetzt an der Mode sei, aber die Malerei entehre" — das erhellt aus dem Umstande, daß er die Palette an den Nagel hängte, sobald er die wirklich große Kunst gesehen. Er war siebzehn Jahre alt, als er mit seinem Vater Italien bereiste, wo er wie trunken von Palast zu Palast, von Kirche zu Kirche ging. Als er heimkam, schrieb er auf die letzte Seite seines Albums: „Hier mache ich einen Punkt. Ich bin böse auf Titian und wüthend auf Raphael. Sie sind zu sehr über den Menschen, als daß Jemand nach ihnen noch einen Pinsel zu halten wage." Es ist mehr wahres Kunstgefühl in diesen Worten und dieser Handlung des von ganz Paris bewunderten jungen Dilettanten, als in manchem angestaunten Werke unserer Künstler vom Fach. Und Henry

hielt Wort: er gab die Malerei auf. Daß ihm aber nicht die Namen, sondern die Leistungen imponirten, dafür haben wir einen Beweis darin, daß er den damals kaum genannten Sodoma fast eben so hoch schätzte als Raphael, und eines seiner, wie man sagt, vollendetsten Werke aus einem Fleischerladen, wo es als Tisch diente, rettete, indem er es mit seinen Ersparnissen für Billard ankaufte.

Nach der Gewohnheit seines Standes trat Henry mit achtzehn Jahren in's Heer, wo er bald die Aufmerksamkeit der Oberofficiere auf sich zog; aber das Garnisonleben widerte ihn an und als die Familie ihm vorschlug sich zu verheirathen, zögerte er nicht einen Augenblick, obschon die ihm bestimmte Braut, seine Base, die er aber kaum kannte, weder schön noch jung war und selber etwas Angst hatte, der „junge Gelbschnabel, der zu hübsch war um nicht von den Frauen verhätschelt zu sein", werde nicht allzueifrig werben. Die Angelegenheit war bald im Reinen und es dauerte nicht lange, so führte Henry seine Gemahlin in feierlichem Zuge unter Glockengeläute, Flintenknallen, umgeben von allen Pfarrern und Landleuten der Gegend, nach Billard. Hier half er seiner Ehehälfte vom Maulthier; sie machte dem versammelten Landvolk eine Reverenz und klopfte dann dreimal mit dem Fächer an das geschlossene Thor der Beste. „Plötzlich öffneten sich beide Flügel und der alte Marquis Alexis erschien im großen Hofkostüm, begleitet von seiner Frau, seinen Kindern und allen seinen Dienern. Zwei Jäger trugen ein silbernes Becken und einen goldenen Napf. Der Marquis ging vor bis in die Mitte der Terrasse, ließ einen Becher füllen, entblößte sein Haupt

und brachte das Hoch des Königs aus, dann das seiner Schwiegertochter, endlich das aller versammelten Freunde. Dreimal leerte der Marquis sein Glas unterm Hochrufen der Menge und das Fest begann. Acht Tage lang war offene Tafel in Villard, auf dem Schlosse selber und unter den hohen Bäumen der Terrasse. Den achten Tag war das Fest der Armen: Jeder erhielt ein Kleid und einen kleinen Thaler. An diesem Tage aber bedienten Henry und seine Frau selber die Gäste, wie es alte Sitte des Hauses war, wenn der Erstgeborene heirathete."

Wenig Liebesheirathen sind wohl je so gut ausgefallen, als diese Convenienzehe. Vierunddreißig Jahre lebten die Gatten in einer ungetrübten Einigkeit, voll gegenseitiger zärtlicher Liebe, Achtung, ja Bewunderung: die Innigkeit des Verhältnisses leuchtet aus jeder Zeile der herrlichen Briefe, die uns hier mitgetheilt werden, ohne daß man sagen könnte, welcher von den beiden Gatten mit mehr Wärme und Treue am Andern hange. Die edelsten Tugenden vereinten sich bei beiden mit liebenswürdigem Naturell, lebhaftem Geiste und gediegener Bildung, und bildeten zusammen eine stets strömende Quelle inneren Reichthums, der keinen Ueberdruß aufkommen ließ; vier muntere vielversprechende Knaben, die ihnen erwuchsen, die Sorge um Beauregard, das sie kurz nach der Heirath bezogen, und das nicht nur wohnlich eingerichtet, sondern auch als Ertragsgut zu verwalten und zu verbessern war, füllten das Leben genugsam aus, um keine Leere aufkommen zu lassen. Ein einziger der reizenden Briefe, den Henry seiner Gattin schrieb, als sie einmal auf einen Monat das Pa-

radies am Genfer See verlassen, mag ein Bild des Lebens in Beauregard geben.[1]

„Ich habe, meine Beste, eben beim Heimkommen alle meine Jungen wohlauf gefunden; die armen Kleinen haben mich auf's Reizendste empfangen. Sie waren mir, soweit sie nur mit ihren Beinchen laufen konnten, entgegengekommen und ihre Jubelrufe, sobald sie meiner ansichtig wurden, sind mir sehr zu Herzen gegangen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr Du ihnen fehlst. Wir werden uns gar schwer daran gewöhnen, Dich nicht zu sehen, denn Du bist doch recht eigentlich die Seele des Völkchens. Vorgestern, um das Unglück vollzumachen, stürzte der große Tisch in der Mitte des Speisesaales mit furchtbarem Krachen zusammen, alles Porzellan des Hauses, das man darauf gestellt hatte, mit sich reißend, so daß kein Stückchen davon übrig blieb. Eugen, der bei diesem Unglück zugegen war, fing an bitter über meinen Ruin zu weinen, den er

---

[1] Ich übersetze das vous durch Du; unser Sie, wie's Schiller z. B. Wallenstein der Herzogin gegenüber in den Mund legt, giebt das französische vous zwischen Gatten nicht wieder; es ist zu steif und es ist eben nicht mehr deutsch; auch das alte Sie der Kinder gegen die Eltern hat eine andere Schattirung. Das französische vous ist mit der größten Zärtlichkeit verträglich. Es war in vornehmen Familien so allgemein und natürlich als das englische you, und hat sich in solchen meist noch heute erhalten; das tu klang allzusehr nach dem Alkoven. Es ist ganz irrig zu glauben, es gehöre eine Art von socialer Selbstbeobachtung dazu, vor den Leuten, vor allem vor den Kindern, das in der Intimität gebrauchte Du nicht anzuwenden; es ist dies den daran Gewöhnten ebenso natürlich, als sich in Gesellschaft der Kosenamen gegen seine Frau zu enthalten, was doch unter gesitteten Menschen als eine Pflicht des Anstandes und des Schamgefühls gilt.

als die nothwendige Folge ansah. Ich lief herbei in Schrecken über das Geräusch, über das Schreien namentlich, das sich hineinmischte, und konnte mich des Lachens über Eugen's Verzweiflung nicht erwehren, welche sich seinen Brüdern mitgetheilt hatte. Ich nahm sie alle Vier auf meine Knie und erzählte ihnen die Geschichte Hiob's, dessen Angelegenheiten nicht besser gingen als meine, und der noch überdies die Krätze hatte und eine böse Frau, um ihm die Ohren voll zu schreien. Im Uebrigen, mein Schatz (ma mie), haben wir uns den Tag so eingetheilt: ich stehe sehr früh auf und schreibe bis meine lieben Kleinen aufstehen. Ich frühstücke mit ihnen, worauf ich hingehe wo zu thun ist. Wir essen zu Mittag und zu Abend und gehen zu Bette zur selben Zeit und zwar sehr früh; denn ich richte mich nach ihnen. Nach dem Mittagessen haben wir lange Unterhaltungen mit einander, ein wenig Lesen; oft essen wir Kirschen zum Nachmittag, indem wir uns allerhand unterhaltende Geschichten erzählen; bei Sonnenuntergang gehen wir plaudernd zum See hinunter, sicher unser Nachtessen bei der Heimkehr bereit zu finden."

Der älteste, Eugen, zeigte große Anlagen und war fast noch frühreifer, als der Vater es gewesen. „Kaum lallte Eugen ein paar Worte," sagte Joseph de Maistre, der berühmte Hausfreund von Beauregard, „so lieferte ihm ein rascher Geist schon glückliche Ausdrücke, welche eine kräftige Intelligenz voraussagten." Wer in der That würde glauben, ein sechsjähriger Knabe habe seiner Mutter schreiben können: „Was mich glauben macht, daß ich etwas taugen werde, ist, daß ich die verschiedenartigsten Handwerke treibe. Bald Schäfer, bald Fischer, bald Märchenleser, bald Flö-

tenspieler, bald Zeichner schlechter Köpfe nach Camille (dem jüngsten Bruder), und am Ende von alledem der Katechismus jeden Morgen.“ Nichts aber an diesem Ton war gemacht: der Geist des Knaben war natürlich, wie sein Gemüth. „Wenn die Jungen,“ schreibt der Vater einmal, „eine Anwandlung von Empfindsamkeit haben, was Gott sei Dank selten vorkommt, so gehört ihnen diese Empfindsamkeit ganz eigenthümlich an, wie ihr gesunder Menschenverstand und die Lebhaftigkeit, die sie manchmal in ihrer kleinen närrischen Phantasie haben. Ihre Antworten sind erstaunlich. Früh Morgens fand Simon neulich eine Börse am Ufer des See's. Siehst Du da, sagte ich zu Eugen, den Vortheil früh aufzustehen! — „Aber, Papa, antwortete er, der, der die Börse verloren hat, war ja noch früher aufgestanden.““ Liebte der Vater die Empfindsamkeit nicht, so suchte er früh das Mitgefühl zu wecken und zu entwickeln. „Gestern bin ich mit meinen vier Jungen nach Tougues gegangen, um der Müllerin einen Besuch zu machen, die ganz allein in ihrer Mühle einer Prinzessin genesen ist. Jeder trug seine Gabe; als der wenigst Unbeholfene ging ich voran mit einem Topf Fleischbrühe. Eugen folgte mit einer Flasche Wein für den Braten der Wöchnerin; dann kam Victor mit einem großen Laib Brod, den er auf seinem Kopfe äquilibrirte, endlich Camille mit einem Stück Zucker.

In dieser Umgebung, oft besucht von Joseph de Maistre und dem witzigen Onkel Murinais, angebetet von allen Nachbarn, Bauersleuten, Pächtern und Dienern, vor Allem aber vom treuen Comte und der guten Chagnot, verlebten die Gatten die glücklichsten Jahre ihres Lebens.

Als der Aelteste herauwuchs, zog man im Winter nach Genf, um seine Erziehung zu beendigen und in der That besaß der Junge mit dreizehn Jahren eine so ausgedehnte als feste Bildung und bestand sein Militärexamen, das keineswegs leicht war, in Turin auf's Glänzendste. Ende 1789, noch nicht vierzehn Jahre alt, war er Unterlieutenant. Es dauerte keine zwei Jahre, so sollte er Vaterhaus und Mutter verlassen, um sie nie wiederzusehen. Der Krieg aber, der den Knaben rief, zerstörte das ganze Gebäude des Glückes, das sich der Marquis auf den Grund der alten Ordnung auferbaut: denn diese Ordnung selber wankte und stürzte, und wenig half es dem Edeln, nicht „zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt" zu sein.

III.

Der savoyische Adel hatte die französische Revolution mit lebhaftem Interesse verfolgt, wie er der französischen Litteraturbewegung des vorigen Jahrhunderts eine theilnahmvolle Aufmerksamkeit zu schenken nicht aufgehört hatte. Die Lage der französisch redenden Länder, welche nicht zum Königreich gehörten, war eine eigenthümliche: man fühlte sich, da die moderne Nationalitätsdoktrin noch nicht erfunden war, staatlich ganz getrennt, während man in jeder andern Hinsicht sich als Franzose fühlte. In keiner Provinz war dies mehr der Fall als in Savoyen, welches nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch seine ausgesprochen geographische Lage und seine Religion nach Frankreich hinneigen zu müssen schien. Nirgends aber,

selbst nicht in der Schweiz trat die scheinbar willkürliche Macht des Staates klarer zu Tage als hier: für den Savoyarden war der französische König der Erbfeind. Als der kleine Henry die Statue Ludwig's XIV. auf der Place des Victoires erblickte, war er „empört zu sehen, wie der hochmüthige Sieger alle Nationen Europa's mit Füßen tritt und unser armes gefesseltes Savoyen ihm fast die Schuhe putzt." Schreiber dieses erinnert sich noch, alte Edelleute aus der Freigrafschaft gekannt zu haben, und sie ist doch seit genau zwei Jahrhunderten französische Provinz, welche ganz ähnlich von dem Eroberer sprachen und die spanisch-habsburgische Zeit noch nicht vergessen hatten.

Die Theilnahme Henry's an den großen Ereignissen im Nachbarlande war eine aufrichtige und während sein Freund Joseph de Maistre sich von Anfang an feindlich dagegen stellte, begrüßte der Marquis sie als die Morgenröthe eines neuen, schöneren Tages. Nicht als ob er eine besonders vertrauensselige Natur gewesen; aber ihm ward es schwer zu glauben, daß die gewaltige Begebenheit, welche die Anstrengungen und Bestrebungen des ganzen Jahrhunderts herrlich hinauszuführen versprach, auch nicht Einen, oder doch nur Einen Mann hervorbringen sollte, der ihrer würdig wäre, dieser Eine aber durch seine Vergangenheit und durch die Unzuverlässigkeit seines Königs außer Stand gesetzt werden würde, die Ereignisse zu leiten. J. de Maistre sah nichts als Verderbtheit und Unfähigkeit, seinem vorurtheilsvollen Geiste war Mirabeau nicht mehr als Camille Desmoulins. Der Ton seiner Briefe ist durchaus pessimistisch von Anbeginn an. Auch in Bezug auf die Form ist man etwas enttäuscht; vertrauliches Sich-

gehenlassen scheint eben nicht in der Natur des Mannes gelegen zu sein; seine Sprache ist gezwungen und anspruchsvoll: er glaubt sich selbst vorm Publicum und seine Selbstbewunderung guckt überall zwischen den Zeilen hervor. Wie ganz anders die Briefe seines Freundes. Der hatte kein System über Papst und Monarchie, Revolution und Unglauben; sein Herz aber schlug für alles Schöne und Gute, er war unbefangen gläubig, wie er unbefangen treu war. Ein richtiges Urtheil über Menschen und Dinge, eine wahre Bescheidenheit gepaart mit genügendem Selbstvertrauen, und dabei eine natürliche Anmuth im Ausdruck erobern ihm noch heute alle Herzen, wie im Leben die anspruchslose Anmuth seines Auftretens ihm überall Freunde gewann. Doch würde man sich sehr irren, wenn man ihn für banal hielte: er war im Gegentheil sehr zurückhaltend, ruhig vornehm und verbarg seine Verachtung der Schmeichler und Höflinge keineswegs. Auch darf man nicht glauben, man habe es hier etwa nur mit einem ehrlichen und anstelligen Landedelmann zu thun: der Marquis war ein sehr feiner Kopf und nicht ohne Witz; er schrieb seine Sprache mit einer äußerst seltenen Eleganz, hatte ein scharfes Auge für die Schattirungen der Dinge und besaß eine tiefe Weltanschauung, im Grunde eine tiefere, als dem logischen System seines berühmten Freundes zu Grunde lag.

Man kann sich denken, daß seine Begeisterung für die große Revolution sich bald abkühlte, wie bei so vielen hochherzigen Männern jener Zeit. Hatte doch selbst der Tyrannenfeind Alfieri seit 1792 nur noch Worte des Unwillens für die „neunhundert Könige“ in Paris, während der Befreier Corsica's, dem der Dichter seinen „Timoleon“ gewidmet,

Pasquale Paoli, und den die Nationalversammlung so hoch gefeiert, schon 1790 einsah, daß sich die Freiheit nicht an einem Tage gründen lasse und daß sie nur allzubald wieder verschwinden würde (Arrighi, Vie de Paschal de Paoli. Vol. II. Appendix). Nur natürlich war's, daß bei einem loyalen Vasallen, wie Costa, die Begeistung ins Gegentheil umschlug, als die Revolution sich auch der Geister in Savoyen bemächtigte und gar als die Propaganda drohte, sein Vaterland der sardinischen Krone zu entreißen. Er zögerte nicht einen Augenblick, seinen Erstgebornen an die Fronte zu schicken und den vierzehnjährigen Lieutenant selber hinzubegleiten. Das war nicht leicht. Der Marquis war Kammerherr honoris causa und die Kammerherren durften nicht im Heere dienen: endlich gelang es ihm doch, seinen Schlüssel gegen den Degen des Freiwilligen einzutauschen, und am 18. Mai 1792 stand der Hauptmann Marquis Henry Costa de Beauregard mit seinem jungen Lieutenant im Felde. Im ersten Augenblicke sah der künftige Generalstabschef alle Fehler der Führer und die Aussichtslosigkeit des Kampfes, so lange man sie gewähren ließ. Aber er hielt aus: „Sei starken Herzens, meine Liebe! Ich bin ruhig trotz alledem und mein Gewissen ist in Frieden. Pflege und schütze die Schwachen der Familien, ich will die Starken führen." Bald darauf ergoß sich der Strom der Revolutionsheere über Savoyen und die königliche Armee zog sich in die Berge zurück. „Unsere Liebe zum König hat uns gezwungen, Generälen zu folgen, die feige ihren Posten verlassen haben; wir sind geflohen vor einem Feinde, der sich nicht einmal herabgelassen, uns zu schlagen und sich begnügt hat, uns zu plündern." Mit Zähneknir-

schen marschirten die Truppen unter strömendem Regen, auf unwegsamen Straßen in wilder Unordnung zurück. Die Entbehrungen, welche dem zarten Knaben auferlegt wurden, waren furchtbar: und es war erst der Anfang. Bald kamen Verwundungen, dann Krankheiten hinzu: ohne die treue Seele Comte's, der seinem Herrn in den Krieg gefolgt, wäre Eugen, der überall voran war im Gefecht wie auf dem Marsche, schon jetzt unterlegen. So brachte man den Winter in den Alpen zu: „Wenn man mir nur einen groben Pelz schaffen könnte, damit mein Kleiner nicht erfriert! Das Uebrige ist uns einerlei," schrieb der Vater.

Savoyen war verloren; Henry's Güter, seine Familie, sein alter Vater blieben in der Hand der Sieger, die alle savoyischen Officiere, welche die Sache ihres Königs nicht verließen, zu Emigrirten erklärten, und man weiß was das bedeutete. Henry schwankte nicht einen Augenblick: „Es gehört zur Moral aller Zeiten und aller Länder, daß man in Kriegszeiten die Fahne nicht verläßt, der man in Friedenszeiten gefolgt ist." Und an seine Frau, die noch in Genf weilte: „Oh meine Liebste, fliehe, wenn Du's noch kannst; es handelt sich um Ruin oder Tod. Für uns, meine Einzige, ist alles fertig; aber ich bleibe; spoliatis arma supersunt. Lassen wir wenigstens dem Kinde, zu dessen Adjutanten ich mich gemacht, die Ehre unseres Hauses unversehrt." Auch Maistre drang in die Marquise, nach Lausanne zu flüchten. Es kam sie hart an unter fremde Menschen zu gehen: „Ich will Niemanden sehen, schrieb sie an ihren Gemahl; ein Menschengesicht, zu dem ich nicht von Dir reden könnte, thut mir weh. Ich bin böse auf die, die Dich nicht lieb haben, d. h. auf die, die Dich nie ge

haben. Ach, aber ich gehe morgen, um die zweite Station meines Golgatha zu erklimmen." Lausanne war überfüllt von Emigranten. Ganz ohne Mittel, richtete sich die Marquise ein, so gut sie konnte, gegenüber dem savoyischen Ufer des Sees, auf dem ihr Beauregard stand. „Du fragst mich, wie meine Wohnung ist," schrieb sie. „Ach, ich weiß es kaum; ich kenne sie nicht. Seit einem Monat habe ich sie nicht angesehen. Chagnot, glaube ich, hat ein Dachstübchen, wo sie schläft, wo sie kocht. Ich bewohne sammt den Kindern ein Zimmer mit Backsteinfußboden, verschossenen Vorhängen, drei Strohstühlen, einen alten weißen Ofen mit Blumen und dem kleinen Tisch, auf dem ich Dir schreibe. Eine alte Schweizerin sieht mich aus ihrem Rahmen an; ich will sie gegen die Wand kehren; ihr Blick und ihr Lächeln thun mir wehe; sie weiß nichts von der Verzweiflung Deiner Frau. — — — — Da unter meinem Fenster habe ich einen Rosenstock, der zufällig da gewachsen ist unter den Nesseln, wie Dein Bild unter meinen Thränen, mein geliebter Mann .... Die Kinder sind voller Andacht bei einem Töpfer, der seine lackirten Töpfe neben mir macht. Manchmal gehe ich mit ihnen hin und bewundere, und Stunden lang sehe ich zu, ohne zu wissen, was ich sehe; aber ich kann nicht mehr so leben, heiß mich zu Dir kommen ..."

Wohl nährte man sich mit thörichten Hoffnungen in diesem Exil: bald war's der Friede, der vor der Thür stand, bald ein großer Sieg, den Europa über die Revolution erfochten; aber die Tage vergingen und die Wochen, die Monate und die Jahre und keine der Hoffnungen verwirklichte sich. Immer neue Zuzügler des Elends kamen in die nahe

Zufluchtsstätte. „Gestern sind Mme. d'Argouges und Mme. de Talmont hierher verschlagen worden, in Holzschuhen, ohne Wäsche, ohne Diener, in einem Karren auf Fässern gehockt: es war ein Elend zu sehen; ich mußte weinen. Ich habe sie gleich besucht und heute verschaffe ich ihnen einen Beichtvater. Die Mutter namentlich ist unendlich groß in ihrem Unglück. Mme. de Talmont hat mich gebeten, ihr Arbeit zu verschaffen; sie brennen kleine Talgendchen, die sie selbst mit mehr Muth als ich angreifen und hantieren." Auch die Marquise selber, deren Briefe nur die Sehnsucht nach dem Gatten athmen, die Leere ohne ihn schildern, hatte materiell zu leiden, zu entbehren. Die gute Chagnot arbeitete für sie und brachte ihr ihren sauern Erwerb. Die Kinder wuchsen auf ohne Unterricht, weil sie zu niedergebeugt war, sie selber zu unterrichten und das Schulgeld fehlte. Ihr Mann tröstete sie, bitter genug, über diese bittere Nothwendigkeit: „Die armen Kleinen, sie sind im Alter, wo man alle Falten annimmt; sie werden sich noch dran gewöhnen keine vornehmen Herren zu sein. Laß sie sorglos und munter, laß sie Esel bleiben, was liegt dran? Wenn man sich mit der Gabe des Eselthums nur nicht herausnimmt sich in große Dinge zu mischen, so macht man mit dem Eselssattel schon ganz gut seinen Weg in der Welt."

Die Anspielung geht auf die österreichischen Generale, welche das brave piemontesische Heer von Rückzug zu Rückzug führten, die besten Gelegenheiten versäumten aus Leichtsinn, Trägheit, Mangel an Einsicht, vielleicht auch auf höhere Weisung. Jedenfalls brachte der östereichische Obergeneral, M. de Vins, heitere Tage mit seiner Geliebten in

Turin zu, während der Marquis mit seinem Knaben im Bivouac schlief, seine Gemahlin mit ihren Kindern in der Verbannung darbte, oft ohne Brot für den nächsten Tag, der alte Vater, die Verwandten im Gefängnisse von Chambéry der Guillotine entgegenschmachteten, die Stammschlösser in Rauch aufgingen, — diese Schlösser, von denen stets nur milde Thaten, edle Beispiele, reine Gefühle und hohe Gedanken ausgegangen waren. Denn das waren keine Adligen, welche den Adel im Besitz und im blauen Blute allein sahen; als Henry erfuhr, daß man die Familienwappen und Familienpergamente in Villard verbrannt, schrieb er: „Thöricht die, welche glauben mit uns fertig zu sein, weil sie unsere Wappenbilder zerbrachen und unsere Archive den Winden preisgegeben. So lange sie uns das Herz nicht ausgerissen, können sie's nicht verhindern, für Tugend und Größe zu schlagen, noch die Wahrheit der Lüge, die Ehre allem Uebrigen vorzuziehen; so lange sie uns die Zunge nicht ausgerissen, können sie uns nicht hindern, unsern Kindern zu wiederholen, daß der Adel nur in dem erhöhten Gefühle der Pflicht besteht, in dem Muthe, sie zu erfüllen, und im unerschütterlichen Festhalten an den Familienüberlieferungen. Auf dem Gipfel des kleinen Saint Bernard und in der lappländer Hütte, von der ich Dir schreibe, sind diese Gefühle ebenso am Platze als in den Tuilerien, und der ist der Adlige, dessen Leben und Tod ihnen am gemäßesten ist." Und als er erzählte, wie auf einen Ruf ihrer Obersten alle beurlaubten Soldaten auf Schleichwegen, über die Berge, durch ausgetretene Flüsse, durch die feindlichen Vorposten durch, an der Stelle erschienen, die ihnen angewiesen: „Ich sagte mir, als ich alles das erfuhr, daß, wenn der König

mir glauben wollte, er gewissen hohen Herren meiner Bekanntschaft ihre Sterne und Bänder abnehmen würde, um sie auf diese Kittel zu heften, unter denen wohl die adeligsten Herzen schlagen, die ich kenne."

Während dessen tanzte man in Turin und organisirten die Prinzen Komödie über Komödie in der Hauptstadt: da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von Ludwigs XVI. Tod. Jetzt eilte Alles zur Armee, voran seine k. Hoheit der Herzog von Montferrat, mit fünfzig Personen Dienerschaft, von denen zwei ausschließlich um den allerhöchsten Kaffee zu bereiten. Die Bauern standen auf für ihren König; man ließ sie im Stich; zu hunderten wurden sie von den Volksbefreiern niedergemetzelt, während M. de Vins strategische Operationen plante, die nie zur Ausführung kamen. Endlich Ende August 1793, nachdem die beste Gelegenheit verloren war, ging's vorwärts. Der erkrankte Marquis folgte, bis ihn endlich das Fieber Halt zu machen zwang, während sein Sohn in vorderster Reihe heldenmüthig kämpfte, und der treue Comte hin und wieder ging zwischen dem Schlachtfelde und dem Krankenbette, um den Vater zu versichern, der Sohn sei noch nicht getroffen. Dieser kecke Widerstand aber der Nachhut, in der er diente, rettete die Armee, die diesmal ihre Winterquartiere in Asti bezog, wo Vater und Sohn sich etwas ausruhen und wieder zu Kräften kommen konnten. Ein gleichalteriger Vetter, der ebenfalls im Heere diente, stieß zu dem jungen Lieutenant, dem die für einen Augenblick der Angst um ihn befreite Mutter aus Lausanne schrieb: „Wie glücklich bin ich über all das Gute, das ich von Dir höre . . . Ich bin stolz in Gedanken, daß die 70 Livres und 10 Sous, die der König

Dir monatlich zahlt, Vater und Sohn ernähren. Du mußt glücklich über dies kleine Vermögen sein. Gott wird Dir's wiedergeben, mein Kind, und ich auch; denn der Tag wird kommen, wo ich Dich wieder in meine Arme und an mein Herz schließe. Ich weiß, Du bist sehr mit Deinem Dienst beschäftigt; wenn ich etwas davon verstände, spräche ich gern mit Dir von Deinem Corporal und Deinem Sergeanten. Aber ich behalte mir's vor für die Zeit, wo Deine Brüder auch Soldaten sein werden. Victor stirbt schon vor Ungeduld nach all' den Vergnügen, von denen Du ihm erzählst. Sylvain kann ja Pfeifer sein und dann folge ich der Compagnie, um Euch die Gamaschen zu flicken, Euch Sonntag den Zopf zu flechten und die Rechnungen zu machen. Nicht wahr, das wird schön sein?"

Aber lange wußte sie die trüben Ahnungen nicht so wegzuscherzen. „Victor, schrieb sie bald darauf von ihrem zweiten Sohne, diesmal an den Gatten, Victor brennt zu Euch zu gehen: sobald das Brevet da ist, wird sein Glück vollkommen sein: dann die Kugel und Alles aus! . . Und Eugen! Armes Kind, das ich nicht wiedersehen werde! Warum muß ich mich so gedrückt fühlen?" Um dieselbe Stunde, am 27. April, streckte eine Kugel den sechzehnjährigen Jüngling in den Schnee. Der Vater bringt ihn hinter einen Felsen, vertraut den Verwundeten zwei vorübergehenden Soldaten an und eilt zurück in's Feuer: „Das Opfer Abraham's war verdienstlicher als meines; denn er hoffte nicht wie ich, daß ihm ein Schuß die Qual ersparen würde seinen Sohn sterben zu sehen." Der Sieg in diesem kleinen Gefechte ward im amtlichen Berichte dem Muthe des Marquis Costa de Beauregard zugeschrieben. Der

Knabe wurde nach Turin gebracht unter der Obhut des treuen Comte, der ihn nie verließ: den Vater hielt die Pflicht im Lager zurück, wo er den Tod des innig geliebten Sohnes erfuhr, für den allein er noch gelebt hatte. Weder er noch die Marquise erholten sich je von dem Schlage: Maistre arbeitete an einer Rede in Bossuet's Manier über den Tod Eugens; das Werk gilt noch heute als ein Meisterstück des Genres: „Er hat mir etwas davon vorgelesen“, schrieb die Marquise; „ich finde, er hat den Zauber seiner Kindheit nicht genug hervortreten lassen; die Politik ist zu sehr die Grundlage seiner Arbeit. Ich glaube, Maistre hat nicht Gemüth genug.“ Oh Mutterherz, welcher Kritiker hätte besser herausgefunden, was da fehlte!

IV.

Henry klagte nicht: „Besser ein Loch, als ein Flecken in unserm Wappen“, sagte er; er war gebrochen und schwieg. General Colli jedoch, der am Tage von Saccarella, an dem die tödtliche Kugel Eugen getroffen, das Obercommando des Armeecorps übernommen hatte, wußte was der Hauptmann Costa werth war. Er stellte dem König vor, wie er seit zwei Jahren, obschon durchaus mittellos, unentgeltlich diene, seinen Erstgeborenen der guten Sache zum Opfer gebracht und jetzt eben seinen zweiten Sohn an seine Seite gerufen, um den Degen, der seinem älteren Bruder entsunken war, in die Hand zu nehmen. Der König ertheilte ihm sofort Majorrang und Gage; Colli nahm ihn zu seinem Generalstabschef und behielt ihn auch in dieser Eigenschaft bei sich,

als er zwei Jahre später den Befehl über die ganze Armee erhielt. Es war Costa, welcher in dieser Eigenschaft nach Mondovi (sprich Mondovi) den Waffenstillstand von Cherasco mit Bonaparte abschloß (1796), und als nach Novi bessere Tage für Piemont kommen zu wollen schienen, Mitglied der Regentschaft ward. Seine Beförderung machte den Marquis nicht zum Höfling, noch verblendete ihn seine Treue gegen König und Königshaus über die Fehler seines Herrn. Seine Briefe aus Turin im Winter von 1795 bis 1796 sind eine lange Anklageschrift gegen die Leiter des Staats und gegen die österreichischen Freunde, die er mit dem ganzen Haß des Savoyers haßte, einem Haß, der auch in den Zeiten des scheinbar innigsten Bündnisses noch fortglimmte. Nannte doch J. de Maistre das Haus Oesterreich nicht anders als „den schlimmsten Feind der Menschheit und seiner eigenen Verbündeten insbesondere".[1] Eine wohlbegründete Anklage: das unwürdige Spiel, das Oesterreich mit Piemont spielte, ist hier unbarmherzig aufgedeckt und auch in dieser Beziehung sind die Mittheilungen aus Marquis Henry's Nachlaß von großer Wichtigkeit für die Geschichte. Kein Wunder, wenn er sich weigerte, nach Wien zu gehen, um über einen neuen Feldzugsplan zu verhandeln! Wußte er doch, daß sein König schon im Voraus verrathen war. Und was hätte der neue Feldzugsplan genutzt, gegen den Mann, der jetzt eben auf die Bühne der Weltgeschichte trat als Oberbefehlhaber der französischen Armee d'Italie?

„Salicetti (damals Civilcommissär der Republik in Ge-

---

[1] S. Brief vom 15. August 1794 an Vignet (Lettres et opuscules inédits. I. 27.)

nua), unzufrieden mit der Zauderei und den Klagen Scherer's, hat, so scheint's, an das Directorium geschrieben, daß man für das italienische Unternehmen keine alten Leute brauchen könne, sondern nur junge, kühne Generale. Er meint, ein entschlossener Wille, verbunden mit Jacobinermoral müsse genügen, um alle Hindernisse zu überwältigen. So kündet man denn der Armee einen neuen Oberbefehlshaber an. Er heißt Bonaparte, ist korsikanischen Ursprungs wie Salicetti; und war Artillerieofficier unterm alten Regime, folglich Gentleman; aber er ist wenig gekannt im Heer, wo er nur als Artillerist bei der Einnahme von Toulon verwandt worden. Man hält ihn nicht für einen Jacobiner; er ist ein Mann von Erziehung und Lebensart. Man sagt, er sei genial, voll großer Ideen." Keine vier Wochen waren vergangen so existirte die piemontesische Armee nur noch dem Namen nach und Costa schrieb seiner Frau: „Ich habe eine furchtbare Nacht zugebracht. Ich habe auf Befehl des Königs einen Waffenstillstand mit General Bonaparte unterzeichnet unter den demüthigsten und gefährlichsten Bedingungen. Wir mußten uns dem Rechte des Stärkeren beugen. . . . Suche mir, meine Beste, ein anderes Handwerk. Das meine ist zu gräulich, wenn man's so schlecht treibt."

Die Beschreibung des Hauses, in dem der General um Mitternacht die piemontesischen Unterhändler empfing, die Umgebung Bonaparte's, Bonaparte's selber, ist höchst lebendig: jedes Wort, das berichtet wird, verräth schon den zukünftigen Herrscher Europas, so sicher bei dieser seiner ersten Unterhandlung mit einem besiegten Feinde, als achtzehn Jahre später, da er selber als Besiegter mit Europa unterhandelte. Als ihm Costa's College vorstellte, gewisse

Zugeständnisse, die er forderte, könnten ihm wenig nützen, antwortete er schon ganz in seiner harten Weise: „Als mir die Republik den Oberbefehl einer Armee anvertraute, glaubte sie, ich hätte Einsicht genug, um zu beurtheilen, was in ihrem Interesse ist, ohne daß ich nöthig hätte, meinen Feind um Rath zu fragen.“ Und als die beiden Piemontesen noch immer zögerten: „Meine Herren, ich theile Ihnen mit, daß der allgemeine Angriff auf zwei Uhr anberaumt ist; und wenn Coni nicht vor Tagesanbruch in meinen Händen ist, wird dieser Angriff um keinen Augenblick verzögert. Es kann mir vorkommen Schlachten zu verlieren; aber nie wird man mich Minuten verlieren sehen aus Vertrauen oder Trägheit.“ Nach der Unterzeichnung kam die Rede auf die Hülfe, welche die französische Armee aus den revolutionären Umtrieben in Feindes Land ziehen könnte. „Mit Ihrem Talent und den Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, sagte der Marquis, werden Sie doch so treulose Waffen verachten?“ .... „Das Kriegsrecht, antwortete Bonaparte, ermächtigt vielleicht nicht seinem Feinde alles erdenkliche Uebel zuzufügen; aber es schreibt vor, kein Mittel zu vernachlässigen um ihn niederzuwerfen und zu knebeln.“ „General, sagte Henry zu ihm, als er ihn beim Morgengrauen verließ, warum kann man Sie nicht lieben, wie man gezwungen ist Sie zu bewundern und zu achten!“

Dem Waffenstillstand folgte der Frieden. Savoyen war verloren und, was schlimmer war, die Edeln, die für ihren König gefochten, für ihn Gut und Blut geopfert, waren dem Feinde ausgeliefert. Es war nicht die Zeit, wo man die Bewohner eroberter Provinzen „optiren“ ließ: jeder Savoyarde in des Königs Dienst mußte Piemont

binnen vierzehn Tagen verlassen, wenn er nicht in französische Dienste treten wollte. Mit blutendem Herzen wanderte der Marquis Costa in die Verbannung. „Ich weiß nicht, ob der König, als er sich von mir trennte, das Herzweh empfunden hat, das ich empfand, da ich mich von meinen guten treuen Dienern trennen mußte, die ausgewandert waren um mir zu folgen. Ich habe mit der Trennung nicht warten wollen, bis ich sie nicht mehr zahlen konnte. Das ist die Wirkung des Elends." Comte folgte auch ohne Zahlung. Nach vier Jahren sahen sich die um zwanzig Jahre gealterten Gatten in Lausanne wieder. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen. Doch es kamen bessere Tage; wohl war die Entbehrung groß; der Marquis gab Zeichnenstunden, um nur knapp das tägliche Brod für die Kinder zu finden; bald aber riß sie die unerwartete Erbschaft eines bairischen Onkels wenigstens aus dem Elend, wenn nicht aus der Armuth. Aber es duldete Henry nicht, dem Schloß, in dem er die schönsten glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht, gegenüber zu wohnen, ohne es wiederzusehen, und obschon er sein Leben dabei aufs Spiel setzte, fuhr er eine Nacht hinüber in Begleitung Maistres und seines unzertrennlichen Comte. Alles war zerstört, nichts erkennbar mehr in den Räumen, wo er mit seinen Knaben gespielt, sie unterrichtet hatte. Ueberwältigt von dem Eindruck, blieb er unbeweglich sitzen auf den Trümmern seines Glückes, als eine jähe Stimme ihn aus seinen Träumen weckte: „Ich bin hier Herr, rief's, ich bin hier Herr; fort mit Euch!

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!"

Es war Jacques, ein armer Simpel, den der Marquis einst aus Barmherzigkeit aufgenommen und ernährt

hatte und der seit der Emigration der einzige Herr von Beauregard war, in dessen öden Mauern er die Marseillaise sang.

Geschichtlich, wenn nicht psychologisch am wichtigsten sind die, freilich sehr bruchstückartigen, Mittheilungen über die vier kommenden Jahre — wie das verstümmelte Königreich, eingezwängt zwischen die französische, die ligurische und die cisalpinische Republik, aufgewühlt durch republikanische Propagandisten, erst zur Allianz mit dem Feinde gezwungen wird, wie man es geschickt, nach hundert Reizungen, denen es widersteht, in's Unrecht zu versetzen weiß, um ihm neue Zugeständnisse abzuzwingen, wie man erst die Citadelle von Turin besetzt, um den König gegen die Unruhestifter zu schützen, dann sich der Stadt bemächtigt, den König zur Abdankung nöthigt; wie mit Suwaroff's Siegen ein vielverheißender Sonnenstrahl auf's arme Land fällt, Marquis Henry in die Regentschaft, der König aus der Verbannung zurückgerufen wird — Alles damit, noch ehe ein Jahr vergangen, der Sieger von Marengo der Existenz Piemont's gründlich ein Ende mache. Hier geht uns nur das Individuelle an. Für eine Geschichtsstudie würde der Raum fehlen, selbst wenn hier die Stelle dafür wäre. Das Individuelle aber tritt in den Mittheilungen über diese vier Jahre ganz in den Hintergrund.[1]

Nach Marengo hört der Briefwechsel natürlich ganz auf, da der Marquis sich nicht mehr von seiner Familie trennte, die noch immer in Lausanne weilte. So hat ers

[1] S. über diese ganze Episode Augusto Franchetti's viel zu wenig gekannte „Storia d'Italia del 1789 al 1799," ein Werk von umfassendster Gelehrsamkeit und sicherster Kritik.

setzung weder eine nur annähernde Kenntniß von den Dingen, noch auch irgend welches Interesse für dieselben gewinnen. Hier fällt Form und Wesen so durchaus zusammen, daß das Wesen so zu sagen verschwindet, sobald die Form verändert wird. Schon aus diesem Grunde sollen hier keine Auszüge aus dem fesselnden Werke gegeben werden. Auch liebe ich es nicht, den Lesern den Appetit zu verderben, indem ich ihnen die leckersten Bissen im Voraus gebe. Eine so delicate Mahlzeit muß man im Ganzen einnehmen, wenn man all' den Genuß und zugleich alle die sehr kräftige Nahrung daraus ziehen will, die sie enthält. Ich möchte mir nur erlauben, einige Anmerkungen über die Verfasserin und den Helden des interessanten Buches, sowie über die Umstände zu machen, unter denen es geschrieben worden, um den Leser etwas zu warnen und ihm einige Thatsachen in's Gedächtniß zu rufen, die man gut daran thut sich gegenwärtig zu behalten, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, allzusehr nach der Seite des Erzählers zu neigen.[1]

Andererseits möchte ich auch die Aufmerksamkeit der Historiker auf die für die ernste und wissenschaftliche Geschichtsforschung wirklich wichtige Seite dieser angenehm-pikanten Bände lenken. Freilich sind's noch nicht die Memoiren Herzog Pasquier's oder Talleyrand's, auf die man uns so lange warten läßt und die vielleicht zuerst ein volles Licht auf die Geschichte des Consulats und Kaiserthums werfen werden. Immerhin ist's eine kleine Quelle, die gar

[1] Mémoires de Madame de Rémusat. 1802—1808. Publiés avec une préface et des notes par son petit-fils, Paul de Rémusat, Sénateur. Paris 1880. 3 vol. in 8.

frisch und klar fließt, um deren Dasein man wußte, und welche die Familie liebenswürdig und vernünftig genug gewesen ist, uns offen zu legen ohne uns noch lange dürsten zu lassen. Chateaubriand und Thiers hatten schon von diesen Denkwürdigkeiten gesprochen und der Letztere hatte sie in seinem Capitel über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bereits eingehend benutzt. In der That bringt der erste Band Mad. de Rémusat's viele neue und sichere Einzelnheiten über dies tragische und verhängnißvolle Ereigniß, welches die Laufbahn Napoleon's, sozusagen, in zwei Hälften theilt. Ich erinnere nur an die Theilnahme Caulaincourt's — die unfreiwillige Theilnahme meinetwegen, Theilnahme immerhin —, welche bis vor Kurzem noch geleugnet worden und über die fortan kein Zweifel mehr herrschen kann. Ueber die Vorgeschichte der Krönung bietet der zweite Band, über die der Scheidung der dritte viel Neues und Merkwürdiges. Ebenso über die Verheiratung Stephaniens mit dem Erbprinzen von Baden, die Liebesabenteuer Napoleon's, wenn man seine Verhältnisse zu Frauen mit dem feinen Worte bezeichnen darf; die Intriguen der Minister und Marschälle, der Verwandten namentlich, um von ihm, der nur gegen seine Familie schwach zu sein wußte, Gunst und Geld, Ehren und Vortheile zu erlangen — Einfluß erlangte ja nie Jemand auf ihn. Und das Ganze, das mit der Tragödie in den Laufgräben von Vincennes beginnt, endet mit der unwürdigen Komödie von Bayonne. Vieles wird auch in ein anderes Licht gestellt, als das, unter welchem wir es bisher sahen: so erscheinen uns z. B. die Charaktere Louis Bonaparte's und der Königin Hortense von einer ganz neuen Seite und

es wird uns von den Eltern Napoleon's III. ein, vielleicht nicht durchaus zuverlässiges, aber doch, so scheint mir, im Ganzen viel getreueres Bild gegeben als das, welches uns früher vorschwebte; wie denn überhaupt der bald versteckte, bald offene Krieg zwischen den Beauharnais' und Bonaparte's hier zum ersten Male recht in den Vordergrund gestellt wird. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Erzählerin mit dem Herzen ganz auf der Seite der Beauharnais' stand, wenn sie's auch nicht ausdrücklich Wort haben will. Die zahlreichen Charakterzüge Napoleon's gar, welche sich in hier aufbewahrten Worten oder Handlungen verrathen, sind so treffend und bezeichnend, daß sie nicht wenig dazu beitragen, das Bildniß des gewaltigen Mannes, der zehn Jahre lang die Welt bezaubert, zehn andere sie in banger Furcht gehalten hat, lebhafter als zuvor der Nachwelt vor die Sinne zu bringen.

Indeß kann man doch dem Geschichtsforscher nicht genugsam Vorsicht und Zurückhaltung im Gebrauche von Denkwürdigkeiten anempfehlen, namentlich von Frauendenkwürdigkeiten, zumal wenn sie, wie die vorliegenden, hintennach geschrieben worden sind, unter Umständen, welche so ganz verschieden von denen waren, unter welchen die erzählten Thatsachen vor sich gegangen. Die Denkwürdigkeiten von Frauen haben allerdings den Vortheil über die der Männer, daß sie besser den Gesammteindruck der Menschen und Dinge geben; denn die Frauen halten sich nicht gerne beim Analysiren auf, d. h. beim Auflösen und Tödten des Lebendigen, und sie sehen deshalb meist auch viel richtiger als wir in Charakteren und Verhältnissen. Dagegen ließe sich wetten, daß die Wahrheit in ihren Aufzeichnungen weni-

ger gewissenhaft respectirt wird und daß das Einzelne manchmal vernachlässigt oder unbewußt gefälscht ist, wenn nur die Wahrheit der Gesammtwirkung gewahrt bleibt. Sicher ist, daß sie selten die eigentlichen Handelnden der Geschichte sind, selbst in Frankreich, wo sie doch mehr als anderswo im Vordergrunde stehen; ich meine, die verantwortlichen Spieler, die im Grunde doch die Einzigen sind, welche die Dinge wirklich wissen, eben weil sie für das, was geschieht, zahlen oder bezahlt werden. Man lese z. B. die Memoiren Graf Beugnot's, die vor etwa zehn Jahren veröffentlicht wurden. Wie man bei allem Witz, aller Schadenfreude und unterhaltenden Heiterkeit doch sofort sieht, daß man's hier mit einem Geschäftsmanne zu thun hat, der gewohnt ist, den genauen Werth der Worte und der Handlungen zu schätzen. Wenn der Geschäftsmann eine gute Dosis Skepticismus hat, wie M. Beugnot, um so besser — für den Geschichtsforscher wohlverstanden; der Skepticismus war ja damals schon in der guten Gesellschaft etwas in Verruf gekommen. Er war ganz an der Tagesordnung gewesen zu einer Zeit, wo man mit unendlich mehr Idealismus handelte, als seit der Revolution. Bei Mad. de Rémusat jedenfalls, um auf sie zurückzukommen, ist die charakteristische Eigenschaft sicherlich nicht der Skepticismus, — noch auch im Grunde der Esprit.

Man mißverstehe mich nicht. Mad. de Rémusat war eine sehr gescheidte Frau und die den Geist verstand und ihn genoß, wenn sie ihm begegnete. Sie hat sogar zuweilen recht treffende Worte — so zu ihrem Sohne: „Die Frauenköpfe bleiben lange jung; und in denen der Mütter ist immer eine Seite, die genau das Alter ihrer Kinder

es wird uns von den Eltern Napoleon's III. ein, vielleicht nicht durchaus zuverlässiges, aber doch, so scheint mir, im Ganzen viel getreueres Bild gegeben als das, welches uns früher vorschwebte; wie denn überhaupt der bald versteckte, bald offene Krieg zwischen den Beauharnais' und Bonaparte's hier zum ersten Male recht in den Vordergrund gestellt wird. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Erzählerin mit dem Herzen ganz auf der Seite der Beauharnais' stand, wenn sie's auch nicht ausdrücklich Wort haben will. Die zahlreichen Charakterzüge Napoleon's gar, welche sich in hier aufbewahrten Worten oder Handlungen verrathen, sind so treffend und bezeichnend, daß sie nicht wenig dazu beitragen, das Bildniß des gewaltigen Mannes, der zehn Jahre lang die Welt bezaubert, zehn andere sie in banger Furcht gehalten hat, lebhafter als zuvor der Nachwelt vor die Sinne zu bringen.

Indeß kann man doch dem Geschichtsforscher nicht genugsam Vorsicht und Zurückhaltung im Gebrauche von Denkwürdigkeiten anempfehlen, namentlich von Frauendenkwürdigkeiten, zumal wenn sie, wie die vorliegenden, hintennach geschrieben worden sind, unter Umständen, welche so ganz verschieden von denen waren, unter welchen die erzählten Thatsachen vor sich gegangen. Die Denkwürdigkeiten von Frauen haben allerdings den Vortheil über die der Männer, daß sie besser den Gesammteindruck der Menschen und Dinge geben; denn die Frauen halten sich nicht gerne beim Analysiren auf, d. h. beim Auflösen und Tödten des Lebendigen, und sie sehen deshalb meist auch viel richtiger als wir in Charakteren und Verhältnissen. Dagegen ließe sich wetten, daß die Wahrheit in ihren Aufzeichnungen weni-

in Vater und Mutter, noch mehr freilich im Sohne, der den Namen Rémusat am Meisten zu Ehren gebracht, dem Schwiegerenkel Lafayette's, dem Freunde Thiers' und Dufaure's, ist ein unbeschreiblicher Parfüm alter, verfeinerter Race, etwas von Harlay und auch von Montesquieu, aber beide gedämpft: ein Harlay, der, obschon er den Nacken nicht beugt, doch den siegreichen Guise nicht in lauten Worten zur Rede stellt; ein Montesquieu, der anstatt sich in den schlüpfrigen Zweideutigkeiten des Temple de Gnide zu gefallen, ein Lied in Béranger's Manier trällert. Dieser alte Parlamentsadel, der durch das Sieb der Revolution gegangen und von der stählernen Hand Napoleon's geknetet worden war, — die Pasquier und Molé, die Portalis und d'Aguesseau — bildete das feinste und zugleich das gediegenste, das redlichste und doch geschmeidigste Element in der neugegossenen Aristokratie, welche Frankreich von 1830 bis 1848, und sogar schon ein wenig unter der Restauration regierte. Man verspricht uns die Denkwürdigkeiten Charles de Rémusat's, seinen Briefwechsel mit der Mutter; das wird für die Feinschmecker ein wahres Fest sein. Wir bekommen schon einen Vorgeschmack davon in den Auszügen daraus, welche die Vorrede und die Anmerkungen des Enkels der Mémoiristin, Paul de Rémusat, bieten, sowie in der ganz von dessen Vater geschriebenen Einleitung zum dritten Bande. Man wird — in den Briefen und Noten, wenn nicht in der für Charles de Rémusat etwas schwachen Vorrede, — sofort die Ueberlegenheit des Sohnes über die Mutter herausfühlen, was Niemanden Wunder nehmen kann, der sich auch nur der tiefen philosophischen Bildung des Ersteren erinnert; aber die Art von Reiz, ja von Zauber,

den diese Mutter haben mußte, tritt doch noch anschaulicher aus dem Texte hervor, und hier handelt sich's ja um sie, nicht um den Sohn.

Ich sagte, sie sei eine sehr kluge Dame gewesen; ich hätte hinzufügen sollen, daß auch „Jovis Schoßkind" ihr nicht fehlte, und daß dies nicht der letzte Grund der Anziehungskraft ist, welche die liebenswürdige Frau ausübt. Ihr Sohn sagte von ihr, „ihr Kopf sei vernünftiger gewesen, als sie selbst" — ein witziges Wort, und auch ein tiefes. In der That ist ihr Verstand ein sehr heller, sicherer, aber sie ließ sich, scheint's, im Leben leicht von ihren Antipathien und Sympathien fortreißen; erst hintennach corrigirte ihr Urtheil ihre ersten Gefühle. Wir aber haben hier dies Urtheil von hintennach, noch immer ein wenig beeinflußt von ihren Gefühlen — wäre sie sonst eine Frau und eine so anziehende Frau? — aber sie giebt sie in einer so anspruchslos-einfachen, echt französischen Sprache, mit soviel Geschmack, mit soviel gesundem Menschenverstand und solcher Natürlichkeit, daß man sofort sieht, der Verstand behält doch immer die Zügel in der Hand. Auch ihre literarischen Urtheile, die ihr etwas romantisirender Sohn nicht immer theilt, sind doch oft stichhaltiger als seine. So was sie bei Gelegenheit Mad. de Staël's von der „Ruhe" sagt, welche eine der Bedingungen des Talentes sei: wie sehr hat das unser Jahrhundert vergessen und wie Unrecht hat der Sohn, darüber zu lächeln. Ist es doch gerade Mad. de Staël gewesen, welche diesen Fluch des Talentes, die Unruhe, in die moderne Literatur eingeführt hat. Was die Franzosen unter Romantik verstehen, ist ja eher, was wir in der Sturm- und Drangperiode das Recht der Ori-

ginalgenies nannten, d. h. die Freiheit von jeder Regel und conventionellen Form. Und Charles de Rémusat gehörte zu der „Generation von 1830". Seine Mutter recht im Gegentheil verlangte, wie alle ihre Zeitgenossen, eine streng-classische Form, wenn auch der Inhalt dieser Literatur des Kaiserthums schon im deutschen Sinne romantisch angehaucht war: eine Romantik, die etwas an die Wanduhrsculptur der Ritterfräulein und Edelknechte erinnerte. So mag auch Mad. de Rémusat sich die Verdienste dieses Neuclassicismus etwas übertrieben haben; allein wer springt aus seiner Haut, und wer kommt über den Dunstkreis hinaus, den man seine Zeit nennt?

Und selten war Jemand in eminenterem Sinne das Kind ihrer Zeit, als Mad. de Rémusat; man sieht's auf jeder Seite ihrer Aufzeichnungen. Wenn sie länger gelebt hätte, würde sie sich an den „Méditations" Lamartine's berauscht haben, die gerade in den Tagen ihres so vorzeitigen Todes erschienen: sie war erst einundvierzig Jahre alt, als sie 1821 weggerafft ward — kurz nach dem Tode des Gewaltigen, der diese ihre Aufzeichnungen ausfüllt. Es war eine seltsame Generation von Frauen, jener Schwarm schöner Empfindsamen, welche unterm Consulat und Kaiserreich in ihren Zwanzig waren. Wenig Leidenschaft; leichtsinnig — dies geht nicht auf Mad. de Rémusat, die immer eine Mustergattin war, noch auch selbst auf Mad. Récamier, die bei all' ihrem Spielen mit dem Feuer sich doch nie verbrannt zu haben scheint — leichtsinnig und sinnlich ohne große Wärme; noch halb betäubt von dem Revolutionstrubel; wie verwundert, die „Gesellschaft" wiederaufleben zu sehen, von der sie nur als von etwas Vergan-

genem gehört, und beeilt, ihr Theil daran zu erhaschen; eine Race von Mad. de Warens, aber mit einem Anflug von Begeisterung und Ostentation, welche Rousseau's guter „Mama" ganz unbekannt waren. Auch der Einfluß Rousseau's auf das folgende Geschlecht ist bei ihnen schon, ich möchte sagen, gesiebt durch eine Zwischengeneration. Das kräftige Naturgefühl Jean Jacques' — das Naturgefühl des Bauern, des Hirten, dem der Genius eine Stimme leiht — hat sich schon bis zum blassen Abglanz von Chateaubriand's Mondschein verflüchtigt. Man halte nur ein Mal Mad. d'Houdetot's kindliche Offenheit und die Unbefangenheit ihrer Gefühle neben die romantischen Schwärmereien von Mad. de Duras und Mad. de Krüdener[1]. Die Religion lebt wieder auf, aber für's Erste noch ohne Fanatismus; denn es war einer uns näheren Zeit vorbehalten, eine unschöne und unschön machende Leidenschaft in ein Gefühl zu mischen, das nur Milde und Sanftmuth erzeugen sollte: Mad. de Rémusat's Zeit kannte die Petroleusen des Katholiscismus noch nicht. Diese Frühlingsepoche der modernen Religiosität hatte auch, in Frankreich wenigstens, nichts Heuchlerisches noch Prüdes und vertrug sich sehr gut mit einer großen Freiheit des Thuns und Redens, — man war ja dem Directorium noch so nahe, — und ich finde, daß Herr Paul de Rémusat sehr Unrecht gehabt hat, die

[1] Mad. de Krüdener gehörte freilich der Geburt nach zu jener Zwischengeneration, der auch Mad. de Staël und Mad. de Souza angehörten; aber sie war eine Ausländerin und erst nach Frankreich gekommen, als schon Chateaubriand's Stern aufgegangen war; geistig und auf dem neuen Boden war sie 1800 erst zwanzig Jahre alt. Manch' Neues über sie hat jetzt eben P. L. Jacob's, des Bibliophile's Büchlein (Mme de Krudener. Paris 1880) gebracht.

etwas derben Stellen aus den Denkwürdigkeiten seiner Großmutter auszumerzen. Das gehört zur Farbe der Zeit und es wäre Niemandem eingefallen, diese reizende, so hingebende, so zärtliche junge Mutter weniger rein und unschuldig zu finden, weil sie sich nicht, wie unsere ängstlichen Tugendhaften, gescheut hätte, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Auch können diese etwas kräftigen Worte bei Mad. de Rémusat nichts von der verschämten Sinnlichkeit, noch von der rohen Trivialität gehabt haben, durch welche sie erst in dem Munde einer Frau verletzend werden.

Mad. de Rémusat macht den Eindruck einer durchaus reinen Frau, nicht nur rein im Handeln, sondern auch in der Phantasie. Sie erinnert ein wenig an Mad. de Choiseul, die „Unverjährbare“, wie Mad. du Deffand die aufblickende Gattin des aufgeklärten Ministers zu nennen pflegte; aber es ist eine Mad. de Choiseul, die ihr Liebesbedürfniß nicht so ausschließlich auf den Gatten concentrirt, das beste Theil dem Sohne zuwendet und — eine Mad. de Choiseul, die, wie gesagt, ihren Chateaubriand gelesen hat. Dabei hatte sie etwas, wonicht von der grande dame, so doch von der feinsten Welt. Deshalb auch legte der erste Consul soviel Werth darauf, sie für seinen entstehenden Hof zu gewinnen und nachdem er sie gewonnen, sie demselben zu erhalten. Selber ein Emporkömmling und von sehr schlechter Lebensart, wußte er, mehr aus Politik als aus Instinct und Sympathie, die Gegenwart einer vollkommen wohlerzogenen Frau in dieser Umgebung von rohen Soldaten, geadelten Advocaten und abenteuernden Creolen oder Corsen wohl zu schätzen. Mad. de Rémusat gehörte nicht allein einer adligen Familie an, wie Josephine, sondern, was mehr war,

Mädchen heutzutage lernen. Freilich hatte sie die wenigen Bücher, die sie kannte, auch gelesen; heute sollen die jungen Frauen soviel Bücher über die Bücher zu lesen haben, daß sie nicht mehr dazu kommen, die Bücher selbst zu lesen. Mad. de Rémusat hatte die eigenthümliche Bildung der Französinnen des 18. Jahrhunderts: weniger gegründet auf den Schulunterricht, als auf die Lectüre wirklich guter Autoren, genährt durch den Umgang unterrichteter Männer, und undenkbar ohne ein eingeborenes lebhaftes Interesse an geistigen Dingen und an bedeutenden Menschen, eine Bildung, deren oft erreichter Zweck nicht das Wissen, sondern das Begreifen war. Diese Art von Frauenbildung — die einzige, die wirklich Werth hat, wenn sie in der Jugend durch eine tüchtige Zucht des Denkens, anstatt durch todtes Lernen vorbereitet wird — diese Art von Bildung war fast untergegangen seit dem Absterben der Generation von Mad. d'Epinay und Madlle. de Lespinasse, Man mußte bereits, beim Versiegen der lebendigen Bildungsquelle, welche in der gesellschaftlichen Ueberlieferung floß, etwas nachhelfen mit methodischem Unterricht und Lehrbüchern. Die während der Revolution in die Gesellschaft eingetretenen Frauen hatten, wenn sie nicht zügellos genußsüchtig waren, schon etwas vom Blaustrumpf und der politischen Frau, bei aller ihrer weiblichen Liebesfähigkeit; man denke nur an Mad. de Staël und Mad. Roland. Als Mad. de Rémusat im Jahre 1802 an den Hof des ersten Consuls kam, war noch der freie Ton Mad. Tallien's oder der laute Sophie Gay's der vorherrschende. Sie fühlte sich von Anfang an dieser Welt überlegen, nicht nur an Erziehung und Geburt, sondern auch an Kenntnissen; und wie sie sich ein Vergnügen daraus zu

machen scheint, den Stiefsohn Bonaparte's, kurz Eugene Beauharnais, die Marquise de Talhouët und die Baronin von Andlau, Mad. Talhouët und Mad. Dandlau zu nennen, während sie vor dem Namen Rémusat nie die Partikel vergißt, — so ist sie offenbar sehr glücklich, wenn sie Jemanden und namentlich den ersten Consul selber, der, wenn man ihr glauben darf, in diesem Punkte besonders schwach war, auf irgend einem grammatischen oder orthographischen Fehler erwischen kann. Alles das giebt ihr in der That einen leichten Anflug des Preciösen, das Talleyrand in dem Porträt, das er von ihr gezeichnet, nicht wiedergegeben hat. Dies Porträt ist übrigens so künstlich, so gewunden und gedreht, so voll schöner kleiner Antithesen, es riecht so nach Moschus, daß, wenn man es gelesen hat, Einem gar kein lebendiges Bild der Person vor den Augen steht. Ganz anders das Bildniß, das der Sohn gezeichnet hat und das ein kleines Meisterstück in seiner Art ist, wie alle, die er mit seiner leichten und doch so sichern Feder zeichnet — man lese nur das von Maret (Herzog von Bassano). Wie genau das Alles ist und doch wie billig, wie wohlwollend. Und wie es geschrieben ist! Dagegen fällt die Mutter etwas ab, namentlich, wenn sie sich in ihren qui's und que's nicht zurechtfinden kann, (z. B. „Tant de gens répétèrent que cette descente était possible qu'il se pourrait qu'il pensât que sa fortune lui devait un pareil succès"). Ihr Sohn ist eben ein Schriftsteller von Handwerk; sie ist eine ungedruckte Schriftstellerin, daher sie denn auch in ihren, oft in den Anmerkungen angeführten Briefen, noch weit anmuthiger erscheint, als in ihren Denkwürdigkeiten, in diesen aber die Stellen einfacher Erzählung und

Schilderung des Selbsterlebten so viel frischer und gefälliger sind, als die, worin sie über die Menschen und Dinge raisonnirt oder Ereignisse erzählt, deren Zeugin sie nicht war, Dies auch der Grund, warum die Theile des Buches, wo sie, um die Lücken auszufüllen, über die Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 berichtet, während welcher sie den Kaiser persönlich aus den Augen verlor, manchmal etwas lang herauskommen. Im Ganzen jedoch ist ihr Styl äußerst natürlich, einfach, fest und von der echtesten Tradition, d. h. ohne gewollte Nachahmuug oder Erlernung, nicht von dem Mad. de Sévigné's oder Mad. du Deffand's abgesehen, sondern ererbt. Ihre Porträts sind voller Leben und die Kürzesten sind die Besten; so die Fouché's, Savary's, der Marschälle, vor Allem aber der Damen und, wie's zu gehen pflegt, sind die mechantesten auch die gelungensten: Mad. de Talleyrand und Mad. Murat namentlich waren der jungen Hofdame sehr antipathisch. Soweit die kleine Frau des Hasses fähig ist, haßt sie die Feindinnen der Kaiserin und ihrer Tochter, sowie die Freundinnen Talleyrands, dem sie — in allen Ehren — sehr zugethan war, fast ebenso sehr als ihre eigenen Nachfolgerinnen in der Gunst des Herrn. Haß und Eifersucht aber sind gute Brillen, selbst wenn sie so gemildert und abgeschwächt sind wie bei unserer Mémoiristin.

Ich habe davor gewarnt, der liebenswürdigen Frau gar zu blindlings zuzustimmen, wenn man ihre Denkwürdigkeiten liest. Obschon sie behauptet, sie gäbe sich alle erdenkliche Mühe um Etwas zu finden, das sie loben könne (je sue à chercher des occasions de louer), so fühlt man doch den Groll gegen den Einstbewunderten auf jeder Seite durch. Herr und Frau von Rémusat theilten die

Begeisterung ganz Frankreichs, ja der Welt für den Helden von Marengo, als sie 1802 an den Hof des ersten Consuls kamen. Bei der jungen Frau war's wohl auch ein noch zärteres Gefühl und Er benutzte das, wie er Alles zu benutzen pflegte. Sie war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, obgleich schon seit sechs Jahren verheirathet, und sie war eine der Ersten unter den Frauen der alten Gesellschaft, die sich anschlossen. Der erste Consul bezeigte ihr viel Vertrauen, und der Kaiser bewahrte ihr seine Achtung, wenn schon mit etwas mehr Zurückhaltung; hatte er doch jetzt andere große Damen an seinem Hofe aufzuweisen und Namen, neben denen die der Vergennes und Rémusat fast bürgerlich klangen. Nach der Scheidung folgte Mad. de Rémusat Josephinen in ihre Zurückgezogenheit und Napoleon machte keinen Versuch sie zurückzuhalten. Obgleich ihr Mann einige seiner Aemter behielt, so entsagte er doch demjenigen, welches ihn der Person des Kaisers besonders nahe brachte; und es scheint nicht, als ob es besonderen Drängens bedurft hätte, um die Entlassung zu erlangen. Von dem Augenblicke fingen Beide — Mann und Frau — an, sich etwas jener kleinen schmollenden Opposition der Pariser Salons anzuschließen, die sich nach dem Mißerfolge des spanischen Krieges zu bilden begann. Sie hatten sich überdies immer näher mti Talleyrand verbunden und Talleyrand war in Ungnade. Ein Diner, das er bei ihnen in Fouché's Gesellschaft einnahm[1], erweckte den ganzen Arg-

[1] Bei Gelegenheit der der Wittwe Lavoisier's, Mad. de Rumford, angedrohten Ausweisung nnd um sich über die Mittel zu berathen, wie dieselbe abzuwenden wäre. Herr P. de Rémusat wird mir verzeihen, wenn ich ihm bei der Gelegenheit bemerke, daß Rumfort kein Deutscher war, wie er meint, sondern ein Amerikaner, der in bay-

wohn des Herrn, der immer mißtrauischer geworden war und es kam beinahe zu einer Katastrophe.

Im Jahre 1814 nahm M. de Rémusat eine Präfectur an und er zeigte während der Hundert Tage eine Festigkeit im Sinne der bourbonischen Legalität, welche man ihm kaum zugetraut hätte, da man ja immer geneigt ist, für Leichtigkeit des Charakters zu halten, was oft nur Leichtigkeit des Temperaments ist. In dem Höfling war denn doch noch etwas vom Zeuge des alten Parlamentariers. Mad. de Rémusat, in welcher der halberstickte Samen ihrer royalistischen Erziehung plötzlich wieder aufgegangen war, und welche die Rückkehr der Bourbonen mit der ganzen Begeisterung der Restaurations-Romantik von 1814 begrüßt hatte, zitterte wohl ein wenig während der Hundert Tage. So lange sie Hofdame bei Josephinen gewesen, hatte sie ein Tagebuch gehalten. Nun glaubte sie alle Augenblicke eine Haussuchung Seitens des frühern Herrn befürchten zu müssen, der, so sagte man, mit all' dem Groll zurückgekehrt war, dessen sie ihn fähig wußte — sie verlor den Kopf und verbrannte ihr Mannscript. Sie begann 1818 es aus dem Gedächtniß wiederherzustellen; aber es waren zehn Jahre vergangen, seit sie den Hof des Kaisers verlassen, sechzehn, seit sie ihn zum ersten Male betreten hatte; die Bourbonen waren die Herren und obschon man in Mad. de Rémusat's

---

rischen Diensten gewesen, und dessen Laufbahn bezeichnend genug für das vorige Jahrhundert ist, um wenigstens eine Kenntnißnahme zu verdienen. — Ich habe früher wohl meine Zweifel an Talleyrand's Opposition gegen die spanische Einmischung geäußert. Der 3. Band von Mad. de Rémusat's Mémoiren beweist, daß er sich, wenigstens seinen Freunden gegenüber, von Anfang an entschieden gegen dieselbe ausgesprochen hat.

Kreisen ein liberales Königthum gewünscht hätte, so hatte man sich doch angeschlossen und man glaubte noch an die Legitimität. Die Bewunderung für Bonaparte dagegen hatte längst einem höchst verschiedenen Gefühle Raum gegeben und, vor Allem, sie hatte sich daran gewöhnt, den Kaiser nur noch mit den Augen Talleyrand's anzusehen, mit dem sie und ihr Mann sich, wie gesagt, schon vor, mehr noch freilich nach der gemeinsamen Ungnade sehr befreundet hatten, wenn man das etwas starke Wort Ungnade für die kühle Stimmung gebrauchen darf, welche den Rémusat's gegenüber an die Stelle der alten Gunst getreten war. Dem vornehmen Genüßling behagte es in den natürlich-reinlichen Verhältnissen dieses Hauses, wie ein Feinschmecker sich nach einer Pariser Dinersaison die schlichte Hausmannskost in der Provinz wol schmecken läßt; und die junge Frau fühlte sich geschmeichelt, daß der erste Mann Frankreich's nach dem Kaiser ihren kleinen Haushalt und ihre Unterhaltung denen aller Größen und Berühmtheiten vorzog. Ohne blind für ihren Freund zu sein, ohne sogar seine bodenlose Corruption in Abrede zu stellen, sucht Mad. de Rémusat doch dieselbe auf alle Weise zu erklären und entschuldigen; ja sie gibt uns allerhand Aufklärungen über seine Jugend und was er ungerecht zu leiden gehabt, um unser Mitgefühl für den armen, durch die Unbill Verhärteten zu erwecken. Was nun gar das Politische anlangt, so schwört sie nicht höher als bei ihm; und auch seine Urtheile über Menschen nimmt sie fast ohne Prüfung an. Viele der Anecdoten, welche in den Denkwürdigkeiten berichtet werden, hatte sie von ihm gehört und man weiß, mit welcher Virtuosität er dergleichen zu erfinden und aus-

zuschmücken, oder vielmehr zurechtzuschneiden wußte, so daß Er immer das glückliche Wort darin hat. Allerdings sind diese Anecdoten darum nicht weniger unterhaltend, weil sie zweiter Hand sind; und die Meisten gehören zu der besten Art der Anecdoten, d. h. zu den charakteristischen.

Abgesehen indeß von diesen Geschichten und von Talleyrand's Einfluß, ist es schon an und für sich etwas Anderes, Napoleon mit den Gefühlen von 1818 und mittelst abgeschwächter Erinnerungen geschildert zu sehen, als es gewesen wäre, ihn in voller Sonne von einem Maler conterfeyt zu schauen, der selbst unterm Zauber war, wie Mad. de Rémusat im Jahre 1802. Diese Bewunderung gehört ja mit zum Bilde, wenn es vollständig und wahr sein soll. Man sieht Napoleon nicht wie er nach dem Frieden von Amiens war, wenn man nicht die Begeisterung der ganzen Welt und den Hoffnungsrausch mit- und nachempfindet, welchen der Ueberwinder der Anarchie und der Gesetzgeber der modernen Gesellschaft erregt hatte. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß der Bonaparte, wie sie ihn 1818 im Lichte der späteren Ereignisse sah, nicht richtiger sei, als das Bild, das sie sich 1802 von ihm gemacht hatte; aber dieses posthume Porträt können wir uns Alle selber machen; jenes erste der Frühlingstage muß durchaus von einem Augenzeugen entworfen sein. Und was für ein Zeuge war Mad. de Rémusat: welche Feinheit, welcher Verstand und, bei all' ihrer ersten Eingenommenheit, ihrem späteren Unmuth, welch' weiblicher Blick! Man muß nur einmal die Briefe und Bemerkungen Sismondi's über die Hundert Tage lesen, die Villari vor Kurzem in der „Revue historique“ veröffentlicht hat, um

zu sehen, wie sehr ein Mann von Talent, ein Gelehrter, ein Liberaler von Gesinnung an wirklicher Einsicht einer einfachen Weltdame nachsteht, die keine politischen „Grundsätze“ zu haben geruht. Der ernste Historiker hat gar Nichts von den Ereignissen gelernt, weder von 1808, noch von 1812, noch von 1814, er begnügt sich bei allen on-dit's, hört auf alle écoute-s'il-pleut, hat gar keine Anschauung von den Wirklichkeiten dieser Welt, glaubt mit ganzem Herzen an des Kaiser's neuerwachten Liberalismus — und alles das mit einer naiven Vertrauensseligkeit, die an die Einfalt rührt. Etwas freilich von dem Zauber, dem der ehrliche Genfer 1815 nicht zu widerstehen vermochte, und den auch Mad. de Rémusat mit besserm Grunde gegen 1802 und 1803 erfahren hatte, ehe sich noch die unerträglichen Unarten und Laster entwickelt hatten, welche später die großartige Erscheinung des Wundermannes verunstalteten, verräth sich gerade in ihrer weiblichen Bitterkeit und sie selber fühlt's, wenn sie mit Hermionen ausruft:

Ah, je l'ai trop aimé, pour ne le point haïr.[1]

Aber das erste Bild, was sich ihr und der Menschheit aufdrängte, ist dadurch doch etwas verzerrt; und deshalb gerade muß man den Verlust des früheren Manuscriptes so lebhaft bedauern, welches unterm Eindruck jedes Tages geschrieben war. Indeß auch in der Gestalt, in der wir sie haben,

[1] Daß Charles de Rémusat den schönen Vers falsch citirt haben sollte (I, 32), scheint mir kaum glaublich. Es wird wol ein Versehen seines Sohnes Paul sein, der seines Zeichens ein Naturforscher, nicht ein Literat ist; und den die Härten dieser Correction Racine's (er schreibt: *Va*, je *t*'ai trop aimé, pour ne point *te* haïr) nicht so sehr verletzen konnten, als sie den Vater sicherlich verletzt hätten.

bieten diese Denkwürdigkeiten Allen, welche die großen sagenhaften Gestalten der Geschichte gerne etwas in der Nähe sehen, einen höchst anregenden Genuß.

Worin, fragt man sich wol bei solchen Gelegenheiten, besteht eigentlich der Reiz dieser Art von Lectüre und warum scheinen die Franzosen allein das Geheimniß dieser Kunst zu besitzen? Die Italiener und Deutschen haben sicherlich höchst interessante Autobiographien, die sogar oft als literarische Denkmäler und an geistigem und sittlichem Gewicht weit bedeutender als die der Franzosen sind; aber die Einen geben meist nur die persönlichen Abenteuer des Erzählers, die Andern berichten oft nichts als die inneren Ereignisse, die Seelenvorgänge, und bringen höchstens ein paar Capitel Literaturgeschichte. Die Franzosen dagegen zeigen uns in ihren Denkwürdigkeiten die Mächtigen, von denen das Geschick von Millionen abhängt und die in der Geschichte eine tiefe Spur hinterlassen haben, in ihrem Privatleben oder am Werke, aber so, wie sie sich in der Nähe besehen ausnehmen. Vielleicht werden auch die Deutschen, die Italiener in Zukunft ihre Memoiristen haben, die fesselnder sind als die Historiker, nun sie Nationen geworden sind und Männer besessen haben oder besitzen, welche diesen ganzen Nationen und ihrer ganzen Zeit ihren Stempel aufgedrückt. Und doch; selbst bei den Engländern, die seit so langer Zeit schon ein so großes öffentliches Leben, einen so großen Mittelpunkt und Herd des Nationallebens haben, warum sind ihre Pepys' und Evelyn's, ihre Greville's sogar, wenn auch höchst unterhaltend, doch in ihrer Art so verschieden von den Retz' und St. Simon's, als es nur die Goldoni und Alfieri, die Jung-Stilling und Kügelgen sein können? Man be-

hauptet, die Sprache eigne sich weniger dazu und daß sie es ist, welcher die französischen Mémoiren all' ihren Reiz verdanken; aber das heißt mit Worten spielen: was ist denn die Sprache anders als der Charakter selbst und der Geist einer Nation, wie er in bestimmten Zeichen festgehalten ist? Die Frauen, höre ich sagen, spielen gar keine oder nur eine unbedeutende Rolle in den englischen Mémoiren, weil sie keine oder doch nur eine unbedeutende Rolle im Staatsleben Englands spielen; und das Interesse erlahmt, wenn keine Frau da ist,. die den Kampf der Leidenschaften unter den Männern erleuchtet, erwärmt, belebt und doch zugleich mäßigt. In Frankreich, wie Mad. de Rémusat selber fein bemerkt, „giebt ja die Sitte den Frauen immer Wichtigkeit und Freiheit, so daß es ihnen stets erlaubt ist, die Rangverhältnisse auszugleichen", worin ein großes Geheimniß des französischen Salons liegt; auch bin ich sehr geneigt zu glauben, daß dies viel dazu beiträgt, jene Ueberlegenheit der Mémoirenliteratur zu erklären; allein ganz erklärt es dieselbe doch nicht. Die Engländer, wirft man weiter ein, sind fast immer daheim, was sie im Parlamente sind; sie nehmen keine Attituden an; sie sind keine Schauspieler, und, wo so wenig Komödie ist, hat man auch wenig Freude dran hinter die Coulissen zu dringen. Auch das mag wahr sein, obschon es nicht so absolut zu nehmen ist, so wenig wie Chateaubriand's bekannte Erklärung aus der Eitelkeit der Franzosen, die ihm nicht erlaube, wie's dem Historiker gezieme, sich selbst aus dem Spiele zu lassen, aus der Oberflächlichkeit (légèreté), die ihn beim Einzelnen festhalte und es ihm schwer mache sich zum Gesammtüberblicke zu erheben und aus seiner leidenschaftlichen Parteisucht, die er

in diesem Genre besser befriedigen könne, als in der Geschichte. Das sind Alles Nebenursachen.

Die Hauptursache des größeren Interesses, welches die französischen Denkwürdigkeiten bieten, selbst wenn sie keine literarischen Musterwerke sind, wird doch immer die bleiben, daß Hof und Stadt, Literatur und Welt, Gesellschaft und Staat sich nirgends so, wie in Frankreich, durch eine lange nationale Geschichte gegenseitig durchdrungen haben und daß diese Verschmelzung eine in ihrer Art so vollständige Welt hervorgebracht, aus dem Bewohner dieser Welt ein in seinem Sinne so vollkommenes geselliges Wesen gemacht hat, so frei und doch so mäßig, so lebhaft und so tactvoll, so scharf und zugleich so wohlwollend, so kunstreich und doch so anscheinend natürlich, daß es nicht leicht ist, sich seinem Zauber zu entziehen. Es muß uns nicht irre machen, daß diese Welt, trotz ihres Anscheins leichter Natürlichkeit, im Grunde etwas Gemachtes ist. „Die Cultur, das Leben, vergessen wir's nicht, ist eine erlernte und erfundene Sache, vervollkommnet im Schweiße des Angesichts von vielen Generationen und Dank einer Reihe von genialen Männern, denen wiederum eine unendliche Zahl von Männern von Geschmack folgten und nachhalfen." So Saint-Beuve im Jahre 1849, als dem französischen „Leben", d. h. der französischen Gesellschaftstradition schwere Gefahren drohten: Worte, die eigentlich nur in Frankreich ganz wahr sind. Was aber sind die französischen Mémoiren, als dieses über den Tod hinaus fortgesetzte Leben in der Geselligkeit und in der Unterhaltung, in eleganten Formen und zärtlichen Verhältnissen? Wird dem immer so sein? Man ist versucht daran zu zweifeln, Angesichts der Dinge, deren Zeugen wir seit

einigen Jahren sind. Allein gerade weil Grund da ist, daran zu zweifeln, müssen wir uns keine Gelegenheit entgehen lassen, um durch jedes Fenster, das sich uns nur öffnen will, hineinzusehen um noch einen Blick zu erhaschen auf eine verschwindende Welt. Und das Schauspiel, das Mad. de Rémusat uns aufdeckt, hat überdies noch den besondern Vortheil, daß wir sehen, wie schon ein Mal die französische Gesellschaftstradition sich aus schlimmerer Ueberfluthung der Mittelmäßigkeit und Heftigkeit, der Gewalt und Rohheit, siegreich wieder herausgearbeitet hat. Auch die jetzige Herrschaft der Handlungsreisenden, Schullehrer und Bader oder vielmehr ihrer Organe und Vertreter, wird die wahre französische Bildung, so wenig wie die echt französische Gesellschaft nicht auf die Dauer zu unterdrücken im Stande sein. Ist doch diese Bildung und Gesellschaft keineswegs ein Privileg der monarchischen und clericalen Parteien; ist sie doch nirgends lebendiger, nirgends feiner vertreten, als in den Kreisen der conservativen Republicaner, die sich wahrlich das Scepter der französischen Gesellschaft nicht werden entringen lassen, wie sie sich schon das Steuer des französischen Staates haben entreißen lassen. Aber, verirren wir uns nicht. Kommen wir zu unserer anmuthigen und klugen Führerin zurück, und nun wir sie selber uns angesehen haben, sehen wir uns auch ein wenig den Mann an, der alle ihre Bände mit seiner gewaltigen Persönlichkeit erfüllt und der uns hier doch in Manchem als ein Andrer erscheint, denn der Bonaparte, den wir bis jetzt zu kennen geglaubt.

II.

Nichts ist merkwürdiger und belehrender als in der Geschichte der Meinungen die unausgesetzten Wechselfälle zu verfolgen, welchen gewisse Namen unterworfen sind, nachdem die Träger dieser Namen längst verschwunden sind. Und man sage nur nicht, es komme ein Augenblick, wo die Nachwelt ein endgültiges Urtheil fälle. Das mag wahr sein, was die unbetheiligten Zuschauer der Menschen-Komödie und -Tragödie anlangt — unbetheiligt, meine ich, nicht theilnahmlos; Die brauchen übrigens nicht ein Mal die Zukunft abzuwarten, um ihr Urtheil zu fällen. Für das jedoch, was man die Meinung zu nennen pflegt, hört die Fluth und Ebbe nie auf, weil die Meinung nicht das Ergebniß kühler Beobachtung, unparteiischer Vergleichung und Schätzung der Thatsachen, heiteren Nachdenkens über diese Thatsachen ist, sondern das Erzeugniß der Leidenschaften und der Interessen, und es keinen historischen Namen giebt, so alt er auch sein mag, und wäre es der Cäsar's oder Mahomet's, der nicht unmittelbar unsre Leidenschaften und Interessen berührte.

Cromwell z. B. ist heute außerordentlich beliebt in England und — was gewiß den Geschichtsschreiber nicht wundern wird — er ist es vornehmlich bei den Radicalen, den Feinden der Religion und des Despotismus, die, so sollte man meinen, ihn verabscheuen sollten und welche in der That, in diesem Augenblick englischer Eingenommenheit für die französische Tagesmeinung, ganz besonders streng gegen den französischen Cromwell sind, gegen Napoleon

Bonaparte, der ihnen, wie den heutigen Franzosen, ein einfacher selbstsüchtiger Tyrann ist, während ihr Cromwell ihnen als „der größte Monarch der englischen Geschichte" erscheint. Im Grunde nämlich hat man eine Art revolutionärer Sympathie für den homo novus, der die zwei alten Bäume des Königthums und der Kirche fällte und — die Zeit nicht hatte, neue zu pflanzen oder auf den Stumpf der alten zu pfropfen. Napoleon hatte die Zeit dazu. Dies und die Thatsache des Ueberlebens seiner Familie, sowie auch die Ereignisse der dreißig letzten Jahre haben seinen Namen zu einem äußerst unpopulären in denselben gesellschaftlichen Regionen Englands gemacht, wo man den Cromwell's nicht genug preisen kann, in denselben Sphären Frankreichs, wo man den Napoleon's selber vor vierzig Jahren in den Himmel erhob, zur Zeit, als der Minister des Innern im Cabinet Thiers, Charles de Rémusat, in einer berühmt gebliebenen Rede die „Rückbringung der Asche" befürwortete und den großen Kaiser den „legitimen Herrscher" Frankreichs nannte. Noch siebzehn Jahre später, als er unter Napoleon III. die Vorrede schrieb, die dem dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten vorangeht und die mir dem Inhalt wie der Form nach das Schwächste zu sein scheint, was der ausgezeichnete Mann je geschrieben, noch unterm zweiten Kaiserreich glaubte Graf Rémusat, das Urtheil seiner Mutter über den großen Kaiser werde nie volksthümlich werden; nur in den Kreisen, wo man denke, werde die Wahrheit durchdringen; für die Masse der französischen Nation werde der Name immer seinen alten Klang behalten. Was würde er heute sagen wenn er Zeuge wäre, wie auch nicht eine

achtunggebietende Stimme in Frankreich Einrede zu erheben wagt, wenn der Mann des 18. Brumaire als der Urheber alles Unglücks bezeichnet wird, welches das Vaterland seit achtzig Jahren befallen hat? Darf man behaupten, wie es Herr Paul de Rémusat thut, der jene Worte seines Vaters ganz vergessen zu haben scheint, darf man sagen, „daß die Gerechtigkeit des heutigen Frankreich der wahren Gerechtigkeit näher ist", als die von 1840? Mir scheint, daß beide Extreme gleich viel oder gleich wenig werth sind; und es will mich dünken, daß keines von beiden Urtheilen, weder das von damals, noch das von heute, gerechter sei als das von 1800, da die Welt in Bonaparte einen modernen Titus, — delicias generis humani —, den Gründer einer neuen Aera in der Geschichte Europa's sah.

Wie oft haben sich die Franzosen seit 1800 nicht am Ende der Revolution geglaubt. Und wieviel zuversichtlicher noch, als sie es heute glauben! Wer die Januartage von 1870 nicht miterlebt hat, kann sich nicht vorstellen, wie weit das Zutrauen in die Festigkeit der menschlichen Dinge gehen kann. Und war es nicht ebenso nach 1830, als Augustin Thierry selber ausrief: „Alles ist erneuert, ohne daß die Ueberlieferung abgebrochen wäre ... Wir haben das Ziel vor Augen, das die Vorsehung in einer sechshundertjährigen Arbeit verfolgt hat." Und wenn der größte Historiker des Jahrhunderts nach 1830 hat glauben können, Alles sei fertig, wie hätte 1818, als das geschichtliche Herrscherhaus nach einer fünfundzwanzigjährigen Zwischenzeit wieder auf den Thron des heiligen Ludwig gestiegen war, eine erregbare und hingerissene Frau nicht die Zeit, wo sie lebte, glücklich, hundert Mal glücklich preisen sollen,

„da alle Erfahrungen erschöpft waren und nur Unsinnige noch über den Weg zweifeln konnten, der zum Heile führte“. In keinem Augenblicke des Jahrhunderts jedoch war Frankreich berechtigter, sich im Hafen zu dünken als an der Schwelle des Jahrhunderts selber; zuvörderst, weil's das erste Mal war und man die Trüglichkeit solcher Hoffnungen noch nicht erfahren hatte; dann auch wegen der positiven und beispiellosen Ergebnisse, die man schon erlangt hatte; endlich und namentlich weil die absolute Einstimmigkeit der Nation selber die neue Gewalt aufgerichtet hatte.

Es ist heute die Mode, den 18. Brumaire wie den 2. December zu beurtheilen, und den 2. December als einen unerwarteten Ueberfall und eine Frankreich angethane Gewaltthat darzustellen. Ich habe keinen Beruf und gewiß auch keine Lust, die Apologie des 2. December zu schreiben, aber es wird mir, an anderer Stätte, nicht schwer werden, durch Zeugen, welche sicher der Parteilichkeit für den Prinz-Präsidenten nicht verdächtig sind, zu erhärten, daß, wenn der Staatsstreich von 1851 von Einigen gefürchtet und von Vielen als eine traurige, aber unausweichliche Nothwendigkeit angesehen wurde, er von der ungeheuren Mehrheit der Franzosen gewünscht, von Allen erwartet war. Alles das war freilich in noch viel höherem Grade am 18. Brumaire der Fall; und der 18. Brumaire hatte den zweifachen Vortheil über den 2. December, daß er von einem blendenden, unwiderstehlich verführerischen Manne ausgeführt wurde und daß seine Gegner den Frondeurs von 1852 an Moralität, Intelligenz und sogar an Zahl weit nachstanden. Nun sind es aber diese Frondeurs, die am Ende die „Meinung“ über den 2. December bestimmt

haben, wie auch sie es sind, welche die Geschichte desselben geschrieben haben. Die Leute Louis Philipp's und Cavaignac's, wie sie auch sein mochten, wogen ganz anders schwer, als die Ueberlebenden des Convents und des Directoriums, die sich etwa dem neuen Machthaber nicht unterwarfen. Auch muß man nicht vergessen, daß, so unerträglich die Lage von 1851 war, sie sich doch nicht mit der von 1799 vergleichen läßt. Wie dem auch sein mag, sie war unentwirrbar und der gordische Knoten wurde zerhauen. Es wird den nachwachsenden Geschlechtern, welche die Dinge nicht mit eignen Augen gesehen haben, gar schwer, sich einen Begriff von solcherlei Lagen zu machen, und die Besiegten verfehlen nie, sie ihnen so darzustellen, wie sie selber sie sehen, d. h. durch den Schleier des Aergers und der Leidenschaft. Daher sind denn auch alle Revolutionen Frankreichs seit achtzig Jahren von diesen neuen Generationen gemacht worden; oder, um ganz genau zu sein, die der Gewalt Entsetzten haben sich nacheinander des Pariser Pöbels als materiellen Werkzeuges, der feurigen und strebsamen Jugend der neuen Geschlechter als moralischen Werkzeuges bedient, um umzustoßen, was sich an ihrer Stelle eingerichtet hatte. Dieses moralische Werkzeug aber heißt man „Meinung".

Pflicht des Geschichtsschreibers ist, sich nicht von der „Meinung" hinreißen zu lassen und die Dinge selber in's Auge zu fassen, sie soviel als möglich jedoch im Lichte des Tages zu schauen, wo sie vorgegangen sind. Der Geschichtsschreiber, der im 18. Brumaire das Attentat eines Usurpators auf die Nation und ihre Rechte sähe, würde schon dadurch beweisen, daß ihm die erste Erforderniß zum Ge-

schichtsschreiben abginge. Der Geschichtsschreiber kann wohl — er soll sogar — politische Ueberzeugungen haben: er mag die Revolution, den Despotismus, den Eroberungsgeist verabscheuen; aber er hat nicht das Recht, diese seine Gefühle Generationen zu leihen, denen sie unbekannt waren. Thatsache ist — Tocqueville sah es wohl und war doch sicherlich kein Cäsarianer — Thatsache ist, daß das Frankreich von 1799 nach Ordnung lechzte und sie um jeden Preis wieder hergestellt wissen wollte, selbst um den Preis der Ungesetzlichkeit. Es war ein allgemeines, ein leidenschaftliches ruere in servitium. „Mein ganzer Antheil am Ausführungscomplott", konnte General Bonaparte nach dem 18. Brumaire sagen, „beschränkt sich darauf, zu einer bestimmten Stunde die Masse meiner Besucher zu versammeln und mich an ihrer Spitze der Gewalt zu bemächtigen." „Man kann Alles übertreiben," sagte noch sechzig Jahre später ein berühmter Gegner des Cäsarismus, ein glänzender Vertreter des hohen Adels Altfrankreichs und ein beredter Vertheidiger der parlamentarischen Freiheit, „man kann Alles übertreiben," sagte der Herzog von Broglie, „außer den Diensten, welche der neue Cäsar uns leistete, auf dessen Stimme, unter dessen mächtiger Hand, Alles wie durch Zauber wiederauferstanden ist." Wer noch Beweise von dieser Stimmung Frankreichs zu haben braucht, dem liefern die Mémoiren von Mad. de Rémusat, die doch bei der Beleuchtung der verhängnißvollen Ereignisse von 1814 und 1815 und im Geiste ausgesprochener Feindseligkeit, nicht zu sagen Gehässigkeit, geschrieben sind, solche Belege zu Hunderten. „Wir fürchteten durchaus nicht die Herrschaft eines Einzigen; wir eilten

ihr entgegen" — so lautet das unbefangene Geständniß, das hier in's Unendliche variirt wird.

Uebrigens schienen auch die Ergebnisse Frankreich damals weit mehr zu rechtfertigen, sich einen Herrn gegeben zu haben, als in unseren Tagen die Erfolge von Sebastopol und Solferino. Keine drei Jahre waren vergangen seit dem 18. Brumaire und der Frieden war in ganz Europa wie im Innern des Landes hergestellt. Und welcher Frieden! Die Grenzen der Republik waren bis an die Alpen und den Rhein von Basel zum Meere hinausgeschoben. Die Geschicke Deutschlands und Italiens lagen in der Hand Frankreichs. England selbst war gezwungen worden, die französischen Colonien herauszugeben und die Herrschaft seiner alten Feinde in Antwerpen, Mainz und Chambéry anzuerkennen. Im Innern vollkommenste Sicherheit des Verkehrs; die Religion wieder hergestellt, ohne irgend ein gefährliches oder demüthigendes Zugeständniß an's Papstthum; der Besitz der Nationalgüter ihren Erwerbern gesichert, oder mit andern Worten, das Agrargesetz und die neue Eigenthumsordnung verwirklicht; die Finanzen geordnet; das Vertrauen überall im Aufblühen; und mehr als das die sechs Pfeiler des neuen Frankreich theils schon aufgestellt, theils im Begriff aufgestellt zu werden, jene Pfeiler, die es noch heute halten und ihm erlaubt haben, fast ungestraft sechs Revolutionen und drei Invasionen über sich ergehen zu lassen: die Justiz, die Verwaltung, die Kirchenverfassung, die Universität, die Heeresordnung und das Finanzsystem. Die Gesetzbücher auch, welche die Charte dieses neuen Organismus sein sollten und ebenfalls unversehrt geblieben sind, waren schon mehr als skizzirt, waren zum Theil

schon vollendet. Soviel für die Interessen. Die Phantasie war nicht minder befriedigt. Von den beiden einzigen Ornamenten des neuen Gebäudes, die noch heute daran haften, war das Eine, die Ehrenlegion, bereits entworfen, das Andere, die Reorganisation des „Institut de France", schon in Angriff genommen. Die Uebersteigung des St. Bernhard und Marengo hatten den phantastischen Ruhm des Siegers von Arcole und den Pyramiden auf den Gipfel gebracht. Ein neuer Hof gildete sich um den jungen Helden und war im Begriffe — so schmeichelte man sich — die alte Ueberlieferung französischer Eleganz wieder in's Leben zu rufen.

Er selbst war im Glanze seiner dreißig Jahre. Ein römisches Kaiserprofil; eine Stirn und Augen, aus denen der Genius leuchtete — der schon so große Genius des Gesetzgebers, und zugleich der höchste wie der überwältigendste Genius der Menschen, der des Feldherrn; eine Rede, die unwiderstehlich war, wenn sie schmeichelte; unwiderstehlicher noch, wenn sie befahl. Leiblich wie geistig stand er in seiner „beauté du diable". Sein Lächeln war bezaubernd: „es entwaffnete und verjüngte seine ganze Erscheinung — und es war schwer, sich nicht davon berücken zu lassen." Nichts an ihm erinnerte an die langsam reifenden Früchte des Nordens. Alles war südlich, selbst die Frühreife seines Genie's und das Verführerische seiner Jugend. Denn die Schönheit des Südländers ist im Flaum der Jugend wie die des Nordländers, die physische sowohl als die geistige, in der Reife des Mannesalters. Alexander hätte ein Bäuchlein bekommen, wenn er gelebt hätte; Bonaparte wäre Alexander geblieben, wenn er nach dem Frieden von Amiens gestorben wäre. Denn „in der Gestalt, wie

der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten.“ Was wäre es erst moralisch, wenn Bonaparte vor dem Friedensbruch und vor der Hinrichtung des Herzogs von Enghien weggerafft wäre? Würde er der Nachwelt nicht als ein Washington voll Anmuth, ein Hoche von Genie erscheinen? Mehr noch, als der Einzige, welcher fähig gewesen wäre, die Größe und die Ruhe Frankreichs zugleich mit dem Frieden Europa's zu erhalten?

Ich höre wohl auch die andere Frage: warum ist er nicht geblieben, was er 1802 war? Die Republik — oder wenn er die Erblichkeit angenommen hätte, die moderne Monarchie — zählt heute achtzig Jahre Dauer, d. h. sie hätte die Verjährung für sich, als welche die einzige unangefochtene oder doch die wenigst bestrittene Quelle und Sanction einer Regierung ist. Ich gestehe, daß ich solche Fragen nicht recht begreife, die doch immer wieder auf die alte Forderung hinauslaufen, daß die Apfelbäume Orangen und die Orangenbäume Aepfel tragen sollen. Nicht, als ob ich zweifelte, — daß es — psychologisch gesprochen — ganz gut möglich gewesen wäre, im Jahre 1802 innezuhalten. Ich glaube selbst, daß Richelieu und Cromwell, daß auch unser nationaler Staatsmann, noch vor Luneville und den Säcularisationen innegehalten hätten, wenn sie an Bonaparte's Stelle gewesen wären; aber Bonaparte konnte es nicht, denn er war Bonaparte. „Warum ging Alexander nach Asien?“ fragt sich Herder und antwortet sich: „weil er Alexander, Philipp's Sohn, war.“ Das größte Interesse des ersten Bandes dieser Mémoiren Mad. de Rémusat's ist ja gerade, daß sie uns, ohne es zu wollen, im Bonaparte von 1802 schon den Napoleon von 1812 zeigt, während

selbst ihr Sohn noch von der Zeit spricht — nach dem 18. Brumaire, man vergesse es nicht — wo der erste Consul „vorwurfsfrei“ gewesen sei. Nur die Leute, die sich einbilden, es stehe uns frei, unsern Charakter zu ändern, können annehmen, er hätte die absolute Gewalt anders zu gebrauchen vermocht, als er sie gebraucht hat. Das Uebel war keineswegs in der absoluten Gewalt, sondern im Menschen. Der Absolutismus kann gut oder schlecht sein, wie die Republik oder die parlamentarische Monarchie, die Demokratie oder die Aristokratie, je nachdem er mit Talent, Uneigennützigkeit und Mäßigung oder mit Unfähigkeit, Selbstsucht und Gewaltsamkeit ausgeübt wird. Ich weiß, daß viele meiner liberalen Freunde diese Ansicht nicht theilen; aber ich hoffe, sie sind wirklich liberal, d. h. tolerant genug, um mich diese Ansicht aussprechen zu lassen, ohne mich deshalb als einen Abtrünnigen zu behandeln; diese Ansicht aber ist, daß, da der Absolutismus Napoleon nicht gehindert hat, die größten gesetzgeberischen Thaten zu verrichten, die überhaupt in der Geschichte von einem Einzelnen verrichtet wurden, dieser selbe Absolutismus ihn nicht gehindert haben würde, ebenso dauerhafte Dinge in der Politik auszuführen, wenn die Natur ihm den Charakter und das Temperament eines Cäsar oder eines Friedrich des Großen gegeben hätte, anstatt des Charakters und des Temperaments, die wir kennen.

Gewiß giebt es Untugenden, welche die Ausübung der unumschränkten Gewalt beinahe immer über Gebühr entwickelt, welches auch die Natur dessen sei, der sie ausübt, und wo auch immer er sie ausübe, im Kloster oder auf dem Throne: eifersüchtiges Mißtrauen und Polizeigeist; Ungeduld gegen jeden Widerspruch, käme er auch von dem

Ergebensten, wie gegen jedes Hinderniß, wäre es auch das selbstgegebene Gesetz; ungemessenes Vertrauen in die eigene Unfehlbarkeit; oft auch reizbare Empfindlichkeit gegen Kritik, wie breite Zugänglichkeit für Schmeichelei — und Napoleon hatte sie Alle, diese erworbenen Untugenden, im höchsten Grade; aber sie sind alle sehr wohl verträglich mit der Weisheit und dem Maße in den Plänen und Unternehmungen. Nie träumten Ludwig XI. noch Cromwell ein Weltreich; obgleich die argwöhnischsten und despotischsten aller Menschen, blieben sie doch immer Politiker, d. h. sie wollten stets nur das Mögliche. Das Eigenthümliche bei Napoleon von Anfang an ist, daß er das Unmögliche oder doch wenigstens das Riesenhafte plante. Nirgends sieht man das so deutlich, als in diesen Seiten Mad. de Rémusat's. Für den Geschichtsschreiber wird Nichts die dreißig Bände der Correspondenz ersetzen; sie allein auch können uns einen Begriff von der Ausdehnung, der Mannigfaltigkeit, der Tiefe und Schärfe dieses Geistes geben (wie die vorm Jahr begonnene herrliche Sammlung der politischen Briefe Friedrich's des Großen uns besser als alle seine Werke und Thaten selbst die einzige Raschheit, Bestimmtheit, Wahrhaftigkeit — ich kann in dem Punkt nur mit Treitschke übereinstimmen — unseres größten Herrschergenies offenbart). Diese Weite und Gewalt des Napoleonischen Genius tritt vielleicht nicht genugsam hervor in den Denkwürdigkeiten, von welchen wir reden, oder doch nur gegen den Willen der Verfasserin, wann sie ihn redend einführt, wie sie's namentlich im ersten Bande häufig thut — die Entfernung, in der er sich als Kaiser von ihr hielt, hat zur Folge, daß der zweite Band uns weniger solcher,

bald tiefen, bald witzigen Worte giebt, denn auch der Witz mangelte dem Vielbegabten nicht — aber für den Psychologen, der die geheimen Triebfedern aufdecken möchte, welche diese unvergleichliche Maschine in Bewegung setzte, kenne ich nichts Lehrreicheres als vorliegende Denkwürdigkeiten. Diese Unterhaltungen — ich sollte sagen, diese Monologe, denn er ließ seine Unterredner nicht oft zum Worte kommen —, diese Gespräche auf der Malmaison, in Saint Cloud, in Gent, in Boulogne namentlich, sind so sicher sein, als wenn sie vor hundert Zeugen geführt und augenblicklich stenographirt worden wären, so unverkennbar tragen sie das Gepräge des Mannes. Mad. de Rémusat beurtheilt ihn nicht ganz billig, nicht allein aus den schon angeführten Gründen, sondern auch weil eine solche Idealistin diesen eingefleischten Realisten eben doch nicht ganz verstehen konnte; aber jene Worte, jene Gedanken, die nur er hatte haben können, hatten ihr einen solchen Eindruck gemacht, hatten sich dermaßen in ihrem Gedächtnisse eingewurzelt, daß sie dieselben noch vierzehn Jahre später fast buchstäblich wiederzugeben vermochte, um so sicherer, da sie sich dieselben ein erstes Mal hatte in's Gedächtniß rufen müssen, um sie, kurz nachdem sie dieselben vernommen hatte, niederzuschreiben.

Was am Meisten in diesen Reden auffällt, ist die abenteuerliche Phantasie des Mannes und das Bewußtsein seiner persönlichen Ueberlegenheit. „In Aegypten,“ sagt er einmal, „fühlte ich mich frei vom Zügel einer unbequemen Civilisation; ich träumte alles Erdenkliche und sah die Mittel alles Geträumte auszuführen. Ich schuf eine Religion; sah mich auf dem Wege nach Asien, den Turban auf dem Kopfe

und in der Hand einen neuen Alkoran, den ich nach meinem Gutdünken redigirt hätte. . . . Jene Zeit, die ich in Aegypten zubrachte, war die schönste meines Lebens; denn es war die idealste." Uebrigens behinderte ihn, so will mir scheinen, „der Zügel einer unbequemen Civilisation" äußerst wenig. Schon anfangs 1804 träumte er von einem „französischen Kaiserreich, als dem Mutterland anderer Souveränetäten.... Ich will, daß jeder der Könige Europa's gezwungen sei, in Paris einen großen Palast für seinen Gebrauch zu bauen; und, bei der Krönung des Königs der Franzosen, sollen diese Könige nach Paris kommen und diese bedeutende Feierlichkeit durch ihre Gegenwart schmücken, mit ihren Huldigungen begrüßen." Man darf freilich nicht vergessen, daß die Demuth der deutschen Fürsten, welche erst kurz zuvor nach Paris geströmt waren, um Gebietsvergrößerungen bei ihm zu erbetteln, ihm solche Träume des Ehrgeizes ziemlich natürlich eingeben mußten, Träume, die doch selbst ein Ludwig XIV. nie genährt und die weder durch politischen Verstand noch durch ein kühles Temperament im Gleichgewicht gehalten wurden. Recht im Gegentheil stachelte dieses die ausschweifende Phantasie stets vorwärts, statt sie zu zügeln; war jener von der Sorte, welche nicht mit der Wirklichkeit rechnet. Napoleon war kein staatsmännisches Genie, das immer das Organische achtet, nach dem Organischen strebt; er war ein mathematisches, das nur das Mechanische anerkennt, nur mechanisch construirt. Er selber nannte die Mathematik in einem berühmten Documente „die erste aller Wissenschaften"; in einem Sinne mit Recht und er begriff nur den einen Sinn. Die Mathematik aber hat keine Grenzen, wie die Logik keine hat; daher auch seine

Phantasie keine kennt. Denn selbst seine Phantasie ist eine mechanische, wie die Fourier's, wie die so vieler ausschließlich mathematisch gebildeten Köpfe; sie träumt immer das Ungeheure, d. h. die Multiplication des vom Verstande Begriffenen, nie eine anschauliche Schöpfung. Man lese hier sein Erziehungsprogramm für die kaiserliche Familie, eine Art Musterschule für zukünftige Könige: alle Prinzen sollten in einem großen Palaste wohnen, in einer Entfernung von wenigstens zehn Meilen von der Residenz des Kaisers; wer auf einen fremden Thron stieg, sollte seine Kinder in diese Schule des Mutterlandes schicken u. s. w. Ganz Europa nämlich gedachte er in zwanzig bis dreißig Königreiche von je zwei bis fünf Millionen Einwohnern zu zerstückeln, die aber von Frankreich abhängen sollten. Kein Wunder, daß dieser Mann das Höchste verwirklicht hat, was die Mechanik hervorbringen kann: denn eine gewaltige Maschine hat er aus dem Material, das er vorfand, aufgerichtet; die arbeitet noch heute; einen lebendigen Staat hat er nicht geschaffen, noch weniger hat er die europäische Staatengesellschaft neugeordnet: kaum lag er darnieder, so trat die Geschichte wieder in ihre Rechte und die Dinge wurden wiederhergestellt, wie sie vor seinem Erscheinen gewesen: die europäischen Nationen sind eben keine willenlosen Steine, die man nach Belieben zusammenfügt, wie es die Franzosen waren, als sie aus der großen Walkmühle der Revolution herauskamen.

Zu dem mechanischen Verstande kam die unbesiegbare Leidenschaft. Allen großen Männern, die die Geschichte kennt, überlegen durch die Ausdehnung seines Genies, war er Allen untergeordnet durch diese Unfähigkeit sich selbst zu

beherrschen. So verließ er die altfranzösische Politik, welche darin bestand Italien und Deutschland schwach und ungeeint zu erhalten, und nur den Einfluß darin auszuüben, indem er beide Länder direct zu beherrschen suchte, eine Tendenz, die schon in Campoformio und Luneville hervortritt und deren äußerste Folgerungen — zum Heile beider Völker — eine heftige Reaction hervorriefen, durch diese aber die Vernichtung selbst des Einflusses.

Und wie er seine Phantasie nicht zu zügeln verstand, so vermochte er seinen Egoismus nicht zu mäßigen. Nie wußte er sich selber im Interesse des Landes zu vergessen, das er zu regieren hatte. Dies Land — nicht allein Italien, Spanien, Deutschland, sondern Frankreich selber, das er später im sentimentalen Tone von St. Helena „so sehr geliebt zu haben" behauptete — blieb immer nur ein Mittel für seine persönlichen Zwecke. Treitschke nennt ihn den „Heimathlosen," den Mann; der mit zwanzig Jahren die Befreiung Corsica's vom französischen Joche geträumt hatte und sich am Ende an die Spitze der Unterdrücker seines Geburtslandes stellte. Das hinderte ihn nicht, den ausgeprägtesten Nationalcharakter zu tragen: Bonaparte war nicht nur im maßlosen Nepotismus Italiener, er war's in all' seinem Thun und Denken; nur stellte er seinen italienischen Kopf und Charakter nicht in Italiens Dienste, auch nicht in Frankreichs, sondern in die seiner eigenen Person. Er bekannte sich zu einer großen Bewunderung Friedrich's II. „Ich glaube, das war Einer von Denen, die ihr Handwerk in jedem Sinne am Besten verstanden. Die Damen, sagte er, indem er sich gegen sie wandte, werden nicht meiner Meinung sein und behaupten, er wäre trocken und egoistisch

personnel) gewesen: aber, im Grunde, ist denn ein Staatsmann dazu da, um empfindsam zu sein? Ist er nicht eine ganz excentrische Person, immer allein auf einer Seite gegenüber der ganzen Welt auf der andern? . . . kann er die Bande des Bluts, die Neigungen, die kindischen Rücksichten der Gesellschaft in Betracht ziehen?“ Man sieht sofort, daß er den springenden Punkt in Friedrich's Charakter, der alle anscheinende Herzenshärte wieder gut macht, nicht einmal geahnt hat; so sehr war er in sich selber befangen. Friedrich nannte sich vom Tage seiner Thronbesteigung an den ersten Domestiken des Staats und er handelte bis zu seinem letzten Athemzuge nach diesem Grundsatz. Das erste Wort des Jünglings an die Staatsbeamten ging dahin, daß sie keinen Unterschied zwischen König und Staat machen dürften und, wenn beide Interessen je collidiren sollten, sie das Staatsinteresse vor dem Interesse des Königs zu wahren hätten. Und welcher Deutsche erinnert sich nicht des herrlichen Briefes, den er siebzehn Jahre später als reifer Mann am Vorabende von Roßbach an seinen Minister schrieb, um ihn, im Falle seiner Gefangennehmung, auf sein Haupt verantwortlich dafür zu machen, daß keine Provinz noch Lösegeld für ihn geboten würde, und daß, falls er in die Hände der Feinde fiele, seine Person für Nichts geachtet, der Krieg für's Vaterland fortgeführt würde „als ob er nicht auf der Welt gewesen sei“? Und auf seinem Sterbebette, nach sechsundzwanzig Jahren einer glorreichen Regierung, empfahl er nicht als oberste Regel seinem Nachfolger und allen seinen Verwandten „immer ihren persönlichen Vortheil dem Wohle des Landes und dem Vortheile des

sein Gesicht in zornige Falten legt, als er in den Empfangssaal trat, um Lord Withworth zu apostrophiren. Aehnliches erzählt uns — oder vielmehr seinem Kaiser — Metternich in seinen Depeschen aus den Jahren 1808 und 1809. Uebrigens gesteht es Napoleon selbst mit dem ihm gewöhnlichen Cynismus, in seiner Lage könne man sich den Luxus nicht erlauben, sich unentgeltlich zu erhitzen: alle seine Zornausbrüche, wie alle seine Rührungen haben einen politischen Zweck, selbst gegenüber den Seinen. Eine Lüge kostete ihn gar Nichts und es ist kaum zu verwundern, daß er die Macht und den Werth der Wahrheit nie begriff. Er lebte nicht nur in einer Umgebung, wo Jedermann log — seine Frau, seine Schwestern, seine Brüder, seine Waffengefährten — er glaubte auch ganz naiv, es sei eine Pflicht und Nothwendigkeit, immer zu lügen. Ich führe anderswo die Worte Napoleon's zu Mad. de Rémusat an: „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch;“ und zeige dort zugleich, wie Talleyrand, der selber sich gewiß nicht vor einer kleinen Lüge scheute, viel gesündere Begriffe von der Lügenkunst hatte, wenn er meinte, der Staatsmann solle nicht lügen, sondern nur betrügen. Napoleon that Beides vom ersten Tage an und wußte stets die Maske anzunehmen, die gerade erforderlich war. Man weiß, wie er in Aegypten baarfuß in die Moscheen ging und sein Haupt zu den mahomedanischen Gebeten im Tacte wiegte; dasselbe that er in Gent und Antwerpen, wo katholische Gesinnungen wohl angebracht waren: „Dies Volk ist fromm“, sagte er, „und unterm Einfluß der Priester; morgen müssen wir eine lange Sitzung in der Kirche haben.“

Allein diese Macht des Comödianten über sich selber erstreckte sich nicht auf seine Wünsche und Begierden: die besiegte er nie. Seine vollständige Nervenlosigkeit, die ihm seinen Gleichmuth in der Lüge so sehr erleichterte wie in der Schlacht — er schlief fest und gesund am Vorabende des 18. Brumaire wie sechzehn Jahre später in der Nacht vor Waterloo — sein physisches Temperament lähmte nie seinen Ehrgeiz, wie es ihn nie verhinderte, seiner knabenhaften Empfindlichkeit gegen die Nadelstiche der Opposition, der Presse, der Salons nachzugeben. Er hätte sicher nicht wie Friedrich II. das verleumderische Plakat tiefer hängen lassen, damit man es bequemer lesen könne; er hätte es ungestüm abgerissen; so reizte ihn jeder Angriff, selbst der lächerlichste. Er verstand ebensowenig, wie ein gewisser großer Zeitgenosse — der freilich Nerven hat — daß er seiner eigenen Würde vergab, wenn er sich zu gereizt über die Spöttereien jener fliegenden Bältter zeigte, deren Angriffe er hundertmal besser gethan hätte zu verachten . . . Bei dieser Stimmung nun, nie ein Augenblick wahren Sichgehenlassens. Um den Eifer seiner Diener wachzuhalten, glaubt er sie immer mit seiner Ungnade bedrohen zu müssen. Er macht es sich zum Princip seine Umgebung immer in der Unruhe zu halten und zwar geflissentlich, ohne irgend einen anscheinenden Grund, aus System. Es ist keine Spur von Munterkeit, von Humor in dieser immer angespannten Natur. Dazu muß man eben aus sich herauszugehen, sich zu vergessen wissen. Der Egoismus macht ernst und traurig. Als Jüngling grübelte er in sich herum, als Mann überfluthete er Alles mit seinem Ich. „L'inamusable“ nannte ihn Talleyrand, — natürlich ohne zu sagen, daß das Wort

eigentlich von Mad. de Maintenon für Ludwig XIV. geschaffen worden. Solche einsam-hohen Egoisten gleichen sich Alle.

Napoleon aber ging weiter als Louis XIV., der stets die Convenienzen wahrte; Napoleon vermochte es nicht einmal über sich, seinen eigenen Gesetzen zu gehorchen; es wäre ihm wie eine „Abdankung" vorgekommen, geschweige denn Gesetze zu ertragen, die er nicht gemacht. „Ich liebe durchaus das unbestimmte und gleichmachende Wort Convenienz nicht," pflegte er zu sagen, „das Ihr bei jeder Gelegenheit vorbringt. Es ist eine Erfindung der Dummköpfe, um sich den gescheidten Leuten ein wenig nahe zu bringen, eine Art gesellschaftlichen Knebels, der dem Starken unbequem ist und nur dem Mittelmäßigen was nützt." Das ist allerdings wahr bis zu einem gewissen Grade, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, und Bonaparte selber verachtete schon die Convenienz nicht so sehr, wenn sie nur Andere behinderte. Thatsache ist, daß der große Mann immer ein wenig Parvenu blieb. Seine Sparsamkeit sollte man ihm in dieser Beziehung nicht aufmutzen; auch Purpurgeborene können die Verschwendung hassen; und Napoleon wäre der große Verwalter nicht gewesen, der er war, hätte ner die haushälterische Tugend nicht etwas weit getrieben; aber Mad. de Rémusat sagt uns, was Varnhagen, was Metternich, was alle Zeitgenossen bestätigen, daß es seiner Haltung, seiner Sprache, seinem Anzug an Würde gefehlt, daß er weder in einen Saal zu treten, noch hinaus zu gehen, noch sich zu setzen, noch seinen Hut zu halten verstanden. An alledem wäre nicht viel gelegen, wenn er in seinem Soldatenzelte geblieben wäre oder sich nur nichts auf seine noblen

Manieren eingebildet hätte. „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind“, will Talleyrand ihm gesagt haben. „Wenn Sie sich seiner mit Kanonenschüssen entledigen könnten, er existirte schon lange nicht mehr.“ Das sind einmal wieder so echte Worte des ancien régime und vollendeten Tons, die, wenn sie nicht gesagt worden sind, wenigstens gesagt worden zu sein verdienen. Napoleon aber fehlte es an mehr als an Geschmack, es fehlte ihm an Adel der Gesinnung: gefiel er sich doch darin die Besiegten zu demüthigen, selbst die Frauen seiner Gegner zu beleidigen, die Schwachen zu beschimpfen. Und wenn die ritterlichen Gefühle ihm durchaus abgingen, so wußte er sie nicht einmal durch die Manieren des Weltmannes oder den Freimuth und die Natürlichkeit des Troupiers zu ersetzen. Seinen Titel wie seine Macht genoß er als echter Emporkömmling. „Eines Tages beim Frühstück, während er Talma vorgelassen, was häufig vorkam, führte man den kleinen Napoleon herein (den älteren Bruder Napoleon's III. und den Präsumtiverben seines Thrones). Der Kaiser nimmt ihn auf seinen Schoß, aber anstatt ihn zu liebkosen, macht er sich ein Vergnügen daraus ihn zu schlagen, obschon nur ganz leicht; dabei wandte er sich zu Talma und fragte: „Sagen Sie mir, was ich eben thue, Talma.“ Talma, wie man sich wohl vorstellen kann, war ein wenig verlegen. „Sie sehen es nicht?“ fing der Kaiser wieder an, „ich gebe einem König die Ruthe.“ Es ist wohl möglich, daß Mad. de Rémusat die Farben etwas grell aufträgt, wenn sie von der Rohheit seiner Scherze, der Brutalität seiner Manieren, namentlich den Frauen gegenüber, redet: erfunden sind die Anecdoten gewiß nicht, in denen sich zeigt, wie dies ver-

wöhnte Kind des Glücks — und der Egoismus ist die Untugend par excellence der verwöhnten Kinder — auch nicht den leichtesten Zwang ertragen konnte, sich selber Alles, Anderen Nichts erlaubte, alles Herkommen, alle Sitte, alle Rücksichten mit Füßen trat. Ein Zug unter Tausenden genügt die ganze Natur des Mannes zu offenbaren. Auf den Maskenbällen der Tuilerien, in seinen Domino gehüllt, „machte er sich dreist an alle Frauen mit wenig anständigen Worten; wenn er aber selber angeredet wurde und die Anredende nicht gleich erkannte, riß er ihr sofort die Maske herunter und gab sich selber durch diese Ungezogenheit seiner Macht zu erkennen."

Bisweilen hatte er doch wohl das Gefühl wie sehr sein Egoismus auf der Welt lastete. „Der wirklich Glückliche", sagte er dann, „ist der, welcher sich vor mir im Winkel einer Provinz verbirgt; und, wenn ich sterbe, wird die Welt ein großes „„Uff"" ausstoßen.[1] Wie hätte dieser Charakter in einem bestimmten Augenblicke inne halten können? Insbesondere, wenn rings um ihn niederste Ränke und niederster Ehrgeiz, schamlosester Knechtsinn und Schmeichelei sich breit machten? Man wirft solchen Männern leicht ihre Menschenverachtung vor: ich finde, man ist darin ungerecht. Nicht als ob die Menschen überhaupt solche Verachtung verdienten — es giebt so viel Gute als Schlechte und der numerus ist Beides, gut und schlecht —; aber die Mächtigen bekommen die Menschen eben doch nur von der schlechten Seite zu sehen, und müßten blind sein, wenn

[1] Ouf ist der französische Ausruf, wenn man sich von einer großen Last befreit fühlt.

sie nachsichtig sein wollten in ihrem Urtheil. Kamen nun zu dem Schauspiel dieser Feigheit und Eitelkeit Ereignisse wie die Höllenmaschine, die Verschwörungen Pichegru's und Georges'; bedenkt man, daß er durch den Tod des Herzogs von Enghien die Schiffe hinter sich verbrannt, so wird es klar, daß er nur vorwärts konnte, immer vorwärts in seinem schwindelnden Laufe. Prophetisch hat ihn ja schon Schiller so geschildert:

„Bahnlos liegt's hinter mir und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt."

Ich habe schon gesagt, daß die Denkwürdigkeiten Mad. de Rémusat's werthvolle Einzelheiten über das letztgenannte traurige Ereigniß bringen, das man allgemein als den entscheidenden Wendepunkt in Napoleon's Laufbahn betrachtet. Ich muß indes gestehen, daß es mir schwer wird mich der Meinung der Verfasserin anzuschließen, die sich hier, wie so oft, unwillkürlich zum Organe Talleyrands machte und in alledem nur Berechnung sah, „keinerlei Heftigkeit, keine blinde Rache, sondern nur das Resultat einer ganz macchiavellistischen Politik, die den Weg um jeden Preis ebnen wollte." [1] Ich neige viel eher zu Thiers' Ansicht, welche die von Mad.

---

[1] Talleyrand urtheilte wohl nur so scharf über die That, um den Verdacht der Mitschuld von sich abzuwälzen. Das mochte ihm der Mitwelt gegenüber gelingen; die Nachwelt weiß zu wohl, daß er am Eifrigsten zur That gerathen und gedrängt. Siehe darüber einen Brief Troplongs (im 3. Bande von Sainte-Beuve's Correspondenz S. 335), sowie das von Troplong citirte und schon oben von uns im Texte angeführte Werk Rougarèdes (Recherches sur le procés et la condamnation du Duc d'Enghien).

de Rémusat beigebrachten Thatsachen keineswegs erschüttern, welche die vor zehn Jahren veröffentlichte Sammlung amtlicher Documente im Gegentheil zu bestätigen scheint. Nicht etwa, daß ich, wie Thiers, Alles für „reinen Zufall" hielte; aber es lag auch wohl kein bewußt vorbedachter Plan vor, wie man vorgehen wolle. Die Umstände trieben dazu; und der Despot hatte längst „die Herrschaft über sich selbst" verloren, um mit Thiers zu reden. Die Jacobiner begannen über die royalistischen Bewegungen unruhig zu werden und fürchteten, Bonaparte oder Moreau möchten die Rolle Monks spielen: es ward nöthig ihnen ein Pfand zu geben. Der erste Consul selbst fürchtete einen Restaurationsversuch, der sich mit der kaum zum Schweigen gebrachten Opposition der Salons und des Tribunats verbände; er war gereizt gegen die Royalisten, vornehmlich gegen Moreau. Er glaubt Beweise in der Hand zu haben, daß der Herzog von Enghien an der Grenze einen Handstreich auf Paris plant und, gegen alles Völkerrecht, läßt er ihn auf fremdem Gebiet verhaften, gegen alle Procedur, läßt er ihn in einer Nacht verklagen, verurtheilen, hinrichten, ohne sich nur zu fragen, ob er eine ungesetzliche That begehe oder nicht. Die großen Männer des Handelns sind eben sehr frauenhaft in dieser Abwesenheit, ich will nicht sagen des Rechtsgefühls, aber doch des Sinnes für Gesetzlichkeit. Man ist moralisch von der Schuld eines Individuums überzeugt: wozu die Förmlichkeiten und der Buchstabe des Gesetzes? Wozu „die gewöhnlichen Formen der Justiz, diese heiligen Formen erfunden (?) von der Erfahrung der Jahrhunderte?" (Thiers). Man thut den Schritt und ist überzeugt im Rechte gewesen zu sein.

Es war indessen nicht nur das Verbrechen vom 21. März, noch der 18. Brumaire, noch auch der 13. Vendémiaire, die ihm ein Innehalten auf der Bahn des Despotismus und der Eroberung unmöglich machten. Andere Männer haben den gewaltsamen Ursprung ihrer Macht in Vergessenheit zu bringen gewußt: nein, die selbstgeschaffene Lage im Innern, wie die Stellung, die er nach Außen eingenommen, zwangen ihn zum Immerweitergehen. Nachdem er einmal das Consulat auf Lebenszeit genommen hatte, konnte das Kaiserthum nicht lange auf sich warten lassen; und sobald er die unterm Consulat noch ziemlich unbeschränkte Preßfreiheit unterdrückt, das Tribunat amputirt hatte, war auch jener gesetzliche Canal verstopft, den Macchiavelli immer offen zu halten rieth, „damit die anschwellenden Säfte sich entladen könnten." Es blieb nur der absolute, argwöhnische Polizeidespotismus mit seiner Todtenstille übrig. Sobald man einmal über die natürlichen und historischen Grenzen Frankreichs hinausgegangen war, dasselbe drohender als das Frankreich Ludwig's XIV. selber gemacht, Vasallenstaaten in Italien gegründet, die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen sich herausgenommen —, mußte man täglich dem widernatürlichen Gebäude einen neuen Stützpfeiler hinzufügen, bis es zu dem ungeheuerlichen Bau anwuchs, von dem wir wissen und den Europa in einer letzten Anstrengung niederreißen m u ß t e. Denn Europa erträgt wohl gerne die zeitweilige Hegemonie einer Nation; es ist sogar in der Natur der Dinge, daß es immer einen primus inter pares gebe; aber Europa wird es nie ertragen — es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Mittelalters, als die Idee der Einheit noch in den Gemüthern lebte, nie ertragen — daß eine

Nation direct über alle Anderen herrsche. Es kann es nicht dulden, weil die Civilisation, welche sein Leben selber ist, gerade auf der freien Concurrenz und Mitarbeiterschaft der verschiedenen Nationen beruht.

VIII.

Metternich.

Die begonnene Veröffentlichung der nachgelassenen Papiere Metternich's hat die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums wieder auf die etwas verschollene Persönlichkeit des Mannes gerichtet, der vier Jahrzehnte hindurch die österreichische Politik geleitet und einen scheinbar tiefgreifenden Einfluß auf ganz Europa ausgeübt hat[1]. Die gewaltigen Ereignisse und die bedeutenden Männer der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts haben sehr natürlich die verhältnißmäßig kleinen Menschen und Dinge der zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre in Schatten gestellt. Nun werden wir aber auf einmal wieder in die Anfänge des Jahrhunderts versetzt, wo es Menschen und Dingen wahrlich nicht an Größe der Verhältnisse mangelt, wenn auch behauptet werden dürfte, daß sie an dauernder geschichtlicher Bedeutung denen unserer Zeit nicht gleich kommen. In der That

---

[1] Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Wien, Wilhelm Braumüller. 1880. Erster Theil. Zwei Bände in 8.

führen uns die beiden Bände, welche uns bis jetzt geboten worden, einen der hervorragendsten Handelnden jener Zeit selbstredend vor und erinnern uns auf's Eindrücklichste daran, daß der alte Hof- und Staatskanzler, der unserm Geschlechte meist nur jene lange Zeit dumpfen Schweigens verkörpert, auch einmal jung war: keck, regsam, anregend, und daß er eine Hauptrolle im bewegtesten aller geschichtlichen Dramen spielte. Hierin liegt das Interesse des Buches, nicht etwa in unerwarteten Enthüllungen. Die autobiographischen Bruchstücke, sowie die anderen schriftstellerischen Versuche des Fürsten zeigen allerdings die Doppelnatur des Mannes in grellerem Lichte, als sie uns bisher erschien; das lag aber keineswegs in der Absicht des Verfassers. Es ist seine Eitelkeit, die ihm den Streich gespielt hat, ihn selber zu verrathen, wie das ja wohl zu Zeiten kommen mag. Im Uebrigen sind diese Denkwürdigkeiten, wenn man sie so nennen darf, ganz allgemein gehalten und bieten außer solchen indirecten psychologischen Streiflichtern, wenig Interesse, sei es anekdotisches, sei es geschichtliches. Ueber alles wirklich Wichtige, der Aufklärung Bedürftige an den Ereignissen gleitet der Memoirist rasch weg. Wir bekommen Urtheile — schmeichelhafte Selbsturtheile namentlich — Auseinandersetzungen von „Grundsätzen"; was aber die Begebenheiten anlangt, so erfahren wir so gut wie nichts Neues. Höchstens wird die uns schon durch Hardenberg's Denkwürdigkeiten so nahe gebrachte Vorgeschichte des Potsdamer Vertrages durch diese Aufzeichnungen in einem ganz unbedeutenden Punkte vervollständigt.

Das Buch zerfällt nämlich in zwei, glücklicher Weise ungleiche, Hälften, deren kleinere der darstellende, die an-

dere der handelnde Staatsmann ausfüllt. Zuvörderst bringt es eine „autobiographische Denkschrift“ aus dem Jahre 1844, vervollständigt durch einen „Leitfaden zur Erklärung meiner Denk- und Handlungsweise“ aus dem Jahre 1852, und mit Einschaltung einer „Geschichte der Allianzen von 1813 und 1814“ aus dem Jahre 1829[1]. Dazu kömmt eine französisch geschriebene Charakteristik Napoleon's vom Jahre 1820 und eine deutsche Kaiser Alexander's vom Jahre 1829; dazwischen Anmerkungen des Herausgebers, die füglich unter dem Text hätten gegeben werden können, während die darin enthaltenen höchst interessanten Citationen aus unedirten Briefen ihren Platz im zweiten Theile hätten finden müssen. Dieser zweite, weit umfangreichere und viel anregendere Theil bringt nämlich Briefe, Aufsätze, Berichte, Erlasse, Vorträge u. s. w. aus den Jahren 1793—1815, meist in französischer Sprache. Sie sind es, die eigentlich das Hauptinteresse des Buches ausmachen. Uebrigens sind auch die hier mitgetheilten originalen Schriftstücke aus Metternich's amtlicher Thätigkeit nur zum kleineren Theile ungedruckt, darunter freilich manches Wichtige aus der Pariser Gesandtschaftszeit (1806—1809) und aus der ersten Zeit seines Ministeriums (1809—1812); leider auch dieses äußerst lückenhaft. Indeß sind diese hier zum ersten Male veröffentlichten Depeschen, selbst wo sie dem Geschichtsforscher nichts Neues bringen, für den Psychologen doch oft merkwürdig, für den gewöhnlichen Leser immer unterhaltend und anziehend.

---

[1] Der Ton, in dem darin von dem Kaiser Franz, wie von einem der Vergangenheit Angehörigen gesprochen wird, läßt mich übrigens vermuthen, daß dieser Aufsatz doch erst nach 1835 geschrieben, jedenfalls überarbeitet wurde.

Freilich sind die meisten der hier gegebenen Berichte und Erlasse schon in Oncken's inhaltsreicher Geschichte „Oesterreichs und Preußens im Befreiungskriege“, theils auszugsweise, theils in extenso veröffentlicht worden, während viele andere, oft ungleich wichtigere, die wir aus diesem ausgezeichneten Werke kennen, in „Metternich's nachgelassenen Papieren“ fehlen. Ja, gerade die Schriftstücke, durch deren Veröffentlichung Oncken die Metternich'sche Politik im Jahre 1812 in ein ganz neues und im Ganzen günstiges Licht gestellt hat, suchen wir hier vergebens. Manches auch, wie z. B. die berühmte, neunstündige Unterredung Napoleon's und Metternich's im Marcolini'schen Palais zu Dresden, während des Waffenstillstandes von 1813, kennen wir im Wesentlichen schon seit mehr als zwanzig Jahren aus Thiers, dem Metternich eine Aufzeichnung derselben mitgetheilt[1]. Wir sind überdies schon lange durch d'Hausson-

[1] Diese ist seitdem (1873) genauer von Helfert in seiner „Marie Louise“ veröffentlicht worden. Ich enthalte mich absichtlich dieser Stelle aller gelehrten Detailkritik; doch möge dies eine Pröbchen von Metternich's Zuverlässigkeit in einer Anmerkung eine Stelle finden. Der Staatskanzler schrieb 1857 nach Lesung des 15. Bandes von Thiers' „Consulat et Empire“ eine Notiz über sein Verhältniß zum französischen Staatsmanne ganz im Tone eines sehr vornehmen Herrn, der sich wohl ein oder zwei Mal herabgelassen, den kleinen Ex-Journalisten zu Empfangen, aber nicht weiter mit ihm in Beziehung getreten. Thiers habe ihm 1850 in Brüssel zwölf Fragen gestellt, die er beantwortet habe; doch sei ihre Unterredung auf die Jahre 1809—1810 beschränkt gewesen. (S. diese Notiz in den „Nachgelassenen Papieren“ I., 254 und 255.) Nun ist aber jene berühmte Dresdener Unterhaltung vom Jahre 1813 erst im 16. Bande des „Consulat et Empire“ enthalten, der zugleich mit dem 15. im Jahre 1857 erschienen war. Darin nun (S. 59) erklärte Thiers auf's Bestimmteste, Metternich habe ihm seine Aufzeichnung jener Unterredung

ville, der Talleyrand's handschriftliche Memoiren und Briefschaften einzusehen Gelegenheit hatte und den Th. von Bernhardi bereits trefflich verwerthet hat, sowie durch Villemain, dem Graf Narbonne ausführliche Mittheilungen über seine Wiener Gesandtschaft gemacht, dann wieder neuerdings durch Hardenberg-Ranke, Gentz-Klinkowström und J. A. von Helfert, welche tief — wenn auch nicht so tief als Oncken — in die österreichischen Staatsarchive gegriffen haben — wir sind, sage ich, durch verschiedene bedeutende Publicationen der letzten zwanzig Jahre über Vieles schon weit eingehender unterrichtet, als durch das, was uns die neuen Bände bieten, welche beispielsweise selbst die Geschichte

mitgetheilt. Dies hat nun Metternich, der damals noch lebte und gerade jene Notiz schrieb, nicht öffentlich dementirt; und Thiers' Version stimmt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, mit der von Helfert publicirten Denkschrift von 1820, sowie mit der in den vorliegenden „Nachgelassenen Papieren" veröffentlichten Aufzeichnung von 1829 so überein, daß, da außer Metternich Niemand den Inhalt jenes Zwiegespräches kennen konnte, der Staatskanzler in jener Notiz von 1857 einfach — nicht die Wahrheit gesagt haben kann. Daß Thiers auch nach 1850 andere Mittheilungen von Metternich erhalten, geht aus der Anmerkung des Herausgebers (Bd. I, S. 268) über die Mission Ottenfels' nach Basel hervor. Dies Beispiel möge genügen, um gewisse Härten unseres Urtheils über den alternden Staatskanzler zu erklären und zu rechtfertigen. Wen es interessirt, die Widersprüche, Gedächtnißfehler, absichtlichen und unabsichtlichen Entstellungen und Auslassungen des Memoiristen einzeln aufgedeckt zu sehen, den verweisen wir auf den vortrefflichen Aufsatz der „Historischen Zeitschrift" (N. F. Bd. VIII, S. 227—177), in welchem Paul Bailleu unser Urtheil durch seine unwiderleglichen Nachweisungen vollständig bestätigt hat. Diese vernichtende Kritik des ausgezeichneten Forschers ist in ihrer Ruhe und Thatsächlichkeit viel strenger als Alles, was uns die Entrüstung über soviel Unwahrheit eingegeben hatte.

des Vertrages vom 3. Januar 1815, ja dies Bündniß selber ganz mit Stillschweigen übergehen. A. Beer's durchaus auf handschriftlichem Material beruhende Biographie des Staatskanzlers (im 5. Bande des „Neuen Plutarch") ist somit keinesweges durch diese neue Veröffentlichung antiquirt; und ich verweise ein für alle Mal auf diese, wie auf A. Springer's, freilich weit ältere, Charakteristik Metternich's, obschon ich nicht alle Urtheile der beiden Historiker, namentlich nicht, wie sich zeigen wird, die Springer's, zu den meinigen machen kann. Was das Persönliche anlangt, worüber der Verfasser wie der Herausgeber der „Nachgelassenen Papiere" gleich karg und zurückhaltend sind, müssen Talleyrand's, Marmonts', Humboldt's und anderer Zeitgenossen gelegentliche Aeußerungen, müssen vor Allem Gentz' Tagebücher, Hormayr's Lebensbilder und Varnhagen's Denkwürdigkeiten zu Rathe gezogen werden, wenn man ein richtiges Bild von der Gestalt des Staatskanzlers gewinnen will.

Trotz alledem ist die neue Publication eine sehr werthvolle. Zu einer Geschichte der Zeit könnte sie nur unter sorgfältiger Vergleichung mit anderen Quellen benutzt werden. Für die Charakteristik des Mannes ist sie gerade deshalb unschätzbar, weil sie ihn 900 Seiten lang ganz allein reden läßt. Und zwar bekommen wir ihn, obschon das ganze Buch bis jetzt nur die Zeit bis zum Jahre 1815 behandelt, in den verschiedensten Lebensaltern zu hören, bald als zwanzigjährigen Jüngling, bald als jugendlichen Mann im Drang der Geschäfte und wie aus dem Schlachtgetümmel heraus, bald als bedächtigen selbstgefälligen Greis, der seine Lebensgeschichte zurecht legt und sich selber so malt, wie

er gerne von der Nachwelt gesehen sein möchte. Ein thörichtes und eitles Beginnen, mögen wir schon jetzt sagen: thöricht, weil der Metternich, wie er war, viel interessanter ist als der Metternich, der er sein will; eitel, weil es ihm bei aller Mühe eben doch nicht gelingt, sich anders darzustellen, als er war. Bietet uns nun die erste Hälfte des Buches die Gelegenheit, den alten Schriftsteller kennen zu lernen, so giebt uns die zweite die Mittel an die Hand, mit dem jungen Diplomaten Bekanntschaft zu machen, und Jedermann wird mir wol auf's Wort glauben, wenn ich behaupte, daß der Diplomat in Metternich bedeutender war als der Schriftsteller, der Jüngling anziehender als der Greis. Da indeß der Fürst Staatskanzler nach Dilettantenart einen so großen Werth auf sein schriftstellerisches Talent gelegt, so sei denn auch dem Autor eine kurze Betrachtung gewidmet, ehe wir vom Staatsmanne reden, um so mehr, als der Autor auch vielfach, ohne es zu wollen allerdings, den Staatsmann erklärt, vor Allem aber den Menschen verräth, der sich so unsäglich viel Mühe gegeben sich vor der Nachwelt zu drapiren. Auch bietet der umfangreichste seiner schriftstellerischen Versuche — die „autobiographische Denkschrift“ — den natürlichsten Anlaß und Anhalt, um die politische Thätigkeit des Mannes bis in sein zweiundvierzigstes Jahr in wenig Strichen zu kennzeichnen. Die bewegte Geschichte jener Zeit hat man ja eben erst in Treitschke's unerreichter Schilderung gelesen; das geheime Spiel der Jahre 1812 und 1813 insbesondere hat uns Oncken jetzt eigentlich zum ersten Male ganz entrollt. Hat uns aber Jener durch sein eigenes lebhaftes Parteiergreifen mitten in die heiße Atmosphäre der aufeinander-

platzenden Leidenschaften hineingeführt und uns, sozusagen, gezwungen, dieselben nachzuempfinden, so hat Dieser mit seltener Kaltblütigkeit gewußt, sich und uns außerhalb der Schußweite auf den Punkt zu stellen, wo wir die Bewegungen beider Schlachtlinien gleichermaßen verfolgen können, ohne uns selbst von dem berauschenden Kampfesfieber anstecken zu lassen, oder, um genauer zu reden, er hat, als ein gewissenhafter, unermüdlicher und scharfblickender Untersuchungsrichter alle Aussagen und Zeugnisse aufgenommen, gesichtet und zusammengestellt, und uns überlassen daraus Anklageschriften, Vertheidigungsreden, Urtheilsbegründungen — vielleicht auch, wenn wir das Geschick und die Gabe dazu besitzen, literarische Kunstwerke — aufzubauen. Ich darf wol annehmen, daß diese Eindrücke bei dem Leser noch unverwischt sind, und es diesmal unterlassen, den „finstern Zeitgrund" zu malen, auf dem sich die Gestalt des österreichischen Staatsmannes abhebt.

I.

Niemand hat die erste und oberste Tugend des Staatsmannes, ganz in dem Staate aufzugehen, dem er dient, in höherem Maße besessen, als Fürst Metternich. Der Schriftsteller ist dabei freilich etwas zu kurz gekommen. Der junge Graf Clemens, 1773 in Coblenz geboren, in Straßburg und Mainz gebildet, schrieb seine deutsche Muttersprache so gut wie das Französische, ehe er sich an der Donau niederließ: die rhetorischen Proben, die uns davon geboten werden, zeigen ihn zwar keineswegs als einen

bedeutenden Stilisten — und wer wollte auch von einem zwanzigjährigen Jüngling Stil verlangen, wenn dieser Jüngling nicht gerade Goethe heißt? — aber seine Sprache ist deutsch im Ausdruck, in der Wendung, im Tonfall, wie man's von einem Rheinländer erwarten darf. Fünfzehn Jahre lang fast ausschließlich auf den Gebrauch des Französischen angewiesen, dann von seinem sechsunddreißigsten Jahre in Oesterreich lebend, scheint er nach und nach das deutsche Sprachgefühl ganz verloren zu haben. Oesterreich begann ja damals erst wieder am geistigen Leben Deutschlands Theil zu nehmen. Der Staatskanzler scheint aber wenig mit den Männern verkehrt zu haben, die sich rühmen durften, diese geistige Wiedervereinigung angebahnt zu haben. Sein Deutsch ist nicht das Grillparzer's oder Halm's, es ist das Deutsch der k. k. Bureaux. Maßregeln werden „über seinen Vorschlag" getroffen; gewisse Dinge sind in vollstem „Ausmaße" vorhanden; er unterhält sich mit den Leuten über die „Tagesbelange"; er erlaubt sich auf gewisse Dinge „einzurathen"; er spricht von dem „vor Kurzem bestandenen Herzogthum Warschau"; ja, er erwähnt eines „besonders bei der Vertheidigung eines Platzes sich ausgezeichneten" jungen Mannes; und was der Austriacismen mehr sind. Noch auffälliger aber und verletzender ist der französirende Ton seiner deutschen Schriften: sie klingen Alle wie übersetzt. Des Französischen freilich ist der Staatskanzler ganz Herr. Man vergleiche sein französisch geschriebenes Porträt Napoleon's mit der Charakteristik, die er in deutscher Sprache von Kaiser Alexander entworfen und worin das einzige Treffende ein Wort Napoleon's ist, das der Porträtist zum Thema

seiner Variationen macht. Jene Studie über den Charakter Napoleon's datirt freilich schon vom Jahre 1820, als der Schriftsteller noch den Ereignissen und Personen näher stand, sein „System“ und der pedantische Ton, in welchem er es vorzutragen liebte, sich noch nicht so ausgebildet hatte, während die Charakteristik Alexander's erst 1829 geschrieben wurde, als der alternde Fürst schon die Gewohnheit angenommen hatte, sich als die fleischgewordene Staatsweisheit anzusehen. Der Hauptgrund der Ueberlegenheit der einen Schrift über die andere bleibt aber doch die vollständigere Beherrschung des Werkzeuges.

Nicht als ob Metternich's Französisch die Vorzüge eines besonders persönlichen und festen Stiles aufwiese: aber es ist einfach, correct, anspruchslos und — es lebt. Das Französische war nämlich, wenn ich so sagen darf, die Sprache, in der er handelte, das Deutsche diejenige, in der er über seine Handlungen philosophirte. Metternich's Handeln aber taugte mehr als seine Philosophie. Seine Depeschen — und sie sind fast alle französisch — sind aus dem Drange des Augenblicks heraus geschrieben; sie sind Thaten; sie wollen uns das eben Gethane, Gehörte wiedergeben, das zu Thuende, das zu Sagende andeuten: sie wollen nicht darüber reden. Metternich rühmt sich mit großem Selbstgefühl, und mit höhnendem Seitenblicke auf die Geschichtsprofessoren, daß er „Geschichte gemacht“, folglich auch dazu berufen sei, sie zu schreiben. Nichts kann gerechtfertigter sein: nur muß man nicht vergessen, wenn man Geschichte schreibt, in welchem Muthe man sie gemacht hat. Nie wird ein Gelehrter, der seine Studirstube nicht verlassen, die

Dinge sehen und zeigen, wie Cäsar und Friedrich sie gesehen und gezeigt. Die hatten aber Alles noch gegenwärtig, lebten es noch einmal durch. Der Metternich aber, der die Geschichte schreibt, lebt in einer ganz anderen Atmosphäre, sieht die Dinge durch ganz andere Brillen, befindet sich in einer ganz anderen Stimmung, als der Metternich, welcher die Geschichte gemacht hat. Dem ist noch weniger so in dem erwähnten, wirklich sehr gelungenen, obschon allzubreiten Porträt Napoleon's. Wie gesagt, waren, als er es schrieb, kaum fünf Jahre verflossen seit dem letzten Zusammenstoß mit dem Gewaltigen; vornehmlich aber, sobald Metternich die französische Sprache in den Mund nahm, war's, als bestiege er sein Schlachtroß, das ihn von selbst wiehernd in die Reihen der Kämpfenden zurückrüge. Wie blaß und abstract ist dagegen die ganze Autobiographie! Wie unbestimmt und allgemein der Ausdruck! Wie ganz das Gegentheil von der Sprache wirklich bedeutender Menschen, Napoleon's z. B., der hier so oft mitspricht und dessen Worte uns immer die Sachen selbst oder das Werden der Gedanken sehen lassen, als ob plötzlich der Alles umschleiernde Flor der Dinge weggerissen würde. Und welche Wiederholungen, welche Gemeinplätze, welche Clichés! Erröthet er doch nicht einmal, „neben einem Vulcan zu schlafen, ohne an den Erguß der Lava zu denken!" Oh, Durchlaucht, wenn Sie sich Das bei den schönen Französinnen erlaubt, die Sie in den Tuilerien umschwärmt, Sie hätten's auf immer mit ihnen verdorben!

Und wie der einzelne Ausdruck, so die ganze Darstellung: keine Lage tritt drastisch hervor, keine Figur hebt sich im Relief ab von dem grauen eintönigen Hintergrunde

genug betonen, wie schlecht erzogen, wie linkisch, wie vernachlässigt in seinem Anzug, wie prätentiös in seinem Auftreten der Soldatenkaiser war. Nur steht die wiederholte Betonung solcher Schwächen einer Dame besser als einem Staatsmanne; auch ist die Französin eine ganz andere Meisterin des Porträtirens, als der Deutsche.

Dagegen darf es uns nicht wundern, daß der Staatskanzler in der psychologischen Analyse des Napoleonischen Charakters der Dame den Rang abläuft. Frauen durchschauen wohl den Menschen meist rascher und sicherer als wir; methodisch von ihren Eindrücken Rechenschaft abzulegen wird ihnen schwer. Doch fehlt der Schilderung Metternich's auch das charakteristische Kennzeichen der Geister seines Schlages nicht: er sucht das Große der Persönlichkeit gern herabzumindern; übergeht Napoleon's gesetzgeberisches Genie — das wohl noch größer war als sein militärisches — ganz mit Stillschweigen; ist immer bestrebt, seine Erfolge durch die Kleinheit der Zeitgenossen, die Unfähigkeit der Gegner, die Gunst der Umstände zu erklären. Nichts von alledem finden wir in seinen Pariser Berichten. Die sind ganz objectiv gehalten. Der Kaiser steht vor uns, in Fleisch und Blut. Man könnte bei jedem Worte schwören, daß er es gesprochen; man könnte die Bewegungen der Hand errathen, mit denen er es begleitet. Und in Alledem ist eine Frische und ein Leben, die der Autor dieser Depeschen nie wiedergefunden. Fast sollte man glauben, der alte Fürst habe selber dunkel gefühlt, daß sein Farbentopf nur noch Grau enthielt; denn er wünschte, daß das Manuscript der Autobiographie „für immerwährende Zeiten, insofern dieser Begriff auf menschliche Fürsorge anwendbar sei, in seinem

Hausarchive verbleibe." Doch gestattete er, daß es „nach Zeit und Umständen benützt werde, um lückenhafte Geschichtswerke zu vervollständigen oder lügenhafte zu berichtigen." Ich weiß nicht, ob man dem Andenken des Staatskanzlers einen Dienst geleistet, indem man einer Auswahl seiner Depeschen das Machwerk beigab: es gewinnt jedenfalls nicht bei der Vergleichung.

Fürst Metternich war einundsiebzig Jahre alt, als er es im Jahre 1844 unternahm, seine Lebensgeschichte oder vielmehr die Geschichte seiner öffentlichen Thätigkeit zu erzählen; er war fast ein Achtziger, als er den „Leitfaden zur Erklärung seiner Denk- und Handlungsweise" niederschrieb. Nichts natürlicher, als daß er in der Darstellung nicht den frischen Ton fand, den seine jugendliche Thätigkeit geathmet hatte. Natürlich auch daß er dieser seiner Thätigkeit einen bewußten Plan unterschob, den sie in Wirklichkeit wol kaum zu befolgen die Ruhe und Freiheit gehabt; daß er sich selber Grundsätze beilegte, an die er als dreißigjähriger Jünglingmann wol nie gedacht. Ebenso natürlich ist es endlich, daß ihm sein Gedächtniß trotz aller gedruckten und ungedruckten Hilfsmittel kleine Streiche spielte, die zwar nicht an die kaum glaublichen Irrthümer und Widersprüche Odilon Barrot's in seiner eigenen Lebensgeschichte heranreichen, aber doch genügen würden, die „autobiographische Denkschrift" für das Fabrikat eines späteren Jahrhunderts zu erklären, wenn der Fürst zu Dino Compagni's Zeiten gelebt, anstatt in unseren. Es sind aber auch Reticenzen in diesen Aufzeichnungen, die nicht allein dem schlechten Gedächtniß zugeschrieben werden können und die darauf hindeuten, daß man ein Interesse hatte,

Manches zu verschweigen. Es geht ein Ton der Selbstzufriedenheit, vor Allem aber eine moralisirende Lehrhaftigkeit durch diese ganze Selbstschau, die schon nicht mehr zu verstehen sind, wenn man nicht etwas bewußte Heuchelei annimmt. Dies unausgesetzte Pochen auf die „Grundsätze", dies ewige Betheuern, daß man allem und jedem „Ehrgeiz unzugänglich" ist, dies fortwährende Sichberufen auf das stets rege Pflichtbewußtsein", diese wiederholte Versicherung daß weder „Eigenliebe noch Hang zur Rechthaberei" ihn leite, sondern „das geschichtliche Element und die Pflege der Wahrheit, die in seinem Gefühle vorherrschten", (welche Sprache!) dies eintönige Tugendgerede wird am Ende doch nicht nur langweilig — das versteht sich von selbst; die ganze Denkschrift ist langweilig, wenn es erlaubt ist, mit einem so vornehmen Autor so unhöflich zu sein — es wird auch verdächtig. „Gewissen und Gewissen um das dritte Wort! Mit wem reden reden wir denn?" möchte man Appiani's ungeduldige Worte gegen Marinelli parodirend ausrufen. Ist's derselbe Politiker, den Stadion einen „abgründlich leichtsinnigen Lebemann" genannt? derselbe ministre-papillon (Nostitz), der in Paris und Wien so viel schöne Blumen umflatterte, daß er, wie sein Vertrauter, Gentz, klagt, die Geschäfte seines Amtes darüber vergaß? Ist's derselbe Mann, den Varnhagen in Prag (1813) „als einen Freidenker in religiösen Dingen gekannt?" Derselbe Staatsmann, der sich Monate lang die Frage offen hielt, ob er für „Europa" oder für Napoleon eintreten würde? Man braucht eben Goethe's Wort, daß die Handelnden immer gewissenlos sind, nicht buchstäblich zu nehmen; sicher ist doch, daß sie nicht so gewissen-

haft seinkönnen, als sich der alte Metternich gerne machen wollte.

Und wie unnütz ist dieser Pharisäerton! Warum sollte er denn keinen Ehrgeiz haben? Ist denn ein ganzer Staatsmann überhaupt nur denkbar ohne Ehrgeiz? Und wer hätte es ihm denn zum Verbrechen gemacht, wenn er vor Allem sein Oesterreich bedacht und nach vier verhängnißvollen Kriegen den fünften erst dann aufnehmen gewollt, als er seiner Sache sicher war? Wer hätte es ihm verargt, wenn der Freidenker als Leiter einer katholischen Großmacht die katholischen Interessen verfochten? Wer hätte es ihm verdacht, wenn er manchmal seine Zeit zwischen der liebenswürdigen Herzogin von Sagan und den Geschäften seines Herrn getheilt? Und wenn er der Nachwelt offen gestanden hätte, was sie erst durch die Indiscretion seines Vertrauten erfahren, daß die Eifersucht auf den schönen Fürst Windischgrätz ihm mehr schlaflose Nächte verursacht als der Keil, den Talleyrand's Intriguen in die Allianz „Europa's“ trieben, die Nachwelt würde ihn nicht gelobt haben, aber sie hätte gelächelt und verziehen.

Ja warum sollte er auch nicht einmal herzhaft lügen, wenn's das Interesse seines Landes erheischte? Das Schlimme ist ja nicht eine Unwahrheit zu sagen, sondern unwahr zu sein. Auch der wahrhaftigste Mensch kann manchmal in der Lage sein zu einer Lüge greifen zu müssen. Und, wenn wir den Zeitgenossen glauben schenken dürfen, so ließ es schon der Graf ebensowenig daran fehlen als später der Fürst. „Herr von Metternich ist auf dem besten Wege, ein Staatsmann zu werden: er lügt schon ganz hübsch“, sagte Napoleon zu Mme. de Rémusat von dem

Dreißiger. Und Macaulay berichtet ein Menschenalter später, als Jemand bei Lady Holland den Staatskanzler mit Mazarin verglichen habe, — den er, beiläufig gesagt, tief verachtete — da habe der alte Talleyrand lebhaft protestirt: „Dagegen wäre viel einzuwenden: vor Allem, der Cardinal täuschte wol, aber log nie. Herr von Metternich lügt immer und täuscht Niemanden."

Als der Staatskanzler diese seine Autobiographie schrieb, hatte er's noch weiter gebracht: er log nicht mehr, er glaubte, was er so oft gelogen hatte. Wie sticht dieser Ton ab, nicht nur gegen die großartige Wahrhaftigkeit eines Rousseau und Goethe, — wie die Geschichte nie so wahr ist als die Poesie, so kann auch der „Geschichtemacher" nicht so wahr sein als der Dichter —; aber auch gegen Hardenberg's oder Palmerston's schlichte Weise fällt dieser Tugendprunk ab, wie Theatertiraden gegen natürliche Erzählung unter Freunden. Sollte man dem alten Herrn glauben, so war der gewandte, lebenslustige junge Weltmann, den der alte Kaunitz für einen „perfecten Cavalier, einen guten aimablen Menschen von niedlichster Verve" erklärte, schon mit zwanzig Jahren ein principienfester Weiser, der „von der moralischen Gesunkenheit Frankreichs" im achtzehnten Jahrhundert durchdrungen war, der von der Revolution, die alle Moral zerüttete, die größten Gefahren für Europa befürchtete und sich's zur Lebensaufgabe machte, diese Quelle des Uebels zu bekämpfen, um die Gefahren von seinem erwählten Vaterlande, diesem Paradies der Unschuld, dem Wien Kutschera's und Trautmannsdorf's! abzuwenden. Hat er doch „von seiner frühesten Jugend bis in das sechsunddreißigste Jahr eines mühevollen Ministe-

rinns nicht Eine Stunde sich selbst gelebt." Ließ ihn doch nur die Pflicht in der dornenvollen Laufbahn beharren, die ihm so zuwider war. Schon als Zweiundzwanzigjähriger „jedem Vorurtheil unzugänglich und in jedem Dinge nur die Wahrheit suchend" schreckte er vor der Staatsthätigkeit zurück und „hätte vorgezogen, im Privatleben zu bleiben und seine Zeit der Pflege der Wissenschaften — besonders der exacten und Naturwissenschaften — zu widmen." „Die diplomatische Laufbahn konnte allerdings seinem Ehrgeize schmeicheln, aber diesem Gefühle war er sein ganzes Leben lang nicht zugänglich." „Er fürchtete zwar nicht in die falschen Bahnen zu gerathen, auf welche so viele Menschen durch erhitzte Einbildungskraft und vorzüglich durch ihre Eigenliebe hingerissen werden, weil er sich gerade von diesen Fehlern frei fühlte; aber er erkannte andererseits die vielen und gefährlichen Klippen seiner neuen Stellung (1806 als Botschafter in Paris) und glaubte daher vorerst allen seinen Ehrgeiz darauf beschränken zu sollen, wenigstens das Böse dort zu verhindern, wo er die Unmöglichkeit sah, das Gute zu bewirken." „Frei vom Stachel des Ehrgeizes, wie er sein ganzes Leben war, empfand er nur das Gewicht der Fessel", welche ihm 1809 die Uebernahme des Ministeriums auferlegte, und nur das Vertrauen auf die „starke und reine Seele" Kaiser Franz' gab ihm den Muth dazu; denn er hatte „nur die zwei Punkte, auf die sich zu stützen ihm möglich schien: sein Gewissen und die unerschütterliche Charakterstärke des Kaisers Franz", der ja natürlich auch immer nur „strenge der Stimme seines Gewissens folgte." Das Interesse Oesterreich's und des Hauses Habsburg existirte ja nicht für diese

beiden reinen und starken Seelen. Wie hatte doch Joseph II. seinen florentinischen Neffen verkannt, als er meinte, „edle moralische Motive machten auf ihn nicht den geringsten Eindruck“ und „nur ein Mittel: Furcht greife bei ihm an.“

Auch an seiner Religiosität zweifelte der skeptische Onkel. Nicht so der Diener. Nur weil die „vorgebliche erste Ehe“ Napoleon's mit Josephine ein Concubinat war, konnte er's über sich bringen, seinem frommen Herrn den Rath zu ertheilen, dem Kaiser der Franzosen die Hand seiner Tochter zu geben. Uebrigens ist nirgends verzeichnet, daß Metternich dem Kaiser Franz von seiner vierten Ehe (1816) mit einer geschiedenen Dame abgerathen hätte. Wahrscheinlich war auch die Ehe der Kronprinzessin von Würtemberg nur eine „vorgebliche“ gewesen, da der Kronprinz ja Protestant war und der Papst die Scheidung guthieß. „Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können.“ Wie sagt doch Goethe: „Zu zeigen, was moralisch sei, Erlauben wir uns frank und frei Ein Falsum zu begehen.“ Möglich, obschon unwahrscheinlich, ist es, daß Metternich im Jahre 1809 Nichts von der kirchlichen Ehe Josephinens gewußt, die am 1. December 1804, am Vorabende der Krönung, von Cardinal Fesch in Gegenwart zweier Zeugen vollzogen worden war; unmöglich ist es, daß er sie 1844 ignorirt habe, als er die Worte schrieb[1]: „Diese Frage (die Ehetrennung) bestand

[1] Angenommen selbst, Metternich hätte 1844 noch nicht gewußt, was alle Welt wußte, was Thiers Jahrs darauf (1845) im 5. Bande seines „Consulat et Empire“ umständlich erzählte, so hätte er doch 1852, als er seine gerade an dieser Stelle abgebrochene Lebensgeschichte wieder aufnahm, es wissen und diese letzten Seiten, an die er an

für die Kirche nicht und folglich auch nicht für den Kaiser. Napoleon hatte . . . eine bürgerliche Ehe geschlossen; es war also keine in den Augen der Kirche gültige Ehe. Wäre es anders gewesen, die Sache hätte gar nicht zur Sprache kommen können.“ Denn Franz war scrupulöser als sein Schwiegersohn: er hätte um die Welt kein Ehebett bestiegen, über das der Pfarrer nicht den Segen gesprochen; er ließ sich auch nie scheiden, sondern wartete immer geduldig, bis seine Frauen eines natürlichen Todes starben, um wieder zu heirathen,

„Bevor die Schuh' verbraucht,
Womit er ~~seiner Gattin~~ Leiche folgte.“

Aber wir erkennen Dich ja gar nicht wieder, höre ich meine Freunde sagen. Du, immer so bestrebt billig gegen Jeden zu sein, Du, der stets Alles, auch das Schlimme, zu erklären und verstehen sucht, anstatt es zu verdammen, der auch dann, wenn er verdammt, es immer in den mäßigsten Worten zu thun pflegt; der stets von allen liberalen und nationalen Parteischranken so frei zu sein behauptet — wie kommst Du zu dieser Bitterkeit? Sei's noch um Franz, dem kindlichen Thierquäler, „dem die Erhaltung seiner eigenen Person allein unendlich wichtig schien“, um noch einmal Joseph's II. Worte zu gebrauchen; aber Metternich, ein bedeutender und auch ein wohlwollender Mann, der im Grunde doch nur stets das Beste seines Herrn und seines Landes gewollt, es auf seine Weise verfolgt hat? Wohl, und so stand er auch vor meinen Augen, trotz der conven-

---

knüpfte, corrigiren müssen. Neue Details über die kirchliche Ehe Napoleons haben vor Kurzem Mme. de Rémusat's Memoiren gebracht.

tionellen Tugendsprache seiner amtlichen Auslassungen, als loyaler Gegner eines nationalen Deutschlands und eines freien, öffentlichen Staatslebens — bis zum Erscheinen dieser Publication. Hier ist's aber nicht mehr die allgemein angenommene Sprache einer Zeit und eines Standes, die so wenig Heuchelei implicirt, als die gesellschaftliche, deren wir uns Alle bedienen, wenn wir „des Nachbar's alte Katze" besorglich nach ihrem Befinden befragen. Hier handelt sich's auch nicht mehr um das Erreichen eines besonderen positiven Zweckes, oder das Verhindern eines besonderen positiven Uebels durch eine gelegentliche Unwahrheit. Hier ist's die reine Scheinheiligkeit, das durch Nichts herausgeforderte, durch die Eitelkeit allein eingegebene Bemühen, sich selbst mit absoluter Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit in das günstigste Licht zu setzen. Es ist nicht der überzeugte Feind alles dessen, was wir hochschätzen gelernt, es ist der Heuchler, gleich ob er im Wohlfahrtsausschusse sitzt, oder im Palais am Ballplatze, der Einen ungeduldig macht; und je nachsichtiger man für die Schwächen der Menschen ist, wenn sie nur den Kern der Wahrheit nicht berühren, desto strenger hat man das Recht und die Pflicht zu sein, wo sich unterm Scheine der Tugend die baare Unwahrheit breit macht.

II.

Es ist ein Glück für Metternich, daß er wohl nicht nach seinen Memoiren, sondern nach seinen Depeschen beurtheilt werden wird: denn hier wird jedem Unbefangenen

erst klar, wie muthig und gewandt und unermüdlich er in jenen heißen Jahren das ihm anvertraute Interesse Oesterreichs verfochten hat, wie er, je nach den Umständen sich mit oder gegen Napoleon verbündend, redlich daran gearbeitet, die Einheit Deutschlands, wie die Unabhängigkeit Italiens zu verhindern, wie scharfsinnig er sofort erkannt, daß Preußen ein viel gefährlicherer Feind für Oesterreich war als Frankreich. Er mag sich in dieser seiner österreichischen Politik zuweilen geirrt haben — namentlich in der orientalischen Frage —; jedenfalls aber hatte er das Recht, ja die Pflicht, egoistisch-österreichische Politik zu treiben, wie Talleyrand französische trieb; und wollte Gott, die preußischen Diplomaten wären 1814 so gewandt, so beharrlich, und so erfolgreich gewesen in ihrer Sache als er in der seinen. Was unerträglich ist, ist nur die Heuchelei, mit der er stets das Interesse Oesterreichs mit dem absoluten sittlichen Rechte identificirt; denn „die wahre Kraft liegt ja im Recht allein" und „das sogenannte Metternich'sche System war ja kein System, sondern eine Weltordnung", wie er selber bescheiden sagt. Wie wohlthuend sticht dagegen der Cynismus eines J. de Maistre ab, der doch gewiß ein begründeteres Recht auf das Lob der Folgerichtigkeit und Principienfestigkeit hatte als Metternich, wenn er meint: „Jedes Cabinet sei von einem gewissen besonderen Geiste beherrscht, der durchaus Nichts mit der Moral und irgend einer menschlichen Empfindung zu thun habe. Wenn ein Cabinet in einem Zeitpunkte gerechter als ein anderes erscheint, so ist es, weil bekannte oder unbekannte Umstände es am Handeln verhindern. Es ist gerecht, wie der Eunuch keusch ist."

Niemand aber hat mehr als der Staatskanzler dazu beigetragen, jenen pharisäischen Ton, der von 1814 bis 1860 auf dem Festlande geherrscht, in die Diplomatie einzuführen. Uebrigens schlug er selbst diesen Ton erst an, nachdem er unter den Einfluß Talleyrand's gerathen war, der bekanntlich den politischen cant am Weitesten getrieben hat. So unverschämt freilich wie der alte Sünder der Rue St. Florentin war der Schüler doch nicht. „Nie", meinte der entkuttete und beweibte Bischof von Autun, der Ludwig XVI., dem Directorium, dem Consulat, dem Kaiserthum gedient hatte, jetzt der Legitimität diente, und endlich der Dynastie Orléans dienen sollte, der eigentliche Eingeber der Säcularisationen und jetzt der Vertheidiger des legitimen Königs von Sachsen, dessen Ducaten all die Weil in seinen Taschen klimperten, „nie dürfe man absehen von der wahren Kraft, welche allein in der Tugend bestehe. In den Verhältnissen der Völker zu einander aber sei die erste Tugend die Gerechtigkeit . . ." Nur „aus wahrem Interesse" für Preußen, wolle er diesem „die scheinbaren Vortheile" ersparen, die, „errungen durch die Ungerechtigkeit und gefährlich für Europa, ihm selbst früher oder später verhängnißvoll werden würden." Der Gute! Das heißt nämlich auf deutsch, Preußen dürfe Sachsen nicht bekommen, weil Frankreichs Interesse es erheischte, daß die deutschen Mittelstaaten fortbestünden. Gegen eine solche Sprache ist die Metternich's fast schlicht, wenn auch nicht wahrhaftig, zu nennen. Der mißbilligt die Einverleibung Sachsens durchaus nicht etwa „weil sie Preußen vergrößert", sondern weil es das Zustandekommen eines einigen Deutschlands erschweren würde, wenn „eine der Mächte, die dazu berufen seien das gemein-

same Vaterland zu beschützen", sich einen der wichtigsten Staaten aneignete. Beide Schriftstücke sind vom December 1814, als Hardenberg's unzeitiges Vertrauen und Humboldt's prätentiöse Ungeschicklichkeit Preußen um die Frucht seiner Siege betrogen, und diese Sprache ward von da ab, während eines halben Jahrhunderts, die allgemeine der europäischen Staatsmänner mit Ausnahme Palmerston's: Ludwig XVIII. und Georg IV., der Tugendhafte, Louis Philipp und sein Guizot, Ancillon und sein gekrönter Schüler, Lamartine und Napoleon III., Alle hatten solche salbungsvolle Sprache im Munde, seit der größte Diplomat des Jahrhunderts, Dank diesem Gemisch von Unverschämtheit und Lüge, seinem besiegten Vaterland den Eintritt in die Gesellschaft der Sieger erzwungen hatte.

Metternich allerdings will diese seine „Grundsätze" keineswegs erst von Talleyrand gelernt haben. Seine ganze Autobiographie ist ja mit der bewußten Absicht geschrieben, die Einheit und Consequenz seines ganzen Lebens nachzuweisen, und wie er nie auch nur „einen Fingerbreit von Gottes Wegen" abgeirrt. Es giebt zwar Leute, die da meinen, das Verdienst der Immobilität sei nicht so groß, ja sie sei auch in solcher Strenge kaum möglich: „Le monde n'est qu'une branloire perenne, toutes choses y branlent sans cesse . . . La constance même n'est autre chose qu'un branle languissant" . . . Aber das sind nur leichtsinnige Zweifler ohne sittlichen Ernst wie Montaigne, die das behaupten, die sogar so verdorben sind, daß sie die Wahrheit über die Consequenz stellen und naiv gestehen: „tant y a que je me contredis bien a l'adventure; mais la vérité, je ne la contredis pas." Der Staatskanzler

war der entgegengesetzten Meinung: auf die Wahrheit kam's ihm nicht sonderlich an, wenn nur die Consequenz bewiesen war. Will er doch schon als siebenzehnjähriger Jüngling diese seine Lebensüberzeugung von der Macht des Rechtes und der Jugend, als die beiden unumstößlichen Grundpfeiler aller guten Politik, gewonnen haben.

Er war nämlich mit fünfzehn Jahren (1788) sammt seinem anderthalb Jahre jüngeren Bruder auf die Universität Straßburg geschickt worden, wo er bis zum Jahre 1790 verblieb, um dann die Hochschule in Mainz zu beziehen. Dort hatte er einen Revolutionsmann zum Erzieher und war Zeuge einer gewaltsamen Volksscene gewesen. „Die Lehren des Jacobiners und der Appell an die Volksleidenschaften flößten ihm einen Ekel ein, den Alter und Erfahrung nur in ihm verstärkten.“ Auf seinem Wege nach Mainz ging er zur Kaiserkrönung Leopold's II. nach Frankfurt und „erfaßte mit der ganzen Kraft der Eindrücke des Jugendalters nur den Gegensatz zwischen dem von den ersten Regungen des Jacobinismus besudelten Lande, welches er soeben verlassen hatte, und dem Orte, an dem die menschliche Größe sich mit einem edlen Nationalgeiste verband —“ Anno 1790 in Frankfurt am Main. Von Stund' an wußte er, was seine Sendung im Leben war. „Ich fühlte, die Revolution würde der Gegner sein, den ich fürder zu bekämpfen hätte, und so verlegte ich mich darauf den Feind zu studiren, und mich in seinem Lager zu orientiren.“ Alles mit siebzehn Jahren! Was ist Pico della Mirandola gegen diese Frühreife! Um nun den Feind zu studiren ging er einerseits in „die gewählte Gesellschaft“ der französischen Emigrirten, andererseits in die, keineswegs gewählte, Gesell-

schaft der Mainzer Clubisten, wie Hofmann und Georg Forster. Dies soll übrigens das einzige „Studium“ des jungen Studiosus gewesen sein, der, so sagt man, sehr begrenzte Kenntnisse aus seinem Universitätsleben mitbrachte. „Der Dramaturg Kotzebue bewohnte gleichfalls Mainz; damals war er warmer Anhänger einer Schule, die fünfundzwanzig Jahre später ihre Dolche gegen ihn richtete!“ Karl Sand war nämlich in Metternich's Augen ein Jacobiner, wie der Freiherr von Stein, Gneisenau, Scharnhorst und alle Andern, welche die deutschen Zustände vor und nach der Revolution nicht für das Ideal eines Staates hielten, „in dem sich die menschliche Größe mit einem edlen Nationalgefühl verband.“

Wohl gehörte Metternich den Emigrantenkreisen an, wo solche „Grundsätze“ zum guten Ton gehörten; aber die Salbung kam erst später hinzu. Wie die ganze Generation, aus der in der Literatur sich unsere Romantiker recrutirten, so war auch Metternich damals noch nicht der abstracte Tugendheld, der er später wurde. Alles hat zwar mehr Maß und Geschmack bei dem geborenen Edelmann; aber im Grunde ist's doch beide Male, in der Jugend wie im Alter, dieselbe Stimmung, der wir auch bei seinen beiden von ihm selber geadelten Lebensgenossen plebejischen Ursprungs, Friedrich von Gentz und Friedrich von Schlegel begegnen. Nur hatte er die philosophische Bildung der beiden Literaten nicht; aber er war ein anstelliger junger Mann, nicht gerade eminent, aber von leichter Fassungsgabe und höchst einnehmenden Wesens. Diese seine liebenswürdige Persönlichkeit war es denn auch, die ihm alle Weiber- und Fürstenherzen eroberte: es heißt ja, man gewänne meist Beide am sichersten

mit demselben Mittel. Ob das hinreichend gewesen wäre, um so hoch zu klimmen, wenn er nicht in die hohe Stellung geboren gewesen? W. von Humboldt leugnete es; und jedenfalls bedurfte es der Gunst, um mit einundzwanzig Jahren zum Gesandten des deutschen Reichs im Haag ernannt zu werden, des Glücks, um mit sechsunddreißig Jahren in die weithin sichtbare Stelle eines ersten Ministers des österreichischen Kaiserstaates einzutreten. Eine große Heirath mit der Enkelin Kaunitzen's, die ihm sein Vater zu vermitteln wußte, und über die uns A. Wolf in seiner Schrift über die Fürstin Liechtenstein viel Ergötzlicheres berichtet als der Autobiograph, erleichterte ihm die Erreichung der ersten Sprosse. Aus der holländischen Gesandtschaft war Nichts geworden, weil Pichegru ihm mit seiner Einnahme Nimwegens einen Strich durch die Rechnung gemacht; allein mit fünfundzwanzig Jahren war er schon Vertreter des westphälischen Grafencollegiums auf dem Rastatter Congreß, mit siebenundzwanzig Gesandter Oesterreichs in Dresden; mit dreißig in Berlin, trat er nun eigentlich erst recht in die Geschichte ein. Die ganze Geschichte jener Zeit wurde ja, im Gegensatz zu der unsrigen, von jungen Leuten gemacht; Napoleon, Kaiser Franz, Alexander I., Friedrich Wilhelm III. waren wenig älter, als ihre Minister, Marschälle und Botschafter. In dieser Jugendzeit nun in Berlin und Paris, von 1804 bis 1809, zeigte er sich am glänzendsten, weil er nirgends so gut am Platze war, als in der Stellung, die er an beiden Höfen einnahm: Metternich war ein geborener und vollendeter Diplomat. Sicher im Auftreten, geschmeidig, vornehm ohne Dünkel, mit früher Menschenkenntniß, leichtem Redactions-

talent und — was die Hauptsache ist, ausgesprochener Lust und Liebe zu seinem Handwerk, redlichem Wunsch, das Interesse seines Staates zu fördern. Auch „das Mystificiren gehörte zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welcher es im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen trieb.“ (Nostitz.)

Obschon seine diplomatische Thätigkeit weder in Berlin noch Paris den gehofften Erfolg hatte, so that er doch gute Dienste und lernte Menschen und Verhältnisse kennen, deren Kenntniß ihm wenig Jahre darauf von größtem Nutzen sein sollte. Vor Allen war es Talleyrand, der einen bestimmenden Einfluß auf ihn ausübte. Nicht nur, daß er sich, was diplomatische Taktik anlangt, ganz in dessen Schule bildete: er ließ sich auch im Inhalte der Politik durch ihn bestimmen. Später äußerte sich Metternich allerdings sehr abfällig über diesen seinen Lehrer, den er in dieselbe bunte Kategorie der Richelieu, Mazarin, Canning, Capodistria und anderer bitterbösen Menschen wirft, für die der alte Staatskanzler stets die größte Verachtung empfunden zu haben vorgibt. Talleyrand würde sich wahrscheinlich in dieser Gesellschaft sehr wohl befunden haben; jedenfalls verdiente er durchaus die Auszeichnung: er war der getreuste Nachfolger der großen französischen Staatsmänner des siebzehnten Jahrhunderts, um so größer, als er ihre Lehren und Beispiele nicht dem Buchstaben, sondern mit freier Deutung dem Geiste nach befolgte. So war er es, der 1814 den Weg zur französisch-österreichischen Allianz bahnte, weil er eben einsah, daß seit dem Eintritt Rußlands und Preußens in die europäische Staatengesellschaft das Schachbrett für Frankreich ganz verändert war,

daß Richelieu, wenn er von den Todten auferstanden wäre, in seinem Lebensfeinde Oesterreich seinen natürlichen Verbündeten gegen die nationale deutsche Großmacht des Nordens gesehen hätte. Jetzt im Jahre 1808 war Talleyrand noch nicht in der Lage, an Frankreich zu denken, da es ihm vor Allem um seine eigene Person zu thun sein mußte, die in Ungnade gefallen war. Er hat immer behauptet, von der spanischen Unternehmung abgerathen zu haben — Napoleon hat es stets geleugnet —; wie dem auch sei, Talleyrand war nicht in Gunst im Jahre 1808 und er wußte Metternich zu überreden, daß allein seine weise Voraussicht und sein Muth, sie auszusprechen, ihn aus dem Ministerium des Aeußern entfernt habe. Er wußte Metternich noch von viel Anderem zu überreden, vor Allem davon, daß Napoleon sich und seine Politik nie ändern würde, und daß, da es doch nicht unendlich so weiter gehen könne, sein Sturz früher oder später unvermeidlich eintreten müsse. Schon habe sich eine mächtige und zahlreiche Partei im Innern gebildet — sie bestand aus Talleyrand und Fouché, Fouché und Talleyrand —, welche nur auf die Gelegenheit warte, um sich des Usurpators zu entledigen; ein Krieg mit Oesterreich, in dem die Völker aufständen, wie in Spanien, werde das Signal zum Ausbruch sein: denn das französische Volk sei des ewigen Krieges müde und dürste nach Frieden, wisse aber wohl, daß es den nicht haben könne, so lange Napoleon auf dem Throne sitze. Uns klingt eine solche Sprache einfach wie die des Landesverrathes; und auch Metternich mochte sie im geheimsten Innern so beurtheilen; aber das durfte ihn nicht hindern, sie sich und seinem Herrn zu Nutze zu machen. Er glaubte

nämlich Alles — wie er später auch Bernadotte glaubte, als er ihm den Aufstand des französischen Volkes voraussagte, sobald die fremden Heere über die Grenze dringen würden — und er berichtete Alles getreulich nach Wien. Das ganze Geheimniß, warum er damals, fast so heftig wie Erzherzog Karl und Stadion, zum Kriege drängte, liegt hier. Und nirgends wird man Metternich's Talent der Aneignung fremder Gesichtspunkte in glänzenderem Lichte sehen, als in den meisterhaften Depeschen des Jahres 1808. Das schlug ganz um, nachdem er Talleyrand's persönlichem Einflusse auf vier bis fünf Jahre entrückt wurde. Die Talleyrand'sche Methode behielt er bei, die Talleyrand'schen Ideen nahm er erst 1814 wieder auf.

Es begann nun, von 1809—1813, die Zeit, wo er cunctando restituit rem, oder wenigstens durch ein gewandtes Temporisiren und seltenes Glück Athmenszeit für Oesterreich gewann. Um welchen Preis, sagt die Geschichte. Die Heirath der Erzherzogin mit Napoleon war ein trefflicher Schachzug und im Grunde keiner, den man ihm vorwerfen konnte, wenn man die wenig delicate Natur des Vaters und der Tochter, die er verhandelte, in Betracht zieht. Diese Heirath war aber so recht seine Sache, obschon er uns in seiner Autobiographie das Gegentheil glauben machen möchte: seine eigenen Schriftstücke aus dem Jahre 1810 sprechen lauter[1]. Es war die erfolggekrönte Politik

---

[1] Ich widerstehe nur mit Mühe der Versuchung, hier an der Hand Helfert's und am Faden von Metternich's eigenen Schriftstücken im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere" zu beweisen, wie der Staatskanzler in seiner Autobiographie verfährt, um die Einheit seiner Politik darzuthun und die Dinge in ihr gerades Gegentheil zu verkehren.

dieser seiner fünf ersten Regierungsjahre, welche er später in ein System zu bringen und durch allerhand Grundsätze zu erklären suchte. Sein wirkliches Verdienst war groß genug, um solcher nachträglicher Erklärungen nicht zu bedürfen. Er erhielt dem auf den Tod verwundeten Oesterreich seine Großmachtstellung, als es seiner besten Provinzen beraubt, vom Meer ausgeschlossen, durch furchtbare Niederlagen gebeugt, durch den Staats-Bankerott erschöpft war, — Metternich braucht bezeichnender Weise immer nur den Euphemismus „Finanzmaßregel" —; ja, er wußte es größer herauszuführen, nicht nur als er es empfangen hatte, sondern als es bei Beginn des dreiundzwanzigjährigen Krieges gewesen war.

Und es war nicht nur Glück. Niemand wußte Machtverhältnisse besser als er zu beurtheilen. Schon nach dem Wiener Frieden, als er die Regierung übernahm, hatte er klar gesehen, daß in der furchtbaren Lage Oesterreichs Nichts zu thun war, als zu temporisiren, denn Eines fühlte er bestimmt, wenn er nicht gerade unterm persönlichen Zauber des Imperators war, und das war, daß die ungeheuerliche Schöpfung nicht dauern könne, daß die Katastrophe früher oder später eintreten müsse. „Wir müssen," schrieb er am 10. August 1809, „vom Tage des Friedens an unser System auf ausschließendes Laviren, auf Ausweichen, auf Schmeicheln beschränken. So allein fristen wir unsere Exi-

Nur die Natur dieser Essays, die sich an das gebildete Publicum im Allgemeinen, nicht an die Fachgelehrten wenden, hält mich davon ab, in's Detail einzugehen. (Dieser Nachweis ist seitdem von P. Baillen, a. a. O. S. 254 und von Augusto Franchetti in der Rassegna settimanale vom 16. Mai 1880 ausführlich und auf's Unwiderleglichste geführt worden.)

stenz vielleicht bis zum Tage der allgemeinen Erlösung . . . Uns bleibt nur ein Ausweg: unsere Kraft auf bessere Zeiten aufzuheben." Wie die Machtverhältnisse, so beurtheilte er die Menschen mit seltener Klarheit; selbst dann, wenn er sich von ihnen mehr als billig beeinflussen ließ, so lange sie nur mit ihm zu gehen schienen und wofern sie ihm nicht gerade antipathisch, folglich unverständlich waren; er ließ sich nie von seinen Gegnern einschüchtern, selbst von Alexander, selbst von Napoleon nicht. Dieser hatte ihn ganz eingenommen während seiner außerordentlichen Sendung nach Paris in Folge der Vermählung mit der Erzherzogin (Frühjahr und Sommer 1810); aber nur die Freundschaft mit Napoleon konnte damals Oesterreich retten. Dies eingesehen zu haben, war das nicht zu unterschätzende Verdienst Metternichs.

„Wir können uns nicht schmeicheln, daß wir zwischen zwei Wassern schwimmen können," schrieb er im Juli 1810 aus Paris, „eine ganz neutrale Rolle in so wichtigen Fragen (es handelte sich um den Orient) spielen zu können zwischen zwei Mächten (Rußland und Frankreich), die unseren Besitzstand und unsere Interessen bedrohen." Die Freundschaft Napoleons war 1810 für Oesterreich so nothwendig, als Jahrs zuvor die Neutralität für Preußen. Preußen konnte nach Tilsit neutral bleiben, ohne bis zur Freundschaft zu gehen, weil es machtlos war und noch machtloser schien, als es war. („Preußen ist nicht mehr in die Reihe der Mächte zu rechnen," schrieb er sieben Monate später.) Oesterreich konnte es nicht. Die Neutralität in den Jahren 1810 und 1811 — wo der stillschweigende Bruch mit Rußland schon da war — wäre für

Oesterreich gleichbedeutend mit einer Parteinahme für Rußland gewesen und eine Parteinahme für Rußland hieß, wie die Dinge lagen, Vernichtung Oesterreichs. Metternich hatte demnach ganz recht, auf eine Allianz mit Frankreich hinzuarbeiten und wiederum ist nur das spätere Bemühen, die Sache in einem anderen Lichte, sich als Gegner dieses Bündnisses hinzustellen, das Tadelnswerthe, nicht seine Haltung selbst. In der That rieth er schon im Sommer 1810 trotz seiner Ueberzeugung, daß Oesterreich „mehr von Frankreich als von Rußland zu befürchten habe . . . mit Frankreich gemeine Sache zu machen." Deshalb schloß er auch anderthalb Jahre später den Vertrag vom 28. November 1811, mit der Voraussicht, daß der Krieg gegen Rußland für Oesterreich „weder ein Vertheidigungs- noch ein Eroberungs-, sondern ein Erhaltungskrieg" sein würde: freilich auch mit der Hoffnung, ja unter der Bedingung, daß Etwas für Oesterreich abfallen würde, vor Allem Illyrien und Salzburg; vielleicht auch „ein Theil von Schlesien; diese Compensation jedoch nur bedingungsweise und im Falle der Zerstückelung Preußens, eine (einer?) meines Erachtens unausbleibliche(n) Folge des nächsten Krieges." Ob Metternich meinte, die Zerstückelung Preußens oder die Compensation Oesterreichs durch Schlesien werde eine unausbleibliche Folge sein, bleibt bei seinem Gebrauch der deutschen Sprache zweifelhaft. Wie dem auch sei, an Voraussicht fehlte es ihm nicht. Ich lasse dahin gestellt sein, ob er 1814 die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba so bestimmt vorausgesagt; kein gleichzeitiges Document verbürgt es und wir wissen, daß Metternich's Versicherungen dreißig Jahre später kein unbedenkliches Vertrauen verdienen. Aber

wir sehen aus seinen Berliner Depeschen von 1805, daß er Jena voraussah, daß er schon nach Tilsit die Ereignisse von 1813 vorhersagte; daß er selbst in jenem Augenblick, wo Oesterreich unwiderruflich dem Schicksale Preußens verfallen zu müssen schien, nicht verzweifelte, sondern festen Auges den Zeitpunkt erwartete, wo das ganze widernatürliche Gebäude des Eroberers zusammenstürzen, Oesterreich das entscheidende Wort zu sprechen, die entscheidende That zu thun haben würde.

Selbst wo es sich um die unwägbaren Mächte der Geschichte, um die Strömungen der Volksgedanken und Volksleidenschaften, die Gewalt der öffentlichen Meinung handelte, fand er in den früheren Jahren noch oft das Richtige und sprach es aus in einer beredten und glühenden Sprache, die er später nicht wiederfand. Seine Depeschen zur Zeit der spanischen Erhebung sind nicht nur stilistische Meisterwerke, sie athmen auch Muth, Zuversicht, warme Vaterlandsliebe. War's der abkühlende Einfluß Kaiser Franz', war's das niederdrückende Gewicht der Wagramer Niederlage und des Wiener Friedens, war's der Zauber, den Napoleon im Jahre 1810 auf ihn ausübte, weil er ihn jetzt ausüben wollte, wie er zwei Jahre vorher das Gegentheil auf ihn ausüben gewollt — Metternich, der Minister, fand nie die Sprache wieder, die der Botschafter geführt, und, was schlimmer ist, er hatte die Gemüthsstimmung auf immer verloren, die er damals gehegt; ja, die Erinnerung daran scheint ihm abhanden gekommen zu sein. Er, der auf die Unwiderstehlichkeit der tiroler und spanischen Volksbewegung gerechnet, glaubte keinen Augenblick an das Aufstehen Preußens, und als es kam, war's ihm

eine ungeahnte und unheimliche Ueberraschung. Er scheint den enthusiastischen Schwung des Stadion'schen Oesterreichs von 1809, den er kindlich genug gewesen, bis nach Paris mitzuempfinden, als eine Jugendeselei bereut zu haben. Jedenfalls ließ er sich nicht wieder auf solchen Illusionen ertappen. Als man 1813 einen Aufruf der Tiroler in Anregung brachte und Kaiser Franz seine sittliche Entrüstung über eine so revolutionäre Maßregel aussprach, äußerte sich auch Metternich höchst verächtlich über Alles, was an die „gefährlichen Grundsätze von Kalisch“ erinnerte, lachte über Graf Stackelberg, der die Naivetät hatte, für Preußens Erhebung zu schwärmen, und soll in Ratiborschitz (während des Waffenstillstandes) den Zutritt Oesterreichs zur großen Allianz nur unter der Bedingung versprochen haben, daß kein Appell an die Völker geschehe:[1] „Wir können nur auf Erhaltung der Sache der Souveräne hinsteuern.“ (Amüsant, wenn auch psychologisch und historisch gleich unwichtig ist, daß derselbe Mann als zwanzigjähriger Jüngling seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Aufruf zur Volkserhebung und Volksbewaffnung begonnen hatte.) Der Mißerfolg des Frühjahrfeldzuges von 1813 hatte den Minister freilich in seiner skeptischen Auffassung nur bestärken können, denn er spricht noch nach Großgörschen von „der nur dem Namen nach existirenden preußischen Armee.“ Der Praktiker war fortan fertig, der nur an die greifbaren Mächte glaubte, und die Evidenz selbst konnte ihn von nun an nicht mehr überzeugen, daß es außer Cabinetten und Ba-

---

[1] So Bernhardi. Oncken scheint Nichts von dieser Clausel in Erfahrung gebracht zu haben.

taillonen noch etwas im Völkerleben gäbe, das in Betracht käme. Man sieht, wenn es ein Vortheil für den Geschichtsschreiber ist, „Geschichte gemacht" zu haben, so hat's auch seine Nachtheile. Der Geschichtsprofessor ist dem Praktiker nicht nur durch seine gewissenhaftere und methodischere Benutzung der Quellen überlegen: er behält auch oft einen unbeirrten Blick für das Treibende in der Geschichte, der gar leicht verloren geht, wenn man sich zu sehr daran gewöhnt hat, die Bäume statt des Waldes in's Auge zu fassen.

Wie gesagt, soll aus alledem dem Leiter der österreichischen Politik in den entscheidenden Jahren 1812 und 1813 kein Vorwurf gemacht werden. Es sollen nur die Grenzen seines Geistes angedeutet, die wahre Natur seiner Politik gekennzeichnet werden. Nichts konnte, um Metternich's Lieblingsausdruck zu gebrauchen, „correcter" sein als diese Politik, wenn man die Lage Oesterreich's bedenkt, und Metternich machte sie mit Würde und Stolz, nicht nur dem Eroberer, sondern auch seinem eigenen Kaiser gegenüber, geltend: aber, es war österreichische, nicht deutsche Politik. „In Bezug auf .... Oesterreich hatte ja der Ausdruck 'deutscher Sinn' ..... wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestirte, lediglich den Werth einer Mythe." Gott bewahre uns, daß wir ihm das verdenken sollten. Obschon selber im Reiche geboren und erzogen, war er doch, wie's seine Pflicht war, ganz Oesterreicher geworden, und, wenn er 1805, freilich unter Hardenberg's Einfluß, den Abfall des Kurfürsten von Bayern noch als einen Vaterlandsverrath empfand, so konnte im Jahre 1813, als das deutsche

Reich auch rechtlich aufgehört hatte zu existiren, ganz Süddeutschland unter französischer Fahne focht, selbst Preußen dem Kaiser der Franzosen hatte Heeresfolge leisten müssen, der Begriff des deutschen Vaterlandes für einen praktischen Staatsmann an der Spitze Oesterreich's wirklich nur den „Werth einer Mythe" haben. Und wenn er Preußen große Erfolge mißgönnte, war er nicht vollkommen in seinem Rechte? Er war ja kein Abtrünniger wie seine Creatur Gentz, der schon lange, ehe er in Metternich's Schule gegangen war, die Religion seiner Väter beschimpfte, ja, sich noch was darauf zu Gute that, sein Nest zu beschmutzen und dann seines Meisters antipreußische Politik — er selbst hatte nie einen politischen Gedanken, wenn er ihn nicht von Jemandem geliehen bekam — in seine rhetorisch-sophistische Sprache zu übersetzen.

Wer sich einen Begriff machen will von der sittlichen Ueberlegenheit des Ministers, welcher die volle Verantwortlichkeit für seine Handlungen beanspruchte, von welchem Leben und Tod eines Großstaates abhing, über den feige zitternden Schreiber, dessen er sich bediente und den er mit seiner Verantwortlichkeit deckte, der lese nur die geradezu niederträchtige Denkschrift Gentz' über den Wiener Congreß (II, 473—514) und Metternich's Worte an seinen Kaiser, ehe er sich endgiltig gegen Frankreich erklärte (12. Juli 1813): „Kann ich auf die Festigkeit Eurer Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensbasen Oesterreich's nicht annimmt? Sind Eure Majestät unerschütterlich bestimmt, in diesem Falle die gerechte Sache der Entscheidung den Waffen Oesterreich's und des ganzen übrigen vereinten Europa anzuvertrauen?" . . . Kann ich darauf rechnen, „daß Eure Ma-

jestät . . . Ihrem Worte treu bleiben und Ihre Rettung im engsten Anschließen an die Alliirten suchen werden?" . . . „Darüber darf kein Dunkel in meiner Seele schweben, denn jeder meiner Schritte . . . würde ohne die genaueste Bestimmtheit des Willens Eurer Majestät das Gepräge einer unverzeihlichen Zweideutigkeit tragen. Wir würden statt der Chancen des Friedens oder eines vortheilhaften Friedens nur jene der allgemeinen Animadversion und des wahrscheinlichen Unterganges der Monarchie herbeiführen, und ich würde mit dem besten Willen für das Wohl des Staates lediglich das leidigste Werkzeug der Vernichtung aller politischen Consideration, aller moralischen Höhe und des Auflösens aller inneren und äußeren Bande der Staatsverwaltung geworden sein." Wir wissen durch Stadion, daß eine solche Sprache nöthig, daß „es unmöglich war eine Viertelstunde lang auf Kaiser Franz zu rechnen", der seine Minister „im Stiche zu lassen, sich nach einer verlorenen Schlacht aus dem Staube zu machen und sie dem lieben Gott zu empfehlen" pflegte. (Bei Gentz.) Das wußte Metternich und danach sprach und handelte er. Weil er aber so entschieden zu sprechen und zu handeln verstand, nachdem er drei Jahre lang zu schweigen und unthätig zu sein gewußt hatte, erzielte er denn auch die größten Erfolge, die er in seiner ganzen Laufbahn erzielt. Metternich's größter Moment waren die drei Jahre 1811 bis 1813. Alles Vorhergehende war nur Vorbereitung, alles Nachfolgende war nur der unausgesetzte Versuch, in ein System zu bringen und als Grundsätze zu formuliren, was eine besondere Lage und einzige Verhältnisse einem feinen Kopfe als Rettung aus der Noth eingegeben hatten.

———

III.

In der That bildete sich das große System, auf das sich Metternich in späteren Jahren so viel zu Gute that, erst nach 1815 aus. Dies System, wonach Alles, das Oesterreich verhindern konnte, die führende Rolle in Mitteleuropa zu spielen, einfach zum „Bösen“, oder, was in der neuerfundenen Sprache gleichbedeutend war, zum „Jacobinismus“ wurde, — dies System bestand bekanntlich in der einfachen Unbeweglichkeit. Die Dinge sollten genau so bleiben, wie sie 1814 und 1815 wiedergeordnet waren. Wo sich was regte, mußte es unterdrückt werden. Alles Bestehende war heilig, selbst die hohe Pforte. Wer daran rührte, war ruchlos. Der fromme Andreas Hofer selber, wenn er noch gelebt, würde als ein gottloser Jacobiner behandelt worden sein. Talleyrand hatte die Legitimität erfunden; Metternich erfand das „Recht“. „Glücklich, wer von sich sagen kann, dem ewigen Recht nicht in die Wege getreten zu sein. Dies Zeugniß versagt mir mein Gewissen nicht.“ Was dieses ewige Recht eigentlich war, das bildete sich erst im Laufe des Herbstes 1814 unter dem Einflusse Talleyrand's ganz aus. Bis dahin tastete er noch herum, wußte selber noch nicht, ob das „ewige Recht“ für Ludwig XVIII. oder Napoleon II. war, ja reclamirte Anfangs sogar gegen die Thronentsetzung Napoleon's I., als gegen eine Verletzung des Nichtinterventionsprinzips. Wie herrlich dies die „Einheit dieses Lebens“ illustrirt, kann nur Der ganz ermessen, der die gesammte Polemik Metternich's aus den dreißiger Jahren gegen die „revolutionäre Neuerung des sogenannten Nichtinterven-

tionsprinzipes" lebhaft im Gedächtniß hat. So war er im Anfange entschieden für Murat, dessen neapolitanisches Königthum Oesterreich sehr bequem und dessen Gemahlin eine von den Pariser Flammen des Staatskanzlers gewesen war; erst ganz spät brachte er heraus, daß das „ewige Recht" nicht auf Seiten des gekrönten Husaren war. Er bekämpfte (1810) die Theilung der Türkei auf's Entschiedenste, beanspruchte aber trotz des „ewigen Rechtes" das Theil Oesterreich's, wenn's doch dazu kommen sollte, und zwar das „große Theil". Sogar ein Stück des Patrimonium Petri hätte an Oesterreich kommen dürfen, ohne daß dadurch das „ewige Recht" verletzt worden wäre; und die acht Jahre von Campo Formio bis Preßburg reichen ganz hin, um das „ewige Recht" Oesterreich's auf den Besitz Venetiens zu begründen. Namentlich aber ist es die Frage der Einverleibung Sachsens in Preußen, dies „unsittliche Vorgehen", wie Talleyrand es nannte, welche uns die Metternich'schen Begriffe vom „ewigen Recht" während des Jahres 1814 noch sehr schwankend zeigt.

Anfangs hatte er, wie Castlereagh, wie Kaiser Alexander, die Sache ganz natürlich, richtig, ja selbstverständlich gefunden, sie auch Preußen förmlich zugesagt. Erst als Kaiser Franz ihm rundweg erklärt, er wolle von der Sache Nichts wissen, übernahm er die Vertheidigung des Königs von Sachsen, nur „um diese Rolle nicht Frankreich zu lassen". Erst als Talleyrand ihm versprochen, er werde ihn unterstützen, erwachten auch die vaterländischen und legitimistischen Bedenken und er brandmarkte die Einverleibung Sachsens in Preußen als eine Versündigung am „gemeinsamen Vaterlande" (sic!). An der Sache selbst

wäre Nichts, hätte er nicht das Gegentheil versprochen gehabt und hätte er einfach erklärt, das österreichische Interesse erlaube keine Vergrößerung Preußens, die ihm ein allzugroßes Uebergewicht in Norddeutschland gebe. Was konnte gerechtfertigter sein vom österreichischen Standpunkte, als daß er lieber Polen hergestellt, denn Preußen gestärkt sah, und daß er Preußen's Obmacht in Norddeutschland — wie Rußland's Herrschaft in Polen — mehr fürchtete als Frankreichs Einfluß in Süddeutschland? Das hatte sich ja schon Ende 1813 in Chatillon gezeigt. Erinnerte er sich doch sehr wohl des Fürstenbundes, den er schon in seinem ersten Actenstücke 1801 als „von Preußen zur bequemen Ausführung seiner längst gehegten Unterjochungsabsichten gestiftet", bezeichnet hatte. Kannte er doch sehr wohl die „bei keiner Gelegenheit sich verleugnenden Absichten Preußens .... die auf nichts Anderes gerichtet waren als das Schicksal und die Existenz eines großen Theiles Deutschlands nach Zeit und Umständen den preußischen Vergrößerungsplänen dienstbar zu machen." Implicirte doch ein solcher Argwohn gegen Preußen in seinem Geiste, ehe derselbe das große System vom „ewigen Rechte" ausgeheckt, keinerlei moralischen Tadel: ja er meinte schon 1803, ein rechter Staatsmann, ein Friedrich II., würde es verstanden haben, in der Lage Preußens „sich zum mächtigsten Könige des Festlandes" zu machen. Hat man solche ganz positive Ansichten von den Pflichten und Zielen der Staatenlenker, so ist es zum Mindesten geschmacklos, von den Interessen Deutschlands, als „des gemeinsamen Vaterlandes" zu reden. Ein Mann wie Metternich, der sein Deutschland und dessen Geschichte kannte, mußte es

den Franzosen überlassen, die Aufrechthaltung und Beschützung der deutschen Mittelstaaten als eine Vertheidigung deutscher Freiheit hinzustellen.

Wie dem auch sei, je realistisch-utilitarischer seine Politik wurde, desto idealistisch-theoretischer ward seine Sprache. Seit 1815 war er in der That seiner Sache sicher; er hatte den Grundsatz entdeckt, auf dem seine ganze Politik beruhte; und nicht nur alle die, welche sich gegen das Werk des Wiener Congresses auflehnten, auch alle die, welche während des Congresses gegen die Abmachungen desselben gekämpft, wurden einfach Revolutionäre. Ja, er lieh retrospectiv seinen früheren Gefühlen einen tendenziösen Charakter den sie ihrer Zeit gar nicht gehabt. Er hatte immer Preußen mit Recht als den gefährlichsten Nebenbuhler Oesterreichs in Deutschland gefürchtet und gehaßt. Schon jenes erste Actenstück (aus Dresden, 2. Nov. 1801) athmete diesen Haß mit einer jugendlichen Naivetät, die er später nicht wiederfand. Und seine Gefühle gegen Preußen waren nicht nur gerechtfertigt durch die Interessen und Traditionen Oesterreichs; die „astuciöse Politik" des Preußens der Lombard und Beyme, der Haugwitz und Lucchesini, war in der That die unzuverlässigste und schwächste, die man sich denken konnte. Freilich haßte und fürchtete er die entgegengesetzte Partei ganz ebenso sehr und das Haupt dieser Partei gar, Freiherrn von Stein, haßte er doppelt, einmal als Vertreter Preußens, dann als Idealisten, in dessen Gegenwart es ihm so unheimlich wurde, als es nur im entgegengesetzten Sinne Gretchen in Mephistopheles' Nähe werden konnte. Den revolutionären Geist jedoch, in Preußen wie in Stein, entdeckte er erst weit später.

Wir haben gesehen, wie er 1808 von Spaniens Erhebung sprach. Als er vierzig Jahre später auf jene Zeit zurückblickte, sprach er nur noch von dem „revolutionären Geiste, der im Jahre 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben angenommen hatte und in den Jahren 1812 und 1813 durch den Freiherrn von Stein, den General von Gneisenau" und Andere vertreten wurde, und jammerte über „die revolutionäre Saat, die seit 1808 so viele Früchte in Preußen getragen hatte und (1813) auf einem ausgedehnten Felde in die Halme schoß". Sein ängstlicher Famulus, Gentz, das „unerschrockene Gemüth", wie er sich selber nennt, hatte schon vorher angefangen, in Preußen, seinem Vaterlande, in Friedrich Wilhelm III., den er einst aufgefordert, er solle seinem Lande die Preßfreiheit geben, den revolutionären Geist zu wittern. Der begann schon 1813, als er zu seinem Schrecken sah, der „Befreiungskrieg könne in einen Freiheitskrieg" ausarten, seine Angst vor jeder spontanen Bewegung in ein politisches System zu bringen; nannte Stein „le veritable perturbateur du repos public de l'Allemagne et de l'Europe"; meinte, so dürften die Dinge nicht fortgehen in Preußen „wenn nicht eine noch schlimmere Präpotenz als die französische daraus hervorgehen sollte. Es müsse wieder geglaubt, es müsse wieder gehorcht, es müsse tausendmal weniger räsonnirt, oder es könne nicht mehr regiert werden. Das Uebel habe eine Riesengestalt angenommen und drohe mit radikaler Auflösung." Das war denn doch selbst Metternich zu stark. Er fand seinen Vertreter mehr als gut war, „geneigt die Lagen in den grellsten Farben auszumalen" und spottete, Gentz „scheue sich selbst vor dem

Insaugefassen gewisser Operationen, als fielen Schüsse auf dem Felde der Gedanken" — beiläufig gesagt, das einzige Wort beider Bände, das ein persönliches Gepräge hat. Nach 1815 indeß überbot der Herr noch den Diener. Die Revolution ward für ihn zum rothen Tuch. Er verlor alle Fassung, alles Unterscheidungsvermögen, wenn er darauf kam: Lombard und Haugwitz werden mit Arndt und Jahn, Gneisenau mit Robespierre zusammengeworfen. So kann Systematik und Selbstüberhebung auch den gescheidteiten Menschen verblenden. „Die preußischen Particularisten und abstracten Deutschthümler" von 1813 werden jetzt Jacobiner. Die Centralverwaltung der eroberten Länder, (1813) die von „den Häuptern der Volkspartei" darunter dem „leidenschaftlichen Politiker" Stein, gebildet war, „organisirte die Revolution, die ohne die späteren Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eignen Rettung und der ihrer Völker, unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre." Der kluge, welterfahrene, menschenkundige Mann verlor ganz den Maßstab für die Menschen, für ihre gesellschaftliche Stellung und was sie mit sich brachte, mehr noch für die Ideen selber. Eine durch und durch aristokratische Natur wie die des Freiherrn von Stein ward ihm so zum demokratischen Gleichmacher; er meint, ein Gneisenau wolle den Robespierre, ein Graf Confaloniere den Danton spielen.

Erst die kommenden Bände sollen uns über den Metternich der Friedenszeit von 1815 bis 1848 aufklären. Auf seine Stellung zur „Revolution" wirft schon ein kürzlich veröffentlichtes Document ein eigenthümliches Licht. Es ist dies ein Bruchstück aus Graf Confalonieri's handschriftlichen Denkwürdigkeiten, das M. Tabarrini in seiner treff-

lichen Biographie Gino Capponi's gegeben.[1] Man hatte dem Begnadigten und Schwererkrankten auf ein paar Tage die Fesseln abgenommen, die ihm schmerzliche Wunden hinterlassen hatten, als Metternich sich bei ihm zum Besuche meldete (1824). Es ist nicht eben erquicklich, hier einen im Grunde nicht harten Mann sich zum Werkzeug von Franz' Tyrannenlaunen herabwürdigen zu sehen; einen Edelmann einem Edelmanne auf's dringendste zur Selbstentehrung zureden zu hören — denn was war es anders, wenn er den Grafen zur Denunciation seiner Mitverschworenen, vor Allem des Prinzen Carignan (Karl Albert) auffordert? Man wendet sich gern von diesem Schauspiel ab, wenn auch die Genugthuung groß ist, sich diesen unwürdigen Verführungsversuchen gegenüber an der ritterlichen Festigkeit des Italieners zu erfrischen. Hier kommt es uns nur auf die fadenscheinigen Theorien, nicht auf die sittliche Würde des Mannes an. Von Jacobinern, Anarchisten, offenen Revolutionären, meint er, sei Nichts mehr zu fürchten, wenn eine Regierung nicht schwach und schon thatsächlich gestürzt sei. „Nein die Predigten dieser Kannibalen sind es nicht mehr, die Furcht erregen können. Etwas Anderes ist es mit den sogenannten reinen Liberalen, den Doctrinären, den Philanthropen, denen, die sich für den Fortschritt der Aufklärung und der allgemeinen Civilisation verbinden ... Das sind die Menschen, die Meinungen, die Propaganda, die in ruhigen Zeiten den Regierungen schaden; sie die einzigen, die jetzt zu fürchten und auszurotten sind. Ihre

[1] Schon Gualterio hatte einen Brief von Confalonieri's Schwager, Casati, mitgetheilt, der über diesen Besuch berichtet. Bei Tabarrini ist der ausführliche Bericht über die lange Unterredung S. 155—188.

Meinungen sind vergoldet, sie werden angehört, sie schleichen sich langsam in die Gemüther ein, verführen, überreden, verderben selbst die Leute, die am meisten vor den revolutionären Ideen zurückschrecken würden, wenn sie unter weniger verführerischem Gewandte gezeigt würden ... Eure Anhänger sind jetzt unsre einzigen Feinde ... Sie sehen, daß ich offen mit Ihnen rede ... Die Zeiten sind vorbei, wo die Politik die Kunst der Heimlichkeit und der Täuschung war; jetzt ist es die der Offenheit und der Oeffentlichkeit (!). Oesterreich macht in der Welt kein Geheimniß aus seinen politischen Grundsätzen. Es ist stark genug, um sie unbedingt in seinen eigenen Staaten aufrecht zu erhalten; es wird genugsam angehört und geachtet, um ihre Annahme in den anderen Staaten durchzusetzen. Europa wird einst einsehen, daß es ihm seine Erhaltung dankt. Frankreich wird uns besser anhören, als es bis jetzt gethan. Ich wage es mich zum Bürgen zu machen, daß in wenig Jahren Europa ruhiger sein wird, als es je zuvor war." „In wenigen Jahren" war in der That die türkische Herrschaft in Griechenland gegen den Willen Oesterreichs zu Fall gebracht, war die legitime Dynastie in Frankreich gestürzt, war die Emeute permanent in Paris, loderte der helle Aufstand in Polen, in Italien, in Spanien.

Man weiß, daß der Staatskanzler sich dadurch nicht belehren ließ, und vor wie nach der Julirevolution der Mann von Karlsbad und Laibach blieb. Seine „Autobiographie" zeigt, daß er noch 1844, ja selbst noch 1852, nachdem sein ganzes System, seine „Weltordnung", zusammengesunken war, dieselben Ansichten hegte. „Ich bin selten in den Fall gekommen," sagte er schon 1834 zu Varnhagen, „oder vielmehr in Haupt-

sachen gar nicht, Etwas zurückzunehmen oder mich im Unrecht zu bekennen.“ Die Reaction blieb sein politisches Ideal; und er glaubte conservativ zu sein, wo er nur ein umgekehrter Revolutionär war. Der Grundirrthum der festländischen Politiker beider entgegengesetzten Lager, die noch immer Reaction und Conservatismus identificiren und überdies die Kirche als nothwendigen Verbündeten der conservativen Interessen ansehen, ward so recht von Metternich und seiner Schule eingeführt. Der wahre Conservative hat einen zu festen Glauben in die erhaltenden Kräfte der Gesellschaft, um ihnen durch gewaltsame Reaction zu Hilfe zu kommen. Ihm scheint Aberglauben und Priesterherrschaft eine größere Gefahr für den Staat und seine ruhige Entwickelung als Freiheit und Oeffentlichkeit, welche ja die einzige Atmosphäre für gesundes, normales Leben sind. Für den Reactionär ist künstlicher Stillstand, womöglich künstliches Zurückzwängen der Zustände, ist künstlich erhaltene Heimlichkeit und Dunkel und Schweigen die Summe aller Staatskunst und die Lebensluft ihrer Thätigkeit. Unbeschränkte Freiheit erschreckt den Conservativen nicht, wenn nur die Herrschaft des Gesetzes nie in Frage kommt; das Reden und Schreiben der Laien läßt er gewähren, so lange nur das Handeln den Sachverständigen allein gewahrt bleibt; der Umwandlung der Verhältnisse setzt er keinen Damm entgegen, nur deren Umsturze; wie er auch nicht die Aenderung der Gesetze nach Zeit und Umständen, sondern nur die Gesetzgebung nach aprioristischen Theorien bekämpft. Der Reactionär im Gegentheil gleicht dem Revolutionär in seiner Vorliebe für solche Theorien, für gewaltsame Herstellung gewisser Zustände, in seiner Unduldsamkeit für die Meinungen Anderer.

Metternich aber war der Urtypus des Reactionärs des 19. Jahrhunderts und — was das Schlimmste ist — er war es nicht einmal aus Temperament, wie sein Herr, der keinen Widerspruch vertragen konnte, noch aus Ueberzeugung wie ein Joseph de Maistre. Die Ueberzeugung kam erst nachher und das Temperament war ein mildes, wohlwollendes, zur Duldung geneigtes.

Die ganze tiefe Staatsweisheit, von der er so viel zu reden wußte, war ja im Grunde nur die altösterreichische Politik, wie sie vor Joseph's II. Zeiten geherrscht und zu der Kaiser Franz nach dem unglücklichen Versuch mit Stadion eigensinnig verlangte zurückzukehren. War doch fortan Kaiser Franz' Wille der durchaus entscheidende und Metternich dessen willigstes, biegsamstes Werkzeug. Zwar will Er immer Alles gethan haben und das ich, ich, ich, adsum qui feci, ist besonders in diesen posthumen Aufzeichnungen unleidlich vordringlich. Er soll aber selbst einmal in seinem Exil gesagt haben, er habe oft Europa, nie Oesterreich beherrscht, in andern Worten im Innern habe er Nichts vermocht, aber in den äußern Angelegenheiten sei er allmächtig gewesen. Auch das ist nur mit Vorbehalt anzunehmen; sicher ist jedoch, daß daheim Franz, und Franz allein, vorschrieb, was zu thun war. Metternich war nur der gewandte Diener, der die Mittel und Wege fand, das Vorgeschriebene zu thun, und der zugleich das, was geschah — oder nicht geschah — in hochtönende philosophische Phrasen brachte; und als der harte, eigenwillige, verwöhnte Herrscher das Zeitliche gesegnet hatte, so führte der längst zum Polonius krystallisirte Minister das Spiel auf eigene Faust weiter, weil's ihm zur andern Natur geworden und er

sachen gar nicht, Etwas zurückzunehmen oder mich im Unrecht zu bekennen." Die Reaction blieb sein politisches Ideal; und er glaubte conservativ zu sein, wo er nur ein umgekehrter Revolutionär war. Der Grundirrthum der festländischen Politiker beider entgegengesetzten Lager, die noch immer Reaction und Conservatismus identificiren und überdies die Kirche als nothwendigen Verbündeten der conservativen Interessen ansehen, ward so recht von Metternich und seiner Schule eingeführt. Der wahre Conservative hat einen zu festen Glauben in die erhaltenden Kräfte der Gesellschaft, um ihnen durch gewaltsame Reaction zu Hilfe zu kommen. Ihm scheint Aberglauben und Priesterherrschaft eine größere Gefahr für den Staat und seine ruhige Entwickelung als Freiheit und Oeffentlichkeit, welche ja die einzige Atmosphäre für gesundes, normales Leben sind. Für den Reactionär ist künstlicher Stillstand, womöglich künstliches Zurückzwängen der Zustände, ist künstlich erhaltene Heimlichkeit und Dunkel und Schweigen die Summe aller Staatskunst und die Lebensluft ihrer Thätigkeit. Unbeschränkte Freiheit erschreckt den Conservativen nicht, wenn nur die Herrschaft des Gesetzes nie in Frage kommt; das Reden und Schreiben der Laien läßt er gewähren, so lange nur das Handeln den Sachverständigen allein gewahrt bleibt; der Umwandlung der Verhältnisse setzt er keinen Damm entgegen, nur deren Umsturze; wie er auch nicht die Aenderung der Gesetze nach Zeit und Umständen, sondern nur die Gesetzgebung nach aprioristischen Theorien bekämpft. Der Reactionär im Gegentheil gleicht dem Revolutionär in seiner Vorliebe für solche Theorien, für gewaltsame Herstellung gewisser Zustände, in seiner Unduldsamkeit für die Meinungen Anderer.

gegen die Kritik bei ihm wohl zu. Die unerbittliche Censur, die Karlsbader Beschlüsse und alles Aehnliche müssen in erster Instanz auf Kaiser Franz zurückgeführt werden, dem Metternich nur allzu willenlos diente. Doch muß man auch die Grenzen der Metternich'schen Duldsamkeit nicht aus dem Auge verlieren. Der Staatskanzler war vor Allem ein Gesellschaftsmensch und so befolgte er ohne Mühe das oberste Gesetz alles gesellschaftlichen Verkehrs, daß man in der Gesellschaft, die man besucht oder empfängt, nur Gleiche sehe, deren Meinung man aus einfacher Wohlerzogenheit, nicht aus Grundsatz oder aus Politik, achten müsse. Dem war natürlich nicht so im amtlichen Verkehr mit Untergebenen, wo man ohne Disciplin und Hierarchie nicht fertig wird. Dem war nicht einmal so im öffentlichen Leben und gesellschaftlich Gleichen gegenüber, sobald Dieselben total verschiedne Naturen waren. Und das war fast keine Intoleranz mehr, es war Mangel an Verständniß. Alle Schattirungen von Menschen seiner Kategorie wußte er zu würdigen und ließ er gelten. Selbst mit einem Napoleon, so hoch der ihn überragte, so phantastisch der sein konnte, vermochte er sich zu verständigen, weil er dieselbe Sprache redete; mit einem Canning, einem Stein, war's ihm unmöglich, weil der Realist in solchen Idealisten eben nur Schwärmer oder Bösewichter sehen konnte. Denn so gescheidt er war, den Idealismus begriff er doch nicht. Wer aber den Idealismus nicht begreift, der versteht auch die Realität nicht ganz. Zu Thatsachen gewordene Ideen sind Realitäten und sie selbst dann noch zu verkennen, wenn sie Thatsachen geworden sind, das nennt man eben — Beschränktheit. Ein wirklicher Staatsmann mußte in den

Jahren 1815—1830 sehen, daß die Revolution als zerstörende Macht den wiedererstarkten erhaltenden Mächten nicht gewachsen war und daß de Verfolgung ihr nur neue Kräfte geben konnte, wie sie's denn auch in Wirklichkeit that. Ein wirklicher Staatsmann mußte sehen, daß die Revolution als bewegende Macht eine unzerstörbare Thatsache war, daß er folglich mit ihr zu rechnen hatte, nicht seine Zeit und Mühe verlieren durfte, sie vereiteln zu wollen, und Metternich, der es versuchte, war um Nichts besser als die beschränkten Politiker demokratischer Schule, die sich einbilden, man könne und müsse die conservativen Mächte im Staatsleben vertilgen. Metternich's — oder um genauer zu reden, Kaiser Franz' von Metternich angewandte, in ein System gebrachte und endlich gar geglaubte — Antirevolutionspolitik hat sich bitter an ihren Erben gerächt. Dreiunddreißig schöne Friedensjahre, wie dazu gemacht den festländischen Völkern als Lehrzeit in der Selbstverwaltung zu dienen, sind verdorben worden und das Ergebniß war die Unreife von 1848, an deren Folgen alle noch laboriren. Es genügt eben nicht ein vollendeter Diplomat zu sein, wie Metternich es unstreitig war, um auch ein großer leitender Staatsmann zu sein.

Aber waren die Friedensahre selber nicht sein Werk und das der ihm Gleichgesinnten? Und ist dies Gut eines vierzigjährigen Friedens so gering zu schätzen? Sicherlich nicht; allein es ist keineswegs so ausgemacht, als es nach Metternich's Darstellung den Anschein hat, daß der lange Frieden ein Werk der in Wien versammelten Diplomaten war. Da ward zwar viel von Gleichgewicht gesprochen, wie ja auch viel von Tugend gesprochen ward; aber das

Ganze lief doch nur auf ein Feilschen um Seelen hinaus. Ein Talleyrand brandmarkte mit all' der ritterlichen Entrüstung, die ihm so wohl anstand, die Theilung Polens; aber er widersetzte sich der Wiederherstellung desselben, wenn sie um den Preis von Preußens Stärkung erkauft werden sollte. Geographische, historische, ja selbst militärische Considerationen wurden durchaus nicht berücksichtigt. Bei früheren Friedensschlüssen hatte man sich gefragt, welche Provinz dem Sieger nöthig sei zu seinem Schutze, welche seinem Handel einen Abfluß eröffne, welche Vereinbarungen dem gesammten Europa zu Gute kommen möchten: in Wien fragte sich Jeder nur, wieviel Seelen, d. h. Rekruten und Steuerzahler, er erhaschen könne; ob im Süden oder Norden, ob polnischer, italienischer oder deutscher Nationalität, ob ehemalige Unterthanen oder neue Hinzukömmlinge: das war Alles Sentimentalität und Schwärmerei für die großen Realisten, die ja Alle mehr oder minder in Napoleon's Schule gegangen waren. Selbst der Utrechter Frieden, in dem die Sieger ganz ebenso leichtsinnig alle errungenen Vortheile aus der Hand gaben, bewies mehr politische Weisheit; denn er nahm wenigstens die Traditionen Europa's, die gewordenen, historischen Verhältnisse und Interessen zur Grundlage, während in Wien Alles nach Zufall und Laune geregelt ward. Nein, der Wiener Congreß, den übrigens thatsächlich nicht Metternich, sondern Talleyrand leitete, hatte gar wenig Verdienst an den vierzig Friedensjahren: die waren die Folge des allgemeinen Ruhebedürfnisses, der tiefen Erschöpfung Europa's, nicht der weisen Combinationen der Wiener Diplomaten. Welcher neue staatsmännische Gedanke wurde denn in Wien verwirklicht? Ward

auch Friedrich Wilhelm III. ließen sich in's österreichische Schlepptau nehmen; und in der That waren es Rußland oder die Westmächte, welche in allen europäischen Fragen den Ausschlag gaben, nicht Oesterreich.

Das soll uns Alles nicht blind machen gegen die Verdienste Metternich's um Oesterreich und Europa in schwerer Zeit: nur wollen wir nicht vergessen, wie theuer er diese seine Verdienste sich hat zahlen lassen. Der Metternich, der zwischen 1809 und 1813 sein Oesterreich durch die drohendsten Klippen mit Vorsicht, Gewandtheit und Entschlossenheit durchgesteuert, ließ das gerettete Schiff verfaulen und zerfallen, weil er meinte, in der Verfassung, in der es den gefährlichsten Stürmen getrotzt, müsse es auch dem ruhigen Meere genügen und jede Ausbesserung bedrohe sein Dasein. Es gab eben zwei Metterniche, den vor und den nach 1815. Nicht als ob Metternich sich plötzlich mit vierzig Jahren geändert hätte — Niemand ändert sich — aber die Lage war eine veränderte und die Jugend war geflohen. Metternich war nun einmal keine originale Natur, er war ein Accommodationstalent. Er ließ sich von den Dingen und den Menschen bestimmen; er bestimmte die Dinge und die Menschen nicht. Selbst wo er diese für seine Person zu gewinnen wußte, verstand er nicht sie für seine Ideen zu gewinnen, eben weil es diesen Ideen an aller Originalität und allem positiven Gehalt gebrach. Selbst auf dem Felde der Diplomatie, wo seine eigentliche Bedeutung lag, war er größer im Vertheidigungs- als im Angriffskriege; eben weil alle Offensive etwas Schöpferisches ist und das Schöpferische ihm ganz abging. Zuletzt überredete er sich, wie wir Alle gerne thun, seine Neigungen und Fähigkeiten

seien Ergebnisse des Nachdenkens und des Willens; sein Mangel an schöpferischer Kraft machte ihn glauben, daß es im Staatsleben überhaupt nicht auf schöpferische, sondern nur auf erhaltende Thätigkeit ankomme. So ließ er die Eigenschaften, die er im Drange des Augenblicks und in der Frische der Jugend entwickelt hatte, in ruhigen Zeiten und im Alter in sich schlummern, weil keine heftige Anregung von Außen sie weckte und zur Thätigkeit herausforderte. Metternich der Praktiker ward Metternich der Theoretiker. Schade nur, daß Dieser die Geschichte Jenes schrieb.

man noch sagen können, es habe Voltairen an Wärme gefehlt? Allerdings, weder er, noch sein königlicher Freund legten sich freiwillig eine Binde um die Augen; allerdings gab er sich nicht der Selbsttäuschung hin, daß diese Welt ein Paradies und die Menschen Engel seien. Er sah klar genug und hatte hinreichende Erfahrung um zu wissen, daß eher das Gegentheil der Fall ist; aber er fühlte lebendiger als alle die nebelhaften Optimisten der folgenden Zeit, die sich in den Leiden ihrer unverstandenen Seelen zu wiegen liebten, daß dieser Nächste mit allen seinen Lastern und Schwächen ein Wesen ist, das leidet, und er strengte sich an dessen Schmerzen zu erleichtern, er half denen, welche sich anstrengten diese Welt dem Paradiese der Träumer etwas ähnlicher zu machen. Allerdings hatte Friedrich II. frühe genug Zeit gehabt seine Jugendbegeisterung zu erschöpfen und zu sehen, was in Wirklichkeit die bestmögliche der Welten werth war: aber ein ganzes Leben, welches dem Dienste seines Landes geweiht war, mit absolutem Vergessen der eignen Person, ohne einen selbstsüchtigen Genuß, immer bei der Arbeit, ist das nicht etwa ein idealerfüllteres — fast hätte ich gesagt, ein glaubensvolleres — als das des allerchristlichsten Sonnenkönigs? Ist darin nicht etwa mehr Patriotismus als in dem des großen „Poseur", der nie einen Augenblick anstand, „das Frankreich, das er so so sehr geliebt", dem Interesse Napoleons Bonaparte's aufzuopfern? Und Friedrich war nicht der Einzige seiner Zeit. Er ist der Typus von hunderten von Staatsmännern des vorigen Jahrhunderts, welche nur für ihre Nation und in ihrer Nation lebten. Nun muß aber wieder und wieder gefragt werden, welches ist das wahre Kriterium ächter

es ihm nahe lag, lieber in Deutschland und Italien als im Orient die Basis seiner Großmachtstellung zu suchen, und daß es eines staatsmännischen Genie's ersten Ranges bedurft hätte, um freiwillig die neue Bahn einzuschlagen, die damals noch soviel weniger Schwierigkeiten bot, als seit dem Erwachen des Nationalitätengefühls im bunten Kaiserstaate, und die man erst in unseren Tagen gezwungen eingeschlagen hat — so bleibt die Weise, wie man die beiden mitteleuropäischen Dependenzen Oesterreichs, Deutschland und Italien, regierte, in den Augen der Nachwelt doch immer eine höchst kurzsichtige und in letzterem Lande gar eine brutale, die, wie alle kurzsichtige und gewaltsame Regierung, den herrschenden Staat nur schwächen konnte. Und was half Fürst Metternich seine conservative Orientpolitik? Löste sich Griechenland nicht doch los? War der Einfluß Rußlands in Stambul seit dem Frieden von Adrianopel nicht größer als je zuvor? Verhinderte man das Bündniß von Hunkiar Iskelessi? Entzog man die Donaufürstenthümer dem russischen Einfluß? Und wem hat man genützt mit der blinden Russenfurcht, die Metternich und sein Gentz damals in Schwung brachten, die Mitteleuropa vierzig Jahre lang lähmte und zittern machte und die selbst heute, nach so vielen Beweisen der aggressiven Ohnmacht dieser Großmacht, nachdem sich jede befreite Provinz der Türkei als einen geheimen Gegner des Befreiers entpuppt hat, noch nicht verschwunden ist?

Und die Führerrolle in Europa, die der Staatskanzler sich gerne zuschrieb, wie lange währte sie? Keine zehn Jahre waren seit dem Congreß verflossen und Oesterreich war überall zum Folgen gezwungen, wo es zu führen gehofft. Weder Canning noch auch Villéle, weder Nikolaus noch

Leser auf den ersten Band der Causeries du Lundi, wo Unser Aller Meister in wenigen Seiten die endgiltige Analyse dieses wenig begriffenen Charakters angestellt hat. Sainte-Beuve hat Denen, die nach ihm gekommen, Nichts übrig gelassen, das sie hinzufügen könnten, obschon wir seitdem fünf weitere dicke Bände (Sammlung Saint-Aulaire und Sammlung Lescure) du Deffand'schen Briefwechsels erhalten haben, worin sehr viel Ungedrucktes enthalten ist. Und der große Kritiker hat sich nicht begnügt, die Stellen dieses Briefwechsels anzuführen, die überall zu finden sind; er hat, nach seiner Gewohnheit, alle Bewegungen seines Modells spähend verfolgt, hat sozusagen an der Thüre gehorcht, um ihre Geheimnisse aus den Monologen zu erlauschen, in denen sie sich unbeobachtet glaubte, oder aus den unwillkürlichen Aeußerungen des Innersten zu enträthseln, die ihr im Dialoge entschlüpfen; er hat die Hand auf ihr Herz gelegt, um seine Schläge zu vernehmen, und er hat uns die merkwürdige Frau gezeigt, wie er sie halb entdeckt, halb errathen hat: „der Liebe (sentiment) entbehrend und leidend, weil sie ohne Liebe nicht leben konnte." Solche Meisterwerke macht Niemand nach, selbst wenn er mit der Gestalt der Marquise so vertraut zu sein glaubte als der Meister selber und sich getraute ihm mehr als einen Zug aufdecken zu können, der den Scharfblick — fast hätte ich gesagt den Seherblick — bestätigt, mit dem er in der Freundin Horace Walpole's das herausgefunden hat, „was Lelia sein wird, aber Lelia ohne Phrase." Was ich um Erlaubniß bitte in wenig Zeilen andeuten zu dürfen, sind die allgemeinen Gedanken über's 18. und 19. Jahrhundert, welche das Lesen des angeregten akademischen Stückes in mir erweckt hat. Und wenn

ich hier vom 19. Jahrhundert rede, so meine ich die siebzig bis achtzig Jahre von 1770 ungefähr bis 1850, während ich unterm Jahrhundert der Revolution die Jahre von 1730 etwa bis 1830 verstehe: denn der neue Geist, welcher sich um's Jahr 1770 der Welt bemächtigte, setzte ja nur von einer anderen Seite her das Zerstörungswerk der vorausgehenden Jahrzehnte fort. Man muß freilich nie vergessen, daß es in der Geschichte keine bestimmten Daten giebt, welche Ende und Beginn einer Epoche bestimmen. Gewöhnlich hat sogar eine neue Strömung unten längst begonnen, wenn an der Oberfläche sich die gegentheilige noch fühlbar macht. Auch gehen die Nationen nicht immer in gleichem Schritt: Eine folgt der europäischen Bewegung nur hinkenden Fußes, die Andre ist stets voraus; und doch kann man im Allgemeinen sagen, daß Europa immer in allen seinen Gliedern von den verschiedenen geistigen Strömungen des Mittelalters und der neuen Zeit ergriffen worden ist.

Allen Perioden, deren Charakteristisches die Prüfung ist, scheinen Perioden folgen zu sollen, welche der Glaube kennzeichnet, und umgekehrt. Nach den Wagnissen des Humanismus, der vor keiner Frage zurückbebte, kam das Autoritätsjahrhundert, das alle fertigen Antworten ruhig hinnahm und sich, in religiösen und politischen wie in literarischen Dingen, mit den geheiligten Formen begnügte, welche ihm die „Autorität“ darbot: mit dem neuen Katholicismus und der unumschränkten Monarchie ganz ebenso wie mit den drei Einheiten der classischen Tragödie. Der Mensch hatte die Natur zu lange nach ihrem Geheimniß gefragt ohne eine endgiltige Antwort von ihr zu erhalten, als daß er nicht das Bedürfniß empfunden hätte sich eine Zeitlang dabei

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 15 von oben lies La Boëtie statt La Böotie.
„ 48 „ 4 „ „ „ der andere Kampf statt der Kampf, und Frankreich statt England.
„ 81 „ 4 „ unten streiche das Komma nach Einheit.
„ 96 „ 9 und 10 von oben setze Freiheitsbedürfniß nach Unabhängigkeitssinn.
„ 107 „ 8 von unten lies seiner kaiserlichen Correspondentin statt seines kaiserlichen Correspondenten.
„ 194 „ 4 und 5 von oben lies Oberhauses statt Oberherren.

sich auch diese gerechtfertigte Reaction, wie alle Reactionen sich überschlagen. Die Begeisterung und die Ahnung sollten fortan im engen Bündniß mit der Vernunft und den Sinnen vorwärts gehen, welche das vorhergehende Zeitalter als die allein giltigen Instrumente und Zeugen bei der großen Welterforschung brauchten und anerkannten. Nicht lange aber, so glaubte man auch ohne diese vorsichtigen Helfer zu Werke gehen zu können und es begann ein neues Zeitalter des Glaubens; der Glaube seinerseits begnügte sich bald, wie's zu gehen pflegt, mit dem Worte: man schwor auf die Republik oder die Legitimität, auf den Katholicismus oder den Atheismus, auf die Romantik oder die Classik; die Philosophie selber ward eine neue Scholastik, erbaute neue metaphysische Systeme, weit willkürlicher als die Malebranche's oder Leibnitzens, welche doch keinen Hume und Kant hinter sich hatten. Alle neuen Mystiker — Charlatane oder Apostel — die Cagliostro und Mesmer wie die Wesley und Swedenborg, gehören dem Ende des Jahrhunderts an oder übten doch ihren Einfluß erst in den letzten Jahrzehnten desselben aus. Diese Zeit der wirren Ideen und der declamatorischen Literatur dauerte bis nach dem Jahre 1848, dem Jahre der großen Ernüchterung. Alles Wahre im Evangelium Rousseau's und Herder's hatte sich längst verflüchtigt und lange schon war Alles in reine Logomachie ausgeartet, als man durch den lärmenden Bankerott der sinnesleeren Formeln so unsanft aus dem Rausche gerüttelt wurde, als die Romantik auf dem Throne sich ebenso unfruchtbar zeigte, wie die Rhetorik auf der Tribüne: 1849 war der sittliche und geistige „Krach“ des Jahrhunderts. Von da an wurden wir alle mißtrauischer: wir machen seitdem nur noch

baare Geschäfte. Wir sind zu positiv, selbst wenn wir keine Positivisten sind, um die Dinge nicht bei ihrem Namen zu nennen. Wir fragen die großen Worte nach ihrer Bedeutung, die Republik, ob ihr Name genüge die Freiheit zu geben oder ob sie nur eine neue Form der Dictatur ist; die Monarchie, ob sie die Continuität des Nationallebens verbürge, oder ob sie nur eine Etikette ist, unter der sich jede Art von Unstätigkeit birgt. Wie würden heutzutage unsere Oken und Schelling empfangen werden, wenn sie sich statt des Mikroskopes des „inneren Auges“ bedienen und das phantastische Gebäude einer materiellen Welt aufrichten wollten, die der geistigen und sittlichen Welt parallel und entsprechend wäre? Auch die Beredsamkeit geht herunter seit jener Zeit. Die zwei Männer, welche seit 1850 die größten Dinge fertig gebracht, Cavour und Bismarck, sprachen stets nur die Sprache des gesunden Menschenverstandes, redeten nie „um die Luft zu bewegen“, sondern um Gedanken und Thatsachen mitzutheilen. Berryer und Guizot sind in's Grab gestiegen und in der Person Jules Favre's zu Ferrières ward die Phrase von der That überwunden.

Wohlverstanden müssen solche Allgemeinheiten nicht zu buchstäblich genommen werden; nichts ist leichter als Ausnahmen zu finden, die ihnen zu widersprechen scheinen. Das Zeitalter der Empfindsamkeit rühmt sich des klarsten Kopfes und wahrsten Gemüthes, die je ein Dichter besessen, und neben wie nach Goethe lebte mehr als ein Mann von positivem Sinne und einfacher Rede; auch haben wir unter uns noch der Rhetoren und Träumer genug; ja, in diesem Augenblick selber scheint eine der beiden westlichen Nationen von einem Tribunen, die andre von einem Apostel beherrscht

zu sein; aber es scheint doch eben nur so; Tribun wie Apostel müssen ihre Politik dem vorsichtig-prosaischen Sinne ihrer Landsleute anbequemen und auf ihre hochfliegenden Pläne verzichten, noch ehe sie dieselben ganz verrathen; was aber ihre sittliche und geistliche Weltanschauung anlangt, so mag sie eine numerische Mehrheit auf Augenblicke blenden; die Minderheit der Nation, welche in Wirklichkeit die Nation ausmacht, weil sie für dieselbe denkt, weil ihr Gedanke allein fortlebt, die hat sich vollständig von jener Weltanschauung losgesagt und läßt kaltblütig und verächtlich die Worte an sich vorüberrauschen, an denen ihre Väter sich einst so gründlich berauscht. Gar das in Deutschland seit einiger Zeit wieder in die Mode gekommene Gerede vom „Idealismus" bleibt eben doch nur Gerede, und Pathos, Ethos nebst ihrem Freunde Logos haben auf das Ergon auch nicht den geringsten Einfluß.

Hier haben wir nur die Hauptzüge der zwei Perioden in allgemeinsten Umrissen geben wollen, und da frägt sich denn, ob das Zeitalter der „kalten Vernünftler", das Zeitalter Voltaire's und Lessing's, wirklich so egoistisch und unempfindsam war, wie man zu sagen beliebt, ob die Epoche der Begeisterung, die Epoche Lafayette's und Alexander's I. Karl Albert's und Friedrich Wilhelm's IV. nicht unter ihrem Prunk schöner Gefühle einen Bodensatz von Eitelkeit und Selbstsucht verhüllte, der den Menschen des wahren 18. Jahrhunderts ganz unbekannt war; es bleibt die Frage, welche Rolle die Declamation in diesen neuen Tugenden des Glaubens und der Empfindsamkeit, der Treue und des Seelenadels, deren unsere Väter sich so sehr rühmten, gespielt hat.

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Sechster Band.

Zeitgenossen und Zeitgenössisches.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1882.

Begeisterung, sind's Worte oder Thaten? Sind etwa die Robespierre, welche immer das höchste Wesen und die Menschenliebe, die Brüderlichkeit und Zärtlichkeit auf den Lippen haben, menschlicher als die Peter Leopold, welche über diese großen Phrasen lachen und in dürren, bestimmten Worten ein politisches Programm entwerfen, das sie mit unendlicher Anstrengung zu verwirklichen suchen, wo jene es bei den hohen Worten bewenden lassen und dem zukünftigen Paradieseszustande tausende von gegenwärtigen Menschen schlachten?

Was aber von den Staatsmännern und allgemeinen Gefühlen gilt, welche ihre Handlungen eingegeben haben, ist auch von den Frauen und den besonderen Gefühlen wahr, welche sie beseelt haben. In jedem Scherze Frau Rath's ist mehr Gefühl als in allen Ergüssen Bettina's. Ich will hier nicht einzeln jede Behauptung Herrn Caro's eingehend prüfen, obschon es leicht sein dürfte, sie alle zu widerlegen. Ich will nur den allgemeinen Gedanken seines Aufsatzes rügen, weil ich in ihm einen der Stimmführer einer ganzen Denkweise sehe, welche hoffentlich der Vergangenheit angehört. Im Grunde ist's doch ein großes Sophisma, hinter dem sich eine Art geistiger Feigheit oder Trägheit verbirgt, wenn man uns sagt, daß „die Analyse, wenn sie bis zu einem gewissen Punkte getrieben würde, corrumpire." Eher ist das Gegentheil wahr: nichts corrumpirt mehr als die Lüge, oder wenn man rücksichtsvoller reden will, als die freiwillige Blindheit; Nichts erhebt und läutert die Seele so sehr als der Wahrheit den Schleier abzureißen, in den sie die Menschen hüllen, und ihr ins Gesicht zu sehen. „Wenn nur

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Rein die Berechtigung der Reaction Rousseau's und Herder's, wie die Größe des 19. Jahrhunderts, liegt anderswo. Sie besteht darin daß die Urheber dieser Reaction darauf hingewiesen haben, darin daß das Jahrhundert selber begriffen hat, wie in der Natur und Geschichte, im Menschen und der Gesellschaft ein Etwas ist, welches sich der Erfassung durch die Sinne und der Analyse durch den Verstand entzieht; wie diese Werkzeuge der Menschen nur die Formen der Dinge ergreifen können, wie ihnen das Wesen immer entgeht, weil dasselbe nur von der Anschauung ergriffen werden kann; wie folglich weder Spiritualismus noch Materialismus die Wirklichkeit ausdrücken, wie weder Freiheit noch Nothwendigkeit, von einander getrennt, hinreichen die Menschengeschichte zu erklären; wie die Wirklichkeit zugleich Stoff und Form, Nothwendigkeit und Freiheit ist, und wie der Mensch sich dabei bescheiden muß diese Wirklichkeit nie anders als im Bilde zu schauen. Dieser neue Gesichtspunkt gab der Menschheit nicht etwa mehr Begeisterung, mehr Herzenswärme, mehr Uneigennützigkeit, wohl aber ein besseres Verständniß des Staates und seines Wachsthums, der Gesetze und ihres Werdens, der Sprache und ihrer Entwicklung, der Religionen und ihrer Geschichte, der Natur und ihrer Evolutionen. Aehnlich mit der Kunst. Der „Ausdruck" trat an die Stelle der Form in Malerei und Sculptur; das Ungefähre schlich sich in die Prosa wie in den Vers, wo früher feste Linien waren; die Lyrik aber wie alle subjectiven Kunstgattungen, die Musik vor Allen, gewannen eine Vertiefung, eine Erweiterung, eine Verfeinerung, die jenes einseitigere Zeitalter der Klarheit nicht einmal geahnt hatte. Allein der Einfluß dieses ungeheuren

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 15 von oben lies La Boëtie statt La Böotie.
„ 48 „ 4 „ „ „ der andere Kampf statt der Kampf, und Frankreich statt England.
„ 81 „ 4 „ unten streiche das Komma nach Einheit.
„ 96 „ 9 und 10 von oben setze Freiheitsbedürfniß nach Unabhängigkeitssinn.
„ 107 „ 8 von unten lies seiner kaiserlichen Correspondentin statt seines kaiserlichen Correspondenten.
„ 194 „ 4 und 5 von oben lies Oberhauses statt Oberherren.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 15 von oben lies La Boëtie statt La Böotia.
„ 48 „ 4 „ „ „ der andere Kampf statt der Kampf, und Frankreich statt England.
„ 81 „ 4 „ unten streiche das Komma nach Einheit.
„ 96 „ 9 und 10 von oben setze Freiheitsbedürfniß nach Unabhängigkeitssinn.
„ 107 „ 8 von unten lies seiner kaiserlichen Correspondentin statt seines kaiserlichen Correspondenten.
„ 194 „ 4 und 5 von oben lies Oberhauses statt Oberherren.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

---

ten Brink, Bernhard, Geschichte der Englischen Litteratur. Erster Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. gr. 8. VIII u. 470 S. Preis M. 8,00.

Jenaer Litteraturzeitung. Das Werk bietet, soweit es vorliegt, nicht nur eine ausgezeichnete Zusammenfassung der bisherigen Forschungen, sondern fügt denselben auch vielfach Ergebnisse eigener Untersuchungen des Verfassers hinzu. Es ist besonders lobend hervorzuheben, daß gewissenhaft geschieden wird zwischen dem, was sicher bewiesen ist, und dem, was mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit vermuthet wird.

Litterarisches Centralblatt. Dem Verfasser eignet eine seltene Objectivität, eine Höhe des geistigen Standpunktes, welche ihn befähigt, ganz verschiedenen Richtungen gerecht zu werden. Seine Gründlichkeit hindert ihm nicht, klar, fesselnd und geistvoll zu sein. Der gefällige, leicht verständliche Ausdruck, die häufig eingelegten, auch formell tadellosen Uebersetzungen altenglischer Gedichte verleihen dem Buche einen Schmuck, wie ihn die wenigsten besitzen.

Illustrirte deutsche Monatshefte. Das Werk ist das Ergebniß umfassender und gründlicher Studien, von einem der vorzüglichsten Gelehrten auf diesem Gebiete veranstaltet

Honegger, J. J., Kritische Geschichte der französischen Cultureinflüsse. gr. 8. XII u. 400 S. Preis M. 7,50.

Deutsche Rundschau. Das Werk ist mit Fleiß, selbständigem Denken und in tüchtiger gesunder deutscher Gesinnung zusammengestellt.

Europa. Eine Lektüre für den wissenschaftlich gebildeten Leser, den die leichte und lebendige Schilderung in hohem Grade fesseln wird.

Kinkel, Gottfried, Mosaik zur Kunstgeschichte. gr. 8. VIII u. 467 S. Preis M. 9,00.

Jenaer Litteraturzeitung. Das Mosaik, wie es der Verf. in seiner Essaysammlung bietet, besteht fast durchweg aus sehr edlen Steinen; von den elf Abhandlungen, aus welchen es zusammengesetzt ist, entbehrt keine der Echtheit der Originalität, noch des Lüstre eines formgewandten, stylistischen Schliffes, so daß sie nicht blos höchst belehrend, sondern auch äußerst anregend erscheinen.

Oppenheim, H. B., Benedikt Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie 1848—1870. Zweite wohlfeile Volksausgabe. 8. XIV u. 279 S. Preis M. 2,50.

Gegenwart. Wir erhalten in diesem Buche ein vollständiges Bild der parlamentarischen und politischen Entwickelung des letzten Vierteljahrhunderts, ein Bild, das dadurch, daß es sich um eine so mächtige Persönlichkeit gruppirt, außerordentlich an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewinnt

Sugenheim, Samuel, Aufsätze und biographische Skizzen zur französischen Geschichte. VIII u. 338 S. 8. Preis M. 4,50.

Inhalt: Der Widerruf des Edictes von Nantes und seine Folgen für Frankreich und Deutschland. — Die Französinnen auf den Thronen und an den Höfen Europas im Zeitalter Ludwig XIV. — Die Franzosen am Mittel- und Niederrhein im letzten Decennium des XVIII. Jahrhunderts. — Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, Herzog von Leuchtenburg. — Hieronymus Bonaparte und sein sechsjähriges Königthum Westphalen. — Die Elsässer und Lothringer unter den Feldherren Napoleon I.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Interessante Bilder mit vielem Detail, geschrieben auf Grund umfassender Monographien vielmehr als größerer Geschichtswerke, soweit eben für die neuere Zeit bis jetzt eine umfassende Benutzung von Quellenschriften möglich ist.

Litterarisches Centralblatt. Die vorliegenden Aufsätze, in welchen der Verfasser die Früchte einer reichen Belesenheit verwerthet und mitunter die Chronique scandaleuse mit Vorliebe zum Wort kommen läßt, eignen sich zur Lektüre auch für das größere Publicum.

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Sechster Band.

Zeitgenossen und Zeitgenössisches.



Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1882.



Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Sechster Band.

Zeitgenossen und Zeitgenössisches.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1882.

Zeitgenossen

und

Zeitgenössisches

von

Karl Hillebrand.



Berlin
Verlag von Robert Oppenheim.
1882.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Frau Enole Mendelssohn

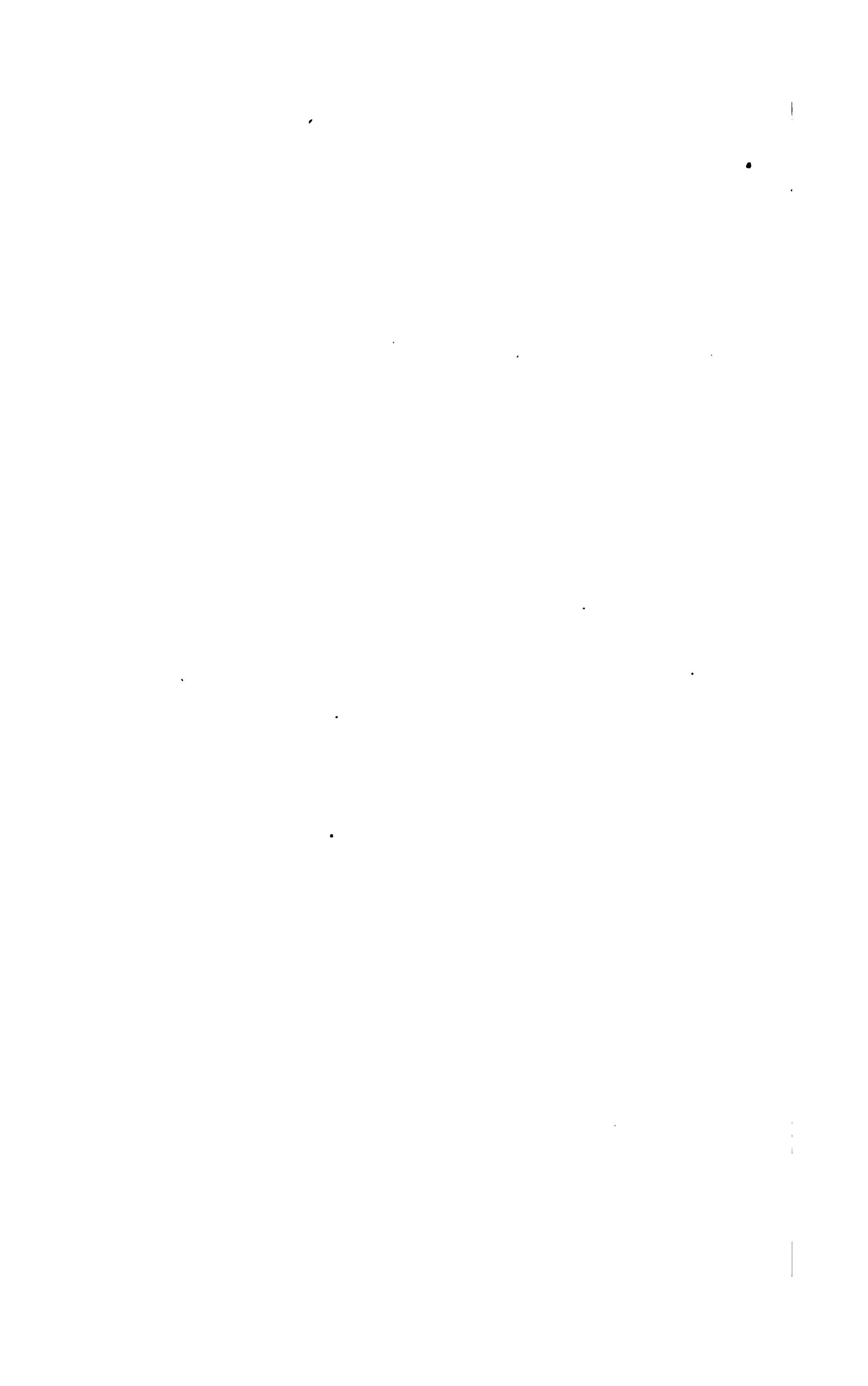
geb. Biarnès

in treuer Gesinnung und alter Verehrung

dargereicht

vom Verfasser.

Inhalt



I.

Zur Charakteristik Sainte-Beuve's.[1]

Sainte-Beuve war ein zu fleißiger Arbeiter, um viel Muße zum Schreiben von Briefen oder Tagebüchern übrig zu behalten, und sein Temperament, seine Gewohnheit, seine pecuniäre Lage erlaubten ihm nicht, seine Arbeiten im Pulte liegen zu lassen. Es ist also kaum zu verwundern, wenn sein literarischer Nachlaß fast ausschließlich in Schnitzeln besteht: doch sind es immerhin Späne eines köstlich edlen Holzes, und wir können dem treuen und einsichtigen Secretär des großen Kritikers nicht dankbar genug sein für die Mühe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, womit er alle diese Abfälle gesammelt und geordnet hat. Schon gleich nach dem Kriege veröffentlichte Herr Troubat eine vor der Katastrophe begonnene Sammlung von „Erinnerungen und Indiscretionen“ (1872), welche autobiographische Notizen von Sainte-Beuve'scher Genauigkeit enthielt: mehr kann man wol nicht sagen, um den Werth dieser Notizen zu bezeichnen. Eigene Erinnerungen des Herausgebers aus der letzten Lebenszeit

[1] C.-A. Sainte-Beuve. Correspondance 1822 — 1869 Drei Bände. Paris, Calmann Levy. 1877 — 1880.

seines Meisters vervollständigten das schätzbare Werk. Die kurz darauf (1873) erschienenen „Lettres à la Princesse“ (Mathilde) waren eine Enttäuschung für Viele. Alles ist bedeutend bei einem bedeutenden Menschen, und so macht es auch Vergnügen, zu sehen, wie Sainte-Beuve mit des Kaisers Cousine verkehrte, wie er seine Unabhängigkeit des Urtheilens sowohl als des Handelns zu bewahren wußte, wie er die hohe Verbindung benutzte, um Bedürftigen Gutes zu thun, auch um an höchste Stelle wohlgemeinte Warnungen gelangen zu lassen. Das rein Menschliche der Beziehung zwischen der dem Throne nahegestellten Frau und dem „literarischen Tagelöhner“ der Rue Montparnasse wirkt wohlthuend, weil beiderseits die Eitelkeit so wenig, als es in solchen Verhältnissen möglich ist, hineinspielt. Die Mehrzahl der Billets ist nichtsdestoweniger von untergeordnetem Werthe, und wenn schon ihre Veröffentlichung dem Menschen und Schriftsteller sicherlich keinen Eintrag gethan, so war sie doch auch nicht dazu gemacht, irgendwie bestimmend oder ändernd auf unsere Beurtheilung einzuwirken. Von weit größerem objectivem Gehalte war das Bändchen von Sainte-Beuve's Heften, („Les Cahiers de Sainte-Beuve“ 1876), eine Sammlung hingeworfener Gedanken und Beobachtungen ohne allen Zusammenhang: aber welche Fülle des Geistes und, was man auch zum Gegentheile sagen mag, des Gemüthes geht uns darin auf. Es ist unstreitig der positiv werthvollste Theil dieser posthumen Mittheilungen. Weniger interessant für Sainte-Beuve, aber von großer Wichtigkeit für die geistige Zeitgeschichte war der Band der Chroniques parisiennes (1876), anonyme Briefe, welche der vielbe-

schäftigte Schriftsteller in den Jahren 1843, 1844, 1845 an die Revue suisse in Lausanne schrieb: meist flüchtige literarische, oft auch politisch-religiöse Tagesneuigkeiten enthaltend, die über die néo-classische Reaction gegen die Romantik der dreißiger Jahre und den gerade damals wogenden Kampf zwischen Universität und Kirche viel Licht verbreiten; zugleich aber auch durch das, was ihnen abgeht, darthun, was noch, außer dem Gedanken und dem Wissen, nöthig war, um solche Meisterwerke wie die ausgearbeiteten Causeries du Lundi hervorzubringen, welche heute, in achtundzwanzig (beziehungsweise dreiunddreißig) Bänden gesammelt, in der Bibliothek jedes gebildeten Franzosen stehen.[1]

Ganz anderer Natur ist der vorliegende Briefwechsel Sainte-Beuve's, der von 1822—1869, dem Todesjahre des Kritikers, geht. Es sind, wie sich's bei Sainte-Beuve's angestrengter Arbeit denken läßt, keine in Muße und Stimmung, guter oder böser, con amore geschriebenen Plaudereien oder Erörterungen mit Freunden, wie z. B. Ampère's, Tocqueville's oder Lamennais' Briefe. Es sind fast alle, was ein Literat Geschäftsbriefe zu nennen berechtigt ist. Hunderte von unbekannten oder verkannten Dichterlein senden dem Kritiker ihre „Blumen" und „Blüthen" — es ist unglaublich, welch' ein reicher Frühling unter der prosaischen Winterdecke des modernen Frankreich

[1] Die übrigen, an's Scandalöse grenzenden Enthüllungen über Sainte-Beuve's Liebesleben, die noch außerdem erschienen, lassen wir hier billig unberücksichtigt. Sie bringen Nichts zur Charakteristik des Mannes und geben nur im Detail, was wir en gros schon wußten.

keimt —; und der vielbeschäftigte Mann antwortete mit französischer Urbanität und französischer Pünktlichkeit auf jede dieser Zusendungen; manchmal aus wahrer Theilnahme am armen Poeten, vielleicht auch hier und da — wer ergründet das Herz und prüft die Nieren? — um sich nicht ohne Noth Feinde aus allen Denen zu machen, deren Anliegen unbeantwortet geblieben wäre: war der „Fürst der Kritik" doch schon in Gefahr, sich Feinde die Fülle zu machen, wenn er Mitlebende laut beurtheilen und wahr bleiben wollte. Wahr blieb er aber bei aller Höflichkeit auch gegen die Zusender geheimer Dichtersünden. Er verstand sie zu ermuthigen, ohne ihnen zu schmeicheln, und zu entmuthigen, ohne sie zu verletzen. Gegen Solche, die schon durchgedrungen waren, wußte er sich zu vertheidigen oder ein warnendes Wort hören zu lassen. Als Mme. Louise Colet, Cousin's Freundin und die selbstgefällige Erzählerin ihrer Beziehungen zu Alfred de Musset, nicht müde ward, bei ihm um Artikelchen über ihre, übrigens stets von der Akademie — Cousin's Akademie — gekrönten Poesien zu betteln, bat er endlich ungeduldig um die einzige Gnade, „sie stillschweigend bewundern zu dürfen"; und dem talentvollen Baudelaire, der sein großes Talent so unverantwortlich mißbrauchte, führte er recht eindringlich zu Gemüthe, wie krankhaft seine Richtung sei, wie „pretiös sein Ausdruck, wie geperlt im Einzelnen, wie mit dem Gräulichen petrarchisirend" seine Weise sei. Reizend und wohlthuend sind die Briefe, in denen er sich mit frommen Seelen auseinandersetzt, ohne jede Spur von Heuchelei, ohne auch nur Eine Position seines negativen Glaubens aufzugeben, aber

voller Milde und Verständniß: „Sie sind unglücklich und bitten mich um Trost: ich möchte wol das Geheimniß besitzen, geehrter Herr, und in mir die lebendige Quelle haben; ich würde gewiß nicht geizig damit sein. Aber Sie müssen sie nicht bei uns Andern (Ungläubigen) suchen. Wenn man den Glauben und den Halt einer positiven Religion hat, so ist die Quelle allen Trostes schon so gut wie gefunden; wenn man nicht das Glück hat zu glauben, so ist das Uebel fast unheilbar . . . Verzeihen Sie, wenn ich so schlecht auf Ihre so unbefangenen und vertrauensvollen Fragen antworte; aber ich selber, wenn ich glaubte, es gäbe auf der Welt einen Poeten, der das Geheimniß hätte, das Sie suchen, ich würde ihn um das bitten, was Sie von mir verlangen; denn wie Sie, brauche ich, was tröstet; nur mache ich mir vielleicht weniger Illusionen und suche nicht mehr, da ich am Finden verzweifle, und weil ich überzeugt bin, daß die Religion allein jene Ruhe giebt, die vielleicht nicht das Glück ist, die aber hinreicht, wenn die erste Jugend vorüber ist." Noch weicher wird seine Stimme, wenn es gilt Unglückliche aufzurichten, die den Glauben verloren haben, den man nicht wiederfindet. „Fahren Sie fort zu singen und zu leiden," schreibt er einem jungen Dichter; „es ist der edelste Zustand einer sterblichen Seele. Leiden ohne zu singen ist gar zu traurig. Singen ohne zu leiden, das ist Sache der Kehle. Aber weder singen noch leiden, sondern ohne Heiterkeit glücklich sein, das ist das Loos der Vielen, denen „das Fett der Erde" beschieden ist.

Viele Briefe der Sammlung beziehen sich auf Geschäfte, Herausgabe von Werken, wie z. B. alle die an

Gräfin Christine de Fontanes gerichteten, worin er die Veröffentlichung der Werke ihres Vaters bespricht und worin er mehr als einmal Gelegenheit findet, seine literarische Unabhängigkeit und Gewissenhaftigkeit an den Tag zu legen, auf die Gefahr hin, sich mit der Dame zu entzweien und, was mehr gewesen wäre, die Frucht langer Arbeit aufzugeben. „In allen Dingen will ich nachgeben, nur nicht in Dingen der Feder, wenn ich einmal geglaubt habe, (das Richtige) gesagt zu haben." Und er führt ihr an, wie's ihm mit der Herzogin von Rauzan, der Tochter von Mme. de Duras, wie mit J. J. Ampère gegangen, denen gegenüber er auch sein Recht gewahrt, mit Schonung und Tact die Schatten in den Bildnissen ihrer Eltern anzubringen. Es bedurfte nicht dieser Beweise, um das unbestechlichste literarische Gewissen, das vielleicht je da gewesen, in's rechte Licht zu stellen. Wer Sainte-Beuve persönlich gekannt, oder auch nur aufmerksam seinen Schriften gefolgt, hat ihm nie laut oder auch nur stillschweigend vorgeworfen, daß er eine Zeile gegen besseres Wissen und Gewissen geschrieben, um einen Vortheil zu erlangen, einen Gefallen zu thun, eine Rache zu üben.

Eine große Anzahl der Briefe enthalten Auseinandersetzungen mit gewesenen Freunden, mit Ministern oder kritisirten Autoritäten. Sie sind bei Weitem die interessantesten Beiträge zur Kenntniß des Mannes, welche die Sammlung enthält, und zeigen die stolze Unabhängigkeit des Vielverleumdeten im schönsten Lichte, eine Unabhängigkeit und ein Würdegefühl, die freilich zuweilen in Empfindlichkeit ausarten: allein unter allen Empfindlichkeiten ist wohl die berechtigtste die eines Menschen, der

sich durchaus bewußt ist, nur der Wahrheit gedient und stets ganz uneigennützig gehandelt zu haben, während man nicht aufhört, ihm die hämischsten Absichten bei jeder seiner Handlungen unterzuschieben. Wenn ich aber von den „Handlungen“ rede, so muß das nicht im Sinne der öffentlichen Handlung verstanden werden. Die Correspondenz keines „Handelnden“, der, nach Goethe, ja immer „gewissenlos“ ist, könnte eine solche Ehrenrettung constituiren, als dieser Briefwechsel eines Beschauenden, der nur zeitweilig gegen seinen Willen sich zum Handeln bequemen muß. Die hier zuerst bekannt gewordenen Briefe an Villemain, Cousin, S. de Sacy, Duruy, Rouher u. s. w. erklären uns gar Vieles in diesem oft so falsch beurtheilten Leben, und zusammengehalten mit den leider nicht zahlreichen Jugendbriefen, erlauben sie uns, fast die ganze Lebensgeschichte des Mannes wiederherzustellen, die äußere wie die innere: jene die einfachste, diese die verwickeltste der Welt.

Es wäre ein dankbarer Vorwurf, diese doppelte Lebensgeschichte mit einiger Ausführlichkeit zu erzählen; sie würde den besten Commentar zu den Schriften bilden, die dessen zwar nicht bedürfen, aber doch unter solcher Beleuchtung einen Reiz mehr bekommen würden. Eine solche Erzählung aber müßte, um ihren Zweck zu erreichen, äußerst eingehend alle Einzelheiten berühren, um dieser so nuancirten Erscheinung gerecht zu werden. Da dies nun die Verhältnisse eines Aufsatzes nicht gestatten, so möge man mir erlauben, nur den Gesammteindruck andeutend wiederzugeben, den der gewordene Sainte-Beuve auf Unbefangene hervorbrachte und durch seine Werke her-

vorzubringen fortfährt. Einige Rückblicke auf den Werdenden, wie sie uns die Briefsammlung eröffnet, sollen nur einzelne Punkte in dem öffentlichen und dem Privatleben Sainte-Beuve's erhellen, zwei Seiten, die sich schwerer als bei irgend Jemand bei diesem durchaus Einen und durchaus Wahren auseinander halten lassen: denn Sainte-Beuve's ganzes Dasein, sein innerstes wie sein äußeres ging im Schriftsteller auf; und — er hat nie eine Rolle gespielt. Er war stets derselbe auf dem Lehrstuhl und am Schreibepult, vor den Hausfreunden und gewiß auch vor sich selber. Aber Einheit und Wahrheit sind nicht gleichbedeutend mit Einfachheit und Klarheit. Sainte-Beuve's Natur war keineswegs eine einfache und durchsichtige, wie z. B. die Victor Hugo's oder Thiers'. Sie war im Gegentheil die verwickeltste, schillerndste, unfaßbarste, die man sich denken kann; und die faculté maitresse ist nicht der Sesamschlüssel, der alle Kammern dieser labyrinthischen Gemüther öffnete, aber alle Schattirungen und Abstufungen einer so feinen und reichen Organisation wollen, wenn man keinen falschen Eindruck nach Hause bringen will, gleicher Weise erfaßt sein, von welcher Seite man sich auch dem Gegenstand nähern mag: denn wo und wie diese complicirte Menschennatur auch thätig war, alle ihre Federn und Räderchen setzten sich stets zugleich in spielend-zitternde Bewegung.

I.

Selten hat ein Mann mehr Feinde gehabt, selten ist ein Schriftsteller verschiedener beurtheilt worden — ver-

schiedener je nach den Kreisen und den Zeiten, aus denen heraus die Urtheile gefällt wurden — als Sainte-Beuve. Dazu hat die Natur des Mannes wol ebensoviel beigetragen als die Lebensthätigkeit, die er gewählt und der er, mit kurzen Unterbrechungen, bis an sein Ende treu geblieben.

Die unverwüstliche Wahrhaftigkeit, welche ich als den Grundzug seines Wesens bezeichnet habe, ist ihm besonders gefährlich geworden: er konnte es nicht über sich bringen, seine Meinung nicht auszusprechen, selbst wenn sie mit der öffentlichen Meinung in schroffem Gegensatze stand oder Personen verletzen mußte. Er vermochte es nicht, sobald sein außerordentlich entwickelungsfähiger und vorurtheilsloser Geist eine andere Richtung genommen, diese neue Richtung klug zu verbergen, oder sobald er eine neue Seite an einem Menschen oder einer Sache entdeckt, seine Entdeckung für sich zu behalten und sich so den Ruf der Folgerichtigkeit zu bewahren. Die öffentliche Meinung aber verzeiht Jemandem nicht leicht, klüger sein zu wollen, als sie ist; Personen, welche verletzt werden, geben nicht gern zu, daß unpersönliche Beweggründe das verletzende Urtheil bestimmt haben können; und starre oder früh geronnene Geister sehen meist nur Schwachheit und Unsicherheit in jedem Wandel der Überzeugung. Sainte-Beuve lebte innerlich das ganze Leben des Jahrhunderts mit und rang sich nur langsam zu der Höhe über demselben durch, auf dem er gegen Ende seines Daseins stand. Allein er hatte von früh auf den Instinct, der ihn aus der ihn umgebenden Welt von Gedanken und Empfindungen hinauszog; nur war er oft zu unsicher und schwach, hatte er

zu wenig Selbstvertrauen, um ihm resolut zu folgen: immer wieder ließ er sich zurückreißen in die Strömung der Zeit. Erst als er endlich nach vielem Rudern und Schwimmen sich auf das Ufer geflüchtet, begann auch die Welt einzusehen und zuzugeben, daß der Unvorsichtige sich stets ernstlich bemüht hatte, den Fluß, in dem er lebte, so zu sagen von Außen zu betrachten und zu beurtheilen. Es hat in der That nur einen Augenblick im Leben Sainte-Beuve's gegeben, wo er so ziemlich von Allen — mit Ausnahme der frommen Eiferer natürlich — als das anerkannt ward, was er war: das geschah kurz vor seinem Tode und zwar nicht nur aus Gründen der Billigkeit und des Verständnisses.

Es ist eben ein gefährliches Geschäft, Jahre lang ab und zu über Zeitgenossen zu reden, mit denen man auch, ob man wolle oder nicht, zusammen leben muß in Ländern wie Frankreich und England, wo das Geistesleben concentrirt ist; es ist besonders gefährlich, wenn man stets nur die Wahrheit sagen und sich nicht an der Oberfläche genügen lassen will. Kein Wunder, wenn Sainte-Beuve, „sei's indem er von den Einen schwieg, sei's indem er zu frei von den Anderen redete, sich eine Menge Feinde in den hohen und niederen Gegenden des Schriftthums schuf." Auch Mignet hat alljährlich das Bildniß eines berühmten Zeitgenossen gezeichnet; aber er wählte mit der berechtigten Klugheit und der Rücksicht, die wir Tact zu nennen pflegen, nur Verstorbene, und er hielt sich an die öffentliche Erscheinung: er zeichnete die Weltschauspieler auf der Bühne, in ihrer Rolle, im Costüme, das sie angelegt. Sainte-Beuve wollte sie hinter den Coulissen sehen, im Schlafrock,

und sie zeigen, wie er sie gesehen. Es wäre sehr ungerecht, wollte man in jenen akademischen Bildnissen nur Lüge sehen: auch die so zu sagen amtliche Erscheinung eines Menschen, in welcher er gehandelt und geschrieben, ist wahr; ja Goethe meint einmal, nur diese Seite des Menschen gehöre der Welt und folglich auch ihrem Urtheile an. Höchstens könnte man sagen, der Maler habe Unrecht gehabt, den inneren Menschen, soweit er sich auch in dem äußeren verräth, nicht genugsam angedeutet zu haben. Dieser Vorwurf der Einseitigkeit trifft aber auch, obschon in minderem Grade, die andere Behandlungsweise, und sie wird bei Sainte-Beuve nur dadurch gerechtfertigt, daß zu seiner Zeit und in seinem Volke jene Rolle so oft und so ungebührlich den darunter steckenden Menschen in Vergessenheit bringt. „Wie," ruft er ärgerlich in einem dieser vertrauten Briefe aus, „ich sollte in Fontanes nur den höflichen, würdigen, eleganten, frommen Großmeister sehen und nicht den lebhaften, heftigen, schroffen, sinnlichen Menschen, der er war? Wie? la Harpe soll uns ein Mann von Geschmack sein, ein beredter Lehrer auf seinem Athenäumskatheder, und nicht der Mann, von dem Voltaire sagte: Der Kleine wird wild. Und, in der Gegenwart . . , lebe ich nicht fünfunddreißig Jahre Villemain gegenüber, einem so großen Talent, einem so schönen Geist, so ausgestattet und beflaggt mit edelmüthigen, freisinnigen, menschenfreundlichen, christlichen, civilisatorischen und anderen Gefühlen, und dabei der schmutzigsten Seele, dem hämischsten Affen, der je gelebt! Was soll man denn am Ende thun . . . Soll man in alle Ewigkeit seine edlen, erhabenen Gefühle loben, wie man's unveränderlich um

ihn her·thut und wie's das Gegentheil der Wahrheit ist? Soll man Düpe sein und die Anderen düpiren?" Man lese den reizenden Brief im Original zu Ende (I. S. 315 u. ff.): er gibt den Schlüssel zu gar Manchem im Schriftsteller und Menschen, das nicht ganz klar scheint. Sainte-Beuve wußte sehr wohl, daß auch in Frankreich die ausgezeichnetsten unter den thätigen Menschen ganz in ihrem Amte aufgehen, bei ihnen also die Trennung des Richters, Lehrers, Priesters vom Menschen durchaus unstatthaft ist; und diesen ward er auch gern gerecht, obschon selbst bei ihnen das Bischen Amtsmiene, das denn doch immer angenommen wird, ihn mehr als billig belästigte. Dann aber legte der Kritiker in seinem Eifer, auf den wahren Grund des Menschen zu gelangen, auch oft viel zu viel Gewicht auf Aeußerungen und Handlungen, die einem öffentlichen Charakter in unbewachter Stunde entschlüpft sein mochten. Gar Mancher sagt und thut im Privatleben Etwas, das ihm die Laune und der Augenblick eingiebt und das eigentlich gar nicht er selber ist; während er nur druckt oder öffentlich thut, wofür er sich bewußt ist die ganze Verantwortlichkeit vor seinem Gewissen und der Welt übernehmen zu können, d. h. was er als seine innerste Ueberzeugung erkannt zu haben glaubt. Dies zu verkennen ist aber nun einmal eine fast unvermeidliche Folge der ganzen Methode, welche Sainte-Beuve in die Kritik eingeführt, und deren Werth oder Unwerth hier, wo wir's nur mit dem Menschen, nicht seinem Werke, zu thun haben, zu erörtern nicht am Platze ist.

Niemand kannte besser als Sainte-Beuve die Grenzen seines Geistes, seiner Bildung, seines Charakters und

Temperaments; aber er würdigte nicht immer gleichermaßen die Grenzen der Außenwelt, welche das Recht hat, sich die Prüfung und Beurtheilung zu verbitten, wenn sie diese Grenzen überschreiten. Nie sprach Sainte-Beuve von Naturwissenschaften oder von Kunst, selten von Politik und Philosophie; die schöne Literatur und die Religionsgeschichte, vor Allem aber der Mensch, der darin zu Tage tritt, blieben seine fast ausschließliche Domäne. Nie suchte er eine politische Rolle zu spielen, und obschon er sich öfter auf das Katheder verirrte, stieg er doch immer wieder herunter, so bald er inne wurde, daß der Lehrstuhl nicht der Platz war für seine Art der Literaturbehandlung. Auch die Gesellschaft mied er stets, da er wußte, „das sicherste Mittel, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren ... bestehe darin, sich so fern als möglich von den Menschen zu halten.“ Dagegen trat er in seinen Schriften den Menschen oft mit seinem „Scalpel“ — das Wort ist von ihm — zu nahe und vergaß, daß auch die Vivisection ihre Schranken hat. Wollte er sich nicht dabei begnügen, aus den Werken und Thaten längst Dahingegangener ihr wahres Wesen zu ergründen und wiederherzustellen, wie er es so meisterhaft verstand, so hätte er besser, wie Saint-Simon, nachzulassende Denkwürdigkeiten über die Mitlebenden für die Nachlebenden geschrieben, anstatt jenes historische Verfahren auch auf seine persönlichen Bekannten bei Lebzeiten anzuwenden. Ohne es zu wollen, mußte er das Privatleben hineinziehen, auch wenn er keine Thatsache desselben anführte. Sainte-Beuve hält sich bei Beurtheilung Lamartine's streng an die von dem Dichter selbst veröffentlichten Documente, mehr als wenn er von

Lafontaine spricht, für dessen Porträt er alle Züge besitzt, die ihm Denkwürdigkeiten und Briefwechsel der Zeit bieten: aber man fühlt doch, die persönliche Kenntniß Lamartine's des Menschen hat die Charakteristik Lamartine's des Schriftstellers mehr als billig beeinflußt. In dieser Beziehung hätte Sainte-Beuve mehr Enthaltsamkeit üben können: allein auch das hängt mit seiner Natur und Weltanschauung zusammen: er hätte eine solche Zurückhaltung für eine Art Feigheit gehalten.

Sainte-Beuve war durch und durch Pariser und Literat. Seine ganze Existenz seit dem vierzehnten Lebensjahre — er war 1804 geboren — spielte sich mit kurzen Ausnahmen (1838 in Lausanne, 1848 in Lüttich) an der Seine ab. Paris ist nun aber für die Schriftstellerwelt wie ein großes Convict, etwa was ein Palast für Höflinge, ein Schiff für Amerikareisende, ein Kloster für Mönche und Nonnen sein soll: man kann sich nicht ausweichen, selbst wenn man möchte; man ist gezwungen, ausschließlich mit Concurrenten zu leben; und dies gezwungene Zusammenleben bringt alle von der Civilisation zurückgedrängten schlimmen Instincte des Menschen wieder auf die Oberfläche: er wird gerade in einem so künstlich hergestellten Organismus wieder primitiver; der Kampf um's Dasein wird wieder ein unmittelbarer: man reißt sich „die Schüssel vor dem Munde" weg, wie Sainte-Beuve hier einmal Cousin in's Angesicht vorwirft. Brodneid und Schadenfreude zeigen sich hier unverhüllt: und gar schwer wird es Einem darin, sich selbst Recht zu verschaffen, ohne wie die Anderen zu den Waffen der Rohheit, Gewalt, List, Heuchelei, Schmeichelei u. s. w. zu greifen.

Nur ganz feste Charaktere, die genau wissen, was sie wollen, ein sicheres Gefühl der Würde haben, oder solche, die einfach ihre Tagesaufgabe erfüllen, ohne nach rechts oder links umzusehen, vielleicht auch wirklich nicht sehen, was sich vor ihren Augen zuträgt, kommen dabei leidlich zu ihrem Rechte, ohne den Anderen zu nahe zu treten. Das ahnte ein Tocqueville wohl, wenn er sich, wie einst Montaigne und Montesquieu, fern von der Hauptstadt eine ruhige Landexistenz gründete; das sah Mérimée sehr deutlich, als er sich früh von der Literatenwelt zurückzog und fast ausschließlich in den vornehmen Kreisen der eleganten und politischen Welt verkehrte: hätte er von früh auf gleiche Ziele mit diesen verfolgt, er wäre klug genug gewesen, sich in die Literatenwelt zu flüchten. Sainte-Beuve war nicht der Art. Seine Natur war eine feinfühlende und feindenkende, aber keine vornehme und keine kräftige. Der so gute, so wahrheitsliebende, so unabhängige Mensch war in einem Sinne doch nie so recht eigentlich, was der Deutsche, der nur die eine Bedeutung des Wortes kennt, einen Gentleman nennt. Im Grunde blieb noch immer Etwas vom carabin, dem studiosus medicinae, in ihm, der er einige Jahre gewesen war; und wie sich junge Mediciner am wohlsten fühlen unter Kameraden, sei's in der Kneipe, sei's im Amphitheater, so war Sainte-Beuve eigentlich ganz in seinem esse nur am Montagstische bei Magny, wo die „Kameraden“ der Schriftstellerwelt sich einzufinden pflegten, oder zu Hause am Schreibtische, wenn er einen Schriftsteller psychologisch secirte. Die Schriftsteller, die nicht in die Kneipe gingen, oder gar sich als Dandies geberdeten, erschienen ihm leicht

wie Kameraden, die affectirt waren; wie aber die Studenten unter sich nicht leicht eine Affectation dulden, so fuhr er sein Leben über fort, sie unbarmherzig anzugreifen, wo er ihr nur begegnete, indem er fast vergaß, daß man nicht mehr auf der Hochschule war und daß im thätigen, wirkenden Gemeinleben — sei's nun Staat oder Kirche, Armee oder Gesellschaft — bestimmte Costüme und Rollen und Conventionen und Einseitigkeiten nothwendig werden. Dabei konnte er es doch nicht über sich bringen, eben weil er im Grunde eine schwache Natur war, die des Anschlusses an Andere, der Wirkung auf Andere bedurfte, und der Versuchung mit Anderen „anzubinden" nicht widerstehen konnte, sich ganz zu isoliren, auf das Studium der Vergangenheit zu beschränken und die Gegenwart gewähren zu lassen. Die schonungslose Weise, wie er z. B. nicht müde ward Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo ihre bunten Lappen abzureißen, die Empörung gegen Cousin, Villemain u. A. hat in diesem Kitzel und in jenem fast persönlichen Hasse gegen alles Falsche ihren letzten Grund. Ein wenig Schadenfreude mischte sich auch in's Wahrheitsbedürfniß und in's Gelüste einzugreifen: und sie trug natürlich nicht wenig dazu bei, ihm so viele Feinde zu erwecken.

Diese Feinde nun wußten sich Anhang zu verschaffen, indem sie sich an die Parteileidenschaften wandten, die im Frankreich dieses Jahrhunderts ja so mächtig lodern, wie im Frankreich der Ligue und der Hugenotten. Nichts aber ist mehr dazu angethan, die Parteileidenschaft zu reizen, als die Unparteilichkeit, und die besaß Sainte-Beuve im höchsten Grade. „Wer Partei sagt, sagt Opfer

der Wahrheit und der Richtigkeit des Urtheils, wie auch vollkommener Billigkeit," schrieb er einst an Sacy und sprach damit seinen innersten Gedanken aus. Die öffentliche Meinung ist überall aus Einem Stück, mehr als irgendwo in Frankreich. Sie sieht keine Schattirungen, fragt nicht nach den Motiven, kennt nur ihre eigene augenblickliche Leidenschaft. Sainte-Beuve im Gegentheil senkt seine Sonde in alle Tiefen und Untiefen der menschlichen Natur, prüft, vergleicht, wägt ab, sieht die kleinste Nüance und trägt ihr Rechnung. „Ein solcher Geist," sagt selbst der nicht leicht wohlwollende Philarète Chasles von ihm, „muß ganz besonders die Menschen beunruhigen und reizen, die nur Eine Idee haben, diejenigen, die ihrer Sache sicher sind." Diesen nun gelang es denn auch, den Unabhängigsten aller Menschen als einen Augendiener der Tyrannei darzustellen, ihm die rohesten Beleidigungen seitens der Menge zuzuziehen. Der Mann, der, als 1830 seine ganze Kameradschaft sich einflußreiche und einträgliche Stellen zu verschaffen wußte, allein leer ausging, weil er zu stolz zum Betteln war, der Mann, der bis in sein sechsunddreißigstes Jahr, zwei Jahre ehe er in die Akademie aufgenommen wurde, zwei Studentenzimmerchen — zu 27 Franken, Frühstück miteinbegriffen! — bewohnt, der eine Stelle aufgegeben, weil sie ihm eine Sinecure schien, in der er nicht genug für seinen bescheidenen Gehalt zu arbeiten habe, der zwei Mal und noch jung, das Kreuz der Ehrenlegion ausschlug, das den meisten Franzosen, auch den freiesten, als der höchste Lebenspreis oder als die unentbehrlichste Anerkennung gilt; der Mann, der seit 1830 kein Wort über Politik geschrieben, nie den Fuß in die

Tuilerien gesetzt hatte, ward 1848 beschuldigt, im geheimen Solde Louis Philippe's gestanden zu haben, bis sich dann endlich herausstellte, daß 100 Franken — sage hundert Franken — für eine Reparatur seines Kamins in der Bibliothèque Mazarine ausgegeben worden, wo er Conservator war. Er reichte sofort seine Entlassung ein, um wieder ausschließlich von seiner Feder zu leben.[1] Auch das half ihm wenig. Diese Generation begriff nun einmal einen Menschen nicht, der sich nicht in die Bande der Partei — litterarisch, politisch und religiös — schlagen ließ, der ein Interesse an den theologischen Fragen des 17. Jahrhunderts nehmen konnte und doch ein Freidenker zu sein behauptete, ein Liberaler, der den Parlamentarismus nicht bewunderte, ein Romantiker, der den König der Romantik zu kritisiren wagte. Wer es unternahm, sich vom Kampfe fern zu halten, um Kampf und Kämpfer ruhig zu betrachten, galt als ein Feind beider Lager. Man fühlte seine geistige Ueberlegenheit und suchte sie zu verkleinern, indem man die Berechtigung der Unparteilichkeit und Unthätigkeit bestritt, so lange das Haus in Flammen stehe: — als ob Frankreich nicht immer in Flammen stehe seit einem Jahrhundert.

Noch heftiger wurden die Angriffe gegen den Mann, der es wagte, nicht etwa in lauten Worten, aber doch durch seine stille Handlungsweise, den Staatsstreich vom 2. December für kein Verbrechen, Napoleon III. nicht für

---

[1] Siehe den herrlichen Brief vom 4. Dec. 1866 an E. Berjot (Bd. II. 106 und ff.), wo er seine Stellung gegenüber den Kameraden von 1830 auseinandersetzt, die ihn allein leer an der Beute ausgehen ließen.

einen Raubmörder, ja sogar die zeitweilige Dictatur für wohlthätig zu erklären. Nicht als ob Sainte-Beuve sich nun plötzlich in die Politik gemischt hätte, aber er schrieb seine literarischen Essays erst in eine dem Prinz-Präsidenten ergebene, dann sogar in die amtliche Zeitung, und er nahm eine Professur am Collège de France an; auch hatte er in der Privatunterhaltung seiner Dilettantenansicht kein Hehl. Es fand sich aber, daß er nächst Mérimée und Nisard der einzige bedeutende Schriftsteller Frankreichs war, der derlei Ansichten hegte; denn Renan, Taine und Andere waren damals noch allzujung; sie näherten sich erst später dem Kaiserthum und zwar über die demokratische Brücke des Prinzen Napoleon. Die alte Aristokratie der Literatur, die unter Louis Philipp hohe Staatsämter erobert oder nur im Parlamentarismus ihre Verwendung finden konnte, blieb natürlich orleanistisch und ein attisch ironischer Aufsatz St. Beuve's, „les, regrets" hatte die Schmollenden um so mehr gegen ihn aufgebracht, als sie wenig dagegen zu erwidern hatten. Die Jüngeren waren, wie immer in Frankreich in der Opposition aus Opposition: so hatte es die Jugend von 1820 gehalten, so die von 1840, so glaubte sich's die Jugend von 1860 verpflichtet zu halten. Auch Nisard entging nicht ganz dem Loose Sainte-Beuve's; seine Vorlesungen gaben Anlaß zu lärmenden Studentenscenen, wie die Rossi's, Lenormant's, Lerminier's, Renan's und so vieler Anderer seit 1830, wo die Schulknaben zum ersten Male als bestimmende Autorität in's öffentliche Leben Frankreichs eindrangen, als welche sie seitdem von hervorragenden Geistern bestätigt worden; aber da Nisard sich doch meist in der

Professorensphäre hielt, selten in die Arena des literarischen Journalismus herabstieg, nie Mitlebende sich zu beurtheilen unterfing, vor Allem aber nie die Frommen gegen sich aufbrachte, so blieb er doch verhältnißmäßig verschont von der Volksmißgunst. Mérimée seinerseits hatte sich, wie gesagt, schon früh von der geräuschvollen Schaar der Romantiker getrennt, in die eleganten Kreise gerettet, die seinem Wesen so zusagten, überhaupt allem Streit, ja aller Oeffentlichkeit fern gehalten: ihn, der die vielleicht bleibendsten Schriftwerke des Jahrhunderts schuf, kannte die rohe Menge nicht einmal dem Namen nach, und den mönchischen Aufwieglern der clericalen Presse bot er weislich nie die Flanke, obschon sie ihn wol als ihren verachtungsvollsten Widerpart kannten. Sainte-Beuve dagegen schrieb allwöchentlich in ein Tagesblatt; er war neckisch-herausfordernd und zugleich nervös-empfindlich: es duldete ihn nicht, eine anerkannte Wahrheit für sich zu behalten, namentlich wenn er früher anders geurtheilt hatte und nun der Welt zeigen zu müssen glaubte, daß er hinter die Wahrheit gekommen sei, daß z. B. Victor Hugo, den er als Jüngling so sehr bewundert, doch eigentlich ein recht pauvrer Rhetor sei. Ueberhaupt hing ihm seine Jugend lange, ja sein ganzes Leben nach. Er hatte damals, arm wie er war, mißtrauisch in sein eigenes Talent, zum Aufblicken geneigt, eine etwas untergeordnete Stellung hingenommen. Nun nahm er wohl gerne, ohne sich selber davon Rechenschaft abzulegen, seine Revanche, nachdem er seine Bahn gefunden, Zutrauen in seine Kraft bekommen, zu Ansehen gelangt war. Das rechnete man ihm, so natürlich es war, gar hoch an. Auch verzieh

man ihm nicht, aus der Jugendlüge — Selbstlüge wohlverstanden — erwacht zu sein, während man selber darin befangen blieb, etwa wie die Lavater, Stolberg und Jacobi es Goethe nie vergessen konnten, kein Gefühlsschwärmer noch Stürmer und Dränger geblieben zu sein. Und Goethe hütete sich doch wohl, seine ehemaligen Irrthumsgenossen coram populo aufklären zu wollen, wie Sainte-Beuve, der ihnen stets bis auf den Grund zu kommen suchte.[1]

In jedem Menschen sind eben doch immer mehrere Menschen, und Sainte-Beuve kam erst spät dazu, sie alle zugleich gewahr zu werden. Es kam ihm oft vor in einem seiner Studienobjecte erst den Einen, dann den Andern, endlich den Dritten zu entdecken und mit naiver Forscherfreude seine Entdeckung sofort dem Publicum mitzutheilen. Wenn nun die zwei oder mehr Seelen, die in einer Brust wohnten, sich zu widersprechen schienen, wie es doch wohl zu Zeiten kommen mag, so hieß es natürlich, er, der Psycholog, widerspreche sich. Und doch! wie tolerant war er stets für solche Doppelnaturen, selbst wenn die verschiedenen Seiten sich nacheinander statt nebeneinander entfalteten: nur beanspruchte er das Recht, sich zu verwundern, wenn Männer wie Lamennais, „welcher noch den Tag vorher mir und den Andern in einem Sinne predigte (denn ein Priester predigt immer), mir nun plötzlich am folgenden Tage im entgegengesetzten Sinne predigt.“ Ein Anderes kam bei Sainte-Beuve hinzu: Er wagte erst spät er selber zu sein, eben, weil es ihm an Selbstvertrauen

[1] Siehe seine eigene Erklärung der Halbheit, deren er sich eine Zeit lang gegen die alten Freunde schuldig machte, Bd. III. S. 224 und ff.

fehlte und er eine zum Bewundern geneigte Natur war, die in jedem bedeutenden Menschen, heute in Victor Hugo, morgen in A. de Vigny, immer nur die Seite sah, auf der ihn dieser Mensch überragte. So ließ er sich, mehr als man glauben sollte, von der Meinung Anderer imponiren, namentlich in seiner Jugend und ließ, wenn nicht gegen sein besseres Wissen, so doch gegen sein besseres Gewissen, seinen eigenen Eindruck zurücktreten, um das Urtheil Anderer anzunehmen; da er aber von Anfang an ein Prüfer war, der auf Niemandes Worte blindlings schwur, so legte er sich solche von Anderen angenommenen Urtheile zurecht, suchte sie vor sich und den Lesern zu begründen. Kam dann mit der Zeit die eigene Ansicht doch wieder in den Vordergrund, so mußte er urbi et orbi anzeigen, daß sein Instinct sich doch nicht getäuscht und warum seine „erste Regung“ die richtige war. So ward ihm gerade die Aufrichtigkeit als bewußte Falschheit getadelt. Man sagte von ihm, „er sei nie seiner Meinung;“ und wenn er gar tactlos, oder soll ich sagen redlich, genug war, der Welt die Revision seiner Auffassung von ehemaligen Freunden mitzutheilen, so schrie Alles über Verrath, Apostasie, im besten Falle Boshaftigkeit. Nun berührte ihn das, da er sich des lautersten Wahrheitsbedürfnisses, vollster Uneigennützigkeit bewußt war, sehr tief, und er suchte sich wenigstens auf dem Privatwege zu vertheidigen; denn er lernte erst sehr spät die Weisheit Thiers', der meinte, einem alten Regenschirm, auf den schon so viel geregnet, dürfte ein Tropfen mehr oder weniger Nichts ausmachen. Die Correspondenz Sainte-Beuve's ist voll solcher Selbstvertheidigungen und Aus-

einanderſetzungen, in denen man ſpürt, wie tief die Wunden waren, welche ihm derlei Anklagen ſchlugen. Die Böswilligen aber ſpüren meiſt mit wunderbarer Sicherheit die Empfindlichen heraus und machen ſich ein ausgeſuchtes Vergnügen daraus, ſie zu martern.

So ward denn Sainte-Beuve ein beſonders beliebtes Qualopfer der tugendhaften Oppoſition; und während man ganz natürlich fand, daß der Sänger der „Odes et ballades“ bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre Thron und Altar mit einem Lyrismus der Gläubigkeit und der Unterthanentreue beſang, deſſen Diapaſon kein anderer Hofdichter der Zeit erreichte, um dann ein Freund der conſtitutionellen Monarchie zu werden, nach erlangtem Sitze in der Pairskammer aber und namentlich nach nicht erlangtem politiſchen Einfluß, der Juliregierung wieder den Rücken zu kehren und ſeine Muſe dem Napoleonismus zu weihen, daß er im Jahre 1848 ein Mann der „Ordnung“, ein Anhänger Cavaignac's und der gemäßigten Republik wurde und nach dem 10. December ſich dem Prinz-Präſidenten, Louis Napoleon, näherte, um dann endlich, als dieſer ihn nicht verwenden konnte, in maßloſeſte Oppoſition und in die Geſellſchaft der äußerſten Linken überzugehen — während man alles das bei dem eitlen Manne, der immer nur ſich ſelbſt ſah und jeder niederen Volksleidenſchaft ſchmeichelte, um ſein Selbſt zu fördern, ganz ſchön fand, ſo ward Sainte-Beuve als eine feile Bedientenſeele dargeſtellt, die ſich dem glücklichen Abenteurer verkauft habe, als ein feiger Bravo, der unterm Schutze der Polizei ſeine vergifteten Geſchoſſe gegen ſeine und Auguſtus' catoniſche Feinde ſchleudere. Und warum

das? Er hatte den Kaiser — wenigstens bis 1857 — nie persönlich gesehen, wie er früher nie Louis Philipp gesehen hatte[1]; er schrieb jetzt so wenig wie damals ein Wort über Politik in die Zeitungen, stand mit keinem der kaiserlichen Minister in irgend welcher Verbindung und fristete sein Leben von redlicher, angestrengtester Arbeit. Niemand war weniger blind für die Machthaber als er: immer und immer wieder in diesen Briefen und in jenen an die Prinzessin klagt er über die Mißgriffe der Regierung; Niemand war hohem Einfluß weniger zugänglich: Als man ihm anlag über des Kaisers „Julius Cäsar" zu schreiben, ihm, dem Unbemittelten und Stellungslosen, einen Sitz im Senat in Aussicht stellte, wenn er sich dazu verstehen wollte, antwortete er: „ich will Cäsarn nicht schmeicheln — Cäsar ist nicht hochherzig: er verbietet die Geschichte der Prinzen Condé des Herzogs von Aumale"; und als er sich später doch zu dieser Kritik herbeiließ, wie würdig schrieb er von dem kaiserlichen Werke; wie entschieden wies er die Zumuthung ab, für den parlamentarischen Lanzknecht des Kaiserthums, für Granier de Cassagnac, der eine „Geschichte der Girondisten" geschrieben hatte, ein Wort der Anerkennung zu sagen. „Der Mann verdirbt Alles, was er berührt, antwortete er; er ist heftig und besitzt die Tradition der Dinge nicht, von denen er redet . . . Das ist kein aufgeklärter Kopf, was nicht verhindert, daß er eine Feder hat, mit der er in gewissen Augenblicken herrliche Stock-

[1] Außer bei seiner amtlichen Vorstellung als Akademiker 1842, wobei der König ihn nicht einmal eines Wortes würdigte.

schläge austheilt.“ Und mit derselben Freiheit sprach er von den meisten Günstlingen der Tuilerien. Sah das dem „Knechtssinn“ wol am Manne gleich? Als nun ihm, dem Mittellosen, einem der ersten, wenn nicht dem ersten, Schriftsteller seiner Zeit, dem gelehrten Latinisten, einem der Vierzig von der französischen Akademie, auf Antrag der beiden unabhängigsten Körperschaften des Landes, dem Professorensenat des „Collège de France“ und dem Institut (Section der Inscriptions et Belles Lettres) die Professur der lateinischen Poesie an ersterer Anstalt verliehen wurde (1854), ward es ihm von der „Opposition“ unmöglich gemacht, sein Amt anzutreten. Zwei Mal versuchte er's, zwei Mal unterbrachen die verbündeten Bengel der katholischen und republikanischen Jugend die Rede des Mannes mit höhnenden Worten, schrillem Pfeifen, Zuwerfen dicker Sousstücke, Symbolen des Judaspreises, um den er sich dem Tyrannen verkauft — genau wie dieselben Alliirten es acht Jahre später mit einem ebenso unparteiischen, ebenso uneigennützigen, ebenso wirklich unabhängigen Manne und feinen Kopfe, mit E. Renan, thaten.

Es ist eben keine Ehre für Frankreich, daß so die zwei innerlich freiesten Geister der Zeit von der studirenden Jugend, der Zukunft des Landes, geschmäht, beleidigt und verhindert werden konnten, eines Lehramtes zu warten, von dem sie einen zu hohen Begriff hatten, um es zur Anfachung der Leidenschaften zu benutzen, wie gewisse Vorgänger; noch weniger Ehre aber für Frankreich ist's, daß in den Kreisen der gesetzteren, gebildeteren Gesellschaft keinerlei Unwille über die Ausbrüche der Parteiwuth laut

wurde. Das ist nun einmal die ewig wiederkehrende Rache der Rohen an den Feinen. Wer die Dinge billig, ruhig, objectiv beurtheilen will, der muß sich fern halten von der Berührung mit der Masse: er ist nicht zum Kämpfen gemacht, wie ein Voltaire, ein Diderot, sondern zum Beschauen und Ergründen, und man schaut nicht, wenn man sich auf die Bühne selbst stellt. Auch sein Tag kommt ja unausbleiblich: denn die Menge fühlt doch dunkel, daß die hundert oder zweihundert Menschen, welche den Standpunkt und das Verdienst bedeutender Köpfe zu würdigen wissen, mehr von der Sache verstehen als sie selber; sie nimmt ihr Urtheil allgemach an und nach wenigen Jahrzehnten, wenn die eigenen Lieblinge längst verschollen sind, wiederholt sich mit scheuer und blöder Verehrung die Namen Derer, die sie einst geschmäht und die sie noch immer nicht versteht: und das ist die Rache der Feinen an den Rohen.

Immerhin war es eine unverzeihliche Naivetät so ausgezeichneter Geister wie Sainte-Beuve und Renan, anzunehmen, daß ein Pariser Hörsaal dem Lehren der Wissenschaft gewidmet sei. Erst später sahen Beide ein, daß gewisse Lehrstühle des Collège de France und der Sorbonne zu Rednerbühnen geworden, auf denen ruhige Thätigkeit im Dienste höherer Bildung nicht mehr möglich war. Beiden kam auch die Volksgunst zurück, namentlich Sainte-Beuve; doch weiß ich nicht, ob er sie auch nach Gebühr verachtet hat. Er war inzwischen Senator geworden (1865), und es fehlte selbstverständlich nicht an Leuten, die ihm das bitter vorwarfen. Was in jedem anderen Lande, wo die Demokratie noch nicht ganz Alleinherrscherin geworden und

folglich Geist und Geistesverdienste noch gewürdigt werden, als Abtragung einer Nationalschuld betrachtet wird, wurde in einem Lande, das einst den Vertretern der Bildung eine so hohe Stelle eingeräumt, als schnöder Favoritismus gebrandmarkt; und während ganz England, ohne Unterschied der Partei, stolz auf die Ehre war, welche dem beredten Wigh und populären Geschichtsschreiber erwiesen ward, indem man ihn in's Oberhaus berief, empfand die französische Demokratie, und leider auch Solche, die über ihr standen, die Ernennung Sainte-Beuve's, wie später die Claude Bernard's, in den Senat als Kauf und Verkauf der Gesinnung. Und Sainte-Beuve war kein Parteimann wie Macaulay, sein schriftstellerischer Werth ein ganz anders gediegener, anders dauerhafter als der des vielgelesenen englischen Essayisten, dessen Urtheile fast sämmtlich schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode zu revidiren sind. Und Sainte-Beuve hatte die hohe Ehre, die ihm, dem Armen, rastlos Arbeitenden zugleich die Freiheit bedeutete, nicht erbettelt, wie man ihm vorwarf. „Ich wünsche, schrieb er, als man sie ihm zuerst anbot, ich wünsche genau festzustellen, daß ich nie irgend Etwas von dieser Regierung verlangt habe, geschweige denn eine solche Ehre, welche außer Verhältniß mit rein literarischen Arbeiten und Verdiensten ist.“ Er meint, die Sache erkläre sich nur dadurch, daß man in ihm einen Vertreter der Literatur sehe, „der bis jetzt so wenig begünstigten, so wenig verwöhnten Literatur. . . . . Ich habe keinen anderen Ehrgeiz, als den ich hatte, da Sie noch bei mir waren, den, gute Aufsätze und literarische Arbeiten zu machen, die so wenig fehlerhaft als möglich seien.“ Auch jetzt

aber benutzte er seine hohe Stellung, wie früher die Freundschaft der Kinder Jérome's, nicht zum eigenen Vortheil, sondern zur Hülfe aller Hülfsbedürftigen: bald gilts die Freilassung eines politischen Gefangenen zu erlangen, bald eine Pension für eine arme Wittwe, bald die Freigebung eines verbotenen Werkes. Um Titel und Würden bettelte er auch für seine Freunde nicht. Und an muthigen Warnungen ließ er's nicht fehlen. Nicht nur Prinz Napoleon und seine Schwester Prinzessin Mathilde hörten seine Klagen über die verfahrene Politik der sechziger Jahre: sein Freimuth hielt auch vor dem Throne die Wahrheit nicht zurück. Unter seinen brieflichen Mahnungen sei hier nur eine angeführt, die vom 11. Aug. 1868 an des Vice-Kaiser Rouher's Secretär (Bd. II. 328): „Lieber Freund, Sie sind um den Minister, der am Meisten Einfluß hat und ihn am Besten verdient. Ich gehe nicht aus, ich rühre mich nicht von meinem Zimmer, aber ich sehe, ich höre und ich beobachte. Sagen Sie Ihrem Minister recht klar, daß wenn man sich nicht in Acht nimmt und das sobald als möglich, die Dinge vergehen, sich auflösen und daß dann Alles dem ersten besten Zufall preisgegeben ist. Schütteln Sie nicht das Haupt, lächeln Sie nicht, machen Sie nicht den Sicheren: alle Regierungen, die gefallen sind, haben's so gemacht bis zum Vorabend, ja bis zum Morgen ihres Sturzes. Das Kaiserthum ist schwer krank! Da ich es liebe und drin bin, können Sie glauben, daß ich nicht am Wenigsten darunter leide. Wie ist man dahin gekommen die schönste Lage der Welt zu verderben? . . Wie ist man nach soviel Ruhm in die Periode der Verachtung gerathen? Aber glauben Sie mir und sagen Sie

es dem bedeutenden Kopfe, der weniger Macht hat als gut wäre. Wenn man nicht etwas sehr Wichtiges und zwar bald thut, wird die Entfremdung (der Nation) mit großen Schritten fortschreiten. Warum nicht offen ein constitutionelles Ministerium einrichten? . . . . ."

Man wartete noch ein Jahr, anderthalb Jahre ehe man dem Rathe folgte und die Geschichte zeigt, daß es zu spät war.

Mittlerweile hatte sich indeß die so natürliche Coalition der Demokraten und Klerikalen augenblicklich aufgelöst, und als Sainte-Beuve, treu seinem ganzen Leben, den Ueberzeugungen wie den Handlungen, seinen Freund Renan kühnlich vor den Insulten der frommen alten Sünder des Senats vertheidigte, als er die Preßfreiheit, die Gedankenfreiheit gegen die Angriffe der kirchlichen Fanatiker in Schutz nahm, da wandte sich ihm die Volksgunst wieder lärmend zu. Und — denn nicht Alles darf beschönigt werden — auch die Gebildeten schwammen im Strome mit und ihre Blindheit und Parteileidenschaft mag der Masse als Entschuldigung dienen. So war jetzt Pelletan, der Sainte-Beuve, den Menschen, zehn Jahre vorher auf's Schnödeste insultirt hatte, unter Denen, welche den so lange verkannten edlen Mann auf den Schild hoben, nicht etwa weil er ihn endlich erkannt — Rhetoren erkennen nie etwas —, sondern weil die Unbestechlichkeit des Kritikers jetzt gerade seiner Leidenschaft in den Kram paßte. Es ist eben die Geißel des Parteigeistes, daß er unfähig macht, die Unparteilichkeit auch nur zu begreifen, und allein diejenigen Meinungen als redlich anerkennen kann, die zufällig dem Interesse der Partei förderlich sind.

Sainte-Beuve starb (December 1869), noch ehe diese späte Popularität sich verflüchtigt hatte. Und sie hätte sich sicher verflüchtigt. Denn Sainte-Beuve war nicht der Mann, dem Gefallenen den Rücken zu kehren. Er, der so eindringlich, so wiederholt vor dem Kriege gewarnt, hatte den besiegten Kaiser nicht verlassen; er wäre wie Mérimée — auch ein Skeptiker! — treu geblieben dem Régime und dem Manne, deren Fehler und Sünden er sich und den Machthabern nie verhehlt, aber die er im Ganzen als wohlthätig und zeitgemäß betrachtete. Nicht leise und schüchtern wie George Sand und Renan, laut und muthig — dafür bürgt sein ganzes Leben — hätte Sainte-Beuve,

> Wo des Liedes Stimmen schwiegen
> Von dem überwundnen Mann,

Zeugniß abgelegt für den Vielgeschmähten, den schwächliches Nachgeben gegen die öffentliche Stimme in ungerechten Krieg und in's eigene Verderben gestürzt: denn Sainte-Beuve hatte die eine Tugend, die so Vielen, oft unter den Besten, seines Landes abgeht: Muth gegenüber der öffentlichen Stimme.

III.

Etwas lag indeß doch in Sainte-Beuve's Wesen, das den besonderen Haß, den Demokraten und Fromme gegen ihn hegten, erklärt. So ganz Unrecht hatten sie nicht, wenn sie in ihm einen Abtrünnigen sahen. Nicht

äußerlich: nie hat der Mann sich zu kirchlichen oder republikanischen Ansichten bekannt, nie irgend einer Partei angehört; aber seiner Natur mochte er manchmal untreu erscheinen: denn seiner Natur nach war er Volk, war er auch in gewissem Sinne Priester. Wol fuhr er sein ganzes Leben fort, als Plebejer zu leben und sich als solcher zu fühlen, wie er nie aufhörte, sich für theologische Fragen und religiöse Seelenzustände zu interessiren: aber seine Weise zu denken wurde von Jahr zu Jahr aristokratischer und antikirchlicher. Das aber gerade ist's was die Demokratie und das Pfaffenthum nicht verzeihen. Jener genügt es nicht, daß man bescheiden lebe, unabhängig, arbeitsam, hilfreich, wo man kann, daß man sich vor keinem Range beuge, daß man ein „literarischer Proletarier" bleibe, wie Sainte-Beuve sich so treffend bezeichnet; sie will auch, daß man geistig auf ihrem Niveau bleibe, grob urtheile, grob empfinde, Alles was sie in ihrer unterschiedslosen Leidenschaft verachtet und haßt, bewundert und liebt, ebenfalls liebe und bewundere, hasse und verachte. Diesem, dem Pfaffenthum, ist nicht genug gethan, daß man mit Achtung und mit Verständniß von der Kirche, von den Frommen, von dem Glauben rede, ihre Berechtigung anerkenne und nachweise, wie Sainte-Beuve so wundervoll in seiner Geschichte Port Royal's gethan: es will, daß die, welche so gut die Gefühle der Frommen verstehen, sie auch theilen. Einem brutalen Freigeist, der alle Religion für Heuchelei oder Wahnsinn erklärt, rechnet es das nicht besonders schlimm an, gelegentlich schließt es sogar enge Freundschaft mit ihm; aber Jemandem, der selbst einmal religiöse Gefühle genährt, der weiß, was

sie sind, der wie die liberalen Katholiken die Kirche beeinflussen will, oder wie Sainte-Beuve sich mit Vorliebe an religiösen Fragen versucht, lange Jahre auf das Studium derselben und auf die Geschichte des Glaubens und seiner Variationen verwandt, dem verzeihen die Frommen nie, daß er nicht ist wie Ihrer Einer. Sie, wie die Demokraten, empfinden es mit vollem Recht als eine Art Geringschätzung und Hochmuth, daß man über ihnen zu stehen, sie zu übersehen sich herausnimmt, als Desertion, daß Einer, auf den sie gezählt, Einer, der ihnen von Rechtswegen hätte zukommen sollen, ihnen entgangen ist. Auch der Haß gegen Renan hat keine andere Quelle. Kein Franzose aber rang sich zu einer so absoluten Geistesfreiheit durch als Sainte-Beuve. In einem Briefe an Louis Viardot vom 19. April 1867 (Bd. II S. 158) erklärt er sich als zur Religion des Aristoteles und Goethe gehörend. Es ist die Religion der Entsagung, des sich Neigens vor'm Unerklärlichen: „Man unterwirft sich mit Ernst". In der Beurtheilung der Menschen aber geht er fast bis zu Schopenhauer: „Ich habe keine so optimistische Anschauung von der Menschheit als alle jene Naturmoralisten (Cicero, Marcus Aurelius ꝛc.). Ich bin viel betroffener von dem Elend, den Unvollkommenheiten, Lastern und thierischen Rohheiten, über die man gar zu schnell zu triumphiren glaubt .... Die Nationen, die man auf's Hörensagen lobt und rühmt, sind weit entfernt (von der Tüchtigkeit der alten sittlichen Aristokratien). Man muß ein Labo laye sein um zu glauben, daß Nordamerika nicht corrumpirt ist." Das war freilich ein Ausbruch übler Laune seinem Freunde Tain gegenüber der wohl nicht

so ernst gemeint war (Brief vom 2. Nov. 1867 Bd. II S. 224).

Ich sagte, im geheimsten Winkel Sainte-Beuve's, des großen Pfaffenfeindes, sei etwas Priesterliches gewesen. Das mag leiblich parador erscheinen auf den ersten Blick: aber es gibt gar viele Arten von Priesternaturen. Der schlichte Sinn der Gottergebenheit und des Gottvertrauens, der Menschenliebe, der Demuth ist so gut priesterlich, als der Hochmuth, die Beschränktheit oder das Gefallen am Geheimspiel, als die Herschsucht, die Unduldsamkeit, die Kampflust. Und wieviel andere Spielarten des Prälaten, Mönchs und Pfarrers gibt es nicht. Wer mit Geistlichen, namentlich mit wissenschaftlich gebildeten Geistlichen, gelebt hat, wird auch mit solchen zusammengetroffen sein, deren Dasein ein ewiges Sichauflehnenwollen gegen die Autorität und ein ewiges Zurückfallen in den Gehorsam ist; deren Wißbegierde, deren Lust, selbst zu sehen, selbst zu prüfen, zu naschen an der verbotenen Frucht, immer wieder erwacht, ohne daß deshalb ihr Bedürfniß zu verehren, zu lieben, zu bewundern schwiege. Eine Folge früher Gewohnheit, wird man sagen; es trifft aber doch nicht immer zu. Der wahre Grund scheint mir das Mißverhältniß zwischen Gefühl und Verstand in gewissen Naturen. Dieser, sehr ausgesprochen und sehr herrisch, will keine Schmuggelwaare der Phantasie und des Glaubens durchlassen; jenes, verstärkt durch den Rest der Phantasie und des Glaubens, die sich nicht haben unterdrücken lassen und zu ihm geflüchtet sind, verstärkt namentlich durch eine neugierige Sinnlichkeit, welche sich fast immer bei solchen Naturen einzufinden pflegt, hält seinen Grund. Zuweilen

erweist es sich sogar stärker als sein Gegenpart, der Verstand. Bei so angelegten Priestern nimmt dann wol diese ganze complexe Seelenthätigkeit die Gestalt beschaulichen Quietismus, wie bei dem verständigen Fenelon an, artet dieser Quietismus sogar zuweilen in Extase und Mystik aus; beim Laien entsteht daraus leicht Gefühlsschwärmerei, wie bei unserem Hamann, dem der „spiritualistische Skeptiker" Sainte-Beuve — das Wort ist von Philarète Chasles — in mehr als einer Hinsicht ähnlich sieht, so weit ein Franzose von katholischer Erziehung und großstädtischen Lebensgewohnheiten einem deutschen Protestanten und Kleinstädter gleichen kann, der ein großes nationales Leben nur als Fremder gesehen hat, wie Hamann. Sainte-Beuve war eine äußerst liebebedürftige Natur; eminent sinnlich — aber von einer sentimentalen Sinnlichkeit, nicht von einer leidenschaftlich-stürmischen. Er empfindet sie immer als etwas Verbotenes, und dadurch bekommt sie etwas beichtväterlich Lüsternes und Verschämtes, das unangenehm berührt. „Ich habe meine Schwächen", sagt er einmal, und der Briefwechsel enthält mehrere solcher reumüthigen Selbstbekenntnisse, „ich habe meine Schwächen: es sind die, welche König Salomo den Ekel an Allem und den Lebensüberdruß gaben. Ich habe manchmal mit Bedauern gefühlt, daß ich meine innere Flamme darin dämpfte; aber nie habe ich mein Herz darin verderbt." Thatsache ist, daß Sainte-Beuve, im Gegentheil der meisten genialen Männer, sichtlich wuchs an Geist und Charakter, immer fester und freier wurde, je mehr die Sinne zum Schweigen kamen: nie war er gößer als in den letzten fünf Lebensjahren, nie war er mehr er selber.

Ganz gläubig war Sainte-Beuve eigentlich nie gewesen, selbst als Jüngling nicht: aber er scheint stets und bis in sein reifes Mannesalter hinein gewünscht zu haben, glauben zu können. Er klagt selber in einer Dichtung, die nicht zu den frühesten gehört, über diese seine ohnmächtigen Glaubensanstrengungen:

„Toucher toujours à l'autel, sans jamais l'embrasser."

Eine Weile suchte er sich zum Cousin'schen Spiritualismus zu zwingen, dann wandte er sich wieder Lamennais und dem „Avenir" zu. Er kam erst sehr spät aus dem damals grassirenden Wertherismus heraus; dreißigjährig (1834) schreibt er noch einen Roman, der mit Senancour's Obermann an Eintönigkeit des Weltschmerzes wetteifert, und noch in seinen letzten Gedichten (1837) klingt diese Note stark wieder. Große Armuth und unerwiederte Liebe, ungewöhnliche Kämpfe „gegen den Widerstand der rauhen Welt" gesellten sich zu dem Zwiespalt zwischen Glaubensbedürfniß und Verstandesgebot, Dichter und Kritiker. „Das Unglück von Naturen, die nur Eingebungen und Neigungen ohne Glauben haben", schreibt er noch 1838, „ist einem Athemzug und einem Zufall preisgegeben." Sogar in den späten Briefen des hohen Fünfzigers, des anerkannten Reformators der französischen Kritik, begegnen wir auf Schritt und Tritt Rückfällen in die Poesie, wie wir schon bei dem Fünfundzwanzigjährigen dem sichersten kritischen Urtheil und einer gewissen Skepsis begegnen.[1]

---

[1] Man lese z. B. sein Urtheil über Dumas' Henri III. im Jahre 1829, als er selbst mitten in der Romantik steckte: „Es ist in ziemlicher loser Prosa, gar nicht von jener Zeit. Der historische Theil ist plaquirt, oberflächlich; der dramatische Theil, der sich auf

Seine Poesie aber ist immer rein lyrisch. Der Mann, der Hunderte der vollendetsten Porträts in Prosa gezeichnet, hat nicht eine Gestalt der reinen Phantasie poetisch wahr zu schaffen gewußt.

Ein ähnlicher Widerspruch bestand zwischen dem demokratischen Fühlen und dem aristokratischen Denken des Mannes. Selten mag es einen heikleren Feinschmecker in geistigen Dingen gegeben haben als Sainte-Beuve. Nichts war ihm so antipathisch, als die literarische Kartoffelspeise, mit der sich die Mehrzahl der Leser den Magen überfüllt, wenn nicht die gepfefferte Küche, mit der die Blasirten sich ihn verderben. Er hielt sich an das Kräftige, Einfache, Unverderbliche. Tagtäglich las er einen Gesang des Homer oder einen Brief Cicero's in der Ursprache: und von den Modernen vertrug er nur die Echten, oder in den Schriftstellern zweiten Ranges nur das Echte, was sie enthalten mochten. Seine psychologischen Urtheile sind womöglich noch feinerer Natur als seine literarischen, und auch wenn er seinen Blick in die Geschichte oder die Politik warf, so unterschied er sofort alle Schattirungen und warf sich nie mit seinem Urtheil ganz auf die eine oder die andere Seite. Im Leben war er durchaus Demokrat, mit allen Vorurtheilen der Demokratie gegen Rang und Amt sowohl wie gegen die Leute in Rang und Amt. Selbst als er sein gutes Einkommen hatte — seit 1839 bekam er 300 Franken für jeden seiner Wochenartikel,

zwei Aufzüge, oder vielmehr auf zwei Auftritte beschränkt, ist schön, rührend und hat den Erfolg bestimmmt." Schon das **Tableau de la litterature du XVIe siècle**, eine Offenbarung für Frankreich, zeigt die objectivste Besonnenheit.

nach 1865 erhielt er für seine Aufsätze das Doppelte und hatte als Senator 25,000 Franken — lebte er noch immer durchaus bürgerlich, in seinem kleinen Häuschen der Rue Montparnasse, mit seinen stummen Hausfreunden, drei wundervollen Katzen, deren tragisches Ende — während der Belagerung von Paris, man erräth es — zu erleben ein gütiges Geschick ihn bewahrte. Nie, auch als junger Mann, hatte er elegante Kreise besucht, nie elegante Gewohnheiten angenommen, wie so viele Pariser Schriftsteller, selbst ersten Ranges, man denke an Mérimée und Musset, welche gern den Dandy spielten und sich ihrer Feder schämten, oder sich doch dazu nur als zu einem episodischen Zeitvertreib ihres Lebens, als einem Sport wie Jagen, Reiten oder Fechten, bekannten. Er fühlte sich immer als ein Mann aus dem Volke und diese Sicherheit des Auftretens verschwand ihm, wie so Manchen, der durch eignen Verdienst heraufgekommen, sobald er in aristokratische Kreise kam. Er betonte dann wohl noch ganz besonders sein Plebejerthum, verrieth mehr als es nöthig war, daß er kein Ritter, sondern ein Kleriker war; selbst in seinen Schriften ist manche Taktlosigkeit nichts als dieses schmollende Sichauflehnen gegen alles Vornehmthum. Sainte-Beuve's ganzes Leben war Arbeit, und er trug es sogar gern zur Schau, daß er ein Arbeiter war und ein Arbeiter um Geldverdienst; allein er setzte wie der französische Arbeiter seinen Stolz darein, nur ganz gute Arbeit zu geben. Erst am Globe, wo Goethe seine Thätigkeit mit Interesse verfolgt zu haben scheint, dann am National, an der Revue des Deux Mondes arbeitete er contractweise „nach dem Stück“. Seine

Professuren in Lausanne, in Lüttich, an der École Normale nahm er sehr gewissenhaft, präparirte, sich sorgfältig, versäumte nie eine Vorlesung. Den Gehalt als Professor am Collège de France schlug er als unverdient aus, abschon er alles Recht darauf hatte, da er nicht durch eigene Schuld an seiner Lehrthätigkeit gehindert war. So später am Constitutionnel, am Moniteur, in den letzten Monaten seines Lebens am Temps. Immer hatte er eine bestimmte Bestellung zu liefern am Sonntag, wie der Handwerksgeselle. „Ich habe nie einen Tag Urlaub", schrieb er 1862; „den Montag gegen Mittag richte ich den Kopf ein wenig auf und athme ungefähr eine Stunde lang; dann schließt sich der Schalter wieder und ich bin für sieben Tage in der Zelle." Daran ist kein Wort der Uebertreibung.

Ich sagte, er habe seinen Stolz darein gesetzt, nur gute Arbeit zu liefern, und auch darin war und blieb er echter Franzose, obschon bei ihm diese Gewissenhaftigkeit mehr als amour-propre war, wie sie es bei den Meisten seiner Landsleute zu sein pflegt: sie hing eng zusammen mit seiner doppelten Liebe zum Echten in den Menschen und den Werken. Von Jugend auf suchte er mit größter Sorgfalt seine Sprache immer genauer, immer sachlicher zu machen. Anfangs hatten ihn sein angeborener Lyrismus, seine Phantasie, seine Leichtigkeit oft zum Schwülstigen, fast zum Dunkeln verführt: je weiter er ging, desto klarer, einfacher wurde sein Ausdruck, ohne doch das Unvorhergesehene zu verlieren, welches seine Eigenthümlichkeit ausmacht. Seine Sprache war eben wie seine Studien, wenn ich so sagen darf, erster Hand: die

Dinge selber gaben sie ein, wie seine Kenntniß der Dinge direct gewonnen war. Es ist kaum glaublich, bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände — Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; Philosophen, Richter, Staatsmänner; Ausländer und Franzosen — die Zahl ist an 800 — bei der Schnelligkeit des Wechsels und der kurzen Zeit, die dem Verfasser gegeben war, es ist kaum glaublich, daß derselbe stets aus den Quellen selber zu schöpfen die Zeit und Muße fand. Wohl sagte uns schon der Eindruck seiner Werke, daß sie ganz auf unmittelbarer Kenntniß beruhen mußten, wohl wußte man, daß nie einer seiner zahlreichen Feinde ihm eine Ungenauigkeit, einen Irrthum nachzuweisen im Stande war; wohl war mir persönlich bekannt, wie peinlich er in der Feststellung jedes Datums, jeder Einzelnheit, jedes Namens war, wie ein Druckfehler ihm den Schlaf rauben konnte; aber hier sehen wir erst authentisch, welche umfassende Studien dieser „Feuilletonist", der nie einen Aufsatz durch eine Anmerkung verunziert, auf seine Arbeiten verwandte. Wir haben hier in der That eine kleine Auswahl aus den Hunderten von Briefen, die er an die Bibliothekare richtete, und ersehen daraus, wie peinlich seine Gewissenhaftigkeit, oder sagen wir seine Liebe zur Sache war und wie wenig er vorgefaßten Meinungen erlaubte den Thatsachen und den Texten vorzugreifen. Wenn er über Grimm, Diderot's Freund, schreibt, begnügt er sich nicht etwa mit Taschereau's großer Ausgabe noch mit den Mémoiren Mme. d'Epinay's, die andere Briefe unseres französirten Landsmannes enthalten; er will auch die ersten Ausgaben sehen und alle Aufsätze aus jener

die nur die Disciplin, die Fahne und das Losungswort der Partei kennen, weil ihnen Alles Partei ist, nicht begreifen und folglich nicht verzeihen.

Welche Willenskraft es brauchte sich so unabhängig zu halten, namentlich für einen nervösen, d. h. natürlich furchtsamen Menschen wie Sainte-Beuve, der überdies bis in's sechzigste Jahr von der Hand in den Mund leben mußte, also leicht ausgesetzt war, in die Abhängigkeit von Zeitungsdirectionen oder von Unterrichtsministern zu kommen, das zeigen viele der hier veröffentlichten Briefe auch Solchen, die bei Lebzeiten an dem Manne zweifelten. Man lese das würdevolle Schreiben, das er (1839) an den allmächtigen Villemain richtet: „Die Jahre mehr noch als die Reisen" — er kam gerade aus Lausanne zurück — „haben mich gelehrt ohne Andere fertig zu werden, selbst wenn der Andere fruchtbar an Gnaden ist; weniger als je an wirkliche Freundschaften, an Uneigennützigkeit zu glauben; zu sehen, daß alles dies nur ein großes Spiel ist, zu dem sich die Meisten ernstlich bequemen, aber das auch oft mehr als nöthig ungeduldig macht .... Das mag Ihnen sagen, daß ich in Bezug auf Sie in die Formen einer Unabhängigkeit zurückgetreten bin, welche achtungsvoll, billig, aber nicht mehr freundschaftlich sein kann." Man sollte meinen, es sei der Minister, der zum armen Journalisten rede, anstatt des Gegentheils. Und wie fertigte er Buloz, den Director der „Revue des Deux Mondes", ab, mit dem ihn ein Vertrag für monatliche Beiträge verband und dessen Ungnade ihn auf's Pflaster setzen konnte, als Dieser, vor dem Niemand Gnade fand, noch seinen Styl zu corrigiren wagte.

mittellosen Jüngling (1833) eine Professur anbot, schildert er sich schon mit der bei ihm gewöhnlichen Selbstkenntniß: „In meinem Innersten ist ein rebellischer Winkel: eine kleine Vendée oder ein Wales mit seinem Haidekraut und seiner ursprünglichen Wildheit; etwas Launisches, Etwas vom schwärmerischen Poeten (per avia solus), der für sich selber nichts Großes sein kann, aber andere zu necken und zu quälen vermag.“ Mit wunderbarer Klarsicht setzt er in dem Briefe (p. 21—23) seine zur öffentlichen Thätigkeit unfähige Natur auseinander; aber, „wenn ich des Handelns fähig wäre, eines fortgesetzten, öffentlichen und einflußreichen Handelns, so würde es im Sinne eines offenen Krieges eines revolutionären Gedankens sein, oft ungeduldig, gehend und kommend, die Kreuz und Quer und außerhalb des Ringplatzes.“ „Aber“, fügt er hinzu, „außerhalb von Allem zu sein und zu bleiben, ist, glaube ich, mein Wunsch und mein Geschick.“ Doch fühlte er wohl, daß es auch dem Enttäuschtesten nicht immer genügen könne, innerlich genügen könne, „an einem guten Platze zu sein, um die Komödie zu beurtheilen.“ „Denn,“ schreibt er an Alexander Vinet (1840), „der Mißstand ist die Komödie selber, daß man Alles sieht, nicht mithandelt, diese Welt als ein Schauspiel hinnimmt, anstatt einer Ringbahn, einer Pflugfurche.“ Man sieht, die Demokraten hatten nicht so Unrecht, in ihm einen Deserteur zu sehen, der seinen Posten verlassen, und später gar, als er sich zum Vertheidiger der Macht und Obrigkeit machte, einen Ueberläufer. Wie ehrenhaft eine solche Desertion sei, wieviel Muth und Wahrheitsliebe zu solch' einem Ueberlaufen gehörte, konnten die blöden Soldaten,

gleichen. Mit welcher milden Beharrlichkeit wußte er seine Hilfe aufzudrängen, ohne zu verletzen; wie Vielen hat er Verleger, Verbindungen mit einflußreichen Blättern, Stellen, Gnadengehalte verschafft! Dann verdroß den Vielbeschäftigten, der kaum eine Stunde für sich hatte, kein Gang im weiten Paris. Und wie treu blieb er, er, der Akademiker, der Senator, der Freund der kaiserlichen Familie, der anerkannt erste lebende Schriftsteller Frankreichs, gegen alle Jugendfreunde bescheidener Herkunft und die in den bescheidensten Verhältnissen geblieben. Davon enthält die Briefsammlung mehr als einen Beleg. Rührend schön war sein Benehmen gegen die wider Noth und Elend kämpfende Dichterin Desbordes-Valmore, der er noch zehn Jahre nach ihrem Tode seine letzte Arbeit, eine eingehende Studie ihrer Gedichte, gewidmet. Daß auch sie wußte, was er war, geht aus einem Briefe hervor, den sie einst (1854) an eine Freundin richtete, welche das allgemeine Vorurtheil gegen Sainte-Beuve theilte. (Souvenirs et Indiscrétions S. 346).

„ . . . . . Warum schienen Sie neugierig zu sein, meinen geheimsten Gedanken über Herrn Sainte-Beuve zu kennen! Wenn Sie's noch sind, warum kommen Sie nicht? . . . Aber warum wollen Sie denn wissen, ob ich sehr gut von Herrn Sainte-Beuve denke? Sollte einer Ihrer Freunde übel von ihm denken? Meine liebe Louise, das wäre höchst ungerecht, und ich würde Sie beschwören, ihn aufzuklären durch Alles das, was ich Ihnen Wahres, Ehrendes und Rührendes über dieses Gemüth erzählen könnte, das sich hinter so viel Geist verbirgt. Ueber den Geist kann ich nicht urtheilen. Das ist das Recht der Männer unter sich, Louise; aber die Milde geht uns an, die Güte fesselt uns, und Gott weiß, daß ich auf ewig geknebelt bin an Herrn Sainte-Beuve durch die Dankbarkeit für die wahren Dienste, die er mir geleistet. Ich glaube nicht, daß man

„Nein, nein, tausendmal nein! Und was Sie mir auch rathen mögen, ich thue den Schritt nicht. Es ist nicht an mir, zur „Revue“ zu gehen; an ihr ist's, zu mir zu kommen. Der Bruch ist, genau genommen, nicht von mir ausgegangen: er hängt mit einer anderen Ursache zusammen, die ich Ihnen schon erklärt und auf die ich lieber nicht noch einmal zurückkommen will. Es liegt hier eine Frage der Ehre und Würde vor, die vor der Lebensfrage gehen muß ... der Lebensfrage, das Wort ist heraus. Ja, dieser Bruch beengt mein Leben, wegen der gewohnten und regelmäßigen Einkünfte, die er mir wegnimmt. Aber ich werde die Oberhand gewinnen, glauben Sie mir. Ich habe schon andere Einrichtungen in Sicht, die mir vielleicht erlauben werden, für immer auf irgend welche Berührung mit der Undankbaren zu verzichten!“

Allein was half es ihm, alle Auszeichnungen, alle Vortheile abzuweisen; Ministern, wie Graf Walewski, Arbeitsgebern wie Buloz, einflußreichen Autoritäten wie Cousin, ja dem ganzen Senat gegenüber seine Würde auf's Eifersüchtigste zu wahren; in seinen fast intimen Beziehungen mit dem Prinzen Napoleon und dessen Schwester, der Prinzessin Mathilde, seine vollste Unabhängigkeit zu behaupten: es genügte, daß er mit Prinzen und Ministern im Verkehr war, um ihn zu verdächtigen. Freilich wer ihm näher trat, sah sofort wie unberührt der „Mann aus dem Volk“ auch bis zum letzten Athemzug in ihm lebte: wie viel rücksichtsvoller er für seine armen Amanuenses und deren Familie war als für die Vettern des Kaisers; wie einfach bescheiden er in seinem Haushalte lebte, wie menschlich freundlich mit allen Einwohnern seines Quartiers, wo er bekannt war als die Vorsehung aller Armen. So auch war er für die Jugend stets ein aufrichtiger, theilnehmender Berather und Helfer, behandelte jeden Anfänger, wie er jeden Bittsteller behandelte: als Seines-

briefe nicht gehen, bedachten auch in einem Privatbriefe die Möglichkeit einer einstigen Veröffentlichung; es ist der Reiz der Sainte-Beuve'schen Briefe, daß sie ganz absichtslos, oft ab irato, öfter in wehmüthiger Beichtstimmung, immer improvisirt und im Drange des Augenblicks geschrieben sind; es ist eine große Genugthuung zu sehen, wenn so die Probe des Rechnungsschlusses abgelegt wird, daß man sich weder beim Lesen des Schriftstellers noch beim Begegnen des Menschen in seinem Urtheil geirrt, das Bild, das man sich gemacht, so bestätigt zu sehen. Sollte ich nun dies Bild in wenig charakteristischen Strichen noch einmal compacter vorführen, so würde ich kaum wagen, den Bleistift in die Hand zu nehmen; denn es gibt eine Skizze, der ich unwillkürlich Züge entlehnen würde, so gelungen scheint sie mir, trotz einzelner zu nachdrucksvoller Linien und zu verwischter Schattirungen. Sie ist von Sainte-Beuve's langjähriger Gönnerin, der geistreichen Prinzessin Mathilde, welche die Feder fast noch besser zu führen scheint als den Pinsel, entworfen, — wohl ehe der Kritiker mit ihr brach, weil sie ihm Vorwürfe darüber zu machen wagte, daß er dem oppositionellen „Temps" seine Beiträge zugewandt. Möge diese Skizze hier, als ein Stück Synthese nach soviel Analyse, eine Stelle finden und sich der Leser, den unsere Abstractionen ermüdet, an ihren concreten Umrissen erholen[1].

---

[1] Sie eröffnet die Souvenirs et Indiscrétions. Der Name der Prinzessin ist nicht genannt, doch ist ihre Autorschaft ein öffentliches Geheimniß. Schreiber dieses braucht wohl nicht erst zu sagen, daß er die hohe Verfasserin nie gesehen, und daß sie zweifelsohne seine Existenz ignorirt.

besser als er zu verpflichten vermag, oder daß man es edler zu vergeben weiß. Ich muß mich drauf verstehen, liebe Louise. Die Härte meines Geschickes hat mich in den Stand gesetzt, zu lernen, wann es eine göttliche Freude ist, beschützt zu werden, und wann es die bitterste Strafe der Welt ist[1]. Ich habe mehr als zwanzig segnende Briefe von Unglücklichen, die ich ihn veranlaßt habe zu retten und zu unterstützen . . . durch Gänge, durch Bitten dann durch Geben und immer wieder Geben. Und was hat mir seine Mutter nicht Alles mitgetheilt, die ihn anbetete, indem sie ihn ausschalt! „Er hat kein Paar Socken mehr", sagte sie mir. Ja, er giebt Alles wie Béranger, mit einem anderen Tone freilich, aber mit demselben Herzen. Und in den politischen Zeiten, wieviel Pensionen sind nicht aufrecht erhalten worden Dank der Wärme seiner Einsprache! Ich weiß mehrere, ohne meine eigene zu rechnen.

„Wenn man Ihnen sagt, meine Liebe, ich liebe in den Tag hinein, unterschiedslos, so glauben Sie das doch nicht. Ich liebe, was groß ist, redlich, hilfreich . . . Und doch sehe ich Herrn Sainte-Beuve nicht mehr. Aber was thut das? Ich bin gar zu traurig geworden. Und er, der's auch ist in anderer Hinsicht, wird hingetragen wie auf einer Eisenbahn. Ich bin zusammengesunken . . ."

Genug. Es gibt Dinge, die man nicht allzusehr zu beweisen suchen muß, weil der Eindruck überzeugender ist als die Beweise. Aber wer widersteht der Versuchung, den eigenen Eindruck, den man aus lebendigem Anschauen gewonnen, auch Anderen mitzutheilen, wenn die Gelegenheit sich bietet, das Leben selber sozusagen unbewacht und durch's Schlüsselloch zu zeigen? Es gibt wenig Männer unter denen, die Sainte-Beuve am meisten angefeindet, die solche Indiscretion vertrügen; wenige auch, bei denen sie möglich wäre: ein Victor Hugo und Lamartine, ein Cousin und Villemain ließen sich auch in einem Privat-

[1] Ich nehme es hier auf mich, den Text zu corrigiren, in dem es heißt: punition d'être au monde. Mme. Desbordes hat offenbar geschrieben: punition du monde.

Professuren in Lausanne, in Lüttich, an der École Normale nahm er sehr gewissenhaft, präparirte sich sorgfältig, versäumte nie eine Vorlesung. Den Gehalt als Professor am Collège de France schlug er als unverdient aus, abschon er alles Recht darauf hatte, da er nicht durch eigene Schuld an seiner Lehrthätigkeit gehindert war. So später am Constitutionnel, am Moniteur, in den letzten Monaten seines Lebens am Temps. Immer hatte er eine bestimmte Bestellung zu liefern am Sonntag, wie der Handwerksgeselle. „Ich habe nie einen Tag Urlaub", schrieb er 1862; „den Montag gegen Mittag richte ich den Kopf ein wenig auf und athme ungefähr eine Stunde lang; dann schließt sich der Schalter wieder und ich bin für sieben Tage in der Zelle." Daran ist kein Wort der Uebertreibung.

Ich sagte, er habe seinen Stolz darein gesetzt, nur gute Arbeit zu liefern, und auch darin war und blieb er echter Franzose, obschon bei ihm diese Gewissenhaftigkeit mehr als amour-propre war, wie sie es bei den Meisten seiner Landsleute zu sein pflegt: sie hing eng zusammen mit seiner doppelten Liebe zum Echten in den Menschen und den Werken. Von Jugend auf suchte er mit größter Sorgfalt seine Sprache immer genauer, immer sachlicher zu machen. Anfangs hatten ihn sein angeborener Lyrismus, seine Phantasie, seine Leichtigkeit oft zum Schwülstigen, fast zum Dunkeln verführt: je weiter er ging, desto klarer, einfacher wurde sein Ausdruck, ohne doch das Unvorhergesehene zu verlieren, welches seine Eigenthümlichkeit ausmacht. Seine Sprache war eben wie seine Studien, wenn ich so sagen darf, erster Hand: die

Dinge selber gaben sie ein, wie seine Kenntniß der Dinge direct gewonnen war. Es ist kaum glaublich, bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände — Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; Philosophen, Richter, Staatsmänner; Ausländer und Franzosen — die Zahl ist an 800 — bei der Schnelligkeit des Wechsels und der kurzen Zeit, die dem Verfasser gegeben war, es ist kaum glaublich, daß derselbe stets aus den Quellen selber zu schöpfen die Zeit und Muße fand. Wohl sagte uns schon der Eindruck seiner Werke, daß sie ganz auf unmittelbarer Kenntniß beruhen mußten, wohl wußte man, daß nie einer seiner zahlreichen Feinde ihm eine Ungenauigkeit, einen Irrthum nachzuweisen im Stande war; wohl war mir persönlich bekannt, wie peinlich er in der Feststellung jedes Datums, jeder Einzelnheit, jedes Namens war, wie ein Druckfehler ihm den Schlaf rauben konnte; aber hier sehen wir erst authentisch, welche umfassende Studien dieser „Feuilletonist", der nie einen Aufsatz durch eine Anmerkung verunziert, auf seine Arbeiten verwandte. Wir haben hier in der That eine kleine Auswahl aus den Hunderten von Briefen, die er an die Bibliothekare richtete, und ersehen daraus, wie peinlich seine Gewissenhaftigkeit, oder sagen wir seine Liebe zur Sache war und wie wenig er vorgefaßten Meinungen erlaubte den Thatsachen und den Texten vorzugreifen. Wenn er über Grimm, Diderot's Freund, schreibt, begnügt er sich nicht etwa mit Taschereau's großer Ausgabe noch mit den Mémoiren Mme. d'Epinay's, die andere Briefe unseres französirten Landsmannes enthalten; er will auch die ersten Ausgaben sehen und alle Aufsätze aus jener

Herr Stapfer nicht damit, ihm mit seiner Erfahrung und seinem Rath an die Hand zu gehen; er zog ihn auch zu sich in seine Familie, erlaubte ihm lange Monate in seinem Landhause bei Paris zuzubringen.“ Ist das wirklich klar für den Nichtunterrichteten?

Auch aus Guizot's eigenen Briefen, die, wie gesagt, den bei Weitem größten Theil des Buches ausmachen, erfährt man wenig Thatsächliches und es treten die Menschen, von denen oder mit denen er redet, darin ebensowenig hervor, als in seinen Geschichtswerken und Denkwürdigkeiten: es sind Alles Schatten, weniger als Schatten, psychologische Analysen, — treffliche, genaue Analysen, Analysen immerhin, keine Anschauungen. Vielleicht auch kommt diese schattenhafte Allgemeinheit der Charakterzeichnung hier daher, daß die dem Minister im Privatleben Nahestehenden eben keine Persönlichkeiten waren. Die welche wirklich Jemand (quelqu'un) waren, wie die Franzosen sagen, die treten selbst in den stumpfen Umrissen der Guizot'schen Zeichnung hervor: So die edle, bleiche Jünglingsgestalt seines Sohnes erster Ehe, der ihm in der Blüthe der Jahre wegstarb; so die alte Hugenottenmutter, die dem ganzen zukünftigen Leben des Schriftstellers und Staatsmannes seine Prägung gab. Noch ein anderer Charakter tritt lebendig vor uns, freilich nicht aus Guizot's oder seiner Tochter Beschreibung, sondern aus den eigenen Briefen, eine wahre Entdeckung für uns Nachgeborenen: das ist Mlle. de Meulan, eben jene erste, soviel ältere Frau Guizot's, seine Rahel. Ihre, leider gar zu spärlich mitgetheilten, Briefe sind bezaubernde Ergüsse eines frischen Geistes und eines frischen Gemüthes: es ist

eine Lebhaftigkeit der Eindrücke, eine Wärme des Gefühls, eine Eigenthümlichkeit der Sprache in jenen Bruchstücken, nach denen wir anderswo in dem ganzen Bande vergebens suchen. So farblos und indirect Guizot's eigene Liebesbriefe sind, — wenn man das heitere Wort auf die Amplificationen des jungen Greises anwenden darf —, so hell und direct sind die seiner Gattin. Und welche Weiblichkeit in dem vermeinten Blaustrumpf! Welche Lebensklugheit! Wie sie ihm liebenswürdig den Kopf zurecht setzt, wenn er mit fünfundzwanzigjähriger Principienfestigkeit auf seiner Unabhängigkeit vom Publikum besteht: „Sind wir denn wirklich so sicher, selbst nach langem Nachdenken, daß die Kenntniß anderer Ansichten, auch falscher, Nichts an den unseren ändert, wäre es auch nur, indem sie die Geburt neuer Ideen in uns fördert?“ Oder wenn er das Vertrauen in die Menschen verliert, weil ihm irgend Jemand einen schlechten Streich gespielt: „Und dann muß ich dir sagen, ich weiß nicht recht, was das heißt, kein Vertrauen mehr in die Menschen zu haben; man hat ja nie ein Vertrauen, das ihnen angehört; man hat Vertrauen in sein eigenes Urtheil, das sie unter Andern ausgewählt; hat man sich getäuscht, so hört man auf sich selbst zu trauen. Jene verlieren dabei Nichts und man selber gewinnt etwas dabei: die Gewohnheit zweimal zuzusehen.“ Und wie reizend ist das weibliche Schwächegefühl, mit dem sie sich an den jungen Mann anlehnt; wie wahr, aus dem tiefsten Herzen gesprochen, ihre Seufzer der Entmuthigung, ihr Bedürfniß aus sich herauszutreten, das Leben ein wenig zu genießen, nach so langer arbeitvoller Concentration. Die wenigstens

schämt sich nicht, wie alle anderen Personen dieses Kreises, unvollkommen zu sein — a-t-on gagé d'être parfaite? fragte Mme. de Lafayette, die eben doch auch bei all' ihrer Tugendsamkeit „ein thöricht furchtsam Weib" zu bleiben geruhte; — des jungen Gatten lange wortreiche Briefe sind dagegen stets nur Variationen über alte empfindsame Gemeinplätze: „Wenn du nicht da bist, so fehlt mir ein Theil meiner selbst und ich suche überall diese meine Hälfte, deren Abwesenheit die andere schmachten macht, wie die Seligen schmachten würden, welche den Himmel gekannt hätten und von ihm getrennt worden wären; u. s. w." Erinnert Mlle. de Meulan an Rahel, so ist Guizot hier der reine Varnhagen, noch dazu ohne die deutsche Geistesfreiheit Varnhagens; allerdings aber ist er hier noch nicht der Mann, der, wie er auch sein mochte, im handelnden Leben ein Dutzend Varnhagens aufwog.

Ich sagte, die hier veröffentlichten Stellen aus Guizot's Briefen gäben wenig Thatsächliches; ich hätte hinzufügen sollen, daß das Wenige, was sie geben — über den neuen Anstrich seines Landhauses z. B. oder den Ankauf eines Pferdes und andere Ausgaben —, eben durchaus nicht interessant ist. Im Uebrigen bekommen wir nur Gefühle und Gedanken, oder, besser gesagt, Worte über Gefühle und Gedanken. Dieser Umstand nun erschwert die Besprechung eines solchen Buches ungemein. Wir haben es mit einer Dame zu thun; das Gefühl, das ihr die Ausarbeitung dieses Buches eingegeben, ist ein so natürliches, schönes; Guizot selbst ist in seinem Privatleben ein so durch und durch achtbarer Charakter, daß man nur ungern seine innerste Meinung ausspricht, so

oft sie dem Eindrucke, den die pietätvolle Verfasserin hat hervorrufen wollen, entgegenläuft. Hätte Mme. de Witt ihr Buch als Manuscript für den Freundeskreis gedruckt, so würde kein wohlerzogner, geschweige denn ein feinfühlender Mensch, dem ein Exemplar in die Hände fiele, es vor das Tribunal der Oeffentlichkeit bringen wollen: es läge darin eine unentschuldbare Taktlosigkeit, fast Roheit. Aber das Buch hat selbst die Oeffentlichkeit gesucht, es hat sich auf den Markt gedrängt und damit hat es die Kritik herausgefordert. Es verschwindet die Tochter; und es bleibt nur die Schriftstellerin, die Porträtmalerin wenn man so will, die ihr Bild auf die Ausstellung geschickt hat; wenn wir vorübergingen, als hätten wir's nicht gesehen, oder es mit einem banalen Complimente abthäten, so hätte sie das Recht, sich über Geringschätzung zu beklagen: Geringschätzung aber ist das letzte Gefühl, das uns die Malerin und ihr Modell einflößen.

Fragen wir uns nun aber, ob das Bild auch ähnlich ist, so geht's uns hier wie so oft im Leben: der Maler hat das Gesicht so gesehen, wir aber, die Welt, sehen es anders. Dem kann freilich die Verfasserin entgegnen, das habe sie vorausgesehen, deshalb lasse sie ihren Helden meist selbst reden. Aber wenn wir nun diese seine eignen Reden ebenfalls anders lesen als die Tochter, was können wir dafür? Die Nächststehenden sind ja durchaus nicht immer die, welche am klarsten sehen: Liebe, Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung — Gewohnheit auch — verwischen die Züge, welche dem Fremden zuerst auffallen und oft die charakteristischsten sind. Wenn selbst Mme. Pauline Guizot, die realistische Menschenkennerin, ihren

jungen Gatten nur mit den Augen der Liebe sehen kann, wie sollte die Tochter den Vater anders sehen? „Wenn ich an die Vorstellung denke, welche viele Leute sich von Dir machen, schreibt die erste Frau Guizot, an den Hochmüthigen, den Ehrgeizigen, das kalte Herz, den berechnenden Kopf, so stellt mir das einen so sonderbaren Gegensatz vor, daß ich mich nicht einmal über solche dumme Urtheile ärgern kann.“ Und vierzig Jahre später klagte Guizot selber über Renan, der aus ihm „jene tragische, einsame, angespannte Figur mache, welche wol zur Sage werden würde, falsch wie alle Sagen.“ Ja und nein. Die Sage ist immer falsch in ihren Ausführungen; sie hat aber stets einen wahren Kern. Die reine Erfindung wird nicht zur Sage. Wenn kein Fond von Ehrgeiz, Hochmuth und Kälte in dem Manne gewesen wäre, wie sollte er auf alle Zeitgenossen, als dreißigjähriger Jünglingmann, wie als greiser Achtziger, denselben Eindruck hervorgebracht haben? Wenn seine Natur keine „angespannte“ (tendue), sondern eine unmittelbare gewesen wäre, wie sollten wir das nicht aus den Briefen herauslesen, die er an Mutter, Frauen und Töchter schrieb und die uns hier, ich möchte fast sagen, aufgedrungen werden? Er wußte sich, die Seinen wußten ihn frei von Standeshochmuth, wußten wie gründlich und aufrichtig er äußere Auszeichnungen verachtete — war er nicht immer einfach Herr Guizot geblieben, trotz aller Grafen- und Herzogstitel, die ihm sein König angeboten und die wenige Franzosen auszuschlagen den Muth gehabt hätten? — sie wußten, daß er nie seinen Vortheil an Geld und Gut bedacht, geschweige denn klug und kalt berechnet hatte: aber es gibt

auch einen Hochmuth der Tugend und der Intelligenz, es gibt einen Ehrgeiz, dem nur mit der Macht, nicht mit „Ehren“ gedient ist, eine Berechnung, die das spontane Handeln und Fühlen nicht aufkommen läßt, ohne daß sie darum gemeinem Gewinn nachginge: und Alles das ist ja sehr berechtigt, zum Theil sogar geboten: wir aber sind ebenfalls im Rechte, wenn uns die Leute lieber sind, die sich auch einmal gehen lassen können, die auch einmal die Zügel aus der Hand legen und die Herrschaft der Welt vergessen können, die auch einmal mit dem Dummkopf und dem Lumpen als mit Daseinskameraden umzugehen wissen.

Daß Guizot Weib und Kind geliebt, aufrichtig geliebt, wer hat je daran gezweifelt? Wie gut und hilfreich er gegen die Verwandten seiner beiden Frauen war, erfahren wir hier auf die angenehmste Weise, d. h. beiläufig, fast zufällig und ohne daß es dem Helden auf die Liste seiner Verdienste gesetzt würde. Daß er auch tiefer Schmerzen fähig war, sehen wir aus den Briefen über den Verlust seines Sohnes, sowohl im Augenblick als viele, viele Jahre nachher: die Wunde vernarbt nicht; so oft er von dem Jüngling spricht, der ihm so früh geraubt wurde, zittert seine Stimme, als ob Thränen darin wären; hatte er doch mit jenem Verluste für sein Leben lang „jedes Gefühl der Sicherheit verloren“, wie er in einem Briefe an Mrs. Austin schreibt. In andern Fällen dagegen sind seine Schmerzen, so aufrichtig sie auch im Gefühl sein mögen, im Ausdruck so banal, wie jene seine Liebesergüsse; einen Aufschrei aus klaffendem Herzensriß, wie den Lessing's beim Tode seiner Frau und seines Söhnchens, bekommt man nie zu hören. Uebrigens geht uns Alles

das eigentlich nichts an. Die einzige Frage, die uns beschäftigen darf ist die, ob die neue Veröffentlichung das Bild wesentlich verändert, das Mit- und Nachwelt sich von Guizot gemacht haben. Dergleichen ist ja sehr denkbar. Wer weiß nicht, daß Goethe, welcher sich von seinem dreißigsten Lebensjahre ab mit „Circumvallationslinien“ gegen die Zudringlichen umgeben mußte, von diesen Herren, die meist eine Feder führten, als ein kalter, hochmüthiger Aristokrat dargestellt ward und wie das Bild des alten steifen Geheimraths sich auf Jahrzehnte in der Volksphantasie erhalten hat. Als nun aber die Briefe an Auguste von Stolberg, an Charlotte von Stein, als nach und nach alle Zeugnisse aus der Jugendzeit an den Tag kamen, da begannen selbst die Blöden — die Sehenden hatten ja nie daran gezweifelt, daß der Dichter des Werther und der Lieder „Gemüth“ gehabt — zu begreifen, was der junge Goethe gewesen, welche stürmisch-bewegte, zart-empfindsame, frisch-gesunde Natur da wogte, welche Wärme, welche Herzensgüte in dem Manne noch fortlebten, nachdem er längst mit Bedacht die Eisrinde um sich gelegt; wie sogar noch in den letzten Lebensjahren diese Rinde sofort aufthaute, wenn nur eine wirklich warme Hand ihn berührte, das wissen wir jetzt ja auch, nachdem uns Felix Mendelssohn's und so vieler Andrer Aufzeichnungen zu Hand gekommen sind. Findet nun ein Aehnliches bei Guizot statt? Da muß dann eben, wohl oder übel geantwortet werden: Nein. Der Mann war mit zwanzig, ja mit fünfzehn Jahren, was er mit siebenundachtzig war: ein guter Sohn, wie er ein guter Gatte und Vater werden sollte; ein unbescholtener Mann wie er ein gewissenhafter

Schüler gewesen war: eine sympathische, ursprüngliche Natur war er nie. Und Das gilt vom Geistigen, wie vom Gemüthlichen.

Ein Brief an die Mutter vom Jahr 1806 — Guizot war 1787 geboren — zeigt ihn uns schon genau so wie er sein Leben über war: eigensinnig — er rühmt sich dessen selber — und streng, ja herb. „Man hat der Tugend ein ewiges Lächeln leihen wollen und man hat ihr alle ihre Kraft genommen," meint er vom 18. Jahrhundert. „Man war so liebenswürdig, daß man aufgehört hatte tugendhaft zu sein . . . . . . Ich kann mich des Unwillens nicht erwehren, wenn ich sehe, wie man sich fortwährend bemüht hat, der Tugend ihre Dornen wegzunehmen." Solcher Ton ist natürlich bei der Jugend, die gerne abspricht und bei welcher Unduldsamkeit fast eine Tugend ist: auch war die Reaction gegen das tolerante Jahrhundert in der Luft; aber was soll man dazu sagen, wenn die Erfahrung eines langen und bewegten Lebens solche Härte nicht nur nicht mildert, sondern schärft; wenn Tugend und Religiosität nicht Mitleid und Nachsicht, sondern nur Stolz und Strenge im Gefolge haben? Madame de Witt sagt einmal von ihrer Großmutter: „Die unvergleichliche Hingebung Madame Guizot's ließ sich nicht oft zu Liebkosungen herbei (ne s'abaissait pas souvent aux caresses); es war kein Raum darin für die Schwäche." Dasselbe möchte man von der Tugend des Sohnes sagen, denn von Hingebung kann und braucht ja wohl bei einem Manne nicht die Rede zu sein. Bei der Mutter aber ist diese düstere Art weniger verletzend als beim Sohne, weil die Lebensereignisse sie erklären. Sie ist in der Provinz,

im engen Kreise des gedrückten, fast versteckten Hugenottenthums des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen und, obschon sie als Mädchen lebhaft, heiter und lebenslustig gewesen zu sein scheint, so mußten doch die strengen Grundsätze protestantischer Moral ihr zur andern Natur geworden sein. Sie hatte sich in einziger Liebe dem gleichaltrigen Gatten angeschlossen und mußte ihn nach sieben Jahren geeinten Daseins, noch immer fast ein Jüngling, auf's Schaffott steigen sehen: wie sollte so Ungeheures nicht einen unverscheuchbaren Schatten auf ihr Leben werfen? Zugleich raubte ihr der Tod geliebte Schwestern, die Genossinnen ihrer Jugend. Ein einsames Wittwenleben, eingeschränkt, fast dem Bedürfniß ausgesetzt, dann die lange, lange Trennung vom Sohne warfen sie auf sich selbst und die Betrachtung ihres Kummers zurück. „Der Eindruck meines Leides hat sich nie verwischt", schrieb sie noch lange nachher mit einem Tone, aus dem man die Wahrheit gar wohl herausfühlt. Und: „ich gehe zu ihm" waren die letzten Worte der achtzigjährigen Greisin; auf ihrer Brust ruhte noch der letzte Brief des Jugendgemahls — κουριδιος ποσις — dessen Haupt vor mehr denn fünfzig Jahren gefallen war. Der Sohn aber lebte seit seinem achtzehnten Jahre in Paris, in der anregendsten Umgebung, unterm Eindruck der größten Ereignisse. Alles glückte ihm: mit fünfundzwanzig Jahren nahm er einen Lehrstuhl an der ersten wissenschaftlichen Anstalt Frankreichs ein, in welche die berühmtesten Gelehrten nicht vor fünfzig Jahren einzubringen pflegen; und er verdiente die Gunst, die ja zuweilen so viel besser urtheilt als die vox populi oder gar die Concursprüfung; Glück war's immerhin und wohl

dazu angethan den, der es erfuhr, in eine heitere Stimmung zu versetzen. Zwei Jahre später nahm der junge Mann gar eine der einflußreichsten Stellungen im Staate ein, ward — trotz seines Protestantismus — Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, an dessen Spitze ein geistlicher Herr stand, und bald darauf Staatsrath. Wohl verlor er seine innig geliebte Frau, aber er fand doch die Kraft in sich im nächsten Jahre wieder zu heirathen, wie sie selber ihm gerathen und wie's sehr natürlich war, denn ein Mann lebt noch weniger für das Andenken einer Frau allein, als er ausschließlich für die Liebe der Gegenwärtigen gelebt hat. Sonst aber lächelte ihm bis in die Mitte des Lebens Alles, selbst — wer sollte es glauben? — die Volksgunst. Nahrungssorgen hatte er nicht. Vom Kampf um's Dasein hatte er bis dahin nur die Seite der Erfolge, d. h. die anregende und ermunternde, erfahren. Da muß denn doch die Härte wohl im Charakter selber gelegen, kein Ergebniß der Umstände gewesen sein. — Und dann: seine Mutter konnte doch munter sein: „ein Untergrund natürlicher Heiterkeit trat zuweilen wieder hervor", sagt die Enkelin selber. Der Sohn ist immer ernst, ja traurig, wie alle Menschen die nicht aus ihrem Ich herauskommen können — Kinder aber sind nur ein fortgesetztes, die Angehörigen nur ein erweitertes Ich für solche Menschen. Wie es seinem Geiste an aller Ironie fehlte, so seinem Gemüthe an allem Frohsinn. Seine Mutter endlich gehörte einer andern Zeit an: „in ihrer alten und einfachen Tracht, mit dem starken und tiefen, zärtlich-ernsten Gesichtsausdruck, der mich an die Mütter von Port Royal erinnerte .... glaube ich sie noch in dem Salon des

Ministers zu sehen, den sie nur durchstreifte und worin sie den Glauben, die Schlichtheit, die fortlebenden Tugenden der Verfolgung und der Wüste darstellte". So der Geschichtschreiber von „Port Royal"[1]. Der Sohn aber war nicht der Mann der „Wüste", sondern des öffentlichen Lebens und im Kampfe dieses Lebens focht er wahrlich nicht auf Seiten der Unterdrückten. Auch steht die Politik nicht auf dem absoluten Standpunkt, auf den sich die Religion stellt: sie ist gezwungen Zugeständnisse an die Schwächen, ja an die Schlechtigkeit der Menschen zu machen, wie denn auch Niemand je besser als Guizot verstanden hat solche Zugeständnisse zu machen, während er die eigenen Hände peinlich rein hielt. Der Unbestechliche hat nie angestanden zu bestechen, wenn es, nicht etwa Gott und das Evangelium, sondern die Politik König Louis Philipp's und Herrn Guizot's zu erfordern schien. Wer das Leben so von seiner schmutzigen Seite kennen gelernt, der mag ein Recht haben die Menschen zu verachten, aber dann muß er mit seinen eigenen Werkzeugen anfangen nicht mit seinen Gegnern: Guizot hat stets das Gegentheil gethan.

Kein Zweifel, die Gesellschaft, in der sich Guizot bewegte, hatte unendlich mehr Bildung, sie war vor Allem

---

[1] Die französischen Hugenotten versammelten sich während des 18. Jahrhunderts an entlegenen Orten, „der Wüste" (le désert), um das Wort Gottes von ihren Predigern zu hören. In Port Royal nannte man désert, was die andern Katholiken retraite nennen, d. h. die zeitweilige Absonderung von allem Verkehr, um allein dem Gebete und frommen Uebungen zu leben. Sainte-Beuve denkt offenbar nur an ersteren Sinn des Wortes.

eine anständigere, in einem Sinne auch sittlich reinere als die, welche seit seinem Sturze ans Ruder gekommen ist. Es waren keine Zigeuner und Abenteurer, Wirthshausjünger und Spieler wie die, welche im Gefolge der Februarrevolution und des Staatsstreiches auf die Oberfläche kamen; es waren fast durchgängig Leute von regelmäßigem Lebenswandel und geordnetem Hauswesen; was sich aber unter diesen bürgerlich-gesitteten Formen an Egoismus, Ehrgeiz, Gewinnsucht, oft auch an niederer Genußsucht barg, das focht den Mann nicht an, der nie die Dinge nach ihrem Wesen fragte, so lange es ihm bequem war sich an der Oberfläche zu halten. Genug, diese Oberfläche war respectabel. Guizot, ganz ein Mann der Convention, hielt ebenso strenge auf die Achtung der gesellschaftlichen als der religiösen Vorurtheile; ein Mädchen, das sich herausgenommen hätte, ohne die Bewilligung von Papa und Mama zu lieben, wäre ihm schier so verächtlich geschienen als ein Mann, der außerhalb einer Kirche fromm zu sein sich erlaubte. Ueberhaupt war er schnell bei der Hand mit dem Verachten, wie mit dem Geringschätzen. Es gibt Leute, wie Voltaire z. B., die in der Theorie Menschenverächter sind, im Gefühl und der That aber immer Menschenfreunde und für die selbstverschuldetes Unglück nicht weniger mitleidswerth ist, als unverschuldetes. Bei Guizot hört man fast nie die Stimme des Mitleids, während ein moralisches Verdammungsurteil ihn nie etwas zu kosten scheint: die Worte Christi von der Ehebrecherin und gar die von der Sünderin scheinen in seiner Bibel nicht zu stehen.

War er nun gegen Andere streng, so war er aller-

[illegible] Freiheiten [illegible] Rücksicht be- [illegible] Verdacht der [illegible] er war eben kein Latitudinarier weder in der Moral, noch in der Religion, so wenig gegen sich als gegen Andere. Auch Prunk und Tafelfreuden waren dem Manne ganz fremd. Nach Musik und Theater scheint er nie begehrt zu haben. Was er, außer der Ausübung der Herrschaft, an Genüssen kannte, beschränkte sich auf den Verkehr mit Gleichgesinnten oder das Familienleben. Allein auch hier begegnet man nie einem Sichgehenlassen. Das desipere in loco war dem Manne ganz unbekannt, und ein so guter Protestant er war, vor Luther's „ein Zötlein in Ehren, soll Niemand verwehren," hätte er das Kreuz geschlagen. Es sind immer nur ernste und hohe Gegenstände, zum Höchsten Fragen der politischen Krieg

führung, die seine Briefe an Freunde, wie wohl auch seine Gespräche mit Freunden, ausfüllten; es ist ein wahrer Quell in der Wüste, wenn er einmal eine mechante Anecdote erzählt, wie die über Dupin: „Berryer fragte Dupin (den Kammervorsitzenden beim bevorstehenden Staatsstreiche): „Zeigen Sie mir doch eine kleine Thür, durch die man in die Kammer gelangen und zu Ihnen stoßen könnte, wenn Sie angegriffen würden.“ „Ich suche gerade eine, durch die man hinauskommen könnte,“ antwortete Dupin.“ Noch seltener ist ein Witz — im ganzen Bande ist nicht einer — und in der Unterhaltung, das wissen wir, duldete er keinen derben Scherz, geschweige denn, daß er sich selbst dazu herbeigelassen hätte. Guizot hatte viel vom englischen Ernst, den Kant so höchlich bewunderte, mehr freilich noch von der englischen Gravität, über die sich Yorick-Sterne so artig lustig macht, weshalb er denn auch nach einer gewissen Seite hin in England eben so sehr gefiel, als ihm diese Seite des englischen Wesens zusagte. Dagegen hatten die Altengländer von Palmerston's Schlage eine unüberwindbare Antipathie gegen den Mann, dem es so ganz an der frischen Unmittelbarkeit Altenglands gebrach, dem jede Ader altenglischen Humor's so gänzlich abging. In den Briefen an die Freunde, wie in denen, die er an die eigenen Kinder richtet, ist es immer derselbe eintönige Ernst, erscheint er immer als ein Lehrender. Man lese nur die beiden unerträglich pedantischen, nie endenwollenden Episteln an seine Aelteste über ihre Interpunction, oder wie er dem armen Mädchen — es war zehn Jahr alt — die methodische Lectüre Lingard's und Hume's Epoche

für Epoche anempfiehlt. Es scheint ihm unendlich schwer zu werden Kind mit den Kindern zu sein, und man ist nur froh zu hören, daß er sich zuweilen herabläßt, Domino mit ihnen zu spielen oder ihnen etwas von Van Amburg's Menagerie zu erzählen. „Ich spreche mit Dir wie mit einer großen Person“, sagte er einmal zu seinem kleinen Guillaume; und in der That ist seine Sprache meist die eines Erwachsenen: „Ich fordere nicht von Dir mich mehr zu lieben, als Du mich liebst, weil ich weiß, daß Du es nicht vermöchtest“, schreibt er an sein siebenjähriges Töchterchen! Kein Wunder, wenn die Fratzen selber zu kleinen Pedanten werden, wie sie im Buche stehen. „Folgendes war meine Unterhaltung mit den Kindern“ (den Enkeln), schreibt er einmal. „Die vier Großen frühstückten mit mir. Cornelis. Robert sagt, daß er Jeanne am Meisten liebt. Das ist nicht wahr. Wir lieben sie Alle ebenso sehr wie er. Robert. Nein, ich liebe Jeanne am Meisten. Cornelis. Nein ... Robert. Ja ... Jeanne. Ihr dürft mich nicht mehr lieben als Marguerite: Das ist nicht gerecht.“

Man kann sich den Tort des Hauses denken; Alles ist nach dem Muster des Mannes geregelt, der nie auch nur eine Minute' ausspannt. „Nicht eine Dummheit keine ...“, die doch auch zum rechten Menschen gehören, wenn anders die ganze Vollkommenheit des Menschlichen darin besteht unvollkommen zu sein. Das fehlte Guizot: das fühlte Frankreich wohl heraus, als es müde ward Aristides „den Gerechten“ nennen zu hören. Er ist immer der Tadellose, der geistig und sittlich Ueberlegene. Dadurch erlangte er denn auch, was man dadurch stets

erlangt, besonders wenn man noch ein Recept des Betragens anwendet, dessen Ingredientien nicht eben schwer zu mischen, aber höchst langweilig abzumessen sind: den Ruf eines Tugendhaften. „Auch ich habe keine silbernen Löffel gestohlen“, sagte mir Freund B. „Aber zum Ruf der Tugend hab' ich's nicht gebracht“. Der Aermste! Wohl hatte er sich in einem bewegten öffentlichen Leben die Hände ganz rein gehalten; kein Argwohn konnte ihn berühren. Im Verkehr mit gekrönten Häuptern wie mit dem souveränen Volk hatte er sich die Unabhängigkeit des Handelns, wie den Freimuth der Rede gewahrt, weder eine Gunst verlangt, noch empfangen. Er besaß nicht Titel und Würden, Stellen oder Ordensbänder. Nie schmeichelte er der victrix causa, selbst wenn es die seiner eignen Partei war, und die besiegte gefiel ihm, so oft er sie nur vor dem Verstande oder dem Gefühle freisprechen konnte. Nie hat er seine Meinung verleugnet, selbst wo dem Bekenner Gefahr drohte. Durch harte und redliche Arbeit, nicht durch Gründerglück, hatte er sich seinen Wohlstand erworben und seine Tasche schloß sich keinem Hilfsbedürftigen, kein Weg war ihm zu weit für den Arbeitsuchenden. Er erzog seine Kinder zur Arbeit und Reinlichkeit. Seine Rede war menschlich-kameradschaftlich mit dem Niedersten, unumwunden mit dem Höchsten. Er war gleich treu in der Liebe wie in der Freundschaft. Er hatte auch keine Schulden und ward nie betrunken in der Gosse gefunden; vor Allem er war stets wahr gegen sich und Andere. Der Gute! Als ob es darauf ankäme. Vielleicht war's sogar gerade Das, was ihn um den Aristidesruf brachte. Neid und Geiz, Egoismus und

Heuchelei hätte er wohl schon hegen dürfen, aber Wahrhaftigkeit! die ächte Währhaftigkeit, welche die Augen nicht freiwillig schließt vor dem Schmutz, so der reinlichen Uebereinkunft zu Grunde liegt, die Wahrhaftigkeit sich zu geben wie man ist und der Natur freien Lauf zu lassen: Die ist vom Uebel. Nur wer nie seine Rolle vergißt, sich fortwährend beobachtet, nie die persönliche Würde wegwirft, weil er sich etwa, wie Lessing, „zutraut, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können" — kann zu solchem Ruf gelangen. Wenn er noch überdies sich wohl in Acht nimmt, je einer schönen Frau etwas Verbindliches zu sagen oder gar bei einem Glase Wein sich eines schlechten Witzes harmlos zu erfreuen, dabei die Tugend recht viel im Munde führt, die Lebenslustigen, Leichtsinnigen und Gescheiterten abkanzelt, vor Allem aber stets schlechter Laune ist, so kann's ihm nicht fehlen. Bei Guizot war's vornehmlich dieser Mangel an Freudigkeit des Gemüths und die gänzliche Abwesenheit alles Humors, die seinem Rufe zu Gute kam: von Unwahrhaftigkeit und Scheinheiligkeit kann bei dem Mann nicht die Rede sein: denn er brauchte keine Rolle zu spielen, weil er von Hause aus die nöthigen Eigenschaften mitbrachte, sie nicht erst zu erheucheln brauchte. Zu diesen nöthigen Eigenschaften gehören aber auch geistige. Nur eine gewisse Entwicklungslosigkeit und Oberflächlichkeit des Geistes macht die Consequenz der Anschauungen möglich, welche die Welt als „Charakter" zu bewundern gewöhnt ist.

Guizot war kein selbständiger Denker und jede directe Anschauung ging ihm ab. Es hat wohl selten einen

Mann von seiner Bedeutung gegeben, dem der speculative wie der künstlerische Sinn so durchaus fehlten. Seine Philosophie ist der fadenscheinigste Deismus: er ist im Grunde nie über die hier gebotene Metaphysik seiner (zweiten) Frau hinausgegangen: „die Demonstration des Daseins Gottes, welche aus der Weltordnung und der Nothwendigkeit einer ersten Ursache hervorgeht, die Unsterblichkeit als eine nothwendige Folge unserer sittlichen Natur verkündet und auf die zukünftige Vergeltung rechnet, weil das Gesetz der Gerechtigkeit, welches de jure herrschen soll, de facto hienieden nicht herrscht und Alles, was recht ist, doch auch verwirklicht werden muß." Und das ist derselbe Mann, welcher mit dem ganzen Hochmuthe der Tüchtigen und all' der Oberflächlichkeit der Gründlichen aus Vacherot, einem der ersten Metaphysiker Frankreichs und einem erklärten Idealisten, kurzer Hand einen „Materialisten" machte und unter diesem Vorwand seinen Eintritt in die Académie des Sciences morales zu verhindern suchte! Er hatte ihn offenbar nie gelesen oder, wenn er ihn gelesen, nicht verstanden. Selbst in der Geschichtsphilosophie, wenn man seine Deutung der Geschichte anders so nennen kann, kommt er eigentlich nie über Bunsen hinaus: er sieht darin die göttliche Dazwischenkunft ... so offenbar und sicher als in der Bewegung der Gestirne". Kein Wunder, wenn „die Weltgeschichte für ihn wohl Lücken, aber keine Geheimnisse hat; wenn er Vieles darin ignorirt, aber Alles daran begreift". Er ist eben im Grunde doch ein höchst ideenarmer Kopf: denn nur ideenarme Köpfe werden so schnell mit den Dingen fertig, begnügen sich so ohne Weiteres mit einer

Formel, als wäre es ein Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnet. „Guizot ist ein großer Redner", sagte Thiers einmal (Cahiers de Ste Beuve. 20), „aber, Sie werden staunen! in der Politik ist Guizot dumm (bête)." „Das wollte sagen", fügt Sainte-Beuve hinzu, „daß es Guizot, dem Staatsmanne, an Ideen fehlt, und das ist richtig." Guizot's Bedeutung lag eben ganz wo anders. Selbst in seiner ersten Jugend hatten sich die wenigen Grundsätze, die er stets im Munde führte, nicht aus Innen heraus, noch aus der Anschauung entwickelt; sie wurden ihm von seiner Umgebung mitgetheilt und, da sie seiner Natur sehr congenial waren, rasch aufgenommen und zähe festgehalten. Das kleine Capital von Ideen, mit dem er sein Leben über wirthschaftete, hatte er aber nicht nur ohne alles beneficium inventarii von Andern übernommen; er vermehrte und modificirte es auch in keinem Sinne. Die Erfahrung eines langen Lebens änderte seine religiösen, seine moralischen, seine politischen Ansichten nicht im Geringsten. Diese Erfahrung, seine ausgedehnten und tiefgehenden historischen Kenntnisse — er hatte eigentlich keine andern — sein seltenes Talent dienten ihm nur dazu, dieselben Ideen, zu welchen er sich beim Eintritt in's Leben bekannt, sechzig Jahre lang auseinanderzusetzen und zu vertheidigen. Allein man kann nicht sagen, daß er irgend Etwas vom Leben gelernt hätte: sein Geist war eben geradeso entwickelungsunfähig, als er unbiegsam war. Nur täuscht uns die leidenschaftliche Wärme, mit der er seine Ideen vertheidigte, über die Lebendigkeit seines geistigen Lebens. Denn leidenschaftlich war der Mann bei alledem. Nur ist Leidenschaft keineswegs gleichbedeutend

mit Lebhaftigkeit des Gemüths, noch weniger mit Regsamkeit des Geistes. Was wir Gemüth und Geist nennen, ist immer ursprünglich und es tritt auf mit Selbstlosigkeit: denn das Gemüth vergißt sich in den Gegenständen seiner Liebe, der Genius in denen seines Interesses. Wer nur Leidenschaft und Talent in seine Thätigkeit mitbringt, hört nie auf, sich selbst in Andern zu suchen, macht sein Talent zum Werkzeug seines Ich. Oft wird Das versteckt, oder es entzieht sich auch auf natürliche Weise den Blicken der Menge, während im Gegentheil beim Gemüth und Genius oft eine Art naiven Egoismus zu Tage tritt, der die Menschen irre macht. Das Gemüth und das Genie sind sich eben doch dunkel bewußt, daß die That oder das Werk, daß nur sie ausführen können, daß die Persönlichkeit, die es ihnen von der Natur aufgegeben ist zu entwickeln, gefährdet wird, wenn sie nachgeben und sie stehen nicht an, Andere diesem ihrem Ich zu opfern, das ja doch nur im Dienste eines Außerpersönlichen, Höheren steht: selbst über das gebrochene Herz Friederikens von Sesenheim müssen sie oft den Weg ihrer Bestimmung wandeln. Ein solcher Egoismus ist denn auch immer heiter, weil er sich unschuldig weiß; jener andre ist immer traurig, weil sein Ich leer ist, liebe- und interesseleer, nur sich selbst suchend, nur dem Willen dienend. „La joie de l'esprit en marque la force," sagte Ninon de l'Enclos; wer sein Talent in den Dienst des Willens zwingt, verliert darum auch mit der Freude die Stärke. Für Guizot aber war sein großes Talent stets nur eine Waffe im Kampf um's Dasein: nie nimmt er die Welt als ein Gegebenes an dem nichts zu ändern ist, noch

weniger steht er je mit Cervantes'scher Ironie über dem Leben. Und Niemand hat das Recht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen: denn nicht Jedem ist es gegeben die Welt anschauend zu betrachten, wie der Künstler und Dichter, oder das Leben der Ergründung der Wahrheit zu widmen. Nicht alle können Beschauer oder Forscher sein; es muß auch Handelnde geben; und der Handelnde muß sich selber suchen, wenn er etwas Großes erreichen will: nur muß auch er sein Ich mit einem Außerpersönlichen zu identificiren wissen, wenn sein Handeln wirklich fruchtbar sein soll.

Guizot war ehrgeizig, und warum hätte er's nicht sein sollen? Ohne Ehrgeiz läßt sich kein tüchtiger Mann herbei, in's öffentliche Leben zu treten; ohne Ehrgeiz bringt er nichts Rechtes zu Wege in diesem Leben. Guizot war sogar mehr als ehrgeizig, er war herrschsüchtig und auch dazu war er berechtigt, vorausgesetzt er suchte die Herrschaft, um politische Schöpfungen ins Werk zu setzen. Das Ereigniß hat bewiesen, daß er seine außerordentlichen Geisteskräfte nicht an solche Schöpfungen setzte, sondern ausschließlich zum Festhalten der Macht gebrauchte. (Sein Unterrichtsgesetz fällt in's Jahr 1833; seine eigentliche Herrschaft in die Jahre 1840—1848, von denen Nichts übrig geblieben ist.) Guizot selbst hat gestanden, wie sehr er die Herrschaft liebte und, hätte man ihm etwas hierbei vorzuwerfen, so wäre es eher, daß er diese seine Leidenschaft vorkommenden Falles nur allzu wohl zu zügeln wußte: um seine Beamten und Abgeordneten nach Herzenslust schulmeistern zu können, unterwarf er sich nur gar zu willig den Begehrlichkeiten seines Königs, selbst da,

wo er sie durchaus mißbilligen mußte, selbst da, wo sie ihm seine eigenen Pläne durchkreuzten. Das omnia serviliter pro dominatione, das er einst im Kampfe gegen die Krone auf Molé geschleudert, ist auf ihn selbst zurückgeprallt und er hat sich der Devise nicht wieder entledigen können.[1] Dem Manne ist nie recht wohl, als wenn er in die Staatsgeschäfte eingreifen kann und Nichts vermag ihn für deren Entbehrung zu entschädigen — in diesem ganzen Bande wird auch nicht ein einziges Mal der Poesie oder der Musik, der Malerei oder der Sculptur Erwähnung gethan: es ist, als ob die Kunst gar nicht in der Welt sei. Dagegen drängt die Politik sich immer wieder vor bis in die traulichste Plauderei mit den Kindern; denn „wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt". Und warum sollte er nicht mit Leidenschaft ergreifen, wozu ihn seine Natur hinzog, warum nicht ganz darin aufgehen? Nur gesteht er sich nicht immer selbst, daß dem so ist. „Obschon ich mir im Handeln gefalle, so ist es nicht meine natürliche Neigung und gibt es mir nicht die meiste Befriedigung . . . Die Stellung des Zuschauers, das reine Denken bieten viel weitere und freiere Genüsse." Sicherlich: aber hätte Guizot es auch nur eine Stunde auf diesen Höhen ausgehalten? Hätte ihn die Kampfeslust nicht bald wieder hinunter in's Getümmel

[1] Siehe meine Geschichte des Julikönigthums Band II S. 319 der 2. Auflage. Bei dieser Gelegenheit sei denn auch der Leser für das politische Leben Guizot's, was denn doch immer die Hauptseite des Mannes ausmacht, auf diese meine beiden Bände verwiesen. Hier haben wir es nur mit dem Privatleben des Mannes zu thun.

gezogen? „Ich liebe die Herrschaft," sagt er selber, „weil ich den Kampf liebe." Das kommt aus innerster Seele.

Allein selbst auf diesem Felde der Politik, wo er sich so recht zu Hause fühlte, ist jener Mangel an Humor und Freudigkeit fühlbar, der das Privatleben Guizot's kennzeichnet: die Grenzen seines Geistes und die Natur seines Charakters gestatteten ihm nicht ein Friedrich II. oder ein Peter Leopold zu werden, der sich selbst im Staate vergißt und Unvergängliches schafft: der Ehrgeiz und der Hochmuth erlaubten ihm nicht ein Thiers oder ein Palmerston zu sein und sich die Sympathie der Mitwelt zu erwerben, da er die Bewunderung und die Dankbarkeit der kommenden Geschlechter nicht erhoffen durfte. Diese Sympathie aber, welche der Staatsmann nicht zu erobern gewußt, erweckte auch der Mensch nicht und die uns ohne Noth gebotenen Mittheilungen über sein Privatleben ändern an diesem Eindrucke Nichts.

———

III.

Philarète Chasles.[1]

„Sie sind ein Kritiker, der um's Jahr 1826 in Frankreich aufgetaucht ist und aus keiner der französischen Schulen stammte, keiner heimathlichen Routine huldigte, sondern geraden Weges vom Umgang mit Shakespeare herkam und uns Worte à la Johnson brachte. Sie haben viel Mühe gehabt, sich als unser Einem Anerkenntniß zu verschaffen, denn Sie tragen keine Kokarde, kein Kokardenendchen. Sie waren der Romantik voraus und drüber hinaus; denn Sie übersahen sie mit Ihrer überrheinischen und überkanalischen Brille.“ So schrieb Sainte Beuve an Philarète Chasles im Jahr 1867, und hat damit den Schriftsteller bündig und ähnlich gezeichnet, wenn auch mit höflichem Wohlwollen. Heute bietet man uns die nachgelassenen Denkwürdigkeiten des excentrischen Kritikers, der im Jahre 1873 gestorben ist, und sie erlauben uns auch den Menschen kennen zu lernen, ohne den man den Schriftsteller nur halb versteht, wenn der Schriftsteller nun doch einmal wesentlich subjectiv ist, und ein Humorist im französischen Sinne des Wortes. Indeß auch zur

---

[1] **Mémoires.** Paris, Charpentier, 1876–77. 2 Bände in 18.

Beurtheilung des Schriftstellers liefern uns die beiden Bände viel Material. Wir sehen, wir er gearbeitet hat, was sein Urtheil bestimmte, wie er zu seiner Weltanschauung gelangt, und wir können seine Zuverlässigkeit kontrolliren.

Im Grunde sind's keine Memoiren, die wir vor uns haben, außer in der ersten Hälfte des ersten Bandes. Es sind Porträts von Zeitgenossen, mit einander verbunden, oder vielmehr von einander getrennt, durch Betrachtungen und Monologe, welche trotz ihrer Heftigkeit etwas eintöniger Art sind. Einige der Porträts sind sehr gelungen; meistens aber begnügt sich der Verfasser mit dem Urtheilen; selten oder nie bringt er uns unbekannte Thatsachen oder pikante Anekdoten, wie man ihnen gerne in Memoiren begegnet. Zuweilen giebt er uns Unterhaltungen aber sie sind offenbar fünfzig Jahre nachher arrangirt; wie er denn namentlich sich selbst als Zwanzigjährigem gern Gedanken und Worte leiht, die nur dem Siebenziger angehören können. Chasles scheint kein Tagebuch gehalten zu haben und sein Gedächtniß ist äußerst unzuverlässig. Anstatt sich nun bei der Wiedergabe des ihm gebliebenen allgemeinen Eindrucks zu bescheiden, giebt er fortwährend Daten, die einander widersprechen, ja ausschließen. So will er im Mai 1815 von der bourbonischen Regierung verhaftet worden sein; und man weiß doch, daß damals Napoleon herrschte. Die Episode wird wohl in den Herbst 1815 zu setzen sein. Die Gefangenschaft dauerte bald zwei Monate, bald einen; Seite 85 wird der Knabe nach dreitägiger Haft verhört, Seite 89 nach zehn Tagen; bald ist er 14 Jahre, bald

16 Jahre alt, als die ganze Geschichte vorfiel. Solche Ungenauigkeiten werfen natürlich auch ein sehr zweifelhaftes Licht zurück auf seine literarhistorischen Arbeiten. Seine lebhafte Phantasie spielt ihm Streiche; er giebt uns offenbar in den Jugenderinnerungen, dem besten Theile des Buches, fortwährend Dichtung für Wahrheit: und wir würden gar nicht klagen, da wir das Recht der inneren, höheren Wahrheit über die zufällige, äußere anerkennen; aber dann darf man eben nicht auf diese prätendiren.

Die beiden Bände sind von sehr ungleichem Werthe. Die wenigen ganz früh geschriebenen Seiten — ein Aufsatz über Mme. de Staël von 1826, der Anfang der Selbstbekenntnisse von 1832 — sind viel bedeutender, auch sorgfältiger und einfacher geschrieben als die späteren meist hingeworfenen Tagebuchblätter oder Konzepte von Artikeln. Viele wiederabgedruckte Fragmente und Aufsätze aus dem „Journal des Débats“ füllen die Lücken. Man sieht, der Erbe hat einfach das Portefeuille des Verstorbenen ausgeleert und halbwegs chronologisch geordnet. Der Styl ist auch viel ermüdender in diesen wahrscheinlich nicht revidirten, nicht gefeilten Bruchstücken, als in den bei Lebzeiten veröffentlichten „Studien“. Er ist so zu sagen ohne Gelenke, und doch uneben; überdies bizarr und maßlos aber nicht aus Ueberfülle, sondern aus Sucht nach Besonderem und Neuem: ermüdend durch die vielen Wiederholungen und Aufzählungen. Dabei läßt sich Chasles oft vom Klange der Worte leiten, wie dre Dichter manchen Einfall dem Reime dankt; ja er spielt mit den Worten; die Analogien und Antithesen schlagen

aneinander wie in einem flämischen Glockenspiel: Herr Thiers „chiffre ses groupes, groupe ses chiffres“, er hat „l'éclat et l'éclair“ und so klingelt's Seiten lang.

Diese Fehler sind weniger fühlbar, wo der Memoirist sich aufs Erzählen und aufs Darstellen beschränkt; und wir können dem Deutschen, der sich eine lebendige Idee von den französischen und englischen Zuständen in der Restaurationszeit machen will, die erste Hälfte des ersten Bandes nicht genugsam empfehlen. Der Vater Philarète's, ein Ex-Konventsmitglied und Königsmörder, der als geistlicher Lehrer der Rhetorik begonnen, als Titulargeneral in den Revolutionskriegen seinen Höhepunkt erreicht, dann als Schulmeister geendet, ist herrlich gezeichnet. Seine Vaterlandsliebe, sein Enthusiasmus, seine Beschränktheit, die rhetorische Bildung des vorigen Jahrhunderts treten uns lebhaft in ihm entgegen. Seine feindliche Stellung zum Direktorium, zum Kaiserreich, zur Restauration, die Verborgenheit, in der er zu leben gezwungen ist, die heimlichen Zusammenkünfte mit anderen Ueberlebenden der Schreckenszeit, Voltairianern, Rousseauisten und Swedenborgianern; der Zwiespalt der noch nicht versöhnten Elemente Alt- und Neufrankreichs, das anmuthig liebevolle Walten des jugendlichen Weibes, dessen ruhige, gelassene, fast wehmüthige Heiterkeit wunderbar kontrastirt mit dem erregten hochgespannten Pathos des greisen Gemahls; die frühe Gefangenschaft des Knaben, der seiner Mutter auf einen leichten Verdacht hin entrissen und von den Kreaturen Fouché's — gestern noch Werkzeugen Napoleon's, heute Ludwig's XVIII. — auf's Roheste mißhandelt wird — Alles das giebt eine bessere Anschauung von jener

merkwürdigen Uebergangszeit, als alle Bände Vaulabelle's und Viel-Castel's, Lacretelle's und Lamartine's. Auch das enge Leben in den puritanischen Kreisen Londons, die Familie von Rundköpfen und Heiligen am Meeresstrande, die an ihrem Fanatismus tragisch zu Grunde geht — eine schon früher publizirte Episode — ist lebendig, vielleicht allzu lebendig geschildert; denn die freie Erfindung der Phantasie hat dabei offenbar einen unrechtmäßigen Antheil. Dagegen sind die Bildnisse Bentham's, Coleridge's vor Allem Ugo Foscolo's, der damals in England die Rolle spielte, die Byron in Italien spielte, wahre Meisterstücke und lassen aufrichtig bedauern, daß der Memoirist nicht in diesem Tone fortgefahren. Sie zeigen auch, wie und warum er tiefer in das englische Wesen eingedrungen ist, als fast alle seine Landsleute, die darüber geschrieben.

Philarète Chasles hat, man möchte fast sagen anonym, großen Einfluß auf die französische Bildung ausgeübt. Sein Lebensschmerz war, daß dieser Einfluß anonym war. Er lechzte nach Anerkennung und sie wurde ihm nicht zu Theil. Der bald melancholische, bald verbitterte Ton dieser Memoiren erklärt sich zum Theil daraus, zum Theil aus dem Gefühl des Autors, wirklich nicht geleistet zu haben, was er hätte leisten können, wenn er nicht den falschen Weg eingeschlagen. Niemand seit Madame de Staël hat mehr dazu beigetragen, fremden Geist in Frankreich bekannt zu machen als Chasles, und er kannte, verstand die Fremde weit besser als Mme. de Staël, die ihre französische Atmosphäre immer wie eine durchsichtige, aber undurchdringliche Wolke mit sich führte. Auch die seitdem in der Kritik und Geschichte so übertriebene Be-

rücksichtigung der Race des Temperaments, der physiologischen Beziehungen, ward durch Chasles zuerst eingeführt. Michelet, Taine, ja sogar Sainte-Beuve bis zu einem gewissen Grade, sind darin Schuldner dieses Anregers und Anempfinders, der England besser kannte, Deutschland besser errieth, als irgend ein anderer Franzose seiner Generation. Chasles schrieb zahlreiche literarhistorische Aufsätze in's „Journal des Débats", übersetzte Jean Paul und Coleridge, veröffentlichte Bände über englische, deutsche und spanische Literatur, lehrte darüber am Collége de France unter großem Zudrang der Neugierigen mehr als der Lernbegierigen. Die Zuhörer lächelten wohl über den Herrn Professor, wenn er in gelben Handschuhen, das Spazierstöckchen in der Hand, den Schnurrbart — ein Schnurrbart in den vierziger Jahren — auf's Katheder stieg; seine Saat drang aber durch, ging auf, trug Früchte: der Sämann ward vergessen. Das hing eben mit seinen Vorzügen so gut wie mit seinen Fehlern zusammen. Die geschmacklose, prätentiöse, exotische Form, in der er die fremde Waare einführte, konnte den Franzosen nicht behagen; sie beeilten sich den Kern herauszuschälen und die Schaale fortzuwerfen.

Auch gehörte Chasles zu keiner politischen Partei und zu keiner literarischen Coterie. Das verzeiht man nicht in Paris. Er hatte eine zu ausgesprochene Persönlichkeit, um sich unterordnen zu können zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles; er blieb sein Leben über ein Francitreur. Sein Wissen, wenigstens in deutschen, italienischen und spanischen Dingen, war unzuverlässig; und man schlug

ihm seine Ungenauigkeiten höher an, als billig war; wer erinnert sich nicht des von ihm entdeckten Schweizerberges „Reinigen“, auf dessen Spitze Schiller's Tell sich ausruhte? Und doch fühlte man, daß der Mann unsern Schiller besser verstand, als Herr de Barante, dessen Sekretäre schon dergleichen Monstruositäten nicht durchließen, und Chasles' Auffassung drang durch. „Ich gehörte zu keinem Lager, sagt er selber. Sie lebten nebeneinander, höflich und feindlich, gemäß den alten Sitten der Nation, beschossen sich gegenseitig mit Epigrammen, spielten sich alle möglichen Streiche; lebten aber im Uebrigen gut miteinander, führten die Frauen, stahlen sie sich einader, Meister in der üblen Nachrede, Verläumder der Nachbarn ...“ Der vollkommenste Typus darunter war wohl Béranger: Der hatte verstanden, was am wichtigsten ist in Frankreich: die Kameraderie. Sie hat mir immer gefehlt oder vielmehr ich habe sie verachtet und gehaßt: denn der Austausch von Busenfeindschaft und intimer Gehässigkeit (le commerce de haines familières et d'animosités intimes) mit Leuten, die man nicht gern hat und welche uns der Zufall als Genossen auf der Lebensbahn zugetheilt, ist eine Entweihung der Freundschaft.“ Ihm, der in England gelebt hatte, nicht aus dem Lyceum, der Normalschule rc. hervorgegangen war, sind beinahe ausnahmslos alle Schriftsteller des Jahrhunderts, war die ganze Schulgesellschaft besonders unangenehm. Die Kameraden aber schlossen ein unausgesprochenes Bündniß gegen ihn, der sich selber ausschloß, auf sie als Pedanten und literarische Tagelöhner herabsah, auf seine Unabhängigkeit pochte — er hatte eine kleine Jahresrente ererbt — als

ob er ein vornehmer Herr sei, der nur nebenbei sich mit Literatur abgebe, im Anzug den Dandy affectirte gegenüber den Schulmeistern, sich gern in vornehmer Gesellschaft sehen ließ. Für die vornehme Gesellschaft aber, deren Beifall ihn hätte trösten können über das Todtschweigen der Schriftsteller vom Handwerk, waren eben seine Schriften nicht gemacht: es fehlte ihnen an Klarheit, Geschmack, Maß in der Form und das Wesen war denn doch zu schwer für Nascher. Die Denkwürdigkeiten beweisen noch klarer als alle früheren Bände des fruchtbaren Schriftstellers, wie sehr er sein eigenes Talent verkannt, seinen Beruf verfehlt: er hätte Romanschreiber werden sollen. Gewisse Schilderungen des englischen Lebens, der Häuslichkeit seines Vaters, manche Gestalten, die er einführt, sind treffliche Phantasiegebilde; auch seine literarhistorischen Skizzen sind der Art. Es fehlt ihnen an Bestimmtheit: man lernt nichts daraus, obschon man durch sie auf's Mannigfaltigste angeregt wird und schöne lebensvolle Bilder vor sich aufrollen sieht, leider immer unterbrochen durch Zwischenakte, in denen der Dichter seine eben nicht sehr mannigfaltigen Monologe zum Besten giebt.

Mehr als je in diesen Denkwürdigkeiten, die eigentlich eine fortgesetzte Diatribe gegen sein Vaterland sind. Auch Tocqueville, Renan, Sainte Beuve, kurz alle Besten Frankreich's, haben harte Worte über ihr Land gesprochen, aber sie haben nicht wie Chasles, der alle demokratischen Untugenden als französische Untugenden darstellt, aus der Wirkung die Ursache gemacht, welche doch nichts Anderes als die Demokratie selber ist, die ja überall zu solchen Resultaten führen muß. Sie haben maßvoller geklagt und

angeklagt, auch die guten Seiten gesehen, ihre Anklagen besser durch Thatsachen motivirt, wo Chasles nur deklamirt: vor Allem hört man ihnen an, es ist Strenge aus Liebe; bei Chasles ist es Haß, zurückgetretene Galle. Jenes oben angedeutete Bewußtsein nicht geleistet zu haben, was er hätte leisten können und der Aerger keine Anerkennung gefunden zu haben, haben ihn verbittert. Wohin er blickt, sieht er nur Neid, Intrigue, Falschheit; er haßt Alle und Alles, wenigstens alle seine Altersgenossen und Alles an ihnen; denn gegen Aeltere und Fremde, die ihm imponiren, ist er oft mehr als gerecht, wogegen er durchaus nur Tadel hat für die Mitlebenden, wenn sie nicht etwa vornehme Leute waren und ihm nicht im Wege standen, wie Tocqueville. Nur gegen den einen Sainte Beuve ist er einmal gerecht gewesen: aber kaum hat der große Kritiker das Zeitliche gesegnet, so widerruft er sein erstes Urtheil und fällt wieder in den gehässigen Ton, mit dem er ihn im Laufe der Memoiren stets beurtheilt. Sein besonderster Haß aber war gegen seine speziellen Kollegen am „Journal des Débats“, Jules Janin, St. Marc Girardin, S. de Sacy, Armand Bertin und gegen solche gerichtet, die, wie Alexander von Humboldt, seine außerordentlich empfindliche Eitelkeit verletzt: — Humboldt hatte ihn bekanntlich den „schaalen Philarète“ genannt, was der Uebersetzer des „Titan“ als „Schallphilarète“ verstand! Denn die Eitelkeit des Franzosen ist durch die Teutonisirung nicht verdrängt worden. Er spricht zwar von sich nur als von einem Menschen, der nie an sich denkt, bittet um Entschuldigung von sich zu sprechen, als ob er in Denkwürdigkeiten nicht alles Recht dazu hätte, füllt

aber darum doch alle Lücken, die nicht schon mit Invektiven gegen Frankreich ausgefüllt sind, mit den selbstgefälligsten Spiegelbetrachtungen.

In Wirklichkeit sind nämlich diese zwei Bände, mit Ausnahme der ersten 200 Seiten, nichts als eine lange Anklageschrift gegen Frankreich, nur unterbrochen von einigen selbstgefälligen Rückblicken auf das Leben, und von zahlreichen Betheuerungen der Uneigennützigkeit des öffentlichen Anklägers; belebt und gestützt zugleich durch die Bildnisse der verschiedenen Mitschuldigen, welche dem Tugendanwalt in den Wurf gekommen waren: Chateaubriand und Jouy, Louis Philipp und Guizot, Théophile Gautier und Balzac, Berryer und Thiers, Molé und de Broglie, Cousin und Mignet und noch ein Dutzend Anderer, bei denen man fast immer herausfühlt, daß die Berührung nur eine oberflächliche gewesen war und der Memoirist die dramatis personas vom Parterre aus beurtheilt wie wir alle; während gerade der Hauptreiz in Memoiren der zu sein pflegt, daß uns der Schreiber hinter die Coulissen führt. Er selbst sagt freilich, er wolle weder eine Autobiographie, noch eine Geschichte seiner Zeit geben, sondern „das Andenken an Empfindungen und Eindrücke erhalten", die das Schauspiel in ihm erweckt. Denn er hat „einem der erstaunenswerthesten Schauspiele der Welt beigewohnt: dem fortschreitenden Niedergange eines Volkes, das zu steigen vermeinte, das an sich selbst glaubte und von Fall zu Fall, von Tiefe zu Tiefe, auf dem Abschusse des Verfalls heruntерglitt". Glücklicher Weise sind die Eindrücke, welche dies Schauspiel der „keltischen Wuthausbrüche" und „der Knechtschaft aller Franzosen unter

dem Joch der Menge und der Mode" hervorbringt, hier von einem „Kelten" selber empfangen und wiedergegeben worden: denn „de' suoi se ne vuol dire, ma non se ne vuol sentire". Chasles freilich gibt zu verstehen, daß er doch eigentlich kein ganzer Franzose ist, da seine Mutter friesischen Ursprungs war und er selber zum Theil in England erzogen worden, sich sein Leben über an der Milch fremden Geistes genährt. Das ist aber eine große Selbsttäuschung: im Grunde ist er französischer als irgend einer der Zeitgenossen, über denen er zu stehen glaubt, ohne doch die großen französischen Tugenden zu haben, welche die Fehler Jener bis zu einem gewissen Grade wieder gut machen.

Es ist ein eigen Ding mit diesen nationalen Selbstanklagen, deren Gewohnheit wir Deutsche ja seit Goethe und Heine nie verloren haben und worin wir es zu einer weit größeren Virtuosität gebracht als unsere Nachbarn. Es sind fast immer die Besten und die Scharfsichtigsten, die sich so zu Anklägern ihrer eigenen Nation aufwerfen; die Besten, weil sie am meisten unter den sie umgebenden Fehlern leiden; die Scharfsichtigsten, weil sie das Wesen und die Quellen solcher Fehler am schnellsten erkennen. Die Sache beruht aber im Grunde auf der einfachsten und bekanntesten aller Erfahrungswahrheiten: die schlimmen Seiten der Menschennatur sind eben zahlreicher als die guten — oder um Freund Heyse nicht zu verletzen, wollen wir sagen, wir sind empfindlicher für die schlimmen Seiten der Menschennatur als für die guten, und da wir dieselben in unmittelbarer Berührung selbstverständig am lebhaftesten empfinden, so klagen wir, wenn wir anders

vor lauter Kollektiveitelkeit noch die Wahrheit zu sehen vermögen, am lautesten über die Fehler unserer Standes-, Partei-, Religions-, Zeit- und Landesgenossen, während wir aus der Ferne nicht sehen, daß auch die Anderen ihren Wurm haben. Es genügt meist, einige Jahre bei den Anderen gelebt, ihre Fehler praktisch genossen, die der lieben Heimath aus den Augen verloren zu haben, um anderen Sinnes zu werden. So heilsam nun solche Selbsterkenntnisse und Selbstbekenntnisse auch sein mögen, ihr objektiver, absoluter Werth darf nicht überschätzt werden. Um richtig zu sehen, muß man sich in einige Entfernung stellen, nicht so weit wie viele laudatores temporis acti, daß man nur die schönen Umrisse noch sieht, aber auch nicht so nahe, daß man über die Beschwerden, welche uns Gerölle, Klüfte und Sträucher verursachen, die Formen der Landschaft nicht mehr fassen, in der wir wandern. So mag Chasles im Einzelnen ganz richtig sehen und kaum übertreiben, wenn er über die Eitelkeit, den Egoismus und den Neid der Leute redet, die seiner Zeit in Frankreich eine Rolle gespielt; allein alle diese Einzelbilder zusammen geben einen durchaus falschen Gesammteindruck; schon darum, daß er nur von den im Vordergrunde stehenden Literaten und Politikern spricht, die Masse der liebenswürdigen, gutmüthigen und in gewöhnlichen Zeitläuften sehr harmlosen Nation ganz mit Stillschweigen übergeht; dann aber auch, weil er die Fülle von Geist und Temperament, welche in den Leistungen jener Hauptakteurs an den Tag tritt, nicht in die Wagschale legt gegen ihre persönlichen Schwächen.

Bei aller dieser Strenge gegen die Nation spukt indeß

doch immer noch, auch bei Chasles, die heftige Reaktion gegen den Napoleonismus, die heute grassirt und die doch eigentlich nichts Anderes ist als ein Schieben aller Schuld auf einen Einzelnen, einen Fremden, „le Corse aux cheveux plats“, wie Barbier ihn nennt. „Die französische Leidenschaft für Napoleon“, sagt Chasles, „hat mich nie angesteckt oder auch nur berührt. Ich verachtete diese tolle Liebe einer öffentlichen Dirne für ihren corrupten Liebhaber. Beide hatten sich verstanden Dank der sympathetischen Electricität des Verbrechens und des Uebels. Der Eine, der Geliebte, Napoleon, kräftiger, weniger verlebt, ein wilder Corse, gefiel der Metze Frankreich mit seiner klatschenden Reitpeitsche: er führte sie klingenden Spieles. Die Andere, eitel, prahlerisch, frivol, war ihrem Buhlen ungetreu gewesen, als sie den Kerl (le drôle) 1815 geprügelt sah. Aber im Grunde ihres Herzens liebte sie ihn immer noch, als den Dreistesten, den Verschmitztesten, den Grausamsten, den Kältesten in seinen Berechnungen, den Pfiffigsten in seinen Listen, den Gewissenlosesten in seinen Plündereien. Und dann — wenn er sie schlug, gab er ihr nicht auch schöne Kleider und Goldschmuck, Kreuze, Diamanten, Feste? Floß das Geld der Andern nicht in die Taschen der Spitzbübin?“ Hatte ich Recht, wenn ich sagte, Chasles dürfte von seinen Landsleuten wenigstens etwas gelernt haben, Geschmack, Maß, Ziemlichkeit? Und dabei ist das ganze rohe und übertriebene Zerrbild noch falsch.

Wie ganz anders sehen Leute von Tocqueville's, Sainte Beuve's, Renan's Standpunkt die Dinge in ihrem Vaterlande an. Auch sie übersehen manchmal aus Kummer darüber, daß ihre Ideale von einem freien Staats-

wesen sich nicht verwirklicht, die schönen und gesunden Seiten des französischen Lebens; auch sie sind strenge gegen ihre Landsleute; auch sie sind Pessimisten, die sehen, wie Frankreich im Zuge ist, seine glänzendsten Eigenschaften einzubüßen, wie es von Tag zu Tag ein Stück mehr von seinem alten Idealismus verliert, wie sich das Leben immer platter und vulgärer gestaltet und die Nation, die einst ein „peuple de gentilshommes“ war, im besten Zuge ist eine Nation von Realschülern und Werkführern zu werden, aber sie wissen auch, daß dies nicht so sehr die Schuld der Männer ist, welche bisher das geistige und staatliche Leben der Nation vertreten und geleitet, als die unausweichbare Folge der ebenso unausweichbaren Demokratie. Wir Fremden können hinzufügen, daß Frankreich nicht allein von dieser langsam aber sicher vorrückenden Schlammfluth der Mittelmäßigkeit bedroht wird, daß auch England, Deutschland, ja Italien schon soweit davon überzogen sind, daß kaum noch wenige Hügelspitzen hervorragen in der großen Bildungsebene, welche durch Abtragung aller Berge und Ausfüllung aller Thäler zu entstehen im Begriffe ist, ja wir können Frankreich noch beneiden, dessen Bildungsschatz, noch ehe das Unheil hereinbrach und die Masse der Mittelmäßigen sich in Bewegung setzte, schon dieser Masse mitgetheilt war, sie schon durchdrungen und bis zu einem gewissen Grade gehoben hatte: es wird, Dank diesem Umstand, unendlich viel länger dauern in Frankreich als in Deutschland, der Schweiz, England und Amerika, bis dieser böse Bildungsvirus und sein unnützer Duft ganz ausgetrieben sind und das Ideal der Demokratie verwirklicht ist.

IV.

Ernest Bersot.

Der am 1. Februar 1880 gestorbene Direktor der französischen Ecole Normale Supérieure war der Sohn eines Schweizers, und, obschon in Frankreich geboren und erzogen, ja, in einem Sinne der treueste Ausdruck einer ganz französischen Bildungsart, trug sein Wesen doch ein unverkennbar schweizerisches Gepräge, das namentlich gegen die Natur des Gascogner Menschenschlages, unter dem er aufgewachsen war und wo ich ihn zuerst kennen lernte, auffallend abstach. Sein Witz, seine Herzensgüte, seine Charakterfestigkeit — und er besaß alle diese Eigenschaften in reichem Maaße — hatten etwas so Prunkloses, drängten sich in Einem so wenig auf, daß viele Leute, die ihm begegnet sind, sie wohl garnicht bei ihm vermuthet hätten. Wer ihn näher kannte, würdigte sie wohl und am Ende sind sie es doch, welche seine schriftstellerischen Leistungen trugen und ihm, soviel als diese, zu der viel beneideten Ehre des Institut de France und der Leitung der höchsten und angesehensten Unterrichtsanstalt Frankreichs verhalfen.

Ernest Bersot ward 1816 in einem Städtchen der Saintonge in bescheidenen Verhältnissen geboren. Seinen

Unterricht erhielt er im Gymnasium zu Bordeaux, an dem er auch, nach Absolvirung seines Maturitätsexamens noch drei Jahre als Repetiteur, d. h. Aufseher und Nachhelfer der casernirten Knaben, beschäftigt blieb. Er benutzte die Zeit dieses, in Deutschland unbekannten, Martyriums dazu, um sich für die Aufnahme ins Pariser Gymnasiallehrer-seminar vorzubereiten und er trat denn auch wirklich mit zwanzig Jahren als Schüler in diese Anstalt ein, als deren Direktor er vierundsechzigjährig sterben sollte. Auch hier zeichnete er sich durch Fleiß und Intelligenz aus und erhielt im Jahre 1839, nachdem er sein Staatsexamen (concours d'agrégation) glänzend bestanden, den Lehrstuhl der Philosophie am Gymnasium zu Rennes. (In Frankreich wird bekanntlich der philosophische Unterricht, der bei uns ins erste Universitäts-Semester fällt, noch auf dem Gymnasium ertheilt.) Als Thiers im folgenden Jahre sein Kampfministerium bildete und Victor Cousin das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts anvertraute, rief dieser den jungen Bersot, den er bei den Inspektionen und Prüfungen kennen und schätzen gelernt, als seinen Sekretär nach Paris. Man weiß, daß das Ministerium keine acht Monate lebte. Bei seinem Rücktritt nahm Bersot die Stelle als Professor der Philosophie am Gymnasium zu Bordeaux an, in dem er selbst erzogen worden. Schon im folgenden Jahre hatte er Gelegenheit, die Festigkeit seiner Gesinnungen an den Tag zu legen. Es war die Zeit, wo der Ultramontanismus in Frankreich bereits zur Offensive übergegangen war und selbst ein Cousin den Jesuitismus im Oberhause denunzirte. Auch nach Bordeaux kamen die Sendboten der kirchlichen Reaktion, an ihrer

Spitze der vielbewunderte Kanzelredner Lacordaire, welcher bekanntlich seinen Meister Lamennais im Kampfe gegen Rom im Stiche gelassen hatte. Bersot gerieth in eine heftige Polemik mit dem Predigermönch. Die halbe Stadt — natürlich die fashionable Hälfte — nahm Partei für den Dominikaner; auch die Oberbehörden des Gymnasiums selber stellten sich auf die Seite des Gegners der Université gegen ihren eigenen Kollegen und Vertheidiger dieser Université, — ihrer eigenen Körperschaft. (Die Université de France begreift nämlich den gesammten Staatsunterricht und es wird damit im gemeinen Leben besonders die Gesammtheit der Staatsgymnasien bezeichnet.) Sie wurden zwar vom Unterrichtsminister, damals Villemain, wenn nicht abgesetzt, so doch zur Disponibilität gestellt; aber auch Bersot ward moralisch genöthigt seine Entlassung einzureichen. Waren doch die Dinge schon so weit gekommen, daß ein Spiritualist reinsten Cousin'schen Bekenntnisses als ein gefährlicher, namentlich aber „geschmackloser", Freidenker galt; ja, daß der Staatsunterricht selbst sich kaum gegen die Uebergriffe der Kirche zu vertheidigen wagte.

Bersot ging nach Paris zurück, bereitete sich dort in seiner unfreiwilligen Muße zum Doktorat vor, das den Eintritt in den höheren Unterricht (unsere Universitäten) eröffnet, und seine „These", die Doktordissertation, welche in Frankreich die Legitimation eines angehenden gelehrten Schriftstellers zu sein pflegt, fand großen Wiederhall. Sie hatte die Lehre Sanct Augustins zum Gegenstand und wurde später von ihm mit einer andern Monographie über den „Spiritualismus in der Natur" zu einem Werke verschmolzen, das mehrere Auflagen erlebte und in der Uni-

versité" — wenn nicht im großen Publikum — zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Doch fand Bersot, der nach seiner Promotion zum außerordentlichen Professor (suppléant, chargé du cours) an der Fakultät Dijon ernannt worden, kein Gefallen an diesen akademisch-rhetorischen und ganz zwecklosen Vorstellungen vor Damen und älteren Herren; es verlangte ihn zum wahren Lehren, dem persönlichen Verkehr mit lernenden Jünglingen zurückzukehren, und er trat, schon nach einem Jahre, in den Sekundärunterricht zurück, indem er den Lehrstuhl der Philosphie am Gymnasium zu Versailles einnahm, einen viel umworbenen Posten, weil er den Inhaber der Hauptstadt nahe bringt, die ja immer das gelobte Land jedes geistig thätigen Franzosen bleibt. Versailles sollte nun Bersot's zweite Heimath werden, in der er fünfundzwanzig Jahre, stets in lebhaftem Verkehr mit Paris, verlebte. Von da aus ward es ihm denn auch möglich, was in der Provinz so schwierig ist, in die eigentliche Schriftstellerwelt einzutreten. Die vier Jahre der Februar-Republik, deren Sache er mit bei ihm ungewohnter Lebhaftigkeit zur seinigen gemacht, waren die Zeit seiner belebtesten schriftstellerischen Thätigkeit. Er ward einer der fleißigsten Mitarbeiter an der „Liberté de penser", einer ausgezeichneten Zeitschrift, in der viele treffliche Schriftsteller, unter andern auch der sieben Jahre jüngere Renan, ihre Sporen verdienten. Hier erschienen rasch nacheinander seine umfangreichen Essays über Voltaire, J. J. Rousseau, d'Alembert, Diderot und Montesquieu, die später in zwei Bänden als „Studien über das 18. Jahrhundert" veröffentlicht wurden.

Das Ende der Republick war auch das Ende der

amtlichen Thätigkeit Ernest Bersot's. Er gehörte zu der auserwählten Schaar der französischen Lehrer, welche sich nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember weigerten, dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon den Eid zu leisten. Es wäre vielleicht, es wäre gewiß besser gewesen, wenn diese Lehrer, anstatt Politik zu treiben, nur an ihren Unterricht gedacht und von vornherein eingesehen hätten, daß ihre Bildung und Erfahung sie nicht zum öffentlichen Leben befähigten und daß sie in einem so von der Revolution durchwühlten Lande, in welchem nur der Staat, nicht die Regierung Kontinuität hat, dem Staate, nicht dem jemaligen Staatsoberhaupte zu dienen hatten. Aber sie hatten nun einmal Kampfspolitik getrieben und, wie man auch ihre Haltung im Januar 1852 vom politischen Standpunkte beurtheilen mag, vom moralischen, ja auch vom historischen gereicht es Frankreich zur großen Ehre, daß wenigstens dieser eine Protest eingelegt ward. Zu noch größerer Ehre gereicht es dem französischen Lehrerkorps, welches sich ganz aus unbemittelten Kreisen rekrutirt, daß es dem wohlhabenden Richter- und Verwaltungsbeamtenstand diese Lektion der Unabhängigkeit und Würde gab.

Wie so viele seiner Kollegen war Bersot fortan auf den Privatunterricht angewiesen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, denn für's Erste war die freisinnige Presse noch zu ängstlich überwacht, als daß ein Eidverweigerer darin seinen Weg hätte machen können. Er hatte sich viele Freunde in dem stillen Versailles erworben, das seiner ganzen, schlichten, aber feinen Natur so entsprach, und so blieb er dort während der langen, bangen sieben ersten Jahre des Kaiserthums, gab seine Stunden, schrieb wohl

auch eine kleine Arbeit wie die über Mesmer und den Mesmerismus, ging Abends in befreundete Familien zu einem Whist, einer kleinen Fronderie gegen den Machthaber — die liberal gewordenen Legitimistenhäuser bescheidenen Ranges waren besonders zahlreich in der Bourbonenstadt — oder zu musikalischen Unterhaltungen; denn Versot, obschon nicht selbst ausübend, hatte eine wahre Leidenschaft für Musik, namentlich für Beethovensche, und seine besten Tage waren die, wo er nach Paris in's Konservatorium gehen konnte, dessen Konzerte er niemals versäumte. In allen Familien, wo er aus- und einging, war Versot stets gern gesehen. Seine Natur war eine ächte Hausfreundsnatur, man hätte sich ihn nicht verheirathet vorstellen können. Seine theilnehmende Güte eroberte ihm alle Herzen; sein feiner, nie verletzender Witz erheiterte jeden Kreis unverdorbener, enger Häuslichkeit; sein edler Charakter flößte Allen Achtung ein. In lärmender Männergesellschaft und bei derben Späßen fühlte er sich so unbehaglich, als in glänzender Damenwelt; sein Platz war am harmlosen Familientisch, als Freund des Vaters, Vertrauter der Mutter, oncle gâteau der Mädchen. Er erinnerte ein wenig an Töpffer'sche Figuren, nur war die schweizerische Spießbürgerlichkeit bei ihm durch die Eleganz französischer Bildung veredelt und eine reizende Ironie war über seine ganze Unterhaltung ausgegossen. In Allem was er that und sagte, war Sophrosyne, ein wohlthuendes Maß: ich habe ihn nie heftig sprechen oder laut lachen hören. Auf leidenschaftliche Diskussionen ließ er sich nicht ein. Er verstand wohl eine kleine, unschuldige Zweideutigkeit zu genießen; eine kräftige Zote machte ihn erröthen.

Seine zarte Gesundheit gab seinem ganzen äußeren Wesen etwas Zahmes; aber er beugte sich auch vor der Macht der Krankheit so wenig als vor der der Regierenden: er soll das lange und furchtbar schmerzliche Leiden, dem er unterlegen — den Gesichtskrebs — mit derselben Milde und Resignation wie frühere leichtere Leiden ertragen haben; wartete bis zum letzten Augenblick seines Amtes, versäumte keine seiner Pflichten, klagte nie und machte sich nie eine Illussion, so schreibt man mir, über die Unentrinnbarkeit seines Verhängnisses. Nie, so sagt man, war der Stoicismus heiterer, das Heldenthum anspruchsloser, die Selbstbeherrschung vollkommener.

Seit 1859, als eine freiere Luft in Frankreich zu wehen begann, war Bersot durch Saint Marc Girardin's Empfehlung ins „Journal des Débats" eingetreten und seine Aufsätze — man war damals durch die Loi Tinguy zum Unterzeichnen gezwungen — gefielen dem feineren Theile des Publikums. Doch würde man dem Manne sein ihm zukommendes Recht nicht geben, beurtheilte man ihn nach seinen schriftstellerischen Leistungen. Sobald er die Feder in die Hand nahm, wagte er offenbar nicht er selbst zu sein. Es ist, als ob, mit dem Hinaustreten vor die Oeffentlichkeit, das Gefühl der Verantworlichkeit für das zu Sagende ihn lähmte. Der ächt französische Respekt vor der Konvention, auch der geistigen, die nicht minder französische Scheu vor Allem, das wie ein Paradoxon klingen, gegen den guten Geschmack verstoßen könnte, machte ihn ängstlich; denn dieser, für überreiche und mächtige Naturen so heilsame, Zügel macht die minder selbstgewissen, minder überquellenden, gar oft an sich selber irre.

Das hat Victor Cousin ein wenig und mehr noch dessen Schöpfung, die Normalschule, auf dem Gewissen. Die machtvolle Persönlichkeit Cousin's, sein gewaltiges Temperament, seine große Rednergabe und sein größeres Schauspielertalent waren ganz dazu gemacht, einen jungen Mann über die Armuth des Gedankeninhaltes seiner Lehre zu täuschen; namentlich einen jungen Mann wie Bersot, dem es etwas an kritischer Unerbittlichkeit und an spekulativem Muthe gebrach. Die Cousin'sche Mittelstellung zwischen Religion und weltlicher Philosophie sagte ihm auch persönlich zu und er blieb sein ganzes Leben lang einer der wärmsten Vertheidiger jenes französischen Deismus, wie er in seinen zwei Seiten von Voltaire und Rousseau dargestellt, wie er von V. Cousin mit einem metaphysischen Gewande als Spiritualismus wieder aufgeputzt wurde, wie er, Dank Cousin's Einfluß, die ganze Normalschule und durch sie fast ausnahmslos das ganze Lehrercorps Frankreichs beherrscht. Am auffallendsten tritt dieß in der Frage vom freien Willen hervor, die Bersot mehrere Jahre durch besonders beschäftigte: er konnte es nicht zu einer selbstständigen, unbefangenen Auffassung des Problems bringen. Auch in seinen literarischen Ansichten war er eingefleischter Franzose, trotz seines Schweizer Ursprungs. Soviel ich weiß, kannte er keine andere Sprache als Französisch; jedenfalls war er in den Geist und das Wesen keiner fremden Kultur wirklich eingedrungen. Doch war keine Spur von Unduldsamkeit bei ihm, und ich erinnere mich aus unserer ersten Bekanntschaft, in den fünfziger Jahren, wo er den Herbst in Bordeaux und Arcachon, damals noch einem Fischerdorf, zuzubringen pflegte, wie

feinlächelnd aber ohne alle Geringschätzung, er meine blinde Shakespearebewunderung und meine unverständige Racineverachtung anhörte. „Lernen Sie nur erst ordentlich Französisch und Sie werden noch dahinter kommen", pflegte er zu mir zu sagen und in der That, ich kam dahinter, aber freilich erst spät, und nachdem ich endlich glücklich den August Wilhelm Schlegel hinausgeworfen hatte, der sich in jedem jungen Deutschen meiner Generation eingenistet hatte. Und da ich einmal von mir gesprochen und da in Versot der Mensch soviel interessanter war als der Schriftsteller, so sei ihm hier auch noch ein letzter Dank gesagt für alle die Theilnahme und Hülfe, die er mir in schweren Zeiten hat zu Theil werden lassen, namentlich während des Sommers 1863, den ich im täglichen Umgange mit ihm in Versailles verlebte. Doch auch nachher noch unterstützte er mich mit Rath und That: Versot vermittelte meinen Eintritt ins „Journal des Débats", der — for better or for worse, das mögen andere beurtheilen — meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit eine andere Richtung gegeben.

Seit dem ersten Morgengrauen des liberalen Kaiserthums nahm auch Versot wieder thätigeren Antheil an der Politik, wirkte bei den Wahlen in Versailles mit, wo er einen großen Einfluß gewonnen hatte, und ward dort Gemeinderath. Seine Wahl ins Institut, der auch seine politische Opposition nicht ungünstig war, genoß er, als echter Franzose, wie eine wahre Wohlthat. Der Winter von 1870—1871 mag eine harte Zeit für ihn in seinem geliebten Versailles gewesen sein, das er dem Feinde preisgegeben sah; und auch er, der Billige, Ruhige, soll allen

Maßstab für die Beurtheilung der Verhältnisse, alle Kaltblütigkeit im Behandeln dieser Verhältnisse verloren haben: doch welcher Franzose darf sich rühmen, von der Wahnsinnepidemie jenes Schreckensjahres nicht angesteckt worden zu sein? Uebrigens scheint die Aufrichtung der Republik den alten Republikaner doch bis zu einem gewissen Grade über die Niederlagen Frankreichs getröstet zu haben. Und nun kamen denn endlich auch die lange vorenthaltenen äußeren Ehren: das rothe Band, ohne das ein Franzose es nicht gern thut, und die Direktion der Normalschule, die höchste Stellung, die ein ehrgeiziger Universitär erklimmen, ein überzeugter Universitär sich träumen kann. Er soll sie mit einzigem Takte, hingebendem Eifer und in einem hohen Sinne bekleidet haben. Seine Natur kam hier seiner Bildung, sein Charakter seinem Geiste zu Hülfe. Er war zugleich Lehrer und Vater einer zahlreichen Familie. Die Schüler sollen ihm mit Liebe und Verehrung zugethan gewesen sein, und es wäre in der That schwer, sich einen passenderen Abschluß eines würdigen Lebens zu denken, als diese letzten Jahre, welche der ehemalige Normalschüler, der Sekretär Vcitor Cousin's, als Leiter einer Anstalt verlebte, die im geistigen Leben Frankreichs im 19. Jahrhundert eine so breite Stelle einnimmt. Was auch Berjot als Mensch sich allein zu danken hat, als Schriftsteller war er das reinste Erzeugniß dieser Anstalt, der getreueste Typus dessen, was man in Frankreich l'esprit normalien nennt. Daß er als Mensch weit mehr und Bedeutenderes war, werden ihm alle, die ihn kannten, freudig bezeugen.

V.

Graf Circourt.

Der Tod hält seine unerbittliche Nachlese unter dem „Geschlechte von 1830“. Vor wenig Tagen hat er wieder einen Mann abgerufen, der zwar nicht im literarischen, noch im politischen, wohl aber im geselligen Leben Frankreichs eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Graf Adolph de Circourt, der am 17. November in seinem Schlosse bei Versailles im Alter von achtundsiebzig Jahren vom Schlagflusse getroffen worden ist, gehörte einer lothringischen Adelsfamilie an, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Besançon, wo er sich als „Wunderkind“ eine nationale Berühmtheit erwarb, ehe er fünfzehn Jahre alt war, und studirte dann Rechte in Paris. Er ward im Jahre 1829 Kabinetschef des Ministers des Innern in der Regierung des Fürsten Polignac, zog sich aber noch vor dessen Sturze zurück und begann jene Wanderungen im Auslande, die ihn bald bekannter in London und Florenz als in Paris selber machten. Auf einer dieser Reisen lernte er eine junge Russin kennen, welche in dem Staëlkreise sehr zu Hause war, eine Freundin Sismondi's. Sie ward Gräfin Circourt und ihr Salon

war unter der Julíregierung und in der ersten Hälfte des Kaiserthums viel besucht. Doch hatte derselbe, so wenig wie der Hausherr selber irgend einen politischen Parteicharakter.[1] Nachdem Circourt achtzehn Jahre in freier Muße gelebt, sandte ihn sein Freund Lamartine, als er nach dem Sturze Louis Philipp's das Portefeuille des Auswärtigen übernahm, nach Berlin, wo er bei König Friedrich Wilhelm IV. persona gratissima gewesen sein soll. Eine Indiskretion seines Chefs und Freundes hatte sein Entlassungsgesuch zur Folge und von da ab blieb Circourt jeder öffentlichen Thätigkeit fremd. Er brachte meist den Winter in Paris oder auf seinem Gute les Bruyères in La Celle Saint-Cloud zu, wenn er eben nicht auf Reisen war. Seit dem Tode seiner Frau (1860 oder 1861) verweilte er immer längere Zeit im Auslande, seltener auf seinem Schlosse, wo ihn der Tod ereilt hat.

Dies das wenig ereignißreiche Leben A. de Circourt's. Und doch wer kannte nicht Circourt und besser wen, was kannte Circourt nicht? Circourt war, ich möchte sagen, ein receptives Genie. Mit einem universellen Interesse vereinigte er eine wunderbare Leichtigkeit sich die Dinge anzueignen und eine noch wunderbarere Zähigkeit sie fest zu halten. Er war mit allen bedeutenden Männern seiner Generation in persönliche Berührung getreten und erinnerte sich jedes Umstandes ihrer Laufbahn, fast hätte

---

[1] Vgl. über diesen Salon das kürzlich erschienene nur für Freunde gedruckte Buch von Huber Saladin: le comte de Circourt, son temps, ses écrits, Madame de Circourt, son salon, sa correspondence (Paris, Quantin 1881). Das Buch enthält eine sehr gelungene Photographie Circourts.

ich gesagt, jedes Wortes, das er mit ihnen gewechselt. Man brauchte gleichsam nur auf den bezüglichen Knopf zu drücken, so antwortete der Telgraph. Seine Sprechweise war etwas eintönig und farblos: aber was lernte man nicht Alles von ihm! Wie oft habe ich ihn nicht aus-gefragt über Dinge, Verhältnisse, Menschen, über die man aus den Büchern eben absolut Nichts lernen kann. Der alte Pasquier hatte ihn fast zu seinem Vertrauten gemacht und Toqueville war ihm nahe befreundet, ich glaube auch — durch die d'Aguesseau's — weitläufig verwandt. Er hatte einen Fuß im Faubourg St. Germain und den anderen im Faubourg St. Honoré. Er war in der literarischen Welt ebenso zu Hause, wie in der politischen, obschon er weder hier noch dort „aktives Mitglied" war. Und er kannte die hohe Gesellschaft Rom's ganz ebenso wohl, als die von Paris. Der Herzog von Sermoneta und der Marchese Gino Capponi gehörten zu seinen ältesten Freunden; in Florenz und in der Whigaristokratie London's war er wie en famille. Ticknor und Alexander von Humboldt schätzten ihn hoch und korrespondirten eifrig mit ihm, auch war eine seiner letzten Arbeiten ein längerer Essay (in der Bibliotheque et Revue Suisse) über den amerikanischen Geschichtsschreiber der spanischen Literatur. Er ließ nicht gern einen bedeutenden Mann, jung oder alt, Franzosen oder Fremden, Künstler, Gelehrten oder Politiker, an sich vorübergehen; und es war keineswegs Eitelkeit oder Neugierde, sondern lebhaftes Interesse an Allem, was über die Mittelmäßigkeit hinausragte. Nie war es ihm darum zu thun sagen zu können, er habe eine Berühmtheit gekannt.

Und er sah nicht nur die bedeutenden Menschen in

den Ländern, die er durchreiste: er merkte auch auf die Landschaft, das Gewerbe, die Sitten. So erhielt ich noch diesen Sommer, als ich in einem Winkel Westenglands verweilte, einen Brief von ihm, worin er sich die Eigenthümlichkeiten Somersetshire's, das er natürlich auch bereist, mit der größten Genauigkeit ins Gedächtniß rief. Die Florentiner Galerien und Kirchen kannte er wie ein lebendiger Katalog, und ebenso vertraut waren ihm Neapel, Rom, Venedig und jede italienische Landstadt, der transalpinischen Museen nicht zu gedenken. Doch war's mehr historisches, als Kunstinteresse, das ihn hinführte und fesselte: man hätte ihn für einen Engländer halten mögen, so überwiegend war dies Interesse bei ihm. Auch wußte er die Geschichte wie wenige, und die italienische gerade so genau wie die französische, die deutsche wie die englische. Eigentlich „wußte er zuviel", wie Mérimée von ihm sagte. Sein Wissen hat immer etwas von dem „guten Schüler" behalten, der den Preis in der Geschichte davonträgt. Indessen hatte er natürlich auch gelesen, was der Gymnasiast nicht zu lesen pflegt; und, wußte er alle Anekdoten aus dem Leben der Zeitgenossen zu erzählen, so erinnerte er sich auch noch aller derer, welche er in Memoiren gelesen. Seine genealogischen Kenntnisse kann ich nur denen A. de Reumont's vergleichen, mit dem er überhaupt mehr als eine Aehnlichkeit hatte. Die Literatur Europas war ihm so geläufig als die Geschichte, und er sprach — was bei einem Franzosen äußerst selten — englisch, deutsch und italienisch fließend, wenn auch mit starkem Accent oder vielmehr mit starker Accentlosigkeit, wie die Franzosen unsere accentuirten Sprachen zu reden pflegen.

Was aber Circourt wußte, wußte er für sich, für die Freunde, nicht für die Oeffentlichkeit. Er hat zwar viele kurze Aufsätze und unzählige Recensionen geschrieben, in französischen und schweizer Zeitschriften und Encyclopädien zerstreut, aber fast alle anonym. Man kann sagen, er hat in der Literatur nur hospitirt, wie in der Politik, der er im Ganzen kaum sechs Monate seines Lebens angehört hat — drei im Jahre 1829, drei im Jahre 1848. Dabei blieb aber sein Interesse für die Politik ebenso rege als für die Literatur. Er fand zu Allem Zeit, selbst zum Zeitungslesen, das sonst heutzutage Menschen, die noch höhere Interessen haben, fast ganz aufgeben müssen, und wäre es nur des Zeitverlustes wegen. Aber Circourt's Interesse an der Politik artete nie in Parteihaß aus. Durch seine ganze gesellschaftliche Stellung gehörte er den monarchischen Kreisen an; und doch hätte er gerne die — konservative — Republik sich befestigen sehen, woran er freilich Grund genug hatte zu zweifeln und zu verzweifeln. Er sah in der That die Zukunft seines Vaterlandes — er nannte es nur noch „mon malheureux pays“ — sehr schwarz. Dieses Vaterland liebte er innig, aber seine billige Natur war rohem Nationalhaß so unzugänglich, wie leidenschaftlichem Parteihaß. Ich glaube, Wenige haben tiefer, schmerzlicher als Circourt den Verlust des Elsasses empfunden, aber er fand ihn doch natürlich, ja gerecht, wie er es auch natürlich — wenn schon wohl nicht gerecht — gefunden haben würde, wenn Frankreich als Sieger in seinem Angriffskriege gethan hätte, was Deutschland als Sieger in seinem Vertheidigungskriege gethan. Er gehörte nicht zu den Leuten, die aus

ihren Gefühlen neue völkerrechtliche Theorien machen; dazu war er zu sehr Historiker. Nie, auch selbst unmittelbar nach dem Kriege, entschlüpfte ihm ein Wort des Zornes gegen Deutschland. Und dies war nicht allein die vollendete Lebensart des alten Edelmannes — und Circourt war ein Muster altfranzösischer Urbanität, wenn nicht altfranzösischer Eleganz —; es war nicht nur der erworbene Kosmopolitismus eines Mannes, der die heimischen Dinge von Außen zu betrachten gelernt hatte, was die Franzosen nur äußerst selten lernen; es war vor Allem die eingeborne Billigkeit und Mäßigung. Und wie er sein Vaterland und die Freiheit liebte ohne National- oder Parteileidenschaft, so seine Religion. Circourt war Katholik, aber der ganzen modernen Bildung offen, ein Gegner alles Zelotismus, woher er auch kommen mochte. Obgleich innig befreundet mit den Neokatholiken von Montalemberts Richtung, theilte er doch nie ihre Selbsttäuschungen; und Pius' IX. Heftigkeiten waren ihm so unbequem als die altkatholische Kriegserklärung gegen den Vatikan. Der feine, kluge und billige Priester, der heute auf dem Stuhl Petri sitzt, wäre ganz der Mann nach seinem Herzen gewesen.

Ich glaube nicht, daß die Menschenart aussterben wird, die uns A. de Circourt repräsentirte. Recht im Gegentheil lebe ich der Ueberzeugung, daß sie sich in dem nächsten Jahrhunderte zusehends mehren, daß außerhalb der Politik und der Tagesliteratur eine gewählte Gesellschaft, eine unsichtbare Freimaurerei der Bildung über ganz Europa und Amerika hin entstehen wird, die den Schatz der höheren traditionellen Geisteskultur über die

demokratische Sündfluth der nächsten Geschlechter hinausretten wird. Versiegen dann einst die Gewässer und landet die Arche auf Berg Ararat, so wird sie dort von den großen erobernden Geistern empfangen werden, die mittlerweile in dem reinen Aether der wissenschaftlichen Forschung neue Horizonte eröffnet, und so die erhaltenden und die neuernden Kräfte der Menschheit wieder gemeinsam ans hohe Werk reinmenschlicher Kultur gehen können, das uns heute, Dank ihrer Entzweiung, Dank vor Allem der Alles überfluthenden Halbbildung, so gefährdet erscheint.

VI.

Eine ostindische Laufbahn.

Oberst Meadows Taylor, dessen historische Romane auf indischem Schauplatze in den sechziger Jahren viel Erfolg in England hatten, hinterließ bei seinem Tode (1876) eine Autobiographie, welche vor einem Jahre etwa von seiner Tochter veröffentlicht worden und in dieser kurzen Frist schon drei Auflagen erlebt hat.[1] Obschon nun diese Lebensbeschreibung weder was Styl, noch was Komposition anlangt, mit besonderer literarischer Geschicklichkeit oder auch nur Sorgfalt gearbeitet ist, so wird jedem Leser doch schon nach wenig Seiten klar, daß und warum das Buch so allgemeines und lebhaftes Interesse erregt hat. Der Deutsche muß hier nicht die psychologischen Selbstanalysen, noch auch die poetischen Schilderungen erwarten, welche uns Jung Stilling's oder Kügelgen's Denkwürdigkeiten so lieb machen. Wir haben es hier mit einem begabten praktischen Menschen zu thun, der sich rasch in jede Lage hineinfindet, alle Kenntnisse, die er braucht, schnell und leicht erwirbt, durch Redlichkeit,

[1] The Story of my Life by Colonel Meadows Taylor, Edited by his daughter. Third edition (London, Blackwood 1878).

Pflichttreue, Liebenswürdigkeit alle Herzen erobert, durch seine Festigkeit und seinen Muth Allen imponirt und in seiner Sphäre mit Bescheidenheit und Ruhe das Außerordentlichste leistet. Allein trotz der langen Einsamkeit, in der er lebt, trotz einer ächt-frömmigen Ader in seiner Natur, trotz der Gewohnheit oft und viel von sich und seinem Thun zu schreiben, läßt er sich doch nie zu philosophischen Betrachtungen über Menschen und Dinge fortreißen, weniger noch zu empfindsamen Gefühlsergüssen, obschon die Gelegenheit dazu sich oft genug böte und man wohl durchmerkt, wie tief der Mann empfunden haben muß.

Die gesunde Thatsächlichkeit dieser Aufzeichnungen erweckt darum doch ein großes psychologisches Interesse, nicht nur an dem Helden der Geschichte, sondern auch am englischen Charakter überhaupt, an dem der Inder, unter welche Oberst M. Taylor tiefer gedrungen ist, als wohl irgend einer seiner Landsleute vor ihm. Wir lernen begreifen, durch welche Tugenden der Britte jenes Land erobert hat und festhält, auch welche Seiten seines Charakters seine Herrschaft zuweilen so antipathisch machten und endlich den großen Aufstand von 1857 hervorgerufen haben. Der Gegensatz zwischen dem milden, anmuthigen, aber meist unzuverlässigen Hindu und dem festen, tapferen fast immer wahren und gerechten Engländer tritt Einem auf jeder Seite entgegen, ohne daß der Verfasser je mit dem Finger darauf hindeutete. Wir bekommen einen höchst anschaulichen Begriff von dem Leben der Europäer in jener Ferne, von der alten Kultur des Landes, in das sie ihre moderne Civilisation verpflanzen. Man erfährt, was England für Indien gethan, auch wie es oft an ihm

gesündigt hat. Die Landsleute Oberst Taylor's können auch daraus lernen, wie sie sich gegen die Eingeborenen zu betragen haben, um ihr Zutrauen, ihre Liebe, ihre Dankbarkeit zu gewinnen, ohne das Interesse des Mutterlandes zu beeinträchtigen. Viele lustige Anekdoten und dramatische Episoden schaden auch nicht und halten die Theilnahme wach, selbst da, wo der abenteuerliche Lebenslauf des Helden manchmal wie gestaut erscheint und die mit der Aufregung abwechselnde Monotonie seiner indischen Existenz auch den Leser etwas überkommt.

Dergleichen abenteuerliche Lebensläufe begannen schon in Oberst Taylor's Anfängen (1824) seltener in Ostindien zu werden, wo sie im vorigen Jahrhundert die Regel gewesen waren; heute kommen sie gar nicht mehr vor. Concours und Examina haben auch in England die Stelle der ehemaligen freien Lebenskonkurrenz eingenommen und selbst für die ostindische Laufbahn wird die Jugend eingepaukt (crammed), als gelte es den Eintritt in die Pariser polytechnische Schule. Die Strömung ist unwiderstehlich und Gott weiß, wo sie inne halten wird. Man sieht es schon im Geist kommen, daß man auch sein Examen wird ablegen müssen, um in's Parlament treten zu können, und daß die Staatsmänner der Zukunft, anstatt, wie ihre Väter, in der praktischen Erfahrung des Unterhauses, in „politischen Schulen“ herangezogen werden, wie wir ja auch in Deutschland Handelsschulen haben, um zu erlernen, wie man ein guter Kaufmann wird und was der nützlichen Lehranstalten mehr sind. Ich weiß nicht, ob die britische Regierung, welche seit zwanzig Jahren in Kalkutta an die Stelle der Kompagnie getreten ist, sich

zu dieser Neuerung Glück zu wünschen hat: sicher erscheint mir, daß die geistigen und moralischen Haupterfordernisse zu der ostindischen Laufbahn nicht in der Schule erworben, nicht in einer Prüfung dargelegt werden können. Macht doch jene Laufbahn immer eine große Menge unvorhergesehener und unvorhersehbarer Forderungen an die Leute, die sie ergreifen; verlangt doch dort jede Thätigkeit in weit höherem Grade als bei uns hier die Totalität des Menschen, in einem Grade, kann man sagen, wie sie seit dem Alterthum kaum mehr zur Geltung gekommen ist.

Und wieviel es auf den Menschen ankommt, wie wenig auf die fachliche Vorbereitung, beweist gerade die Biographie M. Taylor's aufs Schlagendste. Wir sehen den Mann, der als Knabe nach Indien gekommen, alle ihm nöthigen Kenntnisse auf dem Felde seiner Thätigkeit selbst erlernen: bald spricht er die verschiedenen Sprachen jenes Festlandes wie ein Eingeborner; er tritt auf mit achtzehn Jahren als Richter in Kriminal- wie in Civilsachen; organisirt die Polizei; baut Wege, gräbt Kanäle, ordnet die Finanzen eines ihm anvertrauten Staates, leitet die gesammte Verwaltung, kommandirt die Truppen, hilft als Arzt, handelt sogar vorkommenden Falles als Priester, wie wenn er den Gottesdienst für einen gestorbenen Kameraden zu verrichten hat: kurz er tritt, wie ein Xenophon, überall ein, wo es eines klaren Kopfes und einer sicheren Hand bedarf; und obschon Autodidakt in Allem was nicht Gegenstand des ersten Jugendunterrichts ist, wird er bald ein Meister in jedem Fache. Seine Stellung unter den Eingebornen ist die eines Richters in Israel: er, der nie Nachgebende, wird von Allen auf den Händen getragen,

wie ein Vater verehrt; wenn er eine Gegend verläßt, die er eine Zeitlang verwaltet, von den Thränen und den Segnungen der ganzen Bevölkerung begleitet. Es ist eben eine ganz andere Welt, als die unserer Arbeitstheilung, welche Einem dort eröffnet wird, und man wird, wenn man einer solchen Lebensthätigkeit folgt, erst recht über die Künstlichkeit unseres eigenen Lebens aufgeklärt; man lernt auch, welch relativer Begriff eigentlich der Begriff der Bildung ist, wie er bei uns gang und gäbe ist. Zugleich aber auch gewinnt man die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit unserer Kultur selbst über die Athen's, und wie jede Eroberung, die Europa macht, eine Wohlthat und ein Fortschritt für die Eroberten ist, so unangenehm sie auch im Augenblick empfunden werden mag.

Meadows Taylor ward im Jahre 1808 in Liverpool geboren, wo sein Vater Handel trieb. In England meint man keineswegs, nur der Adel dürfe sich der Vorfahren rühmen und die Bürgerlichen stehen dort den Edelleuten kaum an Familienstolz nach. . So gefällt sich auch unser Taylor im Gedanken, daß er mütterlicherseits einem Geschlechte entstammt, das schon vor der Eroberung eignen Herd hatte, und während der großen Rebellion zum König hielt, väterlicherseits aber der bekannten Familie der „Norwich-Taylor" angehört, welche es im 17. Jahrhundert mit dem Parlamente gehalten, im 18. und 19. hochangesehene Stellungen in der Kirche, dem Forum und der Literatur eingenommen und von denen der Herzog von Sussex, mit dem Namen spielend, zu sagen pflegte:

„Braucht's neun Schneider (tailor) um einen Mann zu machen, so braucht's neun Männer, um einen Norwich-schneider (Taylor) zu machen". [1]

Die Erziehung des Knaben war unregelmäßig und vielfach unterbrochen, da der Vater, gestörter Vermögens-verhältnisse halber, öfter seinen Aufenthaltsort zwischen England und Irland wechseln mußte. Doch hatte er leidlich griechisch, lateinisch, französisch und Mathematik gelernt, und war, Dank seiner Mutter, ein rechtgläubiger und bibelfester Christ geworden, als er noch nicht fünfzehnjährig nach Liverpool in das Comptoir kam. Auch dort wie auf der Schule hatte er sich gegen die Tyrannei älterer Kameraden zu vertheidigen und wußte, so klein er war, sich wacker genug zu wehren, was dem Vater fast mehr Freude verursachte, als seine Fortschritte im Lernen oder seine Anstelligkeit als Lehrling. Nach einem langen Leidensjahre endlich ward er erlöst, aber nur um als angehender Commis nach Bombay in ein Handlungshaus geschickt zu werden. Als er ankam, stellte sich's heraus, daß das „Handelshaus" ein einfacher Kramladen und überdies ein fast bankrotter Kramladen war. Der Junge hatte Empfehlungsbriefe bei sich, er gefiel Allen, mit denen er in Berührung kam, durch sein offenes, männliches Wesen und so war bald geholfen. Er ging nach Aurunga-

[1] Die bekanntesten Glieder der Familie in unserem Jahrhundert waren: John, Edward (Gresham-Professor der Musik) und Edgar Taylor, der auch außer trefflichen literarhistorischen Studien über das Mittelalter, eine meisterhafte Uebersetzung von Grimm's „Hausmärchen" hinterlasseu hat, sowie Edward's Schwester und Neffe, Mrs. Austin und Henry Reeve. Auch die Familie Harriet's und James' Martineau ist mit den Norwich-Taylors verschwägert.

wie ein Vater verehrt; wenn er eine Gegend verläßt, die er eine Zeitlang verwaltet, von den Thränen und den Segnungen der ganzen Bevölkerung begleitet. Es ist eben eine ganz andere Welt, als die unserer Arbeitstheilung, welche Einem dort eröffnet wird, und man wird, wenn man einer solchen Lebensthätigkeit folgt, erst recht über die Künstlichkeit unseres eigenen Lebens aufgeklärt; man lernt auch, welch relativer Begriff eigentlich der Begriff der Bildung ist, wie er bei uns gang und gäbe ist. Zugleich aber auch gewinnt man die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit unserer Kultur selbst über die Athen's, und wie jede Eroberung, die Europa macht, eine Wohlthat und ein Fortschritt für die Eroberten ist, so unangenehm sie auch im Augenblick empfunden werden mag.

Meadows Taylor ward im Jahre 1808 in Liverpool geboren, wo sein Vater Handel trieb. In England meint man keineswegs, nur der Adel dürfe sich der Vorfahren rühmen und die Bürgerlichen stehen dort den Edelleuten kaum an Familienstolz nach. So gefällt sich auch unser Taylor im Gedanken, daß er mütterlicherseits einem Geschlechte entstammt, das schon vor der Eroberung eignen Herd hatte, und während der großen Rebellion zum König hielt, väterlicherseits aber der bekannten Familie der „Norwich-Taylor“ angehört, welche es im 17. Jahrhundert mit dem Parlamente gehalten, im 18. und 19. hochangesehene Stellungen in der Kirche, dem Forum und der Literatur eingenommen und von denen der Herzog von Sussex, mit dem Namen spielend, zu sagen pflegte:

„Braucht's neun Schneider (tailor) um einen Mann zu machen, so braucht's neun Männer, um einen Norwich-schneider (Taylor) zu machen“.[1]

Die Erziehung des Knaben war unregelmäßig und vielfach unterbrochen, da der Vater, gestörter Vermögens-verhältnisse halber, öfter seinen Aufenthaltsort zwischen England und Irland wechseln mußte. Doch hatte er leidlich griechisch, lateinisch, französisch und Mathematik gelernt, und war, Dank seiner Mutter, ein rechtgläubiger und bibelfester Christ geworden, als er noch nicht fünfzehnjährig nach Liverpool in das Comptoir kam. Auch dort wie auf der Schule hatte er sich gegen die Tyrannei älterer Kameraden zu vertheidigen und wußte, so klein er war, sich wacker genug zu wehren, was dem Vater fast mehr Freude verursachte, als seine Fortschritte im Lernen oder seine Anstelligkeit als Lehrling. Nach einem langen Leidensjahre endlich ward er erlöst, aber nur um als angehender Commis nach Bombay in ein Handlungshaus geschickt zu werden. Als er ankam, stellte sich's heraus, daß das „Handelshaus“ ein einfacher Kramladen und überdies ein fast bankrotter Kramladen war. Der Junge hatte Empfehlungsbriefe bei sich, er gefiel Allen, mit denen er in Berührung kam, durch sein offenes, männliches Wesen und so war bald geholfen. Er ging nach Aurunga-

---

[1] Die bekanntesten Glieder der Familie in unserem Jahrhundert waren: John, Edward (Gresham-Professor der Musik) und Edgar Taylor, der auch außer trefflichen literarhistorischen Studien über das Mittelalter, eine meisterhafte Uebersetzung von Grimm's „Hausmärchen“ hinterlasseu hat, sowie Edward's Schwester und Neffe, Mrs. Austin und Henry Reeve. Auch die Familie Harriet's und James' Martineau ist mit den Norwich-Taylors verschwägert.

bad, um sich in das Heer des unter britischem Schutz stehenden Nizams von Hyderabad aufnehmen zu lassen. Das Soldatenhandwerk war bald gelernt und er war noch keine siebzehn Jahre alt, als er mit dem Grade eines Unterlieutenants eine Kompagnie des Nizams zu befehligen hatte. Glänzende Aussichten eröffneten sich ihm; aber sie erwiesen sich am Ende doch alle als trügerisch. Taylor blieb sechsunddreißig Jahre in Indien; er hatte oft schwere Verantwortlichkeit zu tragen, aufreibende Arbeit zu leisten, unerhörte Ergebnisse aufzuweisen; er ward stets aufs schmeichelhafteste belobt von allen seinen Vorgesetzten, angebetet von seinen Untergebenen; aber die Thatsache, daß er im Heere eines britischen Vasallen, anstatt in dem der Kompagnie seine Laufbahn begonnen hatte, hing ihm stets nach. Da er Indien als ein Fünfziger verließ, war er noch immer Hauptmann, überstieg sein Einkommen kaum 36,000 Mk. jährlich, und die Titel und Ordensauszeichnungen thauten erst auf ihn nieder, als er in dem Alter war, wo dergleichen wenig Genugthuung giebt, da Einfluß und Macht nicht länger zu verwerthen ist. Das Vorurtheil und der Kastengeist der Kompagniebeamten mußte erst gehoben werden, um dem Verdienste die volle Anerkennung nicht nur in Worten, sondern auch durch die That zu verschaffen.

Taylor legte schon im ersten Jahre seines indischen Aufenthaltes den Grund zu seinem außerordentlichen Einflusse auf die Eingeborenen. Er verschmähte keineswegs ein heiteres Mahl unter Freunden, noch weniger eine gefährliche Tiger- oder Eberjagd und er konnte sich manch' schönen Weidmannstückes rühmen; aber an den Gelagen

und Spielnächten seiner Kameraden nahm er keinen Theil. In der wenigen freien Zeit, die ihm zur Verfügung blieb, suchte er die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen, die Geschichte des Landes zu studiren, vor Allem aber die Sprachen des Orients zu erlernen. Letzteres betrachtete er als das nothwendigste Erforderniß und sicherste Mittel, das Vertrauen der beherrschten Völker zu gewinnen. Das gelang ihm denn auch besser als je einem Engländer zuvor oder nachher. In der That sprach er die indischen Dialekte nicht nur, sondern auch persisch und arabisch geläufig und mit täuschendem Accent. Zugleich machte er sich mit der Religion, den Sitten, dem Staatswesen des Volkes bekannt und legte stets für dieselben die größte Achtung an den Tag. Während die meisten seiner Landsleute in den Hindus eine Art Neger oder Rothhäute sahen, behandelte er sie stets als Erben einer alten Kultur, machte den genauesten Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen, wußte, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Du, Er, Ihr und Sie richtig anzuwenden, begegnete Jedem nach seinem Rang, den Fürsten mit Deferenz, den Adligen und Priestern mit achtungsvoller Würde, dem Volke mit Leutseligkeit, ohne doch je die nothwendige Festigkeit auch nur einen Augenblick zu verleugnen: kurz er trat in Indien auf, wie er in Frankreich aufgetreten sein würde, und die Eingeborenen wußten es ihm Dank. Wohl hatte er viel zu leiden von den Untugenden eines ergreisten Volkes; aber seine Langmuth war unerschöpflich und er wußte stets die guten Seiten der von ihm Beherrschten oder Berathenen hervorzukehren. Das Mißtrauen, mit dem die Bevölkerungen ihm wie allen Engländern entgegenkamen,

verkehrte sich stets nach wenig Jahren ins rückhaltsloseste Zutrauen. Selbst das ewige Lügen, die Waffe der Schwachen, hörte nach und nach auf; und wie gelehrige Kinder faßten die Söhne der feinen, intelligenten Race alle seine Anweisungen rasch auf, um sie ebenso rasch anzuwenden. Nur mit den Priestern, die sich auch dort in der Intrigue, der Heuchelei, der Herrschsucht gefielen, hatte er einen schweren Stand; allein er überwand auch ihre Ränke.

Schon seine ersten Proben zeigten weß Geistes Kind er war. Er war neunzehn Jahre alt, als er in eine Provinz des Nizams geschickt wurde, um dort als Friedensrichter und Polizeipräfekt zu walten; und es ist höchst ergötzlich zu lesen, wie er die betrügerischen Mehlhändler auf dem Markte zum Geständniß bringt, indem er sie zwingt, ihr eigenes mit Sand vermischtes Mehl in den Mund zu nehmen; höchst spannend, wie er mit wenig Mann Eingeborenen in die Bergfeste eines bekannten Räuberhauptmanns dringt und ihn inmitten seiner Bande verhaftet; äußerst merkwürdig, wie er der furchtbaren Erdrosselersekte der Thugs auf die Spur kommt, wenn auch seine Versetzung es ihm nicht möglich machte, diese Spuren zu verfolgen und ihre Gräuelthaten zu enthüllen. Wichtiger waren die Geschäfte und Sendungen, mit denen er in den folgenden Jahren betraut wurde; vor Allem die Unterwerfung des rebellischen Bruders des Nizam, welche ihm vollständig und ohne Blutvergießen gelang. Die Beförderung zum Hauptmann ließ nicht auf sich warten und bald führte er die Tochter eines englischen Bankiers in Hyderabad als glücklicher Gatte in sein Haus. Nur der Gedanke, sein Vaterland nie wiederzusehen, trübte dies

sein Glück; denn er hatte auf allen und jeden Urlaub für sein Leben verzichten müssen, als die Stellung der Nizam'schen Armee endgiltig geregelt ward. Eine schwere Krankheit, die einer segenvollen Thätigkeit ein frühzeitiges Ende zu machen drohte, erwies sich nun als Segnung: denn die Aerzte bestanden auf seiner Entfernung. So reiste er denn mit seiner Familie in langsamen Tagreisen auf einem Segelschiffe durch das rothe Meer, oft bedroht von den anwohnenden Arabern, durch die Wüste auf Kameelen, dann nach längerem Aufenthalte in Aegypten, wo er fast sein Augenlicht eingebüßt hätte, nach England. Hier war er eine Saison lang der Löwe von London, ward von der Königin empfangen, knüpfte eine vertraute Verbindung mit dem zukünftigen Kaiser der Franzosen an und trat in regelmäßige Beziehung zu den „Times“.

Bei seiner Rückkehr nach Indien, im Augenblicke des Krieges mit Afghanistan, fand er seine Ersparnisse verloren und mußte von Neuem beginnen, eine Mitgift für seine Kinder zurückzulegen. Um diese Zeit nun wurde er auch in die Stellung und die Thätigkeit versetzt, welche das Hauptinteresse seiner Lebensbeschreibung ausmacht und in welcher er sein Größtes und Bleibendstes leistete. Ein dem Nizam tributpflichtiger Staat von etwa 3½ Millionen Einwohnern hatte schon lange seine Abgaben nicht mehr entrichtet und der britische Resident beim Nizam, d. h. der eigentliche Souverän des Staates von Hyderabad, rieth dem unmündigen Rajah von Shorapur, dessen Mutter und Onkel sich um die Herrschaft stritten und mittlerweile die Gelder des Staates verschleuderten, einen englischen Beirath zu schicken. Taylor ward dazu ausersehen und

bald war die Ordnung hergestellt, obschon es keine Kleinigkeit war, mit dem lügnerischen und trunksüchtigen Oheim, der leidenschaftlichen und ausschweifenden Mutter fertig zu werden, ohne die achtungsvollen Formen zu verletzen, mit denen ihnen als Fürsten begegnet werden mußte, wenn nicht ihre Autorität bei dem Volke untergraben werden sollte. Noch schwerer war es, die 12,000 Beydurs in Ordnung zu halten, welche im Lande die Rollen der Franken in Gallien, der Longobarden in Italien spielten, obschon sie ein autochthoner Stamm waren; aber aus ihnen rekrutirte sich das Heer des Rajah, und die herrschende Familie selber gehörte ihm an. Taylor's strenge Gerechtigkeit imponirt Allen; selbst wohlwollend, begegnet er überall nur Wohlwollen; immer wahr, entwaffnet er auch die Lüge und bald macht bei Allen die Furcht der Liebe Platz. Zehn Jahre lang regierte Taylor ganz allein ohne einen englischen Gefreiten, ja ohne einen europäischen Diener, den Vasallenstaat von Shorapore, dessen minderjähriger Rajah zu ihm wie zu einem Vater aufblickte: zehn Jahre, während welcher sich fast nie ein europäisches Antlitz in seiner Residenz blicken ließ — seine Gemahlin starb ihm früh, seine Kinder hatte er anglo-indischer Sitte gemäß nach England geschickt. Fünf Jahre verwaltete er dann, nur von einem englischen Offizier unterstützt, eine an England abgetretene Provinz des Nizams; hier wie dort ward er der Abgott des Volkes. „Sohn Mahadöh's" hatten ihm schon die eingeborenen Soldaten zugejubelt, als er sie dreiundzwanzigjährig gegen den rebellischen Bruder des Nizam geführt; „Sohn Mahadöh's" schallte ihm entgegen, als er kurz vor seinem Tode (1876) noch einmal

den Schauplatz seiner Lebensthätigkeit besuchte. Er war der Vertraute seines fürstlichen Mündels nicht nur und der Mutter desselben, sondern auch des letzten Beydur geworden. Wenn er von einem Orte schied, an dem er lange geweilt, wenn er dahin zurückkehrte, schaarte sich die Menge um ihn, küßte den Saum seines Gewandes, brachte ihm in der sinnig=schönen Weise des Landes Blumen, Wasser, Früchte dar, überreichte ihm Dankadressen. In jeder Fährniß wandte man sich an ihn um Rath. Und doch war der Mann kein Schmeichler des Volkes. Unerbittlich ahndete er Betrug, Ungehorsam, Verschwörung. Allein und unbewaffnet wagte er sich unter die Aufständischen, einen Schuldigen zu fassen; vor seinem ruhigen Muthe senkten sich hundert drohende Flintenläufe. Es ist aber keineswegs ein Prahlhans, der hier seine Großthaten aufbauscht; alles das ist bescheiden vorgebracht, als selbstverständlich. Ueberall werden die amtlichen Berichte, die Belobungsschreiben der Vorgesetzten in Hyderabad und Calcutta angeführt, die Dokumente mitgetheilt.

Der Raum verbietet auf Einzelheiten einzugehen, die merkwürdigen Kriminalprozesse, die Schilderungen der Hochzeit des zwölfjährigen Rajah mit der sechsjährigen Ranee, die Theater= und Balletvorstellungen, die Krönung des jungen Fürsten, die verschiedenen Verschwörungen und Intriguen seiner Mutter und ihres Buhlen, die dramatischen Scenen zwischen ihr und dem Vormund ihres Sohnes, die romanhaften Episoden des geheimnißvollen Pergaments, auf dem des Knaben Heroskop verzeichnet ist, selbst die Zwischenfälle der großen Meuterei von 1857, hier auch nur auszugsweise zu geben. Nur der merk-

er ihn als ein Eden unter jener glücklichen Zone, wo die Natur gerne neun Zehntel thut, wenn der Mensch nur ein Zehntel thun will.

Bei all dieser unsäglichen Arbeit findet der Mann noch Zeit, sich durch Lektüre auszubilden und diese erinnert, wenn nicht in der Qualität, so doch in der Quantität, an Macaulay's Bücherkonsum in Calcutta; er treibt Musik; er wird ein trefflicher Zeichner und seine Ansichten aus dem Dekkan hatten ihm schon im Jahre 1837 einen Ruf im Mutterlande gemacht; er schreibt regelmäßige Korrespondenzen für die „Times"; von Zeit zu Zeit Essays in die „Edinburgh Review"; er bereitet seine historischen Werke über Indien, sowie seine Romane vor; er komponirt sein bekanntestes und merkwürdigstes Buch „die Bekenntnisse eines Thug", worin er die Geschichte der furchtbaren Sekte und ihre geheime Verfassung aufdeckt; gelegentlich verachtet er auch nicht eine schöne Tigerjagd oder eine Schiffspartie auf den von ihm selbst gegrabenen ungeheuren Teichen. Bei einer solchen Existenz begreift man das räthselhafte Wort Goethe's, ein Wort, das der Alte so gerne zu wiederholen liebte, daß „die Zeit so unendlich lange sei", und wie eigentlich nur die Gesellschaft sie uns so schmählich verkürzt. Dabei scheint Taylor von Anbeginn eine schwache Gesundheit gehabt zu haben. Oft ist die Rede von Krankheit, von Ueberarbeiten; wiederholt liegt er Wochen darnieder; mußte er schon im Jahre 1837, um sein Leben zu retten, einen dreijährigen Urlaub nehmen, so war im Jahre 1860 die Lebensgefahr noch drohender und bewog ihn dazu, um einen zweiten Urlaub einzukommen, der dann, nach langen inneren Kämpfen,

zur endgültigen Entlassung führte. Die letzten europäischen Jahre seines Lebens waren, so scheint es, Jahre unausgesetzter Leiden und als er, nach fünfzehnjähriger Abwesenheit von Indien, wieder dorthin zurückkehrte, mußte er es nach wenigen Monaten Aufenthalt wieder verlassen, um auf der Heimreise in Mentone sein volles Leben zu beschließen.

Wer das unterhaltende und belehrende Buch einmal in die Hand nimmt, wird es so leicht nicht wieder weglegen und wird mit einem Gefühle tiefer Bewunderung von dem einfachen Manne scheiden, in dem sich, ohne überwältigende Genialität, alle Tugenden des englischen Charakters und Geistes in harmonischer Mischung vereinigen: Mitleiden, Wahrhaftigkeit, anspruchsloser Muth in der Gefahr wie in der Uebernahme von Verantwortlichkeit, gewissenhafte Pflichttreue, offener gesunder Verstand, unerschütterliche Festigkeit, vor Allem aber jene Dikaiosyne, welche dem Griechen als die oberste Tugend galt und die sich bei dem Briten selten verleugnet: die altenglische fairness, d. h. Billigkeit und Loyalität.

VII.

Ein englischer Journalist.

Antonio Gallenga ist mir immer als der ideale Journalist im englischen Sinne des Wortes erschienen und, da die englische Presse denn doch immer noch im Großen und Ganzen die erste Europas ist, fast als der ideale Journalist überhaupt. Seit mehr als zwanzig Jahren schreibt er fast täglich in die „Times“, bald aus Rom oder Madrid, bald aus Washington oder Konstantinopel, bald aus Havanna oder Kopenhagen, oft aus London selber, denn auch im Leitartikel zeigt er dieselbe Gewandtheit wie in der Korrespondenz. Daß er, ein Italiener von Geburt und Erziehung, der sich auch in seiner Muttersprache als Schriftsteller ausgezeichnet und lange im italienischen Parlamente gesessen, die englische Sprache mit einer Lebendigkeit, Korrektion und Gewähltheit schreibe, welche selbst unter Engländern selten sind, geben alle seine englischen Kritiker, auch die strengsten, zu — und er hat deren nicht wenige, — doch wäre es in meinen Augen ein ganz untergeordnetes Verdienst, daß er dieses als Fremder thue. Man übertreibt heutzutage den Werth des Sprachtalentes gar sehr und scheint fast zu vergessen, daß es ganz unabhängig von wirklicher, origineller Begabung ist, wie

man denn auch aus dem Besitz der Sprachen viel zu sehr einen Zweck macht, während er doch immer nur ein Mittel sein sollte. Ich habe Leute gekannt, die die fremden Sprachen mit solcher Leichtigkeit und mit so vollkommener Aneignung des fremden Geistes sprachen, daß sie darüber das bischen eigenen Geist verloren, das sie haben mochten und sich auch ihre Gedanken von den fremden Worten diktiren ließen. Bei Niemand ist das weniger der Fall als bei Gallenga. Er ist stets er selbst und zur Unabhängigkeit des Urtheils gesellt sich bei ihm die Unabhängigkeit der Gesinnung. Wenig Schriftsteller sind muthiger als er. Unbeirrt durch den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe fährt er fort, wenn er aus Italien schreibt, seinen italienischen Landsleuten, den empfindlichsten, übelnehmerischsten Patrioten der Welt, die unliebsame Wahrheit unverblümt zu sagen und stets wird ihm nach wenig Monaten der Boden so heiß unter den Füßen, daß all sein strenges Pflichtgefühl, sein wahrer Patriotismus, der nicht schmeichelt, sondern belehrt, sein unerschrockener Muth dazu gehören, ihn auf dem Posten zurückzuhalten. Ebenso unerschütterlich fest aber ist er auch gegen seine Redaktion. Man könnte ihm in Printing House Square heute mit der Entlassung drohen, morgen ihm Hunderttausende bieten, Gallenga würde sich nie bereit finden lassen, eine Konzession zu machen. Paßt seine Arbeit nicht, so braucht man sie nicht zu drucken; auf eine Aenderung läßt er sich nicht ein, wenigstens auf keine, die eine Aenderung seiner Ansicht implizirte.

Dazu gehört nun freilich auch der Charakter der englischen Presse überhaupt und der „Times“ insbesondere.

Obschon Englands Staatswesen auf der Parteiregierung beruht, so haben doch einerseits die Parteileidenschaften die Zeit gehabt sich abzukühlen, ist andererseits die Wahrheitsliebe ein zu unvertilgbarer Zug der englischen Natur, als daß die Presse, wie sie es auf dem Festlande nur allzuhäufig thut, das Parteiinteresse über die Wahrheit stellte. So kommt es, daß die angesehensten unter den Parteiorganen selber, „Daily News" und „Standard", ihre Spalten auch solchen Korrespondenzen öffnen, welche die Dinge von einem andern Standpunkt ansehen als die Redaktion und so auch den Lesern ihrer Partei die nicht hoch genug anzuschlagende Wohlthat angedeihen lassen, zeitweise einmal über das Weichbild der Partei hinausschauen zu dürfen. Die „Times" gar haben die Parteilosigkeit zum Grundsatz erhoben; sie unterstützen in ihren täglichen vier Leitartikeln heute die konservative, morgen die liberale Partei, und reden bald dieser, bald jener Großmacht das Wort, je nachdem es der Redaktion erscheint, daß die eine oder die andere Politik dem Interesse Großbritanniens am angemessensten sei; aber auch selbst dann erlauben sie immer ihren freiwilligen, wie ihren angestellten Korrespondenten und sonstigen Mitarbeitern, Ansichten in ihrem Blatte auszusprechen, welche den ihrigen entgegenlaufen. Oft mag sich die Redaktion auch im gegebenen Falle für Einhaltung einer politischen Linie entscheiden, die sie selber nicht ganz billigt, wenn nämlich die Meinung der gebildeten Mittelstände Englands sich entschieden in einem Sinne ausspricht; sie ist auch darin nur dem Grundcharakter und den Traditionen des englischen Journalismus treu, als welcher seine Leser unterrichten,

nicht bekehren will, und unter allen wichtigen Thatsachen der Zeitgeschichte verdient doch wohl keine mehr, daß der Leser darüber unterrichtet werde, als der Stand der öffentlichen Meinung: ist sie doch überall heutzutage, vornämlich aber in England, ein Element von solchem Werthe, daß jeder Politiker, der es aus seinen Berechnungen wegließe, sicher wäre, falsch zu gehen. Ein Blick in die „Times" aber wird jeden Staatsmann lehren, woher der Wind weht. Dazu, — wird man vom festländischen Standpunkte aus sagen, — ist's aber auch nöthig, daß man den Mantel nach dem Winde hänge. Wohl, doch muß man nicht vergessen, daß die Engländer die Zeitung nie als eine Persönlichkeit, geschweige denn als einen Apostel ansehen, sondern als ein großes Informationsbureau, das um so besser ist, je umfassender, schneller, sicherer seine Informationen sind. Die persönliche Ueberzeugung des Chef-Redakteurs kommt also gar nicht in Betracht, und es ist ihm keine Schande, wenn seine Zeitung heute diese, morgen jene Ansicht vertheidigt, vorausgesetzt sie vertheidigt die Ansicht, welche zu vertheidigen im Augenblick das Interesse des Vaterlandes ist oder scheint. Die „Times" betrachten sich ja als die Stimme der öffentlichen Meinung, nicht als die Stimme des Herrn N. N.; und es trifft sie ebensowenig ein Tadel als die öffentliche Meinung selber, wenn sie heute für Rußland, morgen für die Türkei Partei ergreift, oder als die Wählerschaft, wenn sie bald glaubt das Reformwerk des britischen Staates sei zu beeilen, bald, es sei innezuhalten.

Ganz etwas Anderes ist es mit den einzelnen Redakteuren, deren Blätter wie die „Times" Hunderte zählen,

so daß es ein Leichtes ist, diese Woche den Redakteur, der ein Bewunderer des allgemeinen Stimmrechts ist, um einen Artikel zu bitten, nächste Woche denjenigen, welcher von der Trefflichkeit des bestehenden Wahlgesetzes überzeugt ist.[1] Diese große Anzahl von Mitarbeitern, und zwar meist von solchen Mitarbeitern, die selbst politische Arbeit gethan, oder aber ein bestimmtes Fach besitzen, erlaubt es denn auch, daß zwei Leute, die in vielen Dingen diametral entgegengesetzter Ansicht sind, friedlich nebeneinander, selbst in einem Parteiblatte, arbeiten können. Was liegt daran, ob der Mitarbeiter, der heute über den Schneiderstrike in die „Times" schreibt, den Nachbarartikel, welcher russenfreundlich gehalten ist, als ganz verfehlt ansieht, weil er selber zu den Türken hält? Außerdem nun hat jede einflußreiche Zeitung, vor Allem aber die „Times", noch eine große Anzahl freiwilliger Mitarbeiter. Wer nur immer die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Uebelstand, einen Mißbrauch, ein unverdientes Elend, eine interessante Frage irgend welcher Art aufmerksam machen will, sendet einen meist nichtunterzeichneten Brief an die Redaktion unter Beifügung seiner Visitenkarte. Ist der Briefschreiber ein respektabler Mann, scheint seine Beschwerde oder Neugierde gerechtfertigt oder auch nur von allgemeinem Interesse, so wird sein Brief aufgenommen; andere Leser antworten

[1] Auch das „Journal des Débats", obschon es immer im eminentesten Sinne Parteiblatt war, zählt, oder zählte doch, seine Mitarbeiter nach Hunderten; hatte einen Militärschriftsteller, einen Redakteur für die administrativen, einen für die wissenschaftlichen, einen für die deutschen, einen für die englischen Angelegenheiten u. s. w. die manchmal Jahrelang nicht schrieben, dann wieder zu Zeiten täglich einen Aufsatz lieferten.

sofort und es entsteht eine Art kontradiktorischer Prüfung der angeregten Frage oder des angezeigten Uebels, in welche die Zeitung selber nur als Chor oder gleichsam als resumirender Richter eingreift. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß eine solche sachliche Untersuchung mit Zeugenverhör ganz anders lehrreich und von ganz anderem allgemeinem Interesse ist, als die Zänkereien unserer festländischen, zumal der französischen und italienischen Blätter untereinander, wobei der Abonnent immer nur die eine Stimme hört und der ganze Streit meist in Persönlichkeiten ausartet. Was, um's Himmels willen, kann dem Leser der „République française“ daran liegen, daß im „Pays“ ein Artikel gegen sie erschienen und vice versa? ob Herr Cassagnac oder Herr Spuller inkonsequent sind und sich darüber Amönitäten sagen? Wenn die festländischen Zeitungen nur ahnten, wie grenzenlos langweilig diese Duelle für das Publikum sind; wenn sie sich nur überzeugen wollten, wie unnütz es ist, jeden Angriff auf ihr Blatt als eine persönliche Ehrenbeleidigung aufzufassen! Treu dem Grundsatz spreta exolescunt, antworten die „Times“ nie auf eine Beschuldigung, und sie, wie auch „Daily News“, haben es sich zum Prinzip gemacht, nie auch nur den Namen einer anderen Zeitung auszusprechen.

Durch diese Taktik, diese Auffassung ihrer Pflichten, diese Ausdehnung ihrer Mitarbeiterschaft ist denn in England wirklich die Presse zu jener vierten Gewalt im Staate geworden, als welche man sie oft bezeichnet hat, während sie fast überall auf dem Festland nur eine Magd im Dienst einer der schon bestehenden Gewalten ist: bald der Regierung, bald der parlamentarischen Opposition, bald

sogar einer Fraktion des Parlamentes. In England steht sie unabhängig und als thatsächlich gleichberechtigte neben Executive, Parlament und Parteien, und eine Zeitung steht vorkommenden Falles nicht an, das Betragen einer Regierung oder einer Partei aufs Entschiedenste zu mißbilligen, selbst wenn sie im Allgemeinen zu ihr halten sollte. Die Presse hat eben nur die doppelte Mission in England, dem Publikum über alle Fragen, die es interessiren können, Auskunft zu geben und die Kontrole über alle anderen Gewalten auszuüben. Die Erörterung politischer Theorien kommt erst ganz in zweiter Linie. Daher denn auch die englische Presse nicht nach dem Maßstab der festländischen beurtheilt werden muß. Sie steht der französischen Presse an rein literarischem Werthe entschieden nach; eben weil in Frankreich der Journalartikel, dessen Autor stets bekannt ist, selbst wenn er nicht unterschreibt, immer eine Art persönlichen Werkes wird: bald eine kleine Satire, bald eine Abhandlung, bald ein Kapitel Geschichte: Thiers und Guizot, Saint-Marc-Girardin und Sacy, J. J. Weiß und Prévost-Paradol haben sich hohe Stellungen im Staate allein durch ihre journalistische Thätigkeit erobert; John Lemoinne und J. Janin, Ste. Beuve und Scherer haben sich den Senat oder die Akademie allein durch theils politische, theils literarische Zeitungsartikel erworben. Das wäre kaum denkbar in England, wo die Namen der Journalisten unbekannt sind [1] und wo es nicht, wie im Vater

[1] Sind sie bekannt und haben ihre Arbeiten einen hervorragenden literarischen Werth, wie Macaulay's Aufsätze in der „Edinburgh Review", so können sie auch zu amtlichen Stellungen verhelfen; doch bleibt immer ein großer Unterschied zwischen Zeitung und Zeitschrift.

lande des Geschmacks, auf schöne Form ankommt, sondern auf genaue Auskunft.

In Deutschland wiederum haben wir den Vortheil — ist's auch immer ein Vortheil! — daß unsere Zeitungen fortgesetzte Berichte geben über die Vorkommenheiten des Auslandes. Alltäglich, ob etwas Interessantes geschehe oder nicht, bringt der deutsche Korrespondent seine Chronik der politischen Tagesereignisse, auch der unbedeutendsten. Faßt er nun seine Aufgabe richtig auf, so wetteifert er nicht mit dem Telegraphen und sucht auch nicht täglich wichtige Staatsgeheimnisse in Erfahrung zu bringen und mitzutheilen, sondern beschränkt sich darauf, mit seiner Kenntniß des Personals, der Vorgeschichte und des Terrains jeden vorkommenden Fall, den der Telegraph meldet zu erklären und zu kommentiren. Wer demnach eine deutsche Korrespondenz täglich liest, wird, wenn sie anders unparteiisch und mit Sachkunde geschrieben ist, was leider nicht immer der Fall ist, eine ziemlich richtige und vollständige Kenntniß des Zusammenhanges der ausländischen Dinge haben. Das interessirt nun den englischen Leser durchaus nicht. Er will „Aktualität" und „Emotion." So lange in einem Lande nichts Besonderes vorgeht, will er auch nichts davon hören; vor Allem sind ihm die Personalia und Parteimisèren des Kontinents ganz gleichgültig. Man wird in der ganzen englischen Presse seit siebzehn Jahren keine Requisitorien für oder wider die italienische Konsorteria finden, von denen unsere Zeitungen voll sind. Das ist ihnen Alles so indifferent als die Blauen und Grünen von Byzanz. Sie wollen wissen, was Italien in diesem oder jenem Falle thut, es ist ihnen aber ganz

einerlei, ob es Herr Visconti-Venosta oder Herr Melegari, General Ricotti oder General Mezzacapo thut. Ein englischer Korrespondent soll nur beschreibende und unterhaltende Briefe schicken, was der Engländer graphic nennt; heute über ein Volksfest, morgen über eine Schlacht, übermorgen über ein merkwürdiges Verbrechen, dann wieder eine Studie sei's über den Weinbau, sei's über die Rechtspflege, sei's über das Unterrichtswesen; auch Portraits und Biographien darf er geben; nur soll jedesmal der Aufsatz ein abgerundetes Ganze bilden, wie unsere Feuilletons und die französischen „Variétés" (oder „Articles de la troisième page"). Auch sie sind immer anonym und nur selten gelingt es einem Korrespodenten wie Archibald Forbes vom „Daily News" oder Antonio Gallenga von den „Times", sich einen persönlichen Ruf durch seine Korrespondenzen zu erobern, indem er sie in Buchform sammelt und herausgiebt, wie H. Labouchère es 1871 mit seinem „Tagebuch eines Belagerten" und jetzt wieder Forbes mit seinem „Feldzug von 1877", wie Gallenga in seiner „Pearl of the Antilles", seinem „Italy revisited", seinem „Two years of the Eastern Question", seinem „The Pope a the king", seinem „South America" ꝛc. es gethan.

Uebrigens sind diese Sammlungen keineswegs einfache Abdrücke der Korrespondenzen. Der Verfasser überarbeitet diese gründlich, ordnet sie nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit; er scheidet die unvermeidlichen Wiederholungen oder mituntergelaufenen Irrthümer sorgfältig aus; er schiebt mehrere Korrespondenzen ineinander, setzt in die Vergangenheit, was als gegenwärtig gemeldet worden und stellt als dauernd und zuständlich hin, was dort als augenblickliches

Erlebniß dargestellt worden. Er macht in einem Worte aus seinen Berichten ein zusammenhängendes Ganze, das gewisse Länder schildert oder gewisse Ereignisse in ihrer Gesammtheit erzählt.

So hat uns Gallenga in seiner „orientalischen Frage“ reizende, bald humoristische, bald malerische, bald lehrreiche Kapitel gegeben, über die Hunde von Konstantinopel und ihre Republik, über einen nächtlichen Ritt durch Stambul, über eine Reise nach der Troas, das Leben der Engländer in der Türkei, das Steuersystem, den Sklavenhandel u. s. w., dann aber auch eine fortlaufende Geschichte der orientalichen Ereignisse vom Ausbruch des Aufstandes in der Herzegowina bis zum russischen Krieg, mit allen Incidentien, dem finanziellen Zusammenbruch, dem Mord von Salonichi, dem Tod Sultan Abdul Aziz's, der Entthronung seines Nachfolgers, dem serbischen Krieg, der Midhat-Konstitution, der Andrassynote, dem Berliner Memorandum und der Konferenz. Gallenga kam ganz ohne Vorurtheil nach der Türkei; er ist als ein entschiedener Türkenfeind daraus zurückgekommen, wie wir denn bei vielen englischen Korrespondenten, welche als Türkenfreunde in die russischen und türkischen Lager gegangen waren, ähnliches gesehen haben. Es ist eben immer wieder das alte englische Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit, das ich oben schon hervorgehoben. Wie oft lassen wir Deutsche, Franzosen und Italiener uns, ohne es zu wollen, von unserer Parteileidenschaft hinreißen und sehen durch diesen düsteren Schleier in Wirklichkeit die Dinge anders als sie sind! Es ist den, ursprünglich in der Mehrheit russenfeindlichen, Engländern allein

[illegible] Märchen über russische Grau-
[illegible] Nachrichten über die Gräuel der
[illegible] sind, wie denn auch 1870 die,
[illegible] Engländer es waren, welche
[illegible]lichkeit der deutschen Armee
[illegible], gegen das keine Wand-
[illegible] aufkommen konnten vor dem
[illegible] Meinung Europas. So auch
[illegible] Engländer geworden ist und
[illegible] zu Schönfärberei der Zustände
[illegible]gelassen hat. Nur ist er aller-
[illegible] Italiener geblieben in der Leiden-
[illegible] Rechtsgefühl und seiner Wahrheits-
[illegible] läuft denn auch oft Uebertreibung,
[illegible]keit mitunter und der Schriftsteller
[illegible] gewisse Dinge gesagt werden dürfen.
[illegible] überzeugt, oder glaubt er sich über-
[illegible] dem Unwerthe einer Sache, dann ist
[illegible], ja schonungslos, so gegen Deutsch-
[illegible] Kriege, für Deutschland im Jahre 1870;
[illegible] Türken.

[illegible] von der Lektüre Löher's oder Moltke's
[illegible] übergehen, um ganz die Macht dieser
[illegible] zu fühlen. Wo Löher nur schön-
[illegible] Land und Leute mit vollem Pinsel malt und
nur von Zeit zu Zeit eben an der Landschaft und den
Menschen die Spuren des Türkenthums zeigt, das wie
ein sengender Pesthauch über jene gottgesegneten Himmels-
striche hingegangen; wo Moltke seine täglichen Erlebnisse
mit einer Sicherheit, einer Einfachheit, einer impassiblen

Objektivität erzählt, die Niemand seit den großen Alten in diesem Maße wiedererreicht hat, und dadurch ohne ein Wort des Tadels oder überhaupt der Würdigung, wenn auch nicht ohne eine bezaubernde Ironie, die unerschütterliche Ueberzeugung in uns hervorbringt, daß der Türke keine Zukunft hat, — da wird Gallenga's ganze Darstellung eine Verrinische Anklageschrift gegen die Türkei und ihre Mißregierung. Er war hingegangen, sagte ich, ohne alles und jedes Vorurtheil; aber er war keinen Monat dort, so war sein Urtheil gebildet, und es war ein unberufbares Verdammungsurtheil. Gallenga ist zu billig, um nicht auch die schönen Seiten der Türken anzuerkennen, jene Seiten des Gentleman und der äußeren Würde, die gewissen Naturen vor allem imponiren; er ist zu gerecht, um nicht die moralische Verworfenheit eines Theiles der unterdrückten Racen zu sehen und zu brandmarken; aber er bleibt immer Angloitaliener, d. h. er tritt mit italienischer Heftigkeit für den englischen Standpunkt ein. Wenn ich aber sage den englischen Standpunkt, so meine ich damit natürlich nicht den Lord Beaconsfield's oder den Sir Stratford de Redcliffe's vom Jahre 1853 — denn auch der große Eltchi hat ja seine Ansicht mit englischer Aufrichtigkeit geändert, seit die Umstände sich geändert —; ich meine den moralisch-utilitarischen Standpunkt der modernen Engländer im Allgemeinen. Gallenga ist überzeugt von der Ueberlegenheit englischer Civilisation — nicht gerade des englischen Staatswesens — über alle anderen Kulturen; wo er Schmutz sieht, materiellen oder moralischen, so pittoresk er auch sein mag, ist er empört, und man kann sich denken, daß es daran in Konstanti-

nopel nicht fehlt; alle ästhetischen Bedenken treten dagegen zurück; die malerischen Bettelmönche Rom's, die Renan bewundert, sind ihm ein doppelter Greuel, erst als Bettler, dann als Mönche. Die Schönheit der türkischen Friedhöfe rührt ihn nicht und die Cypressenwälder, die den anscheinend so nüchternen Moltke selber begeistern, sind in Gallenga's Augen unnütze Pflanzungen, an deren Stelle die einträgliche Olive viel angezeigter wäre. Wie ein ächter Engländer auch hat er wahren Abscheu vor Allem, was nach Lüge, Humbug und Sham aussieht und er ist unermüdlich damit beschäftigt, die Türken mit ihren Komödien von Firmans, Hatts und Irades zu entlarven. Nur in Religionssachen ist er nicht wie der Engländer, über dessen 80 Pfarrer auf 800 Einwohner er nicht wenig spottet; Schulen dagegen will er überall eingeführt wissen und geißelt die türkische Ignoranz wie sie es verdient. Vor Allem englisch ist er jedoch in dem Freimuthe, mit dem er, die Stimme der Nachwelt antizipirend, das Ministerium Beaconsfield für den furchtbaren Krieg verantwortlich macht, den es heraufbeschworen, als es dem Berliner Memorandum beizutreten, als es den Beschlüssen der Konferenz Nachdruck zu geben sich weigerte. Nicht am wenigsten den „Times“ und durch sie Gallenga ist es zu danken, wenn die schönen englischen Tugenden der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und des Mitleidens sich im Jahre 1877 mit so unwiderstehlicher Kraft äußern und einen leichtsinnigen und unzuverlässigen Minister verhindern konnten, England in den verhängnißvollsten der Kriege gleiten zu lassen: denn nur die Unwissenheit des Festlandes kann behaupten, die englische Nation habe hinter Lord

Beaconsfield gestanden. Nächst den Korrespondenten aber der „Daily News“, sind es die Briefe Gallenga's an die „Times“ gewesen, welche am meisten dazu beigetragen haben, das englische Publikum über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Und damit komme ich auf den Ausgangspunkt dieses Aufsatzes zurück: auf die eminente Journalistennatur Gallenga's.

Gallenga's Unerschrockenheit im Ausdrucke seiner Meinung ist nur erreicht durch die Lebhaftigkeit dieses Ausdrucks, welche bei Allem, was er schreibt, das Interesse des Lesers erzwingt, — erste Erfordernisse des Journalisten. Wer nicht seine Meinung ganz zu sagen wagt und sich kein Gehör zu verschaffen weiß, der ist von vornherein nicht für die Tagespresse gemacht. Gallenga ist aber auch ein Mann, der über große erworbene Mittel verfügt; er besitzt gediegenste Schulbildung; er war schon lange thätiger Politiker gewesen, hatte in seiner Jugend konspirirt, in vorgerückterem Alter legiferirt, hatte die halbe Welt mit offenem Auge durchreist, als er mit gereiftem Urtheil und reichster Erfahrung, schon ein Vierziger, in den Journalismus eintrat; er brauchte demnach nicht zu fürchten sich in kürzester Frist auszugeben wie ein Jüngling, der mit fünfundzwanzig Jahren dies aufreibende Handwerk ergreift. Ueberdies ist Gallenga ein Mann von Stellung, der nicht vom Zeitungschreiben abhängt, mit den meisten Staatsmännern Europas in persönlicher Verbindung steht und dem als Mensch der Ruf eines fleckenlosen Charakters zur Seite steht; auch das ist nicht zu verachten. Was ihn jedoch mehr als Alles zum Journalisten befähigt, ist seine geistige Biegsamkeit, seine Vielseitigkeit, seine „ver-

satility", um einen englischen Ausdruck zu gebrauchen. Er ist im Stande, heute einen beschreibenden, morgen einen erzählenden, übermorgen einen raisonnirenden Aufsatz zu schreiben; er handhabt die Waffen der Ironie und der Indignation gleich gewandt; er ist so groß als Polemiker, wie als ruhiger Darsteller, sein Geist erfaßt so rasch eine juristische Frage wie eine politische, eine nationalökonomische wie eine theologische. Er ist in allen Sätteln gerecht. Als im Jahre 1870 seine trefflichen Leitartikel über die militärischen Bewegungen der französischen und deutschen Armeen in Frankreich so großes Aufsehen erregten, schrieben selbst die englischen Offiziere die Autorschaft dem angesehensten englischen General, Sir John Burgoyne, zu. Dabei die Schnelligkeit, mit der der Mann sich der Dinge bemächtigt, was ohne eine so ausgebreitete Vorbildung gar nicht denkbar wäre, und die Schnelligkeit, mit der er das eben Studirte dem Publikum auseinanderzu setzen weiß, die Wärme und Lebendigkeit, mit der diese Auseinandersetzungen geschrieben sind. Dieser Geist bedarf fortwährender Bewegung; der zu erlangende praktische Zweck wird ihm fast gleichgiltig; er turnt geistig, nicht um jagen, schwimmen, reiten und klettern zu lernen, sondern weil er sich im Turnen wohl fühlt. Er ergreift jeden Gegenstand, eignet sich ihn an und übt daran seine Kräfte; diese Kräfte aber stehen immer zu seiner Verfügung; er kennt keine Nerven und kein Kopfweh, keine Stimmung und Ermüdung, die Jahre gehen spurlos an ihm vorüber. Bekommt er heute ein Telegramm von London, das ihn nach Kars oder Erzerum ruft, so nimmt der ewig Junge morgen das Dampfboot, fährt nach

Smyrna und durchreitet Kleinasien in seiner ganzen Länge, wenn's sein muß. Schreibt er doch jetzt eben (1881) aus Astrakan und Tiflis.

Man sage nicht, von so umfassender und so tiefgehender geistiger Thätigkeit bliebe nichts. Es giebt verschiedene Arten zu bleiben und Spuren zu hinterlassen: das vom Individuum losgelöste, der Bewunderung der Menschen hingestellte Kunstwerk ist nicht das allein Unsterbliche: eine Thätigkeit, die sich ein Menschenalter hindurch in den verschiedensten Rollen auf der weitesthin sichtbaren Bühne der Welt abgespielt hat, hinterläßt Tausende von fruchtbaren Keimen. Mag der Gärtner auch ungenannt sein, der sie ausgestreut, mag der Besitzer des Bodens, auf den sie gefallen, kaum wissen, wo, wie und wann derselbe sie empfangen: sie gehen auf und wachsen und blühen und tragen unendliche Frucht.

VIII.

Antonio Panizzi.

Panizzi[1] war der Gelehrtenwelt Europa's durch seine trefflichen Ausgaben des Bojardo und Ariosto, mehr noch als Vorsteher des British Museum bekannt; er ward von einem ausgedehnten und doch gewählten Freundeskreise hochgeschätzt, ja bewundert; Einzelne wußten wohl auch, daß er in England für die Sache seines Vaterlandes und insbesondere für gewisse italienische Patrioten gewirkt. Dem großen Publikum war er, vor der Veröffentlichung

---

[1] 1. **The Life of Sir Anthony Panizzi, K. C. B.** by **Louis Fagan.** London, Remington & Co. 1880. Zweite Auflage. 2 Bde. in 8. (Der amerikanische Verleger verspricht einen dritten Band von Stevens, einem Antiquar und Freunde Panizzi's, der mehr des Anekdotischen enthalten dürfte, als Fagan's Bände. Doch läßt der schon vor Jahresfrist angezeigte Band noch immer auf sich warten. Einstweilen haben wir Fagan controllirt und vervollständigt durch die bedeutendsten Aufsätze, welche sein Werk in den verschiedenen englischen Zeitschriften veranlaßt hat, vornehmlich durch den von Cartwright in der „Quarterly Review" vom April 1881 und den von Lord Houghton in der „Academy" vom 4. December 1880.) — 2. **Lettere ad Antonio Panizzi** publ. da L. Fagan. Firenze Barbèra 1880. Ein Band in 8. — 3. **Prosper Mérimée. Lettres à M. Panizzi** 1850—1870 publ. par **L. Fagan.** Paris, Lévy. 1881. 2 Bände in 8.

seiner Biographie und Correspondenz, nicht viel bekannter als Baron Stockmar vor dem Erscheinen der Denkwürdigkeiten. Als Schriftsteller ist er kaum aufgetreten und so tiefgehend seine politische Wirksamkeit war, sie war eine unamtliche und geräuschlose wie die Stockmar's. Es scheint, als ob er sich auch der Nachwelt verbergen wolle. Wir hören viel über ihn, fast Nichts von ihm. Wir haben tausende von Briefen der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit an ihn, kaum einen von ihm an sie. Hat sich Herr Fagan, der sich zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker gemacht, aus irgend welchem persönlichen Grunde zu solcher Zurückhaltung verpflichtet geglaubt? Hat er einfach die Mühe gescheut, die bei Panizzi's zahlreichen Correspondenten aufbewahrten Briefe seines verstorbenen Gönners zu sammeln? Alle haben doch gewiß nicht das Schicksal der an Mérimée gerichteten Briefe gehabt, welche unter der Commune in und mit Mérimée's Hause in Flammen aufgingen. Wie dem auch sei, bedauerlich ist es jedenfalls, daß der joviale, dicke Herr fast nie und nirgends selber das Wort ergreift und seine voluminöse aber einseitige Correspondenz uns mehr von seinem Einfluß, als von seiner Persönlichkeit sagt. Doch läßt sich Manches zwischen den Zeilen lesen und es leben noch, in England und Italien, gar Viele, die enge mit ihm verbunden gewesen und von dem merkwürdigen Manne zu erzählen wissen, der sich in der Fremde eine so angesehene Stellung zu erobern wußte und diese Stellung nicht allein zum größten Vortheile der Wissenschaft ausfüllte, sondern auch dazu benutzte, seinem Geburtslande in kritischer Zeit die wichtigsten Dienste zu leisten.

I.

Antonio Panizzi wurde 1797 zu Brescello in Mode- [illegible] Seine Familie gehörte zu jenem, Italien [illegible], dessen Schulbildung ihm von [illegible] näherte, während seine Mittel- [illegible] nie öffentliche Anerkenntniß ver- [illegible] Sein Vater war Apotheker, sein Großvater [illegible] von Anfang an zur Advocatur [illegible] in die Lateinschule seines Städt- [illegible] zu Reggio und bezog mit sieb- [illegible] Parma, um daselbst die Rechte [illegible] Im Jahre 1818 hatte er seine Studien ab- [illegible] seiner Jugend vom Herzog, den [illegible] gewußt hatte, zum Schulin- [illegible] ernannt; zugleich arbeitete er als [illegible] berühmten Advocaten Reggio's, der [illegible] Meinung von seinem jungen Mitar- [illegible] weder die Gunst des Souveräns, noch [illegible] Profession vermochten das erwachende [illegible] Schicksale seines Vaterlandes zu ersticken, [illegible] 1820 sehen wir den dreiundzwanzig- [illegible] als ein Mitglied der Carbonarigesell- [illegible] Panizzi wie so Vielen seiner Generation. [illegible] die Regierung Napoleon's in Italien [illegible] machte, es war ein großer Zug in dieser [illegible] dem gegenüber die kleinstaatliche Misère [illegible] Modena und Parma gar erbärmlich schien. Und [illegible] man nicht die Wohlthat der einfachen und klaren französischen Gesetzgebung empfunden, welche dem krausen

Verwaltungs- und Justizwesen der vorrevolutionären Zeit in Norditalien ein Ende gemacht und die man eben jetzt wieder langsam zu verdrängen suchte. Endlich, man hatte, wenn auch nur dem Namen nach, ein Königreich Italien gehabt. Kein Wunder, wenn noch immer, trotz des harten Druckes und trotz der Erinnerung an so viele Brüder, die auf ferner Erde für ihnen fremde Interessen ihr Leben hatten lassen müssen, eine geheime Sympathie für den „Wiedererwecker Italiens", den man überdies gern als Landsmann beanspruchte, in ganz Norditalien fortlebte. Den jungen Panizzi zog überdies eine geheime Wahlverwandtschaft zum Bonapartismus; und ein Bonapartist ist er sein Leben über geblieben; nicht ausgesprochener Parteimann, nicht directer Diener der Sache: er hat nie in Frankreich gelebt; aber im Innersten seiner Seele war ihm der Bonapartismus mit seiner bürgerlichen Gleichheit, den klaren Linien seines hierarchischen und gesetzgeberischen Gebäudes, seiner Disciplin, seinem Niederhalten der Kirche — doch immer das Ideal des modernen Staates, obschon er es später nicht Wort haben wollte und eine große Bewunderung des barocken englischen Staatswesens an den Tag zu legen liebte.

Die neapolitanische Bewegung von 1820, die piemontesische von 1821, die auch in Modena nachzitterten, wurden, nachdem der erste Schreck vorüber, auf's Unbarmherzigste geahndet und Beides, die Bewegung wie ihre barbarische Unterdrückung, trieb lebhafte Jünglinge nur immer weiter auf der Bahn der Verschwörung. Doch schienen die modenesischen Inquisitoren den jungen Panizzi vergessen zu haben. Da erhielt er plötzlich (1823) von

einer jungen befreundeten Dame, die mit dem Chef der Polizei verwandt war, die im Voraus für den Fall der Gefahr vereinbarte Botschaft, „er solle die neuen Schuhe bereit halten“. Sofort ging Panizzi, der sich längst einen Paß verschafft, über die Grenze und zu einem Freunde in Cremona. Dort findet ihn die österreichische Polizei verdächtig, doch während sie nach Brescello um Auskunft schickt, gelingt es ihm durch ein Fenster zu entkommen; und er findet vor dem Thore der Stadt einen Wagen bereit, der ihn nach Lugano bringt. — Sein Freund ward verhaftet, dann entlassen, verließ Italien, kam später nach England, wo Panizzi bereits den Grund zu seinem Glücksgebäude gelegt, ward freigebig und wiederholt von ihm unterstützt, ohne daß es ihm gelungen wäre, dem von der Muße des Exils Heruntergewürdigten auf einen grünen Zweig zu verhelfen. Noch nach Paris sandte er ihm Unterstützung, bis er hörte, der Unglückliche sei zum politischen Spione geworden. Panizzi beruhigte sich nicht bei on-dits; in seiner franken, geraden Weise ging er nach Paris, stellte den Freund selber zur Rede, und da derselbe nicht leugnen konnte, ließ er ihm eine Summe Geldes und schied von ihm auf Nimmerwiedersehen. — In Lugano schrieb Panizzi das einzige Buch, welches wir von ihm besitzen oder vielmehr nicht besitzen; denn er kaufte später alle Exemplare auf, ließ sogar seinem British Museum keines und verleugnete stets das anonym in Madrid (!) erschienene Buch. Selbst die besten Freunde haben sich dieses Benehmen nicht zurechtzulegen gewußt. Das Werkchen — i processi di Rubiera — erzählte, so sagt man, in ganz sachlichen und kaltem, fast juristischem Tone die

furchtbaren Zwischenfälle des modenesischen Inquisitions-processes mit seiner mittelalterlichen Tortur, seinen echt italienischen Grausamkeiten und Perfidien. Doch soll das Ganze eine bonapartistische Färbung gehabt haben, die der Autor vielleicht später weggewünscht hätte.

Von Lugano wandte sich der Flüchtling nach Genf. Als die Genfer Regierung auf Verlangen der französischen, österreichischen und sardinischen Vertreter die Flüchtlinge aus ihrem Gebiete auswies, wandte er sich nach Frankreich, ward aber in Gex festgehalten und auf dem Schub zurückgebracht. Endlich gelang es ihm mit einigen Freunden auf dem Rheine und über die Niederlande nach England zu gelangen, wo er fast ohne einen Heller in der Tasche anlangte. Wohl nahm sich der edle Santa Rosa, der seit einem Jahre in England weilte, seiner an; aber er hatte selber nicht viel, denn seine Güter waren eingezogen worden und er verließ London bald, um sich dem Befreiungskampfe der Griechen anzuschließen, in dem er einen frühen Tod fand. Auf wessen Rath Panizzi London verließ und sich nach Liverpool wandte, wissen wir nicht, noch weniger wer ihm die Mittel zur Reise verschafft, denn er war buchstäblich dem Hungertod nahe in dem großen London. In Liverpool sah ihn ein Herr in gebrochenem Englisch mit einer Marktfrau um eine Kartoffel handeln; er sprang ihm bei und war glücklich, sein Italienisch anbringen zu können. Es entspann sich eine Unterhaltung. Der fremde Herr — es war, wenn wir Lord Houghton glauben dürfen, Roscoe, welcher so in Liverpool das wracke Fahrzeug von Panizzi's Glück in's rechte Fahrwasser brachte — fand Gefallen an dem jungen Flüchtling, sah sofort,

daß er ein Mann von Bildung, und empfahl ihn an Freunde und Verwandte. Bald hatte Panizzi sein gutes Einkommen als Sprachlehrer und ward viel gesucht in der reichen Kaufmannsgesellschaft von Liverpool. Dort erhielt er auch sein Todesurtheil nebst Rechnung der Gerichtskosten aus Modena, worauf er in einer köstlich-humoristischen Antwort für seine Seele alle die Schulden perhorrescirte, die sein Leib gemacht haben könnte. Es waren hauptsächlich Roscoe, der Biograph Leo's X. und Lorenzo's il Magnifico, und Haywood, der Uebersetzer Kant's, beides wohlhabende, vom Geschäft zurückgezogene Kaufleute, welche sich seiner annahmen. Und Panizzi war Keiner, dem die Dankbarkeit eine Last war; bis zu seinem Ende war er glücklich, wenn er jene Beiden preisen, wenn er sagen konnte, was er ihnen schuldete. Als Haywood 1857 das Zeitliche segnete, schrieb er dessen Sohne: „Der Verlust ist groß für Sie Alle, für Niemanden so groß wie für mich. Ich fühlte mich nie allein in der Welt, so lange er drin war. Ich fühle es jetzt." Und noch zehn Jahre später, als er von der Leitung des British Museum zurücktrat, nannte er Haywood seinen „maker". Roscoe organisirte für den jungen Freund in der Royal Institution von Liverpool einen Cursus von Vorlesungen über italienische Literatur, die der Fremde schon in englischer Sprache zu halten wußte.

Dabei wahrte Panizzi durchaus seine Würde und Selbständigkeit und hielt sich unabhängig in Geldsachen. Je häufiger die Beispiele vom Gegentheil in Italien sind, desto strenger und scrupulöser, ja ängstlicher pflegen die guten Italiener in diesem Punkte zu sein, und eine solche

Haltung trug nicht wenig dazu bei, dem jungen Panizzi in England Freunde zu erwerben. Schon von Liverpool aus machte Panizzi auch die nähere Bekanntschaft Ugo Foscolo's mit dem er in London nur sehr oberflächlich in Berührung gekommen war. Er bot dem Dichter, der gerade mit seiner Danteausgabe beschäftigt war, an, die dreizehn Manuscripte der Commedia, welche sich in Oxford befanden, für ihn durchzusehen. Foscolo nahm an und es entspann sich erst eine Correspondenz, dann nach Panizzi's Uebersiedelung nach London ein persönlicher Umgang, der der Intimität so nahe kam, als es bei dem mißtrauischen Charakter des Dichters möglich war. Eine der ersten englischen Arbeiten Panizzi's, welche im Druck erschienen, war eine Recension von Foscolo's Danteausgabe im „Westminster Review". Auch Foscolo hatte mit der Lebenssorge zu kämpfen; aber sein Stolz war nicht von Panizzi's Art: er wollte nur adelige Arbeit thun und verschmähte es doch nicht, unter fadenscheinigster Verhüllung jede Art Almosen anzunehmen. Oft mußte er sich vor seinen Gläubigern verbergen, wo dann Panizzi allein um sein Versteck wußte. Es heißt, Foscolo habe gegen Ende seiner ruhmreichen und doch so traurigen Laufbahn selbst mit den Zwingherrn sein Vaterlandes geheim transigirt. Panizzi entfuhr nie eine Anklage; aber als 1871 die Asche des Dichters nach dem italienischen Pantheon von Sa. Croce gebracht wurde, ließ er doch merken, daß gar Manches im Leben dieses Cato war, das ihm eine so hohe Ehre hätte vorenthalten müssen.

Unter den einflußreichen Männern, die Panizzi bei Haywood kennen gelernt, war auch Brougham, der sich

sofort lebhaft für ihn interessirte und ihm die Professur der italienischen Literatur an der in der Gründung begriffenen London University zu verschaffen wußte, auf Grund einer italienischen Grammatik und einer Chrestomathie, die sein Schützling nach Sprachlehrersitte noch in Liverpool veröffentlicht hatte. Panizzi nahm die angebotene Stelle natürlich sofort an (Ende 1828) und behielt sie bis zum Jahre 1837. In dieser Zeit veröffentlichte er denn auch jene schönen kleinen Pickering'schen Ausgaben des „Orlando innamorato“ und des „Orlando furioso“, die jedem Liebhaber der Renaissance so theuer geworden sind (9. Bd. 1830—1834) und denen bald eine Ausgabe der lyrischen Gedichte Boiardo's folgte (Mailand 1835). Die treffliche Einleitung zu den beiden Epen war in reinem und elegantem Englisch geschrieben, was ihm die heftigsten Angriffe seiner Landsleute eintrug, die ihn anklagten sein Vaterland zu verläugnen. Er hatte sich in der That (1832) förmlich naturalisiren lassen und hielt sehr viel auf seine neue Nationalität, ja, er nahm es sehr übel, wenn man ihn noch als Ausländer behandelte. Und doch war diese Denationalisation, wie's bei gesunden und natürlich empfindenden Menschen nicht wol anders möglich ist, nur ganz oberflächlich. Nicht nur in seinem innersten Wesen blieb Panizzi Zeitlebens ein Stockitaliener, wie's nicht wol anders sein konnte; aber auch sein Gefühl für die Würde und Ehre seines Geburtslandes blieb stets gleich lebendig. Wie einer seiner Biographen treffend sagt, er liebte die englische Gesellschaft, die englischen Sitten, die englische Cultur, aber nie ward er von Fragen der englischen Politik oder des englischen Lebens so tief ergriffen

als von denen Italiens, und wären je die Interessen beider Länder in Conflict gekommen, so hätte sich die Stimme der Natur gewiß laut und augenblicklich für sein erstes Vaterland ausgesprochen, wenn anders dessen Sache nicht durchaus ungerecht gewesen wäre, — eine Erscheinung, die jeder im Auslande Lebende bei hunderten von Landsleuten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wem es gelingt, dieses natürlichste Gefühl in sich zu ersticken, der hat wohl wenig wahres Interesse außer dem für sein eignes Wohlergehen.

Auch in London wußte Panizzi, trotz aller Neider und Feinde, an denen es ihm bei seinem Glück nie gebrach, bald in den besten Kreisen beliebt zu werden und schon zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung wurde er auf Brougham's Vorschlag — dieser war eben Lord Kanzler geworden — zum außerordentlichen Unterbibliothekar am British Museum ernannt, womit denn sein Licht definitiv auf den rechten Leuchter gestellt war. Auch diese Ernennung wurde auf's Heftigste angegriffen, dieses Mal von Engländern, die trotz mancher Antecedenzien, keinem „Foreigner“ eine solche Stellung gönnten; aber Panizzi hatte jetzt wie immer die Majorität der Einflußreichen für sich. Wer einmal in nähere Beziehung zu ihm trat, ward ihm ein Fürsprecher und selten war wohl ein Fremder so rückhaltslos in der Londoner hohen Gesellschaft aufgenommen als unser Italiener. Wohl hatte Panizzi Glück, ohne welches die besten Gaben nicht Früchte tragen, wie die edelste und gesundeste Pflanze des Sonnenscheins bedarf um zu gedeihen; wohl hatte er schöne und weite Kenntnisse, einen klaren, praktischen und sichern Verstand, auch Geist und Witz; seine Charaktereigenschaften waren

weiße Mäuse zu verkaufen! Auch in der Anstalt selbst begegnete er vielfach Uebelwollen und offenem Neide. Zwischen ihm und dem Oberbibliothekar Ellis (principal librarian) bestand wenig Sympathie und erst nach Jahren stellte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern her. Noch ausgesprochner war die Feindschaft mit den meisten Collegen, außer John Winter Jones, seinem Nachfolger, der immer zu ihm hielt. Panizzi war nicht der Mann dazu, je eine Antwort schuldig zu bleiben. Empfindlich, heftig, streitlustig, ruhte er nie bis er das letzte Wort hatte. Und er hatte es, hier wie mit der Presse. Seine Apologien in den Zeitschriften gegen ungerechte Recensionen waren immer voll jener beleidigenden Verve, deren Geheimniß die Italiener bis auf den heutigen Tag zu bewahren scheinen: nicht ganz mit Unrecht nennt ihn Lord Houghton einen echten Nachkommen der Filelfo's und Poggio's.

Im Jahre 1835 ward ein parlamentarischer Ausschuß ernannt, um die Angelegenheit des British Museum zu studiren und damit begann eine neue Aera für dieses bedeutsame Institut, von dessen Werth das Publikum bis dahin nur einen sehr unzureichenden Begriff hatte. Man kannte nur das Naturaliencabinet und die Antiquitäten. Die Bibliothek galt nur als Anhängsel. Sie bestand freilich nur aus 165,000 Bänden, als Panizzi die Leitung übernahm und sie wuchs erst unter ihm zu ihrer jetzigen Bedeutung an: schon bei seinem Austritt (1865) zählte sie fast eine halbe Million Bände. Dieses Anwachsen, die nöthig werdenden neuen Kataloge, das Unterbringen der Bücher vermehrten unendlich Panizzi's Arbeit. Schon

Society übertrug ihm die Correctur ihres eben erscheinenden Katalogs. Panizzi fand schon im ersten Bogen so scandalöse Irrthümer und so frappante Beweise der Unfähigkeit und Unwissenheit des Verfassers, daß der Druck sistirt werden mußte, und die illustre Academie ihm selbst den Auftrag gab, den Katalog herzustellen. Welche und wie einflußreiche Feinde er sich dadurch im Schooß der Gesellschaft zuzog, läßt sich denken. Ihnen gelang es denn auch bald sich an ihm zu rächen. Der Contract war nicht schriftlich abgefaßt worden und als es zur Abrechnung kam, erhielt Panizzi eine viel geringere Summe als die ausgemachte. Er protestirte mit seiner gewohnten Heftigkeit und ward sofort der ganzen Arbeit enthoben. Die Vertheidigungsschrift, welche Panizzi an den Herzog von Sussex richtete, ist ein Meisterstück von Humor und Satire, die an P. L. Courier's Memorandum über den Tintenflecken in der Handschrift des Longus erinnert und wohl den Vergleich aushält. Es ward veröffentlicht und Panizzi hatte die Lacher, aber auch alle Unbefangenen für sich. Im folgenden Jahre übertrugen ihm denn auch die Administratoren des British Museum die Anfertigung des Katalogs der Anstalt und waren mit seiner Arbeit höchlich zufrieden. Schon 1837 ward er zum Chef der Abtheilung der gedruckten Bücher (keeper of the printed books) ernannt. Ein heftiger Ausbruch des Unwillens ließ nicht auf sich warten; von allen Seiten ward „dieses Stück Favoritismus zu Gunsten eines Fremden“ lebhaft angegriffen. Nichts schien zu schlecht um ihn in den Staub zu ziehen. Erklärte doch eine Zeitung, er habe seine Laufbahn damit begonnen in den Straßen Londons

weiße Mäuse zu verkaufen! Auch in der Anstalt selbst begegnete er vielfach Uebelwollen und offenem Neide. Zwischen ihm und dem Oberbibliothekar Ellis (principal librarian) bestand wenig Sympathie und erst nach Jahren stellte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Männern her. Noch ausgesprochner war die Feindschaft mit den meisten Collegen, außer John Winter Jones, seinem Nachfolger, der immer zu ihm hielt. Panizzi war nicht der Mann dazu, je eine Antwort schuldig zu bleiben. Empfindlich, heftig, streitlustig, ruhte er nie bis er das letzte Wort hatte. Und er hatte es, hier wie mit der Presse. Seine Apologien in den Zeitschriften gegen ungerechte Recensionen waren immer voll jener beleidigenden Verve, deren Geheimniß die Italiener bis auf den heutigen Tag zu bewahren scheinen: nicht ganz mit Unrecht nennt ihn Lord Houghton einen echten Nachkommen der Filelfo's und Poggio's.

Im Jahre 1835 ward ein parlamentarischer Ausschuß ernannt, um die Angelegenheit des British Museum zu studiren und damit begann eine neue Aera für dieses bedeutsame Institut, von dessen Werth das Publikum bis dahin nur einen sehr unzureichenden Begriff hatte. Man kannte nur das Naturaliencabinet und die Antiquitäten. Die Bibliothek galt nur als Anhängsel. Sie bestand freilich nur aus 165,000 Bänden, als Panizzi die Leitung übernahm und sie wuchs erst unter ihm zu ihrer jetzigen Bedeutung an: schon bei seinem Austritt (1865) zählte sie fast eine halbe Million Bände. Dieses Anwachsen, die nöthig werdenden neuen Kataloge, das Unterbringen der Bücher vermehrten unendlich Panizzi's Arbeit. Schon

1838 begann ein neuer Umzug in ein größeres Local, das in zwei Jahren vollendet ward, ohne daß die Verabreichung der Bücher an die Leser auch nur einen Augenblick sistirt worden wäre. Nirgend's zeigte sich Panizzi's Ueberlegenheit glänzender als in solchen Lösungen praktischer Schwierigkeiten. Diese zeigte sich auch bei der Katalogfrage, die immer neu entstand. Panizzi war durchaus gegen feste gedruckte Kataloge. „Es wäre möglich", sagte er, „den Katalog bis 1854 zu beendigen; doch nicht vor 1860 für den Druck herzustellen. Er würde 70 Bände umfassen. Ein Jahr brauche es, um zwei Bände zu drucken und sorgfältig zu corrigiren. Der Katalog würde also erst 1895 fertig sein und nur den Zustand der Bibliothek vom Jahre 1864 aufzeigen". Natürlich gab man ihm Recht und es blieb beim Zettelkatalog: man war nicht so thöricht sich der Evidenz zu verschließen und wie in Paris 300 Arbeiter 30 Jahre lang an einem Katalog zu beschäftigen, der doch nie zu Stande kommt. Doch blieb sehr viel zu thun, um sein Ideal einer öffentlichen Bücherei vollständig zu verwirklichen; und dabei hatte er fortwährend Opposition zu erfahren. Die Männer der Naturwissenschaft, namentlich seine alten Bekannten der Royal Society, klagten laut, er begünstige Geschichte und Literatur zum Nachtheil der Naturwissenschaften und sie brachten es dahin, daß ein neuer Ausschuß ernannt wurde, dieses Mal kein parlamentarischer, sondern ein königlicher, 1847. Das Ergebniß der Untersuchung war ein glänzender Triumph für Panizzi, der schon jetzt den Verwaltern der Anstalt, wie den Mitgliedern der Commission, als der nothwendige Nachfolger des greisen Ellis an der Spitze des Museums

erschien. Grenville hinterließ seine werthvolle Bibliothek dem British Museum nur aus dem Grunde, weil Panizzi sie zu verwalten haben würde.

Ein Hauptmitel, die Bibliothek ohne all zu große Kosten zu vermehren, war die ernstliche Eintreibung der Pflichtexemplare. Diese war vor Panizzi ganz vernachlässigt worden. Er nun drang mit gewaltigem Eifer bei allen Verlegern auf die Erfüllung dieser gesetzlichen Pflicht, die Abgabe eines Exemplars an die Nationalbibliothek. Auch dadurch machte er sich nicht wenig Feinde, um so mehr, da er schonungsloser auftrat als nöthig war. Die Verleger theurer Werke, die namentlich auf die Abnahme seitens der öffentlichen Anstalten rechneten, waren natürlich nicht zufrieden, sich so einen guten Theil ihres Profits entgehen zu sehen und sie bewegten Himmel und Erde gegen den harten foreigner. Dessen hitziges Temperament ward dadurch noch mehr gereizt und es kam oft zu unangenehmen Zwischenfällen. Doch nahm das Hauptorgan der öffentlichen Meinung, die „Times“, entschieden Partei für den Angegriffenen. Auch in einer anderen Angelegenheit verdarb Panizzi seine Sache durch allzugroße Unbiegsamkeit. Carlyle hatte die sehr natürliche Bitte an ihn gelangen lassen, ihm einige unentbehrliche Bücher, nicht etwa nach Hause, sondern in ein ruhiges Gemach des British Museum, bringen zu lassen, da er in der Menschenmenge des Lesesaales nicht arbeiten könne. Panizzi, der schon früher mit dem großen Geschichtsschreiber aneinandergekommen war, schlug ihm die Bitte rund ab in einem Briefe, den selbst der Alles entschuldigende und bewundernde Mr. Fagan „etwas zu strenge“ findet. Die

Correspondenz ward den Administratoren unterbreitet und Panizzi begleitete sie mit einem Bericht, worin er erklärte, „er wisse Nichts von einem besonderen Zimmer, noch von irgend einem Orte der Bibliothek, der ruhiger sei als der Lesesaal; aber selbst wenn er ihn wüßte, so glaubte er nicht, daß in einer öffentlichen Bibliothek, welche auf Kosten der Nation für den öffentlichen Gebrauch eingerichtet sei, irgend Jemand Vortheile und Erleichterungen genießen dürfe, welche der Allgemeinheit versagt wären". Und diese ungeheuerliche Theorie ward von den Administratoren gebilligt! Es ist diese Anschauung von der Gleichberechtigung eines Gymnasiasten, der einen Roman lesen will, oder eines armen Teufels, der die Heizung sparen will, und einem Carlyle eine so echt lateinische, dem germanischen Sinne für das Recht der Individualität so durchaus widerstrebende, daß man kaum glauben mag, Panizzi's Autorität und dieß Antecedenz hätten ein so durchaus unenglisches Princip noch auf Jahrzehnte hinaus aufrecht erhalten können. Wieviel großartiger sind die deutschen, niederländischen, skandinavischen und Schweizer Traditionen, nach denen jeder einigermaßen anerkannte Gelehrte die Werke nach Hause, ja selbst in entfernte Städte erhält! Und wieviel idealer als Panizzi's ist der Sinn eines Leydener und Heidelberger Bibliothekars, die nach dem Brande der Mommsen'schen Bücher und der Handschriften, die er entliehen, erklärten, daß sie dieses Unglück nicht in ihrer Verhaltungsweise irre machen würde. Ist ja doch in der That der Nutzen, den die Wissenschaft von Mommsen's Gebrauch einer solchen Handschrift zieht, unendlich viel wichtiger, als die Thatsache der unnützen

Existenz einer solchen Handschrift auf den Fächern der Bibliothek. Aber diesen Standpunkt zu begreifen, war Panizzi eben doch zu sehr lateinischer Bureaukrat: die absolute Gleichheit auf Kosten der Billigkeit, und die sklavische Beobachtung des Reglements als höchste Gesetzesherrschaft werden nur in solchen Ländern so hoch gehalten, wo die Furcht vor persönlicher Verantwortung und Initiative das Alpha und Omega alles Handelns ist.[1]

Das dauerndste Denkmal von Panizzi's Verwaltung des British Museum wird jedenfalls der große Lesesaal bleiben, der noch bis heute das unübertroffene Muster aller ähnlichen Säle geblieben. Als Panizzi in die Anstalt kam, fand er etwa 200 Leser in einem Zimmer zusammengedrängt, das kaum Platz für 120 enthielt. Zwar wurde 1838 ein zweites Zimmer eröffnet; doch war auch dieses noch ganz ungenügend, zumal sich die Bücher jährlich mehrten und 1839 bereits die Zahl von 435,000 gebundenen Bänden erreichten. Panizzi unterbreitete 1850 einen ersten Entwurf für die Herstellung eines großen Lesesaals, der nicht angenommen wurde; doch auch Sir Charles Barry's Project (1853) ward nicht gebilligt, da es Panizzi's entschiedene Opposition hatte. Endlich 1854 ward ein neuer von ihm entworfener Plan gutgeheißen und der Bau sofort in Angriff genommen. Im April 1857 war er vollendet. Die Bewunderung war laut und allgemein; Panizzi ward ersucht nach Paris zu kommen

---

[1] In Frankreich, wo man es so trefflich versteht unvernünftige Gesetze durch vernünftige Mißbräuche zu corrigiren, wird es stillschweigend geduldet, daß jeder halbwegs bekannte Gelehrte Werke der Nationalbibliothek in's Haus bekömmt.

und dort seinen Rath für Errichtung eines neuen Lesesaales in der Nationalbibliothek zu geben und die Zeitungen priesen sein Werk als ein achtes Weltwunder. Doch auch die Angriffe blieben nicht aus; namentlich klagte ihn der ausführende Architekt an, sich die Autorschaft eines Werkes angemaßt zu haben, das er selber erdacht und ausgeführt. Panizzi hatte keine Mühe, in einem seiner witzigen und grausamen Briefe darzuthun, daß der Architekt fast jede Disposition des Bibliothekars lange bekämpft hatte und Dieser nur durch seine gewohnte Energie seinen Willen in Bezug auf jedes einzelne Detail durchzusetzen gewußt hatte. Es ist hier nicht der Platz diese Schöpfung des praktischen Genius von Panizzi zu schildern. Wer in London war, kennt das einzige Werk und bewahrt dem Urheber ein dankbares Andenken; jedermann weiß, daß es zu einem der drei oder vier Gegenstände des Nationalstolzes von England geworden. Immerhin mag es interessant sein zu erfahren, daß die neue Bibliothek Raum für 1,200,000 Bände gewonnen hat und daß die Zahl der Leser sich von 1856 auf 1857 verdoppelte.

Noch ehe das Werk vollendet war, hatte auch der alte Oberbibliothekar, Sir Henry Ellis, der jetzt längst mit Panizzi ausgesöhnt, seine Entlassung eingereicht und den Italiener als seinen Nachfolger empfohlen. Schon die Kunde von der Möglichkeit der Ernennung Panizzi's beschwor einen Sturm in der Presse herauf. „Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß diese Insulte gegen den britischen Charakter und Genius (die Ernennung eines Foreigner) vermieden werde und der rechte Mann auf die rechte Stelle gesetzt werde.“ So ein Londoner Blatt:

da war's wol der Mühe werth gewesen sich naturalisiren zu lassen und Jeden, der ihm als einem Italiener begegnete, mit entrüstete nWorten zu belehren, er sei Engländer und nichts Anderes! Als nun gar die Ernennung perfect wurde, erhielt Lord Palmerston, Panizzi's besonderer Freund und Gönner, eine heftige Protestation gegen die Ernennung, „welche ein Act der Ungerechtigkeit gegen die englischen Bewerber sei, eine Satire gegen den Charakter der Nation und eine Entmuthigung für die Erforschung ihrer Literatur und Alterthümer . . . um so mehr da Panizzi durch seine Arroganz und Reizbarkeit, die klar genug aus gewissen Blaubüchern hervorgehe, sowie durch die bekannte Breite seiner Schreiben, ungeeignet für eine soche Stelle sei." Lord Palmerston sandte den Protest einfach an Panizzi und lachte mit ihm darüber. Allein die Sache ging doch nicht so glatt ab: das Parlament hatte die Ernennung zu billigen und, obschon das Oberhaus sich nicht bitten ließ, machte das Unterhaus doch seine Schwierigkeiten. Es erhob sich eine lebhafte Opposition, die Mr. Monckton Milnes (jetzt Lord Houghton) führte; doch gingen Lord Palmerston und sein Schützling siegreich aus dem Scharmützel hervor.

So stand denn endlich Panizzi am Ziele seiner Wünsche. Die Thätigkeit, die ihm oblag, war seine Lieblingsthätigkeit, und er hatte alle Eigenschaften, sie würdig und zum gemeinen Nutzen auszuüben: eisernen Fleiß, peinliche Pünktlichkeit, genaueste und umfassendste Kenntnisse, dazu die nöthigen Verbindungen und das angeborene Talent zu herrschen, ohne welches Niemand an der Spitze einer so bedeutenden Anstalt am Platze ist. Dabei war die Stelle

hoch angesehen und fürstlich remunerirt und alle Spitzen der Geburts- und Geistesaristokratie wetteiferten in Beweisen der Anerkennung und Freundschaft für den Foreigner, der vor dreißig Jahren ohne einen Heller auf der Insel gelandet war. Auch blieben andre Ehren nicht aus: 1859 ernannte ihn die Universität Oxford zum Ehrendoctor (D. C. L.). Der Stab des British Museum, den er selbstständig reorganisirt und durch seinen Einfluß reicher dotirt hatte, bot ihm ein Ehrengeschenk in Form eines Portraits, das einem der ersten Maler Englands anvertraut wurde. 1862 bot ihm sein Freund, der Minister des Inneren, Sir George Cornwall Lewis — der Uebersetzer Ottfried Müller's und tiefe Kenner deutscher Bildung — den persönlichen Adel an: er schlug ihn aus, um nicht neuen Neid zu erwecken. Auch Lord John Russel, der ihm sehr wohl wollte, erhielt eine abschlägige Antwort, als er 1866 das Anerbieten erneuerte. Erst 1869, als die Königin motu proprio ihm die Würde verlieh, nahm er die Ehre an, welche, so vielfach sie auch in England an Oberoffiziere, Künstler, Gelehrte, reiche Kaufleute, ja an Fremde verschwendet wird, dort doch ein ungemein größeres Ansehen genießt als unser Adelszeichen „von“, das alle Jahrzehnte einmal einem Ranke oder Liebig zufällt. Schon Anfang 1865 war Panizzi, der heftig an Gliederrheumatismus litt, mit dem Gedanken an seine Entlassung umgegangen; doch wußte Mr. Gladstone ihn noch zu überreden einstweilen zu bleiben. Indeß wurden seine Leiden im Sommer desselben Jahres so unerträglich, daß er von Neuem auf seinem Austritt bestand. Die Administratoren willigten denn auch ein, indem sie ihr Schreiben mit den schmeichel-

haftesten Lobesergüssen begleiteten und ihm eine Pension von 1400 £ St. (28,000 RM.) zusprachen. Nach Empfang desselben schrieb er nach Liverpool an die Wittwe Haywood's, die noch acht Jahre vorher seine Caution geliefert: „Das erste Gefühl, als meine Zukunft geregelt war, war das tiefen Kummers darüber, daß der Freund, der sich so herzlich über den Abschluß meiner ehrenvollen Laufbahn gefreut hätte, der mich ermuthigte, als ich einsam und unbekannt, der soviel an mein Wohl als an sein eigenes dachte, daß er nicht länger mehr da war. Dieses Gefühl überwältigte mich einen Augenblick und selbst jetzt kann ich es kaum bemeistern." Solche Worte, die oft in den Briefen an die Haywood'sche Familie wiederkehren, zeigen, welch tiefes Gemüth sich mit der Heftigkeit, dem kaltblütigen Ehrgeiz, dem praktischen Sinne, dem unbarmherzigen Witze und der sinnlichen Freude am Lebensgenuß vertrug, die Panizzi charakterisiren.

III.

Panizzi's Stellung brachte ihn natürlich mit allen bedeutenden Gelehrten Europa's in Berührung, welche den ihm anvertrauten Schatz zu benutzen die Gelegenheit hatten. Seine seltene Bücherkenntniß machte den Umgang mit ihm nützlich, sein offenes einnehmendes Wesen verlieh demselben Reiz. Unter denen, die früh mit ihm in Beziehung traten, war der berühmte Mathematiker Libri, ein Toskaner von Geburt, aber in Frankreich naturalisirt und am Collège de France angestellt. Als Diesem der vielberufene Proceß wegen Bücherentwendung gemacht wurde und sich das

ganze Publikum auf Seiten des, zum Mindesten gesagt, strengen Gerichts stellte, vertheidigte Panizzi den Freund mit der ihm gewöhnlichen Wärme und Ganzheit. Man weiß, daß auch Guizot nie an die Schuld Libri's glauben wollte und daß Mérimée, der so gern seine Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit heraushängte, sich als wahrer Don Quixote entpuppte und den angeklagten Freund in Petitionen, Memorandum's, Briefen an die Zeitungen, zu vertheidigen nicht müde ward. Mme. Libri's Lage war eine sehr beschränkte nach dem Unglück ihres Mannes und Mérimée gab ihr einen Brief an Panizzi, der sie nicht persönlich kannte, um ihm den Ankauf der ihr gebliebenen Bücher zu empfehlen. Panizzi antwortete und es entstand ein immer lebhafterer Briefwechsel, dessen einer Theil, die Briefe Mérimée's, uns in zwei Octavbänden vorliegen. Fast jährlich sahen sich die beiden Freunde, sei's in London, sei's in Paris, wo einer stets des Andern Gast war, sei's an einem Badeorte. Eine natürliche Wahlverwandtschaft machte das Band immer fester. Beide waren geschworne Feinde alles Humbugs und Scheinwesens, — religiös, moralisch oder politisch —; beide waren Verächter alles Wortenthusiasmus und im Verborgenen jeder Aufopferung und Rührung fähig; beide hatten dasselbe Steckenpferd der Bücherliebhaberei, und zwar nicht allein der Bücher, sondern auch des Papiers, Drucks, Einbands; beide konnten über einen Aldus Manutius, einen Henricus Stephanus, einen Elzevier, der ihnen entgangen war, den Schlaf verlieren. Beide haßten die Pfaffen und die Demokraten, als rechte Söhne des 18. Jahrhunderts und fanden nur wenige, die diese ihre Gesinnung getheilt hätten. Beide hatten

aristokratische Freunde und liebten aristokratische Sitten; aber sie waren denn doch zu moderne Menschen, um eine Aristokratenherrschaft zu wünschen. Ihre Ueberzeugung — wenn anders die Legitimisten und Republikaner freundlichst zugeben wollen, daß auch andere Menschen Ueberzeugungen haben können — war, daß die unvermeidliche Demokratie nur unterm Cäsarismus mit Ordnung und Civilisation verträglich sei. Auch hatten Beide, wie es bei bedeutenden Romanen möglich ist, einen geheimen Widerwillen gegen alle speculative Philosophie. Dabei waren die zwei Junggesellen Lebemänner, verkehrten gerne in heiterer und feiner Gesellschaft, würdigten ein gutes Glas Wein, eine exquisite Schüssel und einen derben Scherz. Auch waren Küche und Keller bei dem Einen wie dem Andern fast so gut bestellt und so gewählt als ihre Privatbibliothek, obschon Beide wie alle ächten Feinschmecker höchst mäßig in Trank und Speise waren.

Nun traf es sich aber, daß von diesen beiden Männern der Eine während des zweiten Kaiserreiches als Hausfreund in den Tuilerien aus- und einging, der Andere der vertraute Freund fast aller englischen Staatsmänner, vornehmlich whiggistischer Richtung, geworden war. Zugleich aber nahmen die italienischen Ereignisse gerade in den ersten Jahren jener Freundschaft ein immer weiteres und lebhafteres Interesse in Anspruch und es war nur natürlich, daß Panizzi, der, wie wir sahen, doch trotz seines englischen Vernis' im Grunde ein leidenschaftlicher Patriot geblieben war, allen seinen Einfluß zu Gunsten seines Vaterlandes aufwandte. Seine französischen Freunde, vor allem Thiers, mit dem er sehr intim war, hatten

Nichts mehr zu sagen, waren auch anti-italienisch gesinnt. Mérimée, der vor Allem in der Sache Italiens ein Schach dem Papste sah, stand ganz auf Panizzi's Seite. Er stellte ihn dem Kaiser vor und oft mußte Panizzi, den Alle liebgewannen, seine Ferien am kaiserlichen Hoflager in Biarritz oder Saint Cloud, Compiègne oder Fontainebleau zubringen. Je auffälliger dieses Verhältniß Panizzi's ward, um so mehr drängten sich Cavour und Minghetti, sowie die Unterhändler Arese und Pasolini an ihn, um seinen Einfluß zu benutzen und — der Kaiser war ja im Grunde so italienisch gesinnt, daß er kaum getrieben zu werden brauchte. Indeß muß man diesem Verkehr wie jenem Briefwechsel auch keine allzugroße Bedeutung beimessen. Außer einigen wenigen Fällen, wo Panizzi's Rath in Downing Street und den Tuilerien wirklich den Ausschlag gab, beschränkte sich das Ganze mehr auf eine allgemeine Beeinflussung der Athmospäre in den maßgebenden Kreisen beider Hauptstädte. Weder Panizzi noch Mérimée waren Diplomaten, nicht einmal officiöse; sie waren Freiwillige, die einer Sache und Personen dienten, welche ihnen persönlich am Herzen lagen. Doch durfte Mérimée immerhin dem Freunde schreiben (Februar 1861): „Ellice sagt, daß Sie das Unmögliche fertig gebracht haben; nämlich, als Fremder den Engländern zu ihrem eigenen Besten Ihren Willen aufzuzwingen.“

Schon lange ehe die italienische Frage in den Vordergrund der Geschichte trat, war in Panizzi das heiße Verlangen erwacht, sein Geburtsland wiederzusehen. Es gelang ihm schon 1842 durch seine Freunde im englischen Ministerium nicht nur die Erlaubniß Metternich's zu er-

langen, das österreichische Gebiet zu besuchen, sondern auch dessen Versprechen, bei dem Herzog von Modena für eine ähnliche Erlaubniß zu wirken. Allein Franz IV. machte taube Ohren. Drei Jahre später nahm Panizzi denn doch von der erlangten theilweisen Erlaubniß Gebrauch und brachte seinen zwölfwöchentlichen Urlaub — den ersten, den er nahm — in Venetien und der Lombardei zu. Die Reise ging über Wien, wo er eine Audienz bei dem gerade dort anwesenden modenesischen Landesvater hatte. Derselbe war die Höflichkeit selbst, nahm Panizzi's Offenheit und patriotische Reden gar nicht übel und gab ihm die Erlaubniß in's Herzogthum zu gehen. Aber Panizzi erfuhr bei Zeiten durch gute Freunde in Modena, daß der Herzog gleizeitig Befehl gegeben habe ihn zu überwachen und bei der geringsten verdächtigen Bewegung zu verhaften. So ging er für's Erste nur nach Mantua, von wo er umsonst die modenesischen Behörden um eine Sicherheit bat. Das ließ er sich gesagt sein und entsagte mit tiefem Kummer der Erfüllung seines Wunsches. Nach Parma kamen dann die nahen Freunde aus Brescello herüber, deren Namen natürlich sämmtlich aufgezeichnet und auf der Polizei deponirt wurden.

Bald sollten sich durch die Thronbesteigung Pius' IX. die Dinge auf der Halbinsel ändern. Ende 1845 und Anfang 1846 freilich ahnte noch Niemand, wie nahe der Sturm war. Europa war ganz von den spanischen Heirathen in Anspruch genommen. Auch Panizzi blieb dieser lebhaft erörterten Sache nicht fremd. Er war intim mit Thiers, dem Chef der französischen Opposition, befreundet. Lord Clarendon ließ das nicht ungenutzt. „Es ist wirklich

ein gutes Glück für Thiers und überdies höchst wichtig für die Beziehungen beider Länder, daß er in Ihre Hände hier gefallen ist; denn Niemand ist so fähig, seine Erkundigungen und Meinungen recht zu leiten und ich bin sicher, von keinem gebornen Engländer würde er mit Vertrauen und Glauben die Art von Thatsachen hinnehmen, die Sie ihm vorlegen werden. — — Ich glaube, er könnte viel thun, um den Geist des Hasses gegen uns zu bekämpfen, den seine eignen Werke und ein Theil der von ihm beeinflußten Presse so viel beigetragen haben, zu erregen. Es wäre ein seiner würdiges Unternehmen die Anglophobie in Frankreich aus der Mode zu bringen." Freilich meint Clarendon, mit viel Autorität könne er von England nicht sprechen, das er ebensowenig kenne, als die anderen Länder, die er durchflogen. „Erinnern sie sich nicht seines berufenen Billets an Ellice, als dieser Schatzsecretär war? „Mon cher Ellice, je veux connaitre à fond le système financier de l'Angleterre. Quand pourrez vous me donner cinq minutes?"" Als Lord Palmerston Clarendon's Stelle einnahm, machte Panizzi auch Thiers mit Palmerston bekannt und dieser gab ihm die Waffen in die Hand, mit denen er in der Adreßdebatte das Ministerium Guizot so empfindlich verwunden sollte. Ich gehe hier nicht auf die Angelegenheit der spanischen Heirathen ein, die ich im zweiten Band meiner französischen Geschichte ausführlich auseinandergesetzt habe. Es genüge, zu wissen, daß alle uns hier neugebotenen Data Stockmar's Mittheilungen und meine Darstellung bestätigen. Interessant sind nur gewisse Einzelheiten, die uns hier gebracht werden. So schreibt Clarendon an Panizzi: „Ich habe Lord Aberdeen wieder

und wieder gesagt, daß seine Vorliebe für Guizot die friedlichen Beziehungen beider Länder gefährde." Wichtig ist auch der sehr ausführliche und ganz thatsächliche Brief Panizzi's an Thiers vom November 1846 — also kurz vor der Adreßdebatte im Palais Bourbon — worin Panizzi ihm, wie in einem diplomatischen Memorandum, die ganze geheime Vorgeschichte der spanischen Heirathen erzählt. Es ist ein Meisterstück in seiner Art, concis ohne daß die Präcision darunter litte, vollständig und doch verhältnißmäßig kurz, jedenfalls der beste Bericht, der mir über die Sache bekannt ist. Man sieht, Panizzi hätte auch einen Diplomaten abgeben können. Zugleich verlangte er von Thiers eine genaue Angabe der Linie, die er einzuhalten gedenke, um sie seinen Freunden im Parlament mittheilen zu können. Ob Thiers selber es loyal gefunden hätte, wenn Guizot bei umgekehrten Rollen sich mit der Regierung des gegnerischen Landes in's Einvernehmen gesetzt hätte, lasse ich dahin gestellt. Wie schnell sollten die spanischen Heirathen vergessen sein. Kaum ein Jahr war verflossen, so hatte das Haus Orleans aufgehört zu herrschen und Thiers arbeitete, wie immer, daran, seinem armen Lande die bestmöglichste Regierung unter der gegebenen Form zu verschaffen: „Wer werden viel fertig gebracht haben, wenn wir dem Lande nur eine solid constituirte Republik gegeben haben," schrieb er an Panizzi. Die ganze hier mitgetheilte Correspondenz Thiers' ist vom höchsten Interesse und außerordentlich charakteristisch für den Mann, der sich durchaus darin gehen läßt, weder Freund noch Feind mit seiner spitzen Feder schont, und mit seiner Kunstkenner schaft renommirt wie immer.

Panizzi antwortete nur noch halb. Die italienischen Angelegenheiten nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und „machten ihn ganz fieberisch“. Er sah sie von Anfang an verfahren. „Der Geist Jung-Italiens (d. h. Mazzini's Secte) ist bei der Arbeit und ich denke, es wird noch viel Mühe machen, bis man es zu einer geordneten Regierung gebracht.“ Früher sehr intim mit Mazzini, trennte er sich nun von ihm. Herr Fagan weiß die Entfremdung nicht zu erklären, obschon sie höchst natürlich ist. Panizzi gehörte überhaupt zu den Leuten, die mit Goethe sagen:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene der Schelm.

Als nun gar Mazzini's Fanatismus die einzige solide Basis des italienischen Zukunftsgebäudes, das constitutionelle Piemont, zu erschüttern suchte, war Panizzi der Erste, sich von ihm loszusagen, wie Visconti-Venosta und so viele andere Staatsmänner Neu-Italiens. In der That war Mazzini schon in Mailand und schürte gegen Karl Albert. Das Urtheil der besten Patrioten aber wie Berchet's über diese unverantwortliche Haltung stimmte mit dem Panizzi's überein. Man erinnert sich, wie schnell alle Unglücksprophezeiungen sich erfüllen sollten; allein Panizzi gab seine Hoffnungen noch nicht auf und man kann ohne Uebertreibung sagen: er war es, der von 1849 bis 1859 das Interesse der englischen Staatsmänner an seinem unglücklichen Vaterlande wach erhielt. Man erinnert sich des Aufsehens, welches anfangs 1851 Gladstone's Brief über die neapolitanische Regierung, die er eine „negation of God“ nannte, hervorbrachte. Nächst

Sir James Lacaita, war es besonders Panizzi, der Gladstone's Schritte geleitet hatte. Im Oktober 1851 veröffentliche Panizzi in der „Edinburgh Review“ einen Artikel über neapolitanische Gerechtigkeit“, worin er Poerio's und Settembrini's Proceß erzählte, den herrlichen Brief des Dulders an seine Frau nach dem Todesurtheile mittheilte, und durch Beides, die Erzählung wie den Brief, ganz England in Aufregung brachte. Panizzi that mehr. Er nahm sich vor, den ihm persönlich unbekannten Settembrini, der ja „begnadigt“ worden war, aus seinem furchtbaren Kerker zu befreien. Ein eigenthümlicher Umstand sollte ihm das schwierige Unternehmen etwas erleichtern. Er hatte einen Aufsatz über Alberoni geschrieben und ging damit um, dem großen Bolognesen eine ganze Biographie zu widmen. Er wandte sich deshalb an Lord Shrewsbury, der in Palermo weilte und bat den frommen Herrn, der im Vatican sehr angesehn war, ihm einige Documente in Rom zu verschaffen. Lord Shrewsbury ergriff die Gelegenheit, die neapolitanische Regierung auf's Wärmste gegen Gladstone's Angriffe zu vertheidigen. Panizzi antwortete lebhaft und suchte den leichtgläubigen alten Mann eines Besseren zu belehren. Es entspann sich ein angeregter Briefwechsel und endlich bat ihn Lord Shrewsbury nach Neapel zu kommen, er wolle ihm beweisen, Alles sei falsch. Am 12. Juni (1851) antwortete Panizzi: „Jetzt bin ich bereit. Ich habe 100 Pfd. Sterl. zusammengekratzt für den Plan. Ich bin bereit, am 1. September abzureisen und mit Ihrer Herrlichkeit, in Ihrer Gegenwart und mit Ihrer Beihilfe alle Aufstellungen Mr. Gladstone's zu verificiren. Wenn Ihre Herrlichkeit und ich finden, daß

sie unbegründet sind, so werde ich die Thatsachen vor der Welt veröffentlichen; sind sie wohlbegründet, so werde ich Ihre Herrlichkeit ehrerbietigst ersuchen, die neapolitanische Regierung von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens zu überzeugen. Unnütz zu sagen, das dies durchaus zwischen Ihrer Herrlichkeit und mir für den Augenblick bleiben muß; sonst würde die Untersuchung eine Posse sein und unser Zweck, die Wahrheit herauszufinden, vereitelt werden. Ich wünsche nichts, als daß die Wahrheit an den Tag komme. Lassen sie uns also unser Bestes thun, sie herauszufinden. Es ist der Mühe werth. Ich kann der Sache obenerwähnte Summe und zwei Monate — September und October — widmen." Lord Shrewsbury antwortete, indem er seine persönliche Mitwirkung versagte. Es hätte ihm denn doch seinen Optimismus unbehaglich stören können. Er zog es vor, keine Brillen aufzusetzen. Auch Guizot schrieb gleichzeitig an Gladstone „sehr frank und freundlich, indem er seine Publication durchaus verdammte und den König von Neapel nebst Allem um ihn her voll annahm." Im October ging denn Panizzi auch nach Neapel und fand natürlich Alles bestätigt, ja eher schlimmer, als er berichtet worden war. Der König, der über jede Bewegung des fremden Gastes unterrichtet war, ertheilte ihm eine Audienz, ließ ihn frei über Freiheit und Nationalität reden und sogar zwanzig Minuten lang höchst ruhig Poërio's und Settembrini's Sache vertheidigen, den Zustand der Gefängnisse schildern. Endlich erhob sich der König und machte dem Besuche ein Ende mit den Worten: „addio, terribile Panizzi." Das war Alles. Indessen lernte Panizzi in Neapel Settembrini's Frau kennen und

knüpfte durch sie eine Correspondenz mit dem Gefangenen von Sto. Stefano an; denn die beiden Gatten hatten in langer Trennung die Kunst, alle Wächter zu täuschen, trefflichst gelernt und wußten trotz der strengsten Aufsicht stets mit einander zu communiciren. Vier Jahre arbeitete er an den Vorbereitungen zur Flucht. Es galt, das Geld aufzubringen, einen Dampfer zu miethen, sichere Leute zu bekommen, die richtige Jahreszeit und den richtigen Augenblick abzuwarten. Denn der diplomatische Einfluß, den er zu Gunsten Settembrini's aufzuwenden gesucht, war ohne alle Wirkung auf den König von Neapel gewesen. Es gelang ihm denn auch, 2000 Pfd. Sterl. aufzubringen, ohne seinen Freunden zu sagen, zu welchem Zwecke sie ihr Geld hergeben sollten. Er hatte anfangs selbst die Absicht, die „Isle of Thanet" — so hieß das gemiethete Dampfschiff — zu führen; nahm vier Wochen Urlaub und ging nach Genua. Dort sah er bald ein, daß er der Mann dazu nicht sei; auch fehlte ihm die Zeit, da die Expedition des Wetters und des Mondes wegen um vier Wochen hatte aufgeschoben werden müssen. So übergab er die Führung an Bertani, den bekannten Freund Garibaldi's. Aber er gab seine Instructionen mit all' der Umsicht und Voraussicht eines Generalstabchefs. Doch was halfen die gegen Meer und Wind? Am 25. October scheiterte die „Isle of Thanet" bei Yarmouth und vier Jahre Mühe schienen verloren. Doch unerschüttert und unverdrossen ging Panizzi sofort wieder an's Werk; bald war auch ein anderer Dampfer gefunden und diesmal beredete Bertani Garibaldi das Commando zu übernehmen. Dies dauerte bis October 1856, als plötzlich die neapo-

litanische Regierung anzeigte, sie wolle die Gefangenen nach Amerika schaffen und dort freilassen, worauf denn Panizzi das immerhin sehr gewagte Unternehmen aufgab. Doch zog sich die Sache, wie üblich in Neapel, länger hinaus, als man erwartete, bis das Versprechen endlich, wenn auch in verschiedenem Sinne, erfüllt wurde. Das Nähere über jenen Fluchtversuch und die Befreiung Settembrini's von dem Schiffe, das ihn nach Amerika bringen sollte, habe ich in meinem Aufsatz über Settembrini erzählt. Erwähnt sei hier nur, daß der junge Held des Abenteuers, Settembrini's ältester Sohn, durch Panizzi in den Stand gesetzt worden war, jenes kühne Unternehmen auszuführen. Man sieht, Panizzi hatte auch das Herz, wie den Kopf, auf dem rechten Fleck.

Mittlerweile war Panizzi auch sein langgenährter Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, sein Geburtsland wiederzusehen. Dank dem ihm eng befreundeten Lord Clarendon hatte er endlich den immer umsonst erbetenen Erlaubnißschein erhalten. Die Zeiten hatten sich eben doch geändert, seit die Citadelle der europäischen Reaction gebrochen, ihr gefürchtetes Haupt erlegen war. Es war anderthalb Jahr nach dem Pariser Frieden, als er sein geliebtes Brescello nach vierunddreißig Jahren wiedersah. Rührend war der Empfang der Jugendfreunde; er wurde gefeiert, wie nur ein Volk zu feiern weiß, das bei vielen Untugenden sich die schöne Tugend nie hat abhanden kommen lassen, bedeutende Männer bei Lebzeiten anzuerkennen und ihnen diese Anerkennung in spontan-freudigem Ausdrucke zu bezeigen. Und wie ihn der Anblick des Landes ergriff, „Und dann diese Gegend — und diese Monumente —

und dieser Himmel! Oh, mein lieber Haywood, wie armselig sind all' diese Dinge, die wir anderswo bewundern! Was die Natur und was die älteren Generationen für Italien gethan, ist einzig: ich will aber doch froh sein, wieder einmal im British Museum zu sein." Wie man fühlt, was in dem thätigen Menschen vorging, dem die Betrachtung der Welt nicht genügen konnte, der aber doch Augen hatte, um zu sehen, daß nur diese Welt ein Leben im Anschauen lohnte. Alle alten Erinnerungen lebten wieder auf. „Du weißt," schrieb er seinem alten Freunde Minzi in einem Briefe, in dem er sein ganzes Leben vom Tage der Flucht an bis zum Jahre 1857 in beredten Worten resumirt, „du weißt, daß ich in Brescello gewesen; aber du kannst dir nicht denken, was dieser Besuch für mich war. Es ist in der That unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben. Ich kann nur sagen, daß keine Stadt, kein Tempel, kein Theater oder Palast mir je so viel Freude gemacht, als Brescello, da ich es wiedersah. Die Kirche von Brescello! Das Theater von Brescello! Die Stadthalle von Brescello! Das Haus, worin ich geboren, deines, das von Montani, und das von Franz Panizzi. — Der Anblick brachte mir Thränen in die Augen." Auch dieser Localpatriotismus ist ein echt italienischer Zug in dem Adoptivengländer. Selbst das bibliothekarische Interesse kam erst in zweiter Linie; doch ließ er nicht die geringste Bücherei unbesucht. In Bologna fand er einen geschriebenen Katalog von solcher Trefflichkeit, das er sich den Verfasser, der das schöne Werk ganz allein vollbracht, kommn ließ, und voller Rührung umarmte und küßte.

Schon grollten die Donner, welche das Gewitter von

1859 ankündigten, durch Europa, als Panizzi heimkehrte. Man kann sich denken, daß er keinen Stein unberührt ließ, um seine englischen Freunde für die italienische Sache zu gewinnen, ihren Argwohn betreffs Napoleon's III. zu zerstreuen, den er persönlich liebte und verehrte, als Befreier seines Vaterlandes bewunderte. Es war keine kleine Aufgabe. Die englische Stimmung war höchst mißtrauisch; der Hof lehnte nach Oesterreich; fast alle Staatsmänner, außer Clarendon, mißtrauten Napoleon III. Panizzi war unermüdlich. Heute in Biarritz oder in den Tuilerien, morgen wieder in Downingstreet oder Carltonhouse; jeden Augenblick auf dem Wege nach Italien, sah Cavour verschiedene Male, ward von König Victor Emanuel, wie gewöhnlich im Stalle, empfangen; suchte die Romagna durch Minghetti, Toscana durch Salvagnoli zu bearbeiten. Höchst unangenehm überrascht war er durch Garibaldi's sicilianische Expedition. Nicht nur daß er in einem Blicke alle die heillosen Folgen überschaute, die wir sich haben entfalten sehen; er wußte auch — diese ist eine jetzt für die Geschichte gewonnene Thatsache — daß Napoleon III. seine Truppen von Rom zurückzuziehen im Begriffe war und erst Gegenbefehl gab, als die Nachricht von Marsala kam. Die Räumung Roms durch die Franzosen war für Panizzi der Fall der weltlichen Macht des Papstes; und der war für den Pfaffenfeind alle Sicilien werth. Meinte er doch: lieber die Oesterreicher als den Papst; lieber Plonplon (Prinz Napoleon) in Toscana als die Oesterreicher. Die Garibaldi'sche Expedition söhnte im Gegentheil die Engländer wieder mit der italienischen Sache aus, weil sie dadurch unabhängiger von Frankreich ward oder

vielmehr zu werden schien. Freilich brach der Sturm sofort wieder los, als die Abtretung Savoyens bekannt wurde, welche wieder ihrerseits die französische Nation mit dem höchst unpopulären italienischen Krieg versöhnte. Nichts konnte gerechtfertigter sein als diese Annexion; aber England fürchtete das Präcedenz für Belgien; doch blieb's natürlich bei Worten. Wer am wirklichen Einflusse Panizzi's zweifelt, der lese seine Briefe an Mérimée, aus denen hervorgeht, daß er mehr als irgend Jemand Lord Palmerston über die Absichten Napoleons III. zu beruhigen, daß er die Härten und Ecken Palmerston's dem französischen Hofe gegenüber abzuschleifen wußte, kurz, daß er außerordentlich viel zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens beitrug. Der Handelsvertag freilich that das Meiste und Entscheidende und seine Folgen sind noch nicht verschwunden. Auch bei Garibaldi's triumphirendem Einzug in London (April 1864) oder vielmehr bei seiner plötzlichen Abreise war Panizzi thätig. Man weiß wie unangenehm der englischen Regierung die Sache wurde und welche Diplomatie es erforderte, des gefeierten Gastes los zu werden, den Mazzini natürlich sehr ungehalten war zu verlieren, da er ihn als sein Werkzeug brauchte, um Propaganda zu machen.[1]

Nach 1866 und seinem Rücktritt vom British Museum trat Panizzi auch von der Politik zurück, in der er so manche Tasten wirkungsvoll berührt hatte; obgleich er jetzt eigentlich erst durch seine Ernennung zum italienischen

[1] S. über diese Episode Politica secreta italiana 1863–70. Torino, Roux & Favale, 1881. S. 129—168. (Der Verfasser soll der Unterhändler Diamilla-Müller sein.)

Senator eine amtliche politische Stellung erhielt. Seine Leiden wurden immer heftiger und die letzten dreizehn Jahre seines Lebens bildeten einen traurigen Gegensatz zu dem bewegten, arbeitsvollen Mannesalter und der Jovialität früherer Jahre. Seinen politischen wie seinen religiösen Gesinnungen blieb er treu bis zum letzten Augenblick. Noch immer schob er alle Schuld schlimmer Zustände, wie der sicilianischen und neapolitanischen, auf die schlechten Regierungen und wollte nicht zugeben, daß die Völker schuld daran sein könnten, wenn die Regierungen schlecht sind; noch immer, selbst nach 1866 und 1870, haßte er Oesterreich mit dem alten Hasse des Carbonaro von 1820; noch immer war ihm Papst und Klerisei Teufel und Hölle. Wohl mochte er scherzend von Monte Cassino schreiben 1863): „Was werden sie denken, daß ich zum Beschützer von Mönchen und Nonnen geworden? Und doch ist's so. Ich war so verletzt (disgusted) durch das barsche Verfahren des Ausschußpräsidenten, der mit der Besitznahme der Güter der frommen Brüderschaften beauftragt war, daß ich nicht anders konnte, ich mußte den Kerl absetzen lassen.“ Wie Viele dachten damals wie er, und wieviel ist durch den Eifer der neuen Beamten verdorben worden. Jedoch weiter als die Achtung vor Gerechtigkeit und Billigkeit, ging Panizzi's Theilnahme für die Geistlichkeit nicht. Er wies alle Versuche ab, während seiner Krankheit einen Priester bei ihm einzuschmuggeln; und als das Gerücht verbreitet wurde, er habe sich unterworfen, veröffentlichte er folgende Note. „Da es zu meiner Kenntniß gekommen ist, daß während meiner letzten Krankheit ein Priester, der nie durch mich oder auf meinen Befehl herbeigerufen

wurde, sich in mein Haus geschlichen, wo er nur mit größter Mühe verhindert werden konnte, sich in mein Schlafzimmer einzudrängen, in welchem ich schwer krank darniederlag, indem er vorgab, er sei durch eine ungenannte oder unbekannte Person gerufen worden —, um zu verhindern, daß ein so gemeiner und unverschämter Versuch erfolgreich wiederholt werde, ersuche ich meine ärztlichen Berather sowie alle meine wahren Freunde auf's Dringendste und ich befehle meinen Dienern, jede Person, nach der ich nicht geschickt, oder welche nicht bekannt ist als eine solche, deren Besuch mir Vergnügen machen würde, durch alle Mittel vom Hause fern zu halten und von meiner Gegenwart, wenn sie unglücklicher Weise in's Haus gedrungen."

Antonio Panizzi starb, fast alle seine besten Freunde überlebend, am 8. April 1879 im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens und im sechsundfünfzigsten seines Aufenthaltes in England.

IX.

Luigi Settembrini's Denkwürdigkeiten.

I.

Luigi Settembrini, dessen Namen unauslöschlich in die Leidensgeschichte Italiens eingegraben ist, hat sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben. Seine „Vorlesungen über italienische Literatur“ sind viel gelesen worden, bis, kurz vor des Verfassers Tode, eine Reaktion gegen seine Auffassung und Behandlungsweise der Literaturgeschichte eintrat, die noch andauert. Dadurch erklärt sich denn wohl auch die Gleichgültigkeit, mit welcher seine nachgelassenen und jüngst im Druck erschienenen „Denkwürdigkeiten“ aufgenommen worden sind.[1] Die Vorlesungen haben in wenig Jahren fünf Auflagen erlebt; ich höre, daß der Verleger keine hundert Exemplare der „Denkwürdigkeiten“ abgesetzt hat. Es geht eben den Büchern wie den Menschen: verfehlen sie den rechten Augenblick, so wirds ihnen hernach nicht leicht ihren Platz an der Sonne zu erobern. Haben sie aber das Zeug dazu, einen

[1] Luigi Settembrini: Ricordanze della mia Vita, con prefazione di Francesco de Sanctis. Zwei Bände in 12°. Neapel. Antonio Morano. (1879 1880).

solchen Platz dauernd einzunehmen, so kommen sie auch hin, wenn schon zuweilen recht spät; während die Leutchen und die Büchlein, welche ihr Glück der Konstellation der Umstände allein verdanken, nach kurzem Sonnen an der allgemeinen Gunst, wieder für immer in die weite Nacht gütiger Vergessenheit zurücksinken. Ich müßte mich sehr irren, wenn sich nicht Beides an Settembrini's Schriften bewahrheiten sollte. Obwohl er einen „Werther", der zugleich der Stimmung einer Generation und einem ewigen Gefühle der Menschheit das rechte Wort geliehen, nicht hervorgebracht hat, so ist ihm doch das lebendige Bild einer denkwürdigen Zeit gelungen, und diese anspruchslosen „Erinnerungen"; die heute so wenig Widerhall hervor zurufen scheinen, werden noch lange gelesen werden, wenn die Muthigsten es nicht mehr wagen werden in das Dickicht der „Vorlesungen" einzudringen. Settembrini war ein Kämpfer und Alles ward ihm zur Waffe, was ihm unter die Hände kam, auch Geschichte, Literatur, Philo sophie. Man kann sich vorstellen, wie sie aus seiner Schmiede herauskamen: verzerrt, ungestalt, unerkenn bar. Als aber der alte Streiter endlich ermüdet rastete und einen Blick zurückwarf auf die Schlachtfelder seines Jugend- und Mannesalters, da sah er sich wie einen Anderen, ringend, unterliegend, wiederaufgerafft, und, wenn er auch zuweilen, vom Schauspiel hingerissen, von seinem Zuschauersitz aufspringt und noch einmal mit einstimmt in den Schlachtruf, so kehrt er doch bald wieder zurück zu seinem stillen Plätzchen daheim am Herde, neben der treuen Gattin, die er als zweiundzwanzigjähriger Jüngling gefreit und die ihn auch während des heißesten Kampfes

stets von ferne mit Blick und Wink ermuthigte. Von da aus zeichnet er mit glücklicher Hand die frischen Bilder aus der Jugendzeit.

Ich lasse hier das Private weg und verweise die, welche das Psychologische lebhafter interessirt als das Politische und die mehr Freude an einer meisterhaften Erzählung als an historischen Thatsachen haben, auf das Buch selber. Ich wünschte, es fände in Deutschland mehr Leser, die seinen schlichten Reiz zu würdigen verständen, als in Italien. Freilich könnte das nur der Fall sein, wenn es unübersetzt bliebe; denn jede Verdeutschung — und wäre sie so gewissenhaft als die meisten Verdeutschungen ungewissenhaft sind — müßte den eigenthümlichen Zauber dieser Erzählung zerstören. Wohl wird auch in der Ursprache die einfache und in ihrer Einfachheit unerreichte Schönheit oft gestört durch rhetorische, politische und geschichtsphilosophische Ergüsse, die nicht viel mehr Werth haben, als Settembrini's literarische Ideen, aber selbst in diesen tritt die merkwürdige und fast typische Persönlichkeit des Mannes hervor, und wo es sich, wie in einer Biographie, um die Persönlichkeit handelt, können solche zeitweilige Monologe, selbst wo wir über sie lächeln, nur das Bild des Mannes vervollständigen und beleuchten, welcher Held und Autor des Buches ist. Auch stoßen wir ja unmittelbar neben den gemeinplätzlichsten Apostrophen gegen die Bösen, die Priester und die Tyrannen, stets auf so wunderbar frische Bilder und Bildnisse, daß es uns nicht gereuen würde, hätten wir selbst den doppelten Preis dafür zahlen müssen. Grimm — Diderot's Grimm — sagte einmal zu seiner Geliebten, als sie ihre berühmten Mémoiren schrieb: „Vor

von 1830—1860, — von jener Regierung, die Gladstone 1851 eine Gottesleugnung nannte — der lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig von dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerecht sein will, sollte es lesen. Wir vergessen nur allzuleicht, wenn wir die parlamentarische Anarchie und Feilscherei unserer Tage ansehen, welches der Zustand war, aus dem das Land vor zwanzig Jahren erlöst wurde; besser gesagt, wir haben es nie so recht gewußt, nie so ganz geglaubt. Wir hielten gern für Uebertreibung, was wir davon hörten, so unmöglich schien uns dergleichen.

Wenn wir Nordländer heutzutage von Despoten reden, so denken wir an einen Napoleon III. — wenn wir recht liberal sind wohl auch an Fürst Bismarck — die Phalaris und Dionyse sind uns Gestalten der Sage. Hier aber sehen wir sie auf einmal mitten unter uns, in Fleisch und Blut im hellen Tageslichte des 19. Jahrhunderts. Und wie die Tyrannen, so die Helden der Freiheit. Die Männer Plutarch's und Cornelius Nepos', mit ihren halbrhetorischen Worten und halbtheatralischen Attituden, die Phocion und Timoleon reden und bewegen sich vor unseren Augen und werden wirklich. Wir fühlen, wie natürlich diesen Südländern ein Ton und eine Haltung sind, die bei uns als eitel Affektation erscheinen würden. Wir schreiben nur so schön, wir sprechen nicht so; es müßte denn sein, wir ständen auf der Kanzel oder der Rednerbühne. Hier ist das Buch, die Schulstube, die Reflexion das Zweite: das Erste ist das gesprochene Wort, das Handeln, die Leidenschaft. Daher kommt der laute Ausdruck des zartesten wie des edelsten Gefühls, die wir der Luft

nicht anvertrauen, hier so natürlich heraus, wie die Mittheilung des unmittelbarsten Bedürfnisses; und das Wort sucht so selbstverständlich auf den Willen der Menschen zu wirken, als es sich bei uns an den Verstand des Hörenden wendet.

Ueberhaupt spielt das Persönliche des Menschen hier eine ganz andere Rolle. Die Ideen, Theorien, Prinzipien sind nur lose, durchsichtige Hüllen: die Wirkung der Person ist das Ausschlaggebende. Und diese Wirkung ist unmittelbar wie bei den Alten; denn auch die Verhältnisse sind direkt wie die Menschen selber, die sich im Handeln bethätigen, nicht im Machen, deren Bücher selbst Handlungen werden. Das Leben beschränkt sich auf eine konkrete Vaterstadt, in der sich Alle kennen oder doch von Vater und Mutter her von einander gehört haben, wenn sie nicht zusammen in die Schule gegangen. Der Richter, mit dem man zu thun hat, ist eine Person, keine Institution wie bei uns. Die Regierung ist nicht ein anonymes Wesen, das in den Bureaux arbeitet; es sind persönliche Feinde, mit denen man Auge in Auge kämpft von der Universität bis zum Grab. Amtliche Stellung, Partei und Stand graben keine Kluft wie im Norden, wo ein Berliner Geheimrath einem Berliner Socialistenführer ferner steht als einem Lappländer. Wird ein Handelnder eingeführt, so nennt man ihn bei seinem Vornamen, so unberühmt er auch sein mag, ohne zu erklären, wer er war, weß Standes, Alter und so fort, als ob ihn Jedermann kenne. „Da kam Mariano d'Ayala“, „da sagte mir Francesco Lottari“ u. s. w. Denn alle die Handelnden sind Freie, d. h. Adlige und Bürger, denen gegenüber die Plebs

wie eine unterschiedslose Masse erscheint. Die Verschwörungen, die Aufstände waren Sache der Gebildeten, „das Volk" hielt zum Tyrannen, wie einst in Griechenland und Rom. Der Sieg von 1860 war so recht eine Vergeltung der reaktionären Triumphe von 1848, wie einst die Reaktion von 1799 die Rache gewesen war für den kurzen Triumph der parthenopäischen Republik. Und die Triumphe des Pöbels gleichen ganz jenen wilden Ausbrüchen der Volkswuth, von denen wir bei den Alten lesen, dem korcyraeischen Blutbade oder der argivischen Knittelschlacht.

Die Grausamkeit sitzt tief im Blute dieser halbwilden Race. Man muß von den Offizieren der italienischen Armee gehört haben, welche Gräuel von Pfählen, Schinden, Lebendigverbrennen unter den Briganti der sechsziger Jahre gang und gäbe waren, um zu glauben, was von den neapolitanischen Schrecknissen von 1799 und 1848 berichtet wird, wo die Sicilianer „das Fleisch der getödteten Soldaten im Topf kochten und mit ihrer Pasta verzehrten." Und jene Briganten waren keine Verbrecher vom Handwerk. Viele waren durch das Elend, durch ihnen angethanen tödtlichen Schimpf, oder durch den Wucher der wohlhabenden Klassen zum Aeußersten getriebene, in die Berge gedrängte Outlaws. Hier liegt auch die Lösung des Räthsels, welches uns Nordländer so irre macht an den Italienern. Wir sehen die öffentliche Meinung einer Nation einstimmig die Todesstrafe, selbst für die empörendsten Verbrechen, als eine unwürdige Barbarei brandmarken und thatsächlich aufheben, während der Schauder, der sich unseres Gemüthes beim Hören jener Missethaten bemächtigt, sie ganz unberührt läßt. Man vergleiche nur die

aufgeregte Theilnahme des englischen Publikums an jedem besonders grausamen Verbrechen und die Gleichgültigkeit des italienischen bei weit schlimmeren Vorfällen. Es ist aber nicht etwa die Gewohnheit allein, weil ja doch eben dergleichen soviel häufiger ist im Süden als im Norden; es ist auch nicht nur die aus der Geringschätzung der Obrigkeit entsprungene Anerkennung und Billigung der Selbsthülfe, welche dieß Phänomen erklärt; es ist vor Allem die eingewurzelte Nachsicht, Sympathie, ja Bewunderung für die Leidenschaft. Alles was in der Erregung der Leidenschaft geschieht, ist im Voraus entschuldigt; — die italienischen Gesetzbücher haben einen eigenen Kunstausdruck für die Beschönigung und Entschuldigung der Leidenschaftsverbrechen: die forza irresistibile; wer aus forza irresistibile gehandelt, ist schon so gut wie freigesprochen; — alles Gewaltsame, welches bei kaltem Blute im Namen einer leblosen Abstraktion wie des Gesetzes, einer unsichtbaren moralischen Person, wie des Staates zu thun wäre, das geht über die sittliche Kraft der Geschwornen.

In jenem furchtbaren Kampfe zweier Klassen, wie man sich den langen Konflikt zwischen den Bourbonen und den Gebildeten beider Sicilien denken muß, ist es auch nicht Gesetz gegen Willkür, Staat gegen Selbsthülfe: es ist Feind gegen Feind. Es ist „der alte Kampf", wie Settembrini freilich erst spät (1875) einsah, „der in jedem Dörfchen sich wiederholt zwischen dem immer wuchertreibenden Grundbesitzer" — und seinem Helfershelfer, dem Legale, (Advokaten) — „und dem immer schuldenbeladnen Proletarier, der Haß für uralten Schimpf", welcher durch das ganze Land wüthete und wieder wüthen wird. Die

Herrschaft der Besitzenden, die seit zwei Jahrzehnten geübt wird, ist zwar keine blutige und gewaltsame, wie die der Besitzlosen oder ihrer königlichen Vertreter zu sein pflegte; ja die „Liberalen" lassen reden und schreiben in Staatssachen, wer eben über Staatssachen reden und schreiben mag, d. h. Ihresgleichen, nicht die armen Halbwilden, die das Feld bestellen; sie begnügen sich, Diese in gedankenlosem Egoismus auszubeuten, aber dieser tägliche, fortgesetzte, unerträgliche soziale Druck ist's, der am Ende zu den Sklavenkriegen treibt, wie in den Zeiten des Spartacus. Schon vor dem 15. Mai, welcher das Signal zur Reaktion gab, begannen die Landproletarier sich in die Güter der Domänen und der ihnen verhaßten Reichen zu theilen. „Und in Neapel", meint Settembrini, „wo der Pöbel keine Güter zu theilen fand, plante er schon die Häuser zu stürmen oder zu plündern, wie er es (1799) gethan."

Natürlich müssen dann die Guten büßen mit den Schlechten. Die wenigen Redlichen des Adels und der gebildeten Mittelklasse, welche außerhalb der Camorra ihrer Standesgenossen standen, hatten sich ja von dieser als Werkzeuge benutzen lassen, und als sie es erkannten, wandten sie sich entrüstet gegen dieselbe. Denn nirgends ist der Gegensatz der Gesinnungen schroffer als hier: hochgespannte Idealisten und Skeptiker im niedersten Sinne des Wortes, Stoiker und gemeine Epikuräer, Helden und Feiglinge, Schergen und Blutzeugen, Unbestechliche und Feile stehen sich unvermittelt gegenüber. Der Mittelschlag der Gemüther scheint kaum zu existiren. Die kleine Zahl der kraftvollen Naturen ist getheilt in Selbstlose und Selbst

süchtige: die ungeheure Masse aber der Verderbten, Willenlosen und Faulen folgt fast immer dem Impulse der Letzteren, nur in seltenen Augenblicken der Erregung dem der Ersteren. Meist auch pflücken die Egoisten die Früchte der Siege, welche der Enthusiasmus der Reinen erringt. Settembrini, der Edelsten Einer und dessen schönste That, lange nach dem Triumphe seiner Sache, die sich bald als ein Triumph seines Standes erweisen sollte, eine ergreifende Senatsrede für die erdrückten Armen des Königreichs war, Settembrini selber hatte doch, ob er wollte oder nicht, jenen Sieg der Besitzenden über die Besitzlosen mit herbeigeführt. Wie ein Messer ging's ihm durch das Herz, als er 1848 — vor der Reaktion — den hingerissenen Pöbel Viva l'Italia brüllen hörte. „Dies Wort „Italien", das früher nur von Wenigen und im Geheimen geflüstert wurde, dies letzte und heilige Wort so manches Edlen, der dafür gestorben, dies Wort im Munde des Volkes durchrieselte mir Rücken, Eingeweide und Brust und entlockte mir Thränen." Und seine düstre Ahnung trog ihn nicht. Das Volk fühlte bald genug, daß es bei der „Freiheit" nichts gewinne. „Was ist das für eine Freiheit," fragten sie, „bei der wir hungern wie zuvor? Erst war der König Einer und aß für Einen; jetzt sind's tausend und sie essen für tausend." Wenig Monate waren vergangen, so durchtoste dasselbe „Volk" die Straßen Neapels unter dem alten Rufe: „Viva il Rè!" und dem neuen „Mora la Nazione!" Die hundertjährigen Verbündeten hatten sich wiedergefunden.

Allerdings lagen die Dinge nicht so einfach, als ich sie hier von der Vogelperspektive aus hinstelle: viele Männer

von Bildung waren im Dienste des Königs, Viele aus dem Volke im Dienste der Freiheit, d. h. der Herrschaft des besitzenden und gebildeten Standes. Wenige auch, niemand vielleicht war sich dieses Gegensatzes so recht bewußt; am wenigsten das Haupt der Plebs, Ferdinand der Lazzaronenkönig und seine Helfershelfer. Settembrini hat diese „Plebejerseele" auf's lebendigste geschildert, ohne Bitterkeit, ja indem er seinen, höchst relativen, Tugenden alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Hier ein Bruchstück dieses Portraits: „Erzogen von niederen Hofbedienten, welche die Bourbonen wie treue Freunde und Rathgeber zu halten pflegten, lernte er von ihnen zwei dem niedrigsten Pöbel eigenthümliche Laster: die Lüge und das Possenreißen (beffa). Die höflichen Worte, die Versprechungen, das Händedrücken waren für ihn nur Lügenkünste; er drehte sich um, zwinkerte seinen Leuten grinsend zu und sagte, die Welt wolle nun einmal gefoppt (canzonata) sein und ein König müsse die Kunst des Foppens besser als Andere verstehen. Niemand kam ihm vor die Augen, dem er nicht einen Spottnamen gab. Jedem warf er ein höhnendes Wort zu; er ergötzte sich, dem alten Caracciola della Castelluccia die Waden mit der Reitpeitsche zu streichen und ihn springen, schreien, weinen zu sehen und lachte dann über die Verrenkungen des Greises . . . Einmal wollte sich die Königin Christina ans Klavier setzen; er zog ihr den Stuhl weg, und als er lachte, sagte sie ihm mit königlicher Entrüstung: „Ich glaubte den König von Neapel geheirathet zu haben, nicht einen Lazzarone." Und ein Lazzaronikönig war er in Wahrheit, geboren und erzogen zum Typus des Lazzaro: gemein, habsüchtig, abergläubisch; er fühlte

sich erbärmlich (dappoco) und hielt alle Andern für erbärmlich. Dank einer langen Regierungsgewohnheit erschien er gewandt, aber er war nur gemein-schlau. Treu war er nur gegen seine Frau, zärtlich nur gegen seine Kinder; unbescholten (costumato) und einfach in der Familie; der Schlimmste der Schlimmen auf dem Throne."

Und nie fand ein Tyrann willigere und grausamere Werkzeuge, als er, sein Vater und sein Großvater. Man erinnert sich der Heldenthaten Ferdinands I. und seines Ruffo im Jahre 1799. De Matteis, König Franz' I. Henkersknecht, „kerkerte Frauen, Greise, Kinder, Diener zu Hunderten ein und mit Prügeln, Binden und andern Martern wollte er herausbringen, wo die Schuldigen waren. Wenn ihm ein Verdächtiger in die Hände fiel, ließ er ihn am Daumen und der großen Zehe zusammenschnüren und so geknäuelt ließ er ihn mit einem Fußtritt die Treppe hinunterkollern und unten zerbrochen und zerquetscht ankommen." Ferdinand's II. Mann war Delcarretto, der seinen Marchesentitel und Marschallstab dadurch erworben hatte, daß er in Kalabrien den Aufstand im Blute erstickte, Hunderte in scheußlichste Gefängnisse geworfen, Dreißig gehängt hatte, darunter einen achtzigjährigen Priester. Zehn Jahre später und bis zum Jahre 1848 diente er dem Sohne auf gleiche Weise. Nach einem der vielen kleinen Aufstände in Kalabrien wurden die Verdächtigen massenweise verhaftet. „Mit dünnen, scharfen Strängen wurden ihnen Hände und Füße abgebunden, und so blieben sie stundenlang auf dem Boden liegen. Von Zeit zu Zeit kamen der königliche Kommissar, Herzog Luigi Morbillo, und der Gefangen-

wärter Cardellino herein und schlugen sie wetteifernd mit Ochsennerven und gossen ihnen Eimer kalten Wassers über den Kopf, oder sie hingen wohl auch Einen mit Seilen am Gewölbe fest und brannten feuchtes Stroh unter ihm ab." Der junge Settembrini, der hingegangen war, um einem Gefangenen etwas zu bringen, sah selber einen armen Mönch mit abgestorbenen Händen und verrenkten Fingern und dem rothen Ring um die Gelenke. „Das sah ich selber und vergaß nie wieder die verstümmelten Hände des Frate."

Auch die unblutige systematische Verfolgung Seitens der königlichen Polizei und der ordentlichen Gerichte, welche auf die Loslassung und Sättigung der Volksbestie oder die grausame Willkür der Soldateska und des Martialregimes folgte, hat für uns etwas viel Ergreifenderes als z. B. die summarische Deportation sozialistischer Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Handlanger durch Cavaignac, Napoleon III. und Thiers in den Jahren 1848, 1852 und 1871. Und zwar keineswegs allein, weil wir uns diesen Grafen und Baronen, Professoren und Advokaten näher fühlen als der Plebs, oder weil das dort zerstörte oder lahmgelegte geistige und sittliche Kapital ungleich werthvoller ist als hier — obschon Beides wohl stark mitwirkt, wie sehr sich auch unsere Menschlichkeit gegen das Bekenntniß sträuben mag — sondern weil faktisch die Leiden jener unvergleichlich größer sind als die Leiden Dieser. Wie der Ungebildete in der Einzelhaft zehnmal mehr leidet als der Gebildete, so umgekehrt leidet der Gebildete das Zehnfache in dem Schmutz, den Entbehrungen, der rohen Gesellschaft des Verbrechergefäng

nisses. Allein die ekle und ungewohnte Nahrung, der erstickende Geruch, das Lager auf der nackten Erde oder dem faulen Stroh, die Umgebung von professionellen Mördern und Dieben, die lange Ungewißheit über das eigene Schicksal, der Jammer um die ihres Ernährers beraubten Angehörigen mochten die Körper beugen; die Geister machten sie nicht mürbe, die Charaktere brachen sie nicht. Wiederholt schlägt Carlo Poerio die angebotene Freiheit aus, weil er sie der königlichen Gnade danken soll und er sie nur von der Gerechtigkeit annehmen will. Als 1850 feile und feige Richter Settembrini's Entlastungszeugnisse unterschlugen, erhob er sich Angesichts des gedrängten Gerichtssaales und sprach ruhig und fest die Worte: „Da man meine Beweise und Dokumente nicht berücksichtigt, so entsage ich der Vertheidigung und erkläre hiermit meine Richter für ehrlos (infami) vor der gesitteten Welt". Und er wußte, was er damit that; er kannte aus eigner langjähriger Erfahrung, welche Buße seiner wartete. Und als er nun von Neuem acht Jahre im Pandaemonium eines Verbrechergefängnisses hinsiechte, fand er die Geistesstärke, in einem Winkel des lärmerfüllten Raumes, nach einer einfachen Textausgabe und mit einem schlechten kleinen Lexikon, die er sich zu verschaffen gewußt, seine Uebersetzung des Lucian zu unternehmen und zu Ende zu führen, noch ehe die Stunde der Befreiung schlug.

Denn sie schlug (1859) und bald darauf (1860) auch die der Vergeltung. Die Gerechtigkeit muß man den „Liberalen" lassen, sie nahmen die wohlverdiente Rache nicht an den Bourbonen und ihren Kreaturen; sie be-

gnügten sich damit, nun selbst die Kuh zu melken, wie die Anderen vorher sie gemelkt — doch ohne sie noch überdies zu martern und zu schinden. Die lange Geschichte der Aufstände seit 1799 war geschlossen und mit ihr das heroische Zeitalter Italiens. Das der Prosa, welches seitdem begann, läßt Vieles zu wünschen übrig, und Europa ist oft hart in seinem Urtheil über die Italiener, die so viel versprochen und so wenig gehalten haben sollen. Aehnlich ging es mit den Griechen nach den großen Befreiungskämpfen der zwanziger Jahre. Aber hatten sie denn wirklich so viel versprochen? Wer hieß Europa glauben, alle diese Märtyrer und Helden würden gute Verwalter, tüchtige Haushälter und regelmäßige Arbeiter werden? Wer gab Europa das Recht anzunehmen, daß, weil die Patrioten Italiens den Muth bewiesen hatten, den Ketten und Kugeln ihrer Zwingherrn zu trotzen, jeder von ihnen nun auch den Muth haben würde, seinem Vetter ein Staatsämtchen, seinem Wähler eine Lieferungskonzession, seiner Vaterstadt eine Garnison oder ein Tribunal, eine Universität oder Eisenbahnstation zu verweigern? Und ist es denn so sehr zu verwundern, daß die Männer, die das Uebermenschliche dulden, das Heldenhafte unternehmen konnten, um ihre Heimath von Fremdherrschaft und Tyrannei zu befreien, in der tagtäglichen Selbstverleugnung der gewohnheitsmäßigen, undramatischen Arbeit nicht eben so Großes leisten? Wer weiß, was die Helden von Marathon und Salamis gethan hätten, wenn man sie in den Bureaux und den Ausschüssen, den Schulen und den Kasernen zum regelmäßigen Dienste des Vaterlandes herangezogen hätten! Hätten etwa Alle jenes Ge-

schlechtes das Loos ihrer Brüder theilen sollen, welche 1848, 1849, 1859 auf den lombardischen Schlachtfeldern gefallen? Hätten sie sämmtlich wegsterben sollen, ehe sie auf die Probe der Prosa gestellt wurden? Glaubt man, sie fühlten nicht selbst, was ihnen fehlt um ein großes Volk zu werden, wie sie ein freies geworden sind? Sind die Guten unter den Italienern nicht noch strenger gegen sich selbst, als es Europa nur sein kann? Sie sind enttäuscht, wie nie Jemand enttäuscht war. Das ist das Italien nicht, das sie einst geträumt. Freilich, selbst unter diesen Guten, die seufzen, erröthen oder knirschen, scheint keiner zu sein, der die Macht in sich fühlte, die Initiative zu einer Besserung zu ergreifen, durch die Ueberlegenheit seiner Persönlichkeit König und Kammer nach seinem Willen zu zwingen und das große Werk zu beginnen, das in nichts Geringerem besteht, als dem allgemeinen Interesse den Sieg über die Sonderinteressen zu verschaffen.

II.

Luigi Settembrini war 1813 in bescheidensten Vermögensverhältnissen in Neapel geboren, wo sein Vater und Großvater Advokaten gewesen; auch seine Mutter stammte aus einer Advokatenfamilie. Schon an sein Kindesohr schlug der Nachklang und der Widerhall der Schreckensjahre 1799 und 1821. Wenn sein kränklicher Vater in den Winterabenden mit wenig Freunden um den Braciero saß, die Mutter daneben mit der Näharbeit, so schlich sich der Junge herbei und horchte auf die grausigen Ge-

schichten: wie einst sein zwanzigjähriger Vater sich in jenen furchtbaren Tagen aus dem Hause stahl, um dem Verderben zu entgehen, wie er von ferne das Getöse des plündernden Volkes hörte und die Straßen voller nackter Leichname sah, „und alle weiß, weiß, denn es waren Leichen von Vornehmen;“ wie er entdeckt ward und ihm die Kleider abgerissen, wie er nur durch ein Wunder dem Tode entging, unter Stößen und Schlägen, halbnackt, geknebelt und blutend in die große Kornkammer geschoben ward, wo dreihundert andere Gefangene ihrem Ende entgegensahen; wie eine calabresische Schildwache dem armen Halbtodten eine Rose hinreicht, sich zu erquicken und ihm in der Blume eine lange Nadel tief in die Nase stößt; wie seine junge Schwester mit dem Vater ins Gefängniß kömmt und in Ohnmacht fällt, als sie ihn erblickt, und wie der wachthabende Major, an den sich der Vater mit der Bitte um Hülfe wendet, ihm antwortet: „Ach, es ist Nichts: ich will sie schon wieder zu sich bringen“ und der armen Carmela zwei Peitschenhiebe ins Gesicht versetzt; wie er in das Bagno von St. Stefano gebracht wurde, wo einst der Sohn, der jetzt so eifrig seiner Rede lauschte, die besten Jahre seines Lebens zubringen sollte. „Da war der Carrascosa,“ fuhr der Vater fort, „und der Pignatelli, die jetzt Generale sind, und auch der junge Marchesino von Genzano, Filipetto Marino, ein schöner Junge von achtzehn Jahren, der halbnackt war, aber immer lachte, sang und tanzte. Da kam ein Seemann, der vielen Gefangenen allerhand Zeug aus Neapel brachte, und sagte ihm, auch seine Mutter die Marchesa, habe ihm einen Koffer Zeug für ihn gegeben, aber der Herr Marchese habe ihm Stockschläge versetzt und

ihn Alles herausgeben lassen, und er sei geflohen und könne ihm nichts Anderes geben, als eine Puderschachtel und ein Paar neue Schuhe, so die Marchesa ihm gegeben, nachdem sie schon den Koffer zugemacht, und er hatte sie sich in die Tasche gesteckt. Der Junge zog erst die Augenbrauen zusammen, dann lächelte er, puderte sich die Haare, zog die neuen Schuhe an und begann ein Menuett zu tanzen. Wenige Tage darauf ward der arme Filipetto nach Neapel gerufen und gerichtet, und der grausame Vater lud die Richter zu Tische, die ihn verurtheilt hatten." Settembrini's Vater blieb vierzehn Monate in St. Stefano. Als zweiundzwanzig Jahre später in Caserta ein Aufständischer ihm die dreifarbige Kokarde anbot, schlug er sie aus; er fühlte sich krank und er hielt nichts vom Carbonarismus. Der Andere aber wandte sich zu Luigi: „Nimm Du sie," sagte er, „und ich nahm sie und steckte sie an und ward Carbonaro mit sieben Jahren." Aber der Oheim Luigi's nahm Theil an der Bewegung von 1821 und büßte seine Theilnahme auf der Insel Pantelleria, während der Galgen, die Peitsche und der Kerker die meisten Mitschuldigen zur Raison zu bringen suchten.

Unter solchen Eindrücken und Erinnerungen wuchs der Knabe auf und der Widerhall der griechischen Erhebung, der an sein Ohr schlug, fachte die früh in seine Seele geworfenen Funken zu einer stäten Flamme an, die nie wieder erlöschen sollte.

Luigi Settembrini war zwanzig Jahr alt, als er sich in ein fünfzehnjähriges Mädchen verliebte und um ihre Hand anhielt. Die Eltern bedeuteten ihn, er müsse erst sein Einkommen haben; und so bewarb er, der Anfangs

wie Vater und Großvater Rechte studirt hatte, sich um eine Stelle als Lehrer der Rhetorik und des Griechischen am Gymnasium zu Catanzaro. Diese Professuren wurden im Konkurs vergeben und Settembrini hatte einen leichten Triumph. So holte er sich denn seine Gigia im Oktober 1835 und zog mit ihr und allen seinen jüngeren verwaisten Geschwistern, deren Vater er geworden war, nach Catanzaro. Die paar hundert Thaler, die ihm seine Stelle einbrachte, sollten hinreichen, beide Familien, die erst heranwachsende und die zu erwartende, zu ernähren. Und sie dünkten sich gar reich. Er war eben zweiundzwanzig, Gigia siebenzehn Jahre alt. Und nach kurzer Frist war diese Kinderfamilie um einen Gespielen reicher. Das Glück dauerte nicht lange. Schon in Neapel hatte Settembrini sich an andere Jünglinge angeschlossen, die für die Befreiung Italiens schwärmten, die Vertreibung der Oesterreicher aus der Lombardei, der Franzosen aus Korsika, der Engländer aus Malta, die Absetzung des Papstes und sämmtlicher Könige und Herzöge planten. Wie das Alles zu bewerkstelligen sei, davon hatten die Verschwörer nur eine sehr unklare Idee. „Ich konspirirte, sagt Settembrini, weil ich's nicht aushielt, ruhig unter den Unterdrückten zu verharren, weil ich mich nicht zu den Unterdrückern schlagen wollte, und weil es mir Feigheit schien, träge zu bleiben."

Er hatte in Catanzaro eine Zweiggesellschaft gegründet, die aus ihm selber und zwei Altersgenossen bestand und man wechselte Briefe in sympathischer Tinte mit den neapolitaner Freunden. Ein befreundeter Priester machte ihn mit einem Pfarrer der Nachbarschaft bekannt, der sich

für einen Liberalen ausgab und, troß seiner instinktiven Antipathie, weihte Settembrini ihn ins Geheimniß ein. Er bereute es bald und doch zu spät. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1839, während er schlief, wurde das Haus von Gendarmen und Polizeidienern umstellt, die im Namen des Gesetzes eindrangen, Alles umkehrten, die ganze Familie hinaustrieben, die Schlüssel fortnahmen und den jungen Vater auf die Gendarmerie brachten. Dort blieb er acht Tage unausgesetzt überwacht; dann ging es nach Neapel, ohne daß man ihm erlaubte, Frau und Kind noch einmal zu sehen. In Neapel erwartete ihn im Kerker von Santa Maria Apparente eine kleine Zelle mit feucht-kaltem Boden und schimmelbedeckten Mauern, fast ohne Tageslicht. Eine steinerne Bank, ein ekles Gefäß, eine thönerne Lampe, ein Tellerchen und ein Wasserkrug bildeten die ganze Möblirung. Man brachte ihm schmutzige Speise; er aß nur die Brotkruste, gab alles Uebrige den Ratten, die schaarenweise herbeiströmten. Erst nach siebzehn Tagen in diesem fürchterlichen Verließe ward der Unglückliche vor den Untersuchungsrichter geführt. Natürlich gestand er nichts, und so ward er zurückgebracht, doch in etwas bessere Haft; er erhielt Papier und Tinte, um an seine Frau zu schreiben, aber der Brief ward natürlich nicht abgesandt, weil man die Schrift zu vergleichen wünschte. Man erlaubte ihm, sich Speise aus der Garküche kommen zu lassen, und vergönnte ihm auch einen Holzlöffel; ja er durfte sogar sein Hemd wechseln. Im übrigen war der Raum nicht viel besser als der erste.

Bald darauf ward er auf's neue ins Verhör genommen und mit seinem Denunzianten konfrontirt, der

bleich und zitternd vor ihm stand und den er nicht zu kennen behauptete. Noch fünfmal ward er so vernommen, und da man nichts aus ihm herausbringen konnte, gab man es endlich auf. Zuletzt nach zweiunddreißig Tagen, während deren er nicht ein Wort von den Seinigen erfahren, berichtete ihm der Wärter, daß seine Frau und sein Knabe angekommen sind und daß er sie sehen soll, sobald der Kommissar kommt, wie er versprochen. Aber die Stunden vergehen und der Kommissar kommt nicht. Und so am zweiten Tag; endlich am dritten sehen sich die beiden Gatten wieder in Gegenwart des Aufsehers. Sie hatte es nicht ausgehalten in Catanzaro, war allein mit dem Kinde und einem zweiten unterm Herzen, — in achttägiger Reise! — nach Neapel gekommen. „Ich habe Alles verkauft, was ich nicht tragen konnte, sagte sie; aber die Bücher hab' ich dir behalten. Ich wohne hier in meiner Familie. Nun wir so weit sind, müssen wir's mit Würde ertragen. Bleibe also guthen Muthes und stark, und mach', daß ich mich rühmen darf, deine Frau zu sein." „Die Worte trafen mich tief", fügt Settembrini hinzu, „ich hatte meine Frau nie so reden hören, das Unglück hatte sie ganz umgewandelt und entfaltete in ihr einen starken und ernsten Charakter, liebevoll und thätig. Die Worte erhoben mich und thaten mir gar wohl und ich begann die Frau besser zu kennen und auch mehr, viel mehr zu achten und lieb zu haben als vorher." Des anderen Tages sandte sie ihm sein Essen und auf dem Boden der Flasche ein Stückchen Bleistift und nun begann eine jener Korrespondenzen auf Wegen, die nur die Erfindungskraft der Einzelgefangenen erdenkt, wie denn schon vorher Settembrini gewußt hatte,

sich aus Kohle und Holz Feder und Tinte zu machen, sowie ein Idiom aus Küchen- und Kirchenlatein zu erfinden, das er psalmodirte, um sich mit seinen Mitgefangenen über oder neben seiner Zelle zu verständigen; später gar konstruirte er zu demselben Zwecke eine ganz neue Sprache aus willkürlich erfundenen Silben.

Nach sechsundsechzig Tagen endlich kam er in ein großes luftiges Zimmer eines oberen Stockes, mit einem großen Fenster, das auf den Garten ging. „Wie ich eintrat und sah die Sonne im Zimmer, stellte ich mich in die Sonne, obschon es Ende Juli (in Neapel) war, und wärmte mir die ganze Gestalt; denn im Trapasso und in der Immacolata (so hießen die beiden Kerker, in denen er bis dahin gewesen war) hatte ich immer gefroren. So schön schien mir diese Sonne, dies Licht und dieses Grün, daß ich mich in meinem ganzen Wesen erfrischt fühlte und erst nachher bemerkte, daß die Luft des Zimmers von den unreinen Abtritten, welche daneben lagen, vergiftet war. Und in diesem Zimmer blieb ich sechzehn Monate und acht Tage.“

Kurz nach seinem Umzug ward ihm auch ein Töchterchen geboren, dessen Taufe er nicht beiwohnen konnte. „Als sie herangewachsen war und sich verheirathete, konnte ich sie nur von ferne segnen, weil ich in einer neuen Haft war; und als sie Mutter wurde, konnte ich nicht einmal das Enkelchen segnen. Immer Schmerzen; und die schlimmsten waren für meine Frau, die viel mehr litt als ich und ihre Leiden verbarg und selten mit mir davon sprach; nie suchte sie das Mitleid irgend eines Menschen zu erregen; die Kleider ihrer Kinder nähte sie selber und ließ sie nie

anders als reinlich vor mich kommen. Und wenn Ihr mich fragt, wie wir's fertig brachten, so viel zu ertragen, so antworte ich Euch, daß wir damals eine große Kraft hatten und die kam von der Jugend und von der Liebe."

Lange hatte der Gefangene vergebens um ein Buch gebeten; endlich gab man ihm das neue Testament in griechischem Text und einen Monti. Eines Tages kam einer der Gefangenwärter in sein Zimmer, „setzte sich auf die steinerne Bank, nahm das neue Testament in die Hand und fragte mich, nachdem er es aufgeschlagen: „Was ist das für eine Sprache? — Das ist Griechisch. — Verstehen Sie denn auch Griechisch? — Ein wenig. — Oh, lieber Herr, ich muß Sie um eine Wohlthat bitten. Helfen Sie mir von diesem Handwerk, denn ich bin von ehrlichem Hause. Ich habe vier ledige Töchter und stecke voller Schulden. Helfen Sie einer unglücklichen Familie. — Aber ich bin ja nicht reich und kann Dir kein Geld geben. — Ich will ja auch kein Geld. — Und was willst Du denn von mir, ich bin ja im Gefängniß. — Sie können Alles. — Ich verstehe Dich nicht; was willst Du? — Ich werde Ihnen das Geheimniß bewahren; ich werde Niemanden was sagen. — Aber was willst Du denn? — Drei Nummern. — Oh; glaubst Du denn, ich wüßte die Lotterienummern? — Wenn Sie solche Bücher lesen, so müssen Sie alle fünf Nummern wissen. — Aber, Signoro, das ist eine Verrücktheit. — Es ist keine Verrücktheit, Sie wollen mir die Nummern nicht geben, weil ich Gefangenwärter bin: aber ich bin aus gutem Hause, nur unglücklich. Ich stamme von S. Alfonso ab. Ich habe mich an das Gefängniß von S. Francesco versetzen lassen, wo Pater

Gaëtano sitzt, Sie wissen wohl, der Mönch von S. Pietro ad Aram, der sitzt, weil er Nummern giebt. Wenn Sie sähen, was für Leute ihn besuchen, was für Frauen, und schöne Frauen, und alles Gute, was sie ihm tagtäglich schicken; der hat's gut (egli sciala). Oh, der weiß die Nummern; sonst würden nicht so viel Leute zu ihm kommen. Aber mir hat er sie nicht geben wollen und ich habe ihn gebeten, wie man einen Heiligen bittet. Sie wissen sie auch und sind kein Mönch und könnten mir helfen. Ich lächelte und suchte ihm diese Schrulle auszutreiben; aber umsonst. Jedesmal wenn er in mein Zimmer trat, sah er mich eine Weile starr an, schloß dann die Augen und seufzte."

Unterdessen „reifte" der Prozeß und endlich nach zwanzig langen Monaten wurden den Angeklagten Handschellen angelegt und so führte man sie „hinter einem Seil voller Diebe" — sie waren sämmtlich an ein langes Seil festgebunden — nach dem großen Gefängniß der Vicaria. Das war im Januar 1841. Die Beschreibung dieser furchtbaren Kasematten, wo sie erst allein in wahren Löchern, dann zusammen in einem größeren Raume, in Schmutz und Gestank, Kälte und Nässe so viele Monate zuzubringen hatten, übersteigt alles Glaubliche. Settembrini erkrankte denn auch schwer, und noch leidend, ward er mit fünf Anderen nach Castelnuovo gebracht, wo er nicht viel besser daran war und die Ratten ihnen keine Ruhe ließen. Endlich kam es zur Verhandlung und die Jünglinge wurden während derselben in ein vergleichsweise anständiges Gefängniß gebracht. Sie wurden sämmtlich wegen mangelnder Beweise

anders als reinlich vor mich kommen. Und wenn Ihr mich fragt, wie wir's fertig brachten, so viel zu ertragen, so antworte ich Euch, daß wir damals eine große Kraft hatten und die kam von der Jugend und von der Liebe."

Lange hatte der Gefangene vergebens um ein Buch gebeten; endlich gab man ihm das neue Testament in griechischem Text und einen Monti. Eines Tages kam einer der Gefangenwärter in sein Zimmer, „setzte sich auf die steinerne Bank, nahm das neue Testament in die Hand und fragte mich, nachdem er es aufgeschlagen: „Was ist das für eine Sprache? — Das ist Griechisch. — Verstehen Sie denn auch Griechisch? — Ein wenig. — Oh, lieber Herr, ich muß Sie um eine Wohlthat bitten. Helfen Sie mir von diesem Handwerk, denn ich bin von ehrlichem Hause. Ich habe vier ledige Töchter und stecke voller Schulden. Helfen Sie einer unglücklichen Familie. — Aber ich bin ja nicht reich und kann Dir kein Geld geben. — Ich will ja auch kein Geld. — Und was willst Du denn von mir, ich bin ja im Gefängniß. — Sie können Alles. — Ich verstehe Dich nicht; was willst Du? — Ich werde Ihnen das Geheimniß bewahren; ich werde Niemanden was sagen. — Aber was willst Du denn? — Drei Nummern. — Oh; glaubst Du denn, ich wüßte die Lotterienummern? — Wenn Sie solche Bücher lesen, so müssen Sie alle fünf Nummern wissen. — Aber, Signoro, das ist eine Verrücktheit. — Es ist keine Verrücktheit. Sie wollen mir die Nummern nicht geben, [illegible] aber ich bin aus gut[illegible] stamme von S. A[illegible] fängniß von [illegible]

Gaëtano sitzt, Sie wissen wohl, der Mönch von S. Pietro ad Aram, der sitzt, weil er Nummern giebt. Wenn Sie sähen, was für Leute ihn besuchen, was für Frauen, und schöne Frauen, und alles Gute, was sie ihm tagtäglich schicken; der hat's gut (egli sciala). Oh, der weiß die Nummern; sonst würden nicht so viel Leute zu ihm kommen. Aber mir hat er sie nicht geben wollen und ich habe ihn gebeten, wie man einen Heiligen bittet. Sie wissen sie auch und sind kein Mönch und könnten mir helfen. Ich lächelte und suchte ihm diese Schrulle auszutreiben; aber umsonst. Jedesmal wenn er in mein Zimmer trat, sah er mich eine Weile starr an, schloß dann die Augen und seufzte."

Unterdessen „reifte" der Prozeß und endlich nach zwanzig langen Monaten wurden den Angeklagten Handschellen angelegt und so führte man sie „hinter einem Seil voller Diebe" — sie waren sämmtlich an ein langes Seil festgebunden — nach dem großen Gefängniß der Vicaria. Das war im Januar 1841. Die Beschreibung dieser furchtbaren Kasematten, wo sie erst allein in wahren Löchern, dann zusammen in einem größeren Raume, in Schmutz und Gestank, Kälte und Nässe so viele Monate zuzubringen hatten, übersteigt alles Glaubliche. Settembrini erkrankte denn auch schwer, und noch leidend, ward er mit fünf Anderen nach Castelnuovo gebracht, wo er nicht viel besser daran war und die Ratten ihnen keine Ruhe ließen. Endlich kam es zur Verhandlung und die Jünglinge wurden während derselben in ein vergleichsweise anständiges Gefängniß gebracht. Sie wurden sämmtlich wegen mangelnder Beweise

freigesprochen am 3. Juli 1841; aber der König löste das Gericht auf, welches das Urtheil gesprochen und die Unglücklichen wurden noch fünfzehn weitere Monate „unter Polizeiaufsicht" im Kerker gehalten, und in welchem Kerker! Derselben Vicaria wo sie im Frühjahr gesessen; nur in einem schlimmeren Raume, dann zusammen mit dem abscheulichsten Gesindel. Die Feder sträubt sich die gräulichen Einzelheiten dieses Schaueraufenthaltes nachzuschildern. Der arme Settembrini suchte die Zeit zu tödten, indem er den Brief des Horaz an die Pisonen in italienische Verse übersetzte und einen Dialog über die „Frauen" abfaßte. Nach sechs Monaten endlich wurden sie nach dem Gefängniß von S. Francesco versetzt, wo doch die Verwandten zum Besuche kommen konnten, wo wenigstens Luft und Raum, wo die Gesellschaft eine erträgliche war: Edelleute, die sich duellirt hatten, Priester und Bürgersleute.

„Unter den Priestern war ein Alter, den nannte man Onkel Natale; der war wegen eines Todtschlages zwanzig Jahre auf den Galeeren gewesen. Er schien ein angenehmer Mann zu sein, er lachte immer; aber es war ein grausamer Kerl gewesen und erzählte lachend von all' den Messerstichen, die er versetzt. Er hatte nur einen Trost, die Flasche, die küßte er fortwährend, kniete vor sie hin und sagte: Nun wollen wir uns das Hochamt halten, — trank und trank wieder, bis er einschlief." Daneben war ein anderer Mönch, der aß soviel als jener trank: und sein Heißhunger hatte ihn mit seinen Ordensbrüdern in einen Streit gebracht, den er hier büßte. Er war trostlos über sein Laster, aber er konnte es nicht über

winden; sobald der Hunger kam, ward er zu einem wilden Thier. In solcher und ähnlicher Gesellschaft, welche die Besuche der Verwandten und Freunde von Zeit zu Zeit variirten, gingen unter Arbeit und Hoffen die letzten neun Monate der langen „Aufsichtshaft“ verhältnißmäßig leidlich hin. Endlich am 14. Oktober 1842 wurden die längst Freigesprochenen auch wirklich freigelassen, Dank vor Allem dem Muthe und den unverdrossenen Bemühungen der Frau Settembrini's, welche bis zum Könige gedrungen, und zwar nicht im Stande gewesen war, sein hartes Herz zu rühren, wohl aber ihn zu demüthigen und ihm die Schamröthe in die Wangen zu treiben.

III.

Als der arme Settembrini im Herbst 1842 aus der Haft entlassen wurde, hatte er seine Stelle verloren. Eine Schule aufzuthun ward ihm nicht erlaubt, und so mußte er seine Familie durch Privatunterricht ernähren. Es war eine sauere Arbeit; aber sie gefiel ihm. „Ich schlug mich durch und konspirirte noch immer; denn lehren hieß für mich konspiriren, und zwar nicht mehr in Worten mit Erwachsenen, aber indem man der Jugend die Liebe für gewisse Wahrheiten und Gedanken beibringt. Hat sie einmal diese Liebe, so wird sie schon allein handeln und wirklich handeln.“ ... „Hat doch“, sagt er bei einer anderen Gelegenheit, wo er von dem Unterricht spricht, den er selber als Jüngling empfing, „hat doch der Privatunterricht uns vor der letzten Knechtschaft bewahrt, vor

der Knechtschaft des Gedankens, und die Bildung großer und freier Geister begünstigt, die wir zu allen Zeiten hatten."

Kein Jahr verging, das nicht eine Verschwörung, einen Aufstand und blutige Verfolgungen zu verzeichnen gehabt: die bekanntesten unter diesen unzähligen Märtyrern der nationalen Sache waren die Brüder Bandiera, welche 1844 den Heldentod gestorben. Settembrini nahm an keinem Komplott Theil, wohl aber „an jener andern Art von Verschwörung, die ohne heftige Ungeduld, langsam, unausgesetzt, offen wirkte, an der alle Gebildeten, alle Verständigen Theil nahmen"; und diese ward von Tag zu Tag stärker. Gioberti's Primato, Balbo's Speranze, Niccolini's Arnaldo da Brescia, d'Azeglio's Ultimi casi di Romagna, fielen in jene Zeit und sprachen die innersten Wünsche aller Patrioten aus; vor Allem Pius IX. brachte ganz Italien durch seine Initiative in Fieber und alle Fürsten in ängstliche Aufregung.

In Neapel aber wurde die Polizei nur um so strenger, das System der Spionirung und die Verfolgung immer unerträglicher. Wer nur Briefe und Zeitungen aus Norditalien erhielt, war dem Verdacht und somit der Gefahr der Verhaftung ausgesetzt. Bald brach es auch im Süden wieder an allen Ecken und Enden aus. Schönere Thaten des Muthes und der Aufopferung als selbst die der Bandiera hatten die Aufständischen von Messina und Reggio di Calabria zu verzeichnen (1847). Wieder floß das Blut in Strömen, wieder öffneten sich die Kerker für Hunderte, wieder begannen die unmenschlichen Torturen. Kaum war Messina gefallen, so wandte sich des Königs Henker, Ge-

neral Nunziante, gegen Reggio. Dem Bombardement seiner Kriegsschiffe vermochten die Aufständischen keinen Widerstand zu leisten. Sie flohen in die Berge, verfolgt von den Truppen, den Gendarmen und dem ländlichen Proletariat. Das Haupt der ganzen Verschwörung, Domenico Romeo, „durch einen Pferdetritt an einem Beine verwundet, konnte nicht weiter und verbarg sich in einem Strohhaufen mit seinem Neffen Pietro. Angegriffen von der Stadtwache von Pedavoli wird er in der Brust verwundet. Pietro schießt auf den Verwundeten, der sich im Blute wälzend zu Domenicos Füßen sinkt; der setzt den Fuß auf ihn und sagt: Elende, was hab' ich Euch gethan? und stürzt todt über ihn hin. Sie schneiden ihm den Kopf ab, stecken ihn auf eine Stange und sagen zu Pietro: Trag' du ihn und ruf: es lebe der König! Der stolze Knabe rührte sich nicht und sagte kein Wort. Sie schlugen und stießen ihn und schleppten ihn nach Reggio." Nur Wenige entkamen, die Meisten wurden schnöde verrathen oder stellten sich selbst, was ihnen keine Rettung brachte. Noch schamloser wurde in Gerace der methodische Mißbrauch des Vertrauens getrieben.

Auch in Neapel gährte es mächtig. „Eines Morgens, so erzählt uns Settembrini, „ging ich durch Via Assunzione nach der Chiaja, wo der Palast des Ministers Delcarretto war: da kommt in scharfem Trabe die Kutsche mit ihren dampfenden Pferden und ihrem frechen Kutscher angefahren; sie fährt in den Thorweg und, wie der Minister aussteigt, eilen eine Frau und vier Kinder in Trauer auf ihn zu, die ihm ein Papier hinreichten und nach etwas fragten. Der Minister bleibt stehen und giebt dem Bedienten Ordre

sie wegzujagen und die arme Frau mit ihren bleichen und verblüfften Kindern wurde brutal hinausgestoßen. Sie weinte, nahm die Kleinsten bei der Hand und ging weg. Ich habe nie erfahren, wer die Frau war; aber bei dem Anblick fühlte ich mein ganzes Blut in Wallung und ich sagte zu mir: Dich will ich rächen. Ich lief nach Hause, setzte mich an meine schon begonnene Arbeit und schrieb und schrieb und verließ meinen Schreibtisch nicht eher, als ich den „Protest des Volkes beider Sicilien“ vollendet hatte.“ Dieses die Genesis der merkwürdigen Schrift, der zündendsten, folgenreichsten That Settembrini's, des beredtesten und tadellosesten seiner Werke. Die Schrift hatte einen ungeheuren Widerhall nicht nur in Neapel, sondern in der ganzen Halbinsel, ja in Europa. Lange suchte man vergebens dem kecken Verfasser auf die Spur zu kommen. Niemand hatte Settembrini in Verdacht. Als im Herbst — wir sind im Jahre 1847 — die Nachrichten von der Erhebung Messinas, Reggios, Geraces nach Neapel kamen, während sich in Sicilien und Calabrien die Kerker füllten, wurden Carlo Poërio, Mariano d'Ayala, und die anderen Verdächtigen sofort verhaftet: Settembrini blieb unbehelligt, gab seine Stunden und wurde kaum beachtet. Er hatte seit dem Gefängniß eine Art Brutusmaske angenommen, die Viele täuschte.

Indeß fing der König an zu wanken. Er sandte einen der verhaßten Minister weg und rief einen Gemäßigten an die Spitze der Geschäfte. Die Dankdemonstrationen, die ihm gar nicht angenehm waren, begannen: Es lebe Italien, rief es in den Straßen, es lebe Pius IX., es lebe der Zollverein, es lebe der König! Er ließ die

Kundgebungen verbieten. Settembrini schrieb auf dies Verbot eine „Antwort des Volkes", die bald in Aller Händen war. Auf die Dauer ließ es sich doch nicht verhehlen: die Sache ward ruchbar und Settembrini floh noch in der elften Stunde auf eine englische Fregatte; das war am 3. Januar 1848. Er brauchte keinen Monat in Malta zu bleiben. Als er am 7. Februar nach Neapel zurückkam, war Carlo Poërio aus dem Gefängniß gezogen und Polizeidirektor geworden, Bozzelli Minister des Innern. Und nun begann die Zeit der Freiheit. Zehnmal in zwei bis drei Monaten wurden die Minister gewechselt. Auch Settembrini erhielt eine Stelle im Unterrichtsministerium, aber er fühlte sich wie ein Fisch außer Wasser im Amt und gab es auf, noch ehe die Reaktion triumphirte (15. Mai). „Er fühlte sich da wie schwindelnd: Alle kamen, Alle verlangten etwas und wer Nichts für sich verlangte, empfahl Andere oder gab guten Rath . . . Die große Maschine der alten Regierung ward auseinandergenommen, aber mit wenig Einsicht; die Schlimmen wurden entfernt, aber man fand die Guten nicht, die man an die Stelle setzen sollte; die Schlauen blieben. Die Neuen, oft ganz Unfähigen, wußten nicht was zu thun war, Alle schwatzten; in den Straßen wurde von Allen mitgeschrieen. Mit dem Schreien hatten sie eine Verfassung erlangt; also glaubte Jeder mit dem Schreien auch eine Stelle zu erlangen. In den Klubs hielt man große Reden von allen Dingen und wer die geläufigste Zunge hatte und die außerordentlichsten Projecte zum Besten gab, der ward am meisten beklatscht. Die zügellose Presse veröffentlichte Schamlosigkeiten, Verleumdungen, Wahrheiten, Scheußlichkeiten, und biß Alle. All

das Schreien der Neapolitaner war wie das summende Schwärmen der Bienen, wenn sie untereinander in Kampf gerathen. Wenn man eine Hand voll Erde drauf wirft, hört es auf. Es brauchte eine Handvoll Erde um sie zum Schweigen zu bringen, es brauchte eine starke Hand und es gab keine."

Die Guten wußten wohl, daß „man sein Vaterland nicht mit Vivatrufen befreit, sondern mit den Waffen" und eilten nach der Lombardei. Die schöne Mailänderin, Christine Trivulzi, Fürstin Belgiojoso, die in Paris Viel bewunderte, stellte sich an die Spitze einer Schaar Jünglinge und zog nach dem Norden. In Neapel aber wurde es täglich schlimmer. „Alle Minister waren erdrückt unter der Last frecher und zudringlicher Stellengesuche von Leuten, die trunken schienen und mit Gewalt angehört werden wollten und glaubten, die Freiheit sei ein Bankett, an dem jeder sich voll essen könne. Sie stiegen alle Treppen hinauf, lärmten in allen Häusern: es war ein garstiger Wirrwarr; und es gab keinen verständigen Mann, welcher Meinung er auch sein mochte, der nicht gewünscht hätte, eine starke Regierung zu sehen und nicht diese Advokatenminister, die immer von Freiheit und Gesetz sprachen, und nur ins Geschwätz Fiduz hatten, alle Dinge unterst zu oberst gehen ließen und dann erschraken und ihre Entlassung einreichten." Das waren die Augenblicke, mitten im Triumphe der „Freiheit", wo in Settembrini der leidenschaftliche Konservative geboren ward, als der er sich in den Jahren 1860 bis 1876 entpuppte.

Aber schon begann der König die Zügel wieder anzuziehen; noch wenig Tage und er war wieder Herr. So

gleich wurden die neapolitanischen Truppen aus dem Norden zurückgerufen. Die Revolution hatte für's Erste ausgespielt. „Die Hand auf's Herz und sagen wir die Wahrheit: Alle waren mitschuldig: das Volk war toll, die Regierenden unerfahren und schlaff, der König ein Bösewicht und Lügner.“ Während der Pöbelorgie des 15. Mai wußte sich Settembrini zu verbergen; andern Tags entkam er glücklich nach Scafati. Doch ward die Verfassung für's Erste nicht abgeschafft und schon im Juni glaubte Settembrini mit seiner Familie zurückkehren zu können. Drei seiner Schüler fand er nicht mehr; sie waren der Volkswuth zum Opfer gefallen, darunter einer schnöde verrathen durch ein fanatisches Weib. In den Provinzen begann gleichzeitig die furchtbarste Reaktion. Umsonst suchte man in Calabrien zu widerstehen. Nunziante warf die aufständischen Haufen an der Spitze der regelmäßigen Truppen. In Neapel begann die Komödie mit der Kammer, welche endigte, wie man sich erinnern wird. Schon kamen zu Hunderten die Gefangenen aus Calabrien, um nach den Verließen des Rolandthurms in Gaeta gebracht zu werden, wo sie bis 1860 schmachten sollten. Und bald warf der König auch die letzte durchsichtige Maske ab. Anfangs September begannen in Neapel neue Volksdemonstrationen mit dem Rufe: „Nieder mit der Verfassung!“ während Messina kapitulirte. Doch ward die Reaktion erst nach dem Falle Palermo's (Mai 1849) wieder ganz unbehindert Herr und sie benutzte ihre wiedergewonnene Herrschaft aufs rücksichtsloseste. Carlo Poerio, der ehemalige Minister, Scialoja und Silvio Spaventa, die zukünftigen Minister, L. Settembrini ge-

hörten zu den ersten Opfern. Schon 1849 wurden sie verhaftet und in unwürdigem Kerker gehalten. Den Prozeß (Ende 1850) hat Villari mit Recht ein großartiges Epos genannt und Settembrini war der Held dieses Epos. Er suchte sich kaum zu vertheidigen; er bestand nur auf seinem Rechte und erklärte die ganze Verfolgung öffentlich für das was sie war, einen Tendenzprozeß. Drei, darunter Settembrini, wurden zum Tode verurtheilt, achtundzwanzig andere zu den Galeeren — meist Männer hoher Bildung und die später unter der italienischen Regierung hohe Staatsstellen bekleideten. Man muß in Settembrini's Denkwürdigkeiten die Kapitel über den Urtheilsspruch und über die zwei Tage in capolla, sowie den herrlichen Brief lesen, den er an seine Frau schrieb, als er zu sterben glaubte, und welchen die „Edinburgh Review" für eine der beredtesten Seiten der italienischen Literatur erklärte. Er ward in alle Sprachen übersetzt und durchlief ganz Europa: er wird wohl von Vielen vergessen sein in unsrer ereignißvollen Zeit; aber damals that er mehr für die Sache Italiens, als alle Kammerreden und Zeitungsartikel und doch war es nur ein einfacher Abschiedsbrief an die Gattin. Edler als die Sprache dieses antiken Briefes, dramatischer in ihrer Einfalt als die Erzählung dieser Tage, welche der unerwarteten Begnadigung vorangingen, giebt es Weniges in der Literatur unserer Zeit. Man hört den ängstlichen Pulsschlag der Freunde und Verwandten, die draußen harren, während das Schaffot sich vor dem Fenstergitter erhebt; das Weinen und Schluchzen der Gefangenwärter, das Beten der „Weißen" (der Mönche), und die heitererhabenen Gespräche der drei zum Tode Verurtheilten.

deren ruhige Zuversicht in die Zukunft Italiens, in die Sorge der Freunde für ihre Wittwen und Waisen, in den endlichen Triumph der Gerechtigkeit großartig kontrastirt mit der Aufregung oder dem Zusammenbrechen aller Andern. Der Raum erlaubt es nicht, sie hier anzuführen. Es genüge zu wissen, daß die Begnadigung durch Mißverständniß des Staatsanwalts, nicht durch die Milde des Königs erfolgte, der das einmal Geschehene und Versprochene nicht zurücknehmen konnte. Am 4. Februar wurden alle Verurtheilten mit Handschellen belegt und paarweise aneinandergebunden, erst nach Nisita, dann nach S. Stefano gebracht, wo sie noch acht Jahre bleiben sollten.

Sie wurden von einander getrennt; nur Silvio Spaventa, heute Staatsrath und lange Zeit Arbeitenminister im Kabinet Minghetti, der Bruder des berühmten Hegelianers, Bertrando Spaventa, blieb bei ihm mitten unter dem scheußlichsten Verbrechergesindel. Der zweite Band der Denkwürdigkeiten, der uns die ganze Zeit von März 1849 bis März 1859, — der Stunde der Befreiung — schildert, ist zwar voll herrlicher Seiten, die jenen Kapiteln über den Prozeß und die Tage der Vorbereitung zum Schaffot in nichts nachstehen; allein nur der geringste Theil desselben ist von Settembrini redigirt worden. Seine Wittwe hat seine Notizen, einige kleine Schriften und Briefe zusammengestellt, wodurch natürlich die Wirkung der, in ihrer Schlichtheit so kunstvollen, Erzählung des ersten Bandes nicht erreicht werden konnte. Auch scheint ihr Manches unbekannt geblieben zu sein, unter Andern die zahlreichen Briefe an Panizzi, die doch durch ihre Hand

gegangen sein müssen und durch welche wir den Rest unserer Mittheilungen vervollständigen. Immerhin ist des Interessanten die Fülle auch in diesem zweiten Bande. Die Fluchtversuche, die Hoffnungen und die Muthlosigkeiten, die Beschäftigungen, die Erfindungen, um mit der Außenwelt zu verkehren, die Gespräche der Mitgefangenen und die Bildnisse der merkwürdigsten Typen unter den Verbrechern füllen denselben aus und lassen kaum einen Auszug zu; und das Uebersetzen könnte nur die wunderbare Frische dieser Bilder verwischen. Nur eine heitere Anekdote aus jener langen Leidenszeit finde hier ihre Stelle, als besonders charakteristisch für den südlichen Charakter. Eines Abends spazirten zwei Galeerensklaven — ehemalige Ziegenhirten — auf der Terrasse des Gefängnisses. Es war eine herrlichklare Sommernacht. Einer sagte zum anderen: Ich möchte soviel Schafe haben, als da Sterne am Himmel stehen. — Und wo würdest Du sie zur Weide führen? — In Deinem Feld. — In meinem Feld? Das wollte ich doch sehen! Ein Wort giebt's andere, die Messer fahren aus der Tasche und nach wenigen Minuten liegt einer der Ziegenhirten todt am Boden. Settembrini und Spaventa stellten bis tief in die Nacht allerlei tiefe Betrachtungen an über dies Ereigniß und über die Nothwendigkeit der Volksbildung. Bald kam das Gespräch auf andere Gegenstände und Settembrini sagte: Wenn der Zug von Neapel nach Castellamare in Resina anhält, um Wasser einzunehmen — Ach was! Resina: in Granatella hält er. — Was für Dummheiten! ruft der andere, und in wenig Augenblicken springen die beiden vom Lager auf, auf dem sie ausgestreckt gelegen, ballen

die Fäuste und liegen einander fast schon in den Haaren, als Settembrini sich besann: „Und wir haben über die Ziegenhirten philosophirt!“ — und die Freunde lagen einander lachend in den Armen. Bald ward er auch von Spaventa getrennt.

„Jetzt bin ich im wahren ergastolo; es ist mir und Niemanden mehr erlaubt aus dem Flur, wo er ist, herabzusteigen; und ich, um mich nicht zu sehr unter die Wilden (gente efferata) zu mischen, gehe nur höchst selten aus meiner Zelle oder vielmehr aus meinem Stalle heraus.“

So schrieb er am 27. November 1852 an A. Panizzi, der sich in London seines Sohnes väterlich angenommen hatte. Wie das Papier und die Tinte beschafft oder vielmehr geschaffen worden, wie solche Zettel dann an seine Frau, an die englische Gesandtschaft, nach London kamen — Alles Das liest sich wie ein Schauerroman der zwanziger Jahre.

„Ich sehe keinen anderen Himmel als den, welcher das Höfchen des ergastolo bedeckt und ich sehe keine Menschengesichter. Nur wenn der Matrosencourier kommt, darf ich hinuntergehen um ihn zu sehen, der Untersuchung meiner Kleider beiwohnen, die (geöffneten) Briefe in Empfang nehmen und in meine Zelle zurückkehren. Bei dieser Lage der Dinge sehen Sie, daß jeder (Flucht)plan unmöglich ist: Zeit und Ehre können mir unter veränderten Bedingungen Rath bringen. Für jetzt leiden, noch immer leiden; Anderes kann ich nicht. Einstweilen hoffe ich, daß Gott Barmherzigkeit mit mir habe; denn ich fühle, daß mir jeden Tag mein Verstand abhanden kommt und mein Herz sich verderbt; ich fürchte, daß, wenn ich lebend hier heraus komme, ich halb verdummt und halb schlecht herauskommen werde. . . . . Sie thun so viel für meinen Sohn, fahren Sie fort ihn zu lieben, wie Sie's thun, und bekümmern Sie sich nicht so viel um mich: lebe ich doch allein in ihm und sorge nicht um mich. Möge er nur gut und glücklich sein und ich hier sterben. Ich bin's zufrieden.“

Wohl hätte er die Freiheit erlangen können, wenn er um Gnade gebeten hätte, wie so viele Leidensgenossen, oder sie erkauft wie Andere: denn ein Advokat, der in des Königs Vertrauen war, trieb den Handel ganz systematisch und mit Wissen des Königs, „dem es lieber war, man glaubte, seine Milde werde für Geld verkauft, als daß man argwohnen könne, er lasse Gnade ergehen aus Schwäche; ja, er wollte, daß man wissen solle, man könne so herauskommen." Settembrini hätte durch die Engländer das Geld bekommen können; allein er wollte seine Freiheit so wenig erkaufen als erbetteln und er blieb. Doch wies er die Hülfe zu einem Fluchtversuche, die ihm Panizzi bot, keineswegs ab.

„Wenn ich sicher wäre, schrieb er am 2. Juli 1855, ein Boot bereit zu finden, das mich an einem sicheren und unbeobachteten Orte erwartete, könnte ich eine Nacht wohl schon herauskommen: nicht allein, sondern mit fünf anderen Genossen, Gentlemen und politische Gefangene, mit welchen ich jetzt in einer Stube bin: ich müßte aber ganz sicher sein es zu finden; denn einmal heraus, könnte ich nicht mehr zurückkehren und, wenn wir das Schiff nicht fänden, wären wir Alle verloren. Ueber die Weise herauszukommen ist es unnütz mit Ihnen zu reden; daran muß ich denken und ich habe oft daran gedacht und denke dran. Es braucht keine große Kühnheit und erfordert nur wenige und leichte Mittel. Mit Kühnheit bin ich hinreichend versehen; um mir die Mittel zu verschaffen, muß ich erst wissen, ob es möglich sei das Boot bereit und sicher zu finden. Ein Schiff mit einer Ladung ginge nach Neapel und bliebe dort einige Tage; der Kapitain würde sich mit Louison's (Mme. Settembrini's) Mutter in Einvernehmen setzen, würde die detaillirteste und genaueste Auskunft schriftlich haben, die jedoch unendlicher unvorherzusehender Zufälle wegen nicht lange voraus geschrieben werden könnte. Er würde genau angeben wie das Schiff ist und an welchen Zeichen erkennbar; und drei oder vier Tage vorher würde er uns wissen lassen, wenn es die Anker lichtet. Man müßte eine

mondlose Nacht wählen oder in welcher der Mond in den ersten Stunden schiene. Das Schiff müßte eine oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang sich drei oder vier Meilen von der Insel zeigen um sich zu erkennen zu geben: wir würden schon die Mittel und Augen haben es zu erkennen. Gegen Mitternacht müßte das Schiff sich an dem Orte befinden, den ich weiter unten angeben werde und da bis zum Tagesanbruch warten. Es müßte vier Matrosen haben, die mit Flinten bewaffnet wären für alle Fälle. Wenn diese ein Licht in einer Laterne sähen, müßten sie mit einem andern Lichte in einer andern Laterne antworten, sich dem Lichte nähern, ein Losungswort mit uns wechseln und uns in's Schiff aufnehmen, selbst wenn sie uns, im Falle hohen Meeres, mit Tauen hereinziehen müßten. Das Schiff könnte uns nach Genua, Cagliari, Corsica oder Malta bringen, wo nur immer Sicherheit wäre.

„Nun muß ich Ihnen sagen wie die Insel gestaltet ist, von der ich eine Skizze beilege, die ich, so gut ich konnte, aufgenommen; sie kann Ihnen eine klare Idee vom Orte geben. Es ist ein hoher Felsen von ungefähr einer Meile (20 Minuten) Umkreis und ist von Ventotene (dem andern Gefängnisse), welches nach Westen liegt und weniger hoch ist, durch einen Kanal von etwa einer Meile Breite getrennt. Nach Süden ragt sie achtzig und mehr Meter hoch über das Meer; nach Norden ist sie niederer; ohne Strand irgendwo, ganz von Felsen starrend. Auf der breiteren Nordseite steht das **ergastolo**, das nur von sieben äußeren Schildwachen bewacht wird, die ich auf der Skizze mit Punkten angegeben. . . . Sie sehen durchaus die Ost- und Südseite nicht und geben nur auf die Mauern des Gebäudes Acht. Die Insel hat weder Zollamt noch Zollsoldaten; sie hat keine anderen Einwohner als die Beamten des **ergastolo** und einen Bauer, der mit seiner Familie in einem Hause nach Südosten wohnt. . . . Die Schiffe kommen Tags über und nähern sich einem Felsen gegenüber von Ventotene, wo die gemeinsame Landestätte ist. Nie kommt ein Schiff die Nacht an; wenigstens ist es diese fünf Jahre nicht vorgekommen. . . . Alle Personen, welche auf der Insel sind, werden die Nacht im **ergastolo** eingeschlossen mit Ausnahme der sieben Schildwachen. Gegen Osten ist das Bauernhaus, das man auch auf acht bis zehn Meilen sieht, wenn man von Ischia kommt. Unter diesem Hause ist eine lange nackte Mauer, in der sich sehr deutlich erkennbar ein Bogen öffnet, der weiß bemalt ist; und beinahe senkrecht unter diesem Bogen, tief, tief unten am Meere,

ist eine ganz kleine Bucht, wo man hinabsteigen und das Boot unbemerkt erwarten kann. Die Insel ist so hoch, daß ein Schiff ganz um sie herumfahren und berühren könnte selbst nach Norden, ohne von den Schildwachen gesehen zu werden; daher es leicht ist sich zu nähern und gefahrlos nach Osten oder Süden liegen zu bleiben."

Bald konnte ihm Panizzi schreiben, ein kleines Dampfboot gehe ab, um sich an der bestimmten Stelle zu finden. Das war mehr als Settembrini erwartet. Er jauchzte vor Freude. Ein anderer Brief vom 31. August 1855 in sympathischer Tinte gab nun noch die allergenauesten Details und man staunt über den Scharfsinn und die praktische Klugheit des Träumers. Zeichen, Losungsworte, Stunde: Alles ist bestimmt. Sechszehn Tage vor der Ankunft des Schiffes müssen die englischen Freunde in Neapel, vier Tage vorher die Gefangenen benachrichtigt sein: man rechnet auf einen Tag zwischen dem 6. und 18. October; der 6. October kam und verstrich und der 18. verging, ohne daß das Schiff sich zeigte: es war in der Nähe von England gescheitert.

Auch alle folgenden Bemühungen der Gefangenen und ihrer Freunde mißglückten; endlich riethen ihnen selbst die Stolzesten, wie Panizzi, um Gnade nachzusuchen, lieber als nach der Argentina zu gehen, wohin die neapolitanische Regierung sie zu deportiren sich erbot:

„Herr Panizzi, schrieb er den 2. März 1857 an M. Fagan, einen Attaché an der englischen Gesandtschaft, Herr Panizzi ist ein Mann von solcher Autorität für mich, ich schätze ihn hoch, ehre und liebe ihn und bin ihm so viel schuldig, daß es mich wirklich schmerzt anderer Meinung zu sein als er; und ich glaube, entweder sind ihm meine Absichten falsch berichtet worden, oder er weiß mehr als ich. Ich schreibe ihm nicht selber, da er in seinem Briefe seine feste Ueberzeugung ausgesprochen und es nur als eine Unhöflichkeit er-

schiene, ihm zu widersprechen. Ich bitte Sie daher, mich, wenn Sie sie wissen, die Gründe wissen zu lassen, welche Herr Panizzi hat, um mir jenen Rath zu geben, oder auch ihm meine Gründe auseinanderzusetzen, wenn Sie sie für gut halten, da Sie es mit mehr Anstand thun können als ich. Ich will Nichts thun was irgend einem Menschen auf der Erde mißfallen könnte, geschweige denn ihm und seinen Freunden, die mir soviel Wohlwollen bezeigt; aber ich glaube, daß, wenn ich vernünftig handle, weder er noch irgend Jemand es übel nehmen und mich tadeln kann.

„Sie, mein Herr, der Sie so lange unter uns gewohnt haben, und die Absichten wie die Meinungen der Regierung und der liberalen Partei so gut kennen, wissen, daß unter den jetzigen Umständen ein Gnadengesuch keine persönliche Sache ist, es ist nicht nur ein Opfer der eigenen Würde und jenes gerechten und heiligen Stolzes, den Jedermann, der sich als Menschen fühlt, haben soll: es ist kein Pactiren mit einem Briganten, um ihn um's Leben zu bitten; es ist ein öffentlicher Act, ein Verleugnen des politischen Glaubens, zu dem man sich bekennt; ein Anerkennen als gerecht, gesetzlich, heilig einer ungeheuren Anhäufung von seit neun Jahren begangenen Ungerechtigkeiten; es heißt der Nation sagen, daß wir Alle Unrecht haben und ein Einziger Recht hat; es hieße Frankreich und England Lügen strafen, die das Verfahren der neapolitanischen Regierung so feierlich mißbilligt; es hieße der öffentlichen Meinung Europa's sagen: Ihr habt Euch geirrt. Die neapolitanische Regierung weiß sehr wohl, daß die Gesuche diese Bedeutung haben und darum wendet sie alle erdenklichen Insinuationen und Suggestionen an, um sie zu erlangen; und wenn die Gesuche nicht niedrig sind, nimmt sie sie nicht an, denn sie will den, der sie macht, nicht nur demüthigen, sondern auch aller Scham berauben. Wenn es kein anderes Thor giebt, um aus dem ergastolo zu kommen, ich werde nie an dieses klopfen; ich werde hier bleiben, hier sterben, gleichviel. Viele Andere haben um Gnade nachgesucht; ich weiß es und tadle sie nicht; aber ich hoffe, Niemand auch kann mich tadeln wegen meines festen Entschlusses. Aber in diesem Punkte bin ich nicht anderer Meinung als Herr Panizzi und konnte es nicht sein; er sagt ja, wenn man ein entehrendes Gesuch verlange, es um keinen Preis zu geben. Man muß es aber wissen, daß man Nichts Anderes im Auge hat als die Zertretnen auch zu entehren, ihnen das einzige Gut zu nehmen, das ihnen bleibt, sie Angesichts der Nationen als

erniedrigt und kriechend darzustellen, glauben zu machen, sie hätten kein rechtes Bewußtsein gehabt von dem was sie gethan, sie hätten das Herz nicht ihrer Sache treu zu bleiben, weil sie fühlten daß sie ungerecht sei; und nachdem man sie so gedemüthigt, ihnen Gnade zu Theil werden zu lassen (an der man sogar zweifeln dürfte; denn es giebt Briganten, die Einem das Leben versprechen, damit man sein Geld herausgebe, und Einem dann Geld und Leben rauben), eine verächtliche Gnade, bittrer als die Galeere und der Tod. Aber meine Ehre ist mein, mein Gewissen ist mein und keine Macht der Erde kann mir dies einzige Gut, das mir noch bleibt, entreißen. Ich aber bin überzeugt und sicher, daß ich mit dem Einreichen eines Gnadengesuches mir selbst und der gemeinsamen Sache schaden würde und deshalb bin ich entschlossen, es nie und um keinen Preis zu thun."

Eher noch würde er das Anerbieten der Regierung annehmen nach der Argentina zu gehen, wovon ihm Panizzi so dringend abräth, weil er darin eine versteckte Deportation sieht.

„Aber mein Herr, in diesem furchtbaren Kerker verliere ich täglich den Verstand, das Bewußtsein, das Menschenthum; und was mich am Meisten martert und mir in die Seele brennt und die Strafe verdoppelt, ist, daß ich seit sieben Jahren von der Mildthätigkeit Anderer lebe. Das ist eine unerträgliche Lage und um sie zu fliehen, ginge ich gerne nach Argentina und Patagonia, ja nach dem Pol und wo immer ich mit meiner armen Frau und meinem lieben Sohn arbeiten und von der süßen Frucht meiner Arbeit leben könnte."

Man ersparte ihm die Wahl: was allen Anderen angeboten ward, wurde ihm nicht vorgeschlagen und er blieb.

Als im Jahr 1859 das Herannahen des italienischen Krieges die ganze Halbinsel aufregte, fühlte auch König Ferdinand, daß der Augenblick gekommen sei, etwas zu thun. Gladstone's Protest vom Jahre 1851, als er Settembrini, Poërio und Pironte und die Anderen in

unwürdigen Fesseln unter Verbrechern gesehen, hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht, denn er wußte schon, von England hatte er nichts zu befürchten. Die französischen Rüstungen imponirten ihm ganz anders. So verwandelte er die Strafe der lebenslänglich Verurtheilten erst in Deportation, dann in einfache Verbannung. Zwei Fregatten brachten die Gefangenen in den Hafen von Cadix, wo ein amerikanischer Segler gemiethet wurde, der sie nach Südamerika bringen sollte. Schon vor Gibraltar begegnete ihnen ein Kauffahrteischiff; es war ein Sardinier, der die dreifarbige Fahne aufhißte, „die wir nach zehn Jahren in offenem Meere auf dem Wege zur ewigen Verbannung wiedersahen. Alle entblößten ihr Haupt; selbst die Matrosen folgten dem Beispiel." Nach vierzehn Tagen segelte endlich der „David Stuart" ab; noch zwei Tage lang von einer neapolitanischen Fregatte begleitet. Ein junger Mensch, anscheinend ein ausgewachsener Schiffsjunge, servirte bei Tisch. Settembrini hatte ihn schon längst erkannt und sich bald mit ihm verständigt. Kaum war man auf hohem Meere, so öffnete eines Tages der junge Mann seinen Koffer, zog die Uniform eines englischen Marine-Offiziers heraus, legte sie an, stieg auf's Deck und befahl dem Kapitän, nach England zu steuern. Es war Settembrini's ältester Sohn, der durch Gladstone's Vermittlung seit sieben Jahren in die englische Marine aufgenommen war, von der Sache gehört hatte und nach Cadix geeilt war, wo er sich als einen Schiffsküchenjungen aus Kuba hatte aufnehmen lassen. Der Kapitän wollte anfangs nicht gehorchen, aber die Gefangenen waren zahlreich und stark. Der junge Settembrini nahm selbst

das Steuer in die Hand; die englische Uniform imponirte und so ging's denn geradaus nach England, wo echt englische Ovationen die unglücklichen Märtyrer erwarteten. Soweit die „Denkwürdigkeiten".

Im folgenden Jahre 1860 kehrte Settembrini natürlich in die Heimath zurück. Er verlangte Nichts von der neuen Regierung. Die einzige Gunst, um die er bat, war, daß man ihm eine Schulinspektion anvertraue, damit er einmal in seinem Leben ganz Italien sehen könne. Das ward ihm denn auch vergönnt. Im übrigen lebte er ganz in der Familie und in seinen Vorlesungen, die einen ungeheuren Zudrang hatten. An der Politik nahm er nur indirekt Theil. Man bot ihm mehreremale eine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten an, aber er wollte sich keiner Partei pflichtig machen und so blieb er ausgeschlossen. Erst fünfzehn Jahre nach der Befreiung und Einigung Italiens ward er von Minghetti in den Senat berufen, wo er nur eine Rede hielt, die aber einen gewaltigen Widerhall fand, eine Rede zu Gunsten des armen nothleidenden Volkes beider Sizilien, desselben Volkes, das einst in der Verfolgung der Patrioten König Ferdinand's Freiwilligenheer gebildet hatte. Settembrini starb dreiundsechzigjährig am 3. November 1876 in den Armen seiner treuen Gattin, der wir die Mittheilung dieses herrlichen Buches verdanken, seiner letzten, vollendetsten und dauerndsten Arbeit.

X.

Giuseppe Pasolini.

(Giuseppe Pasolini. Memorie raccolte da suo figlio. Imola 1880. Ein Band in 8° S. 649.)

Graf Giuseppe Pasolini, dessen Lebensbeschreibung uns von seinem Sohne geboten wird, hat eine hervorragende Stelle unter den Staatsmännern seines Vaterlandes eingenommen. Er ist Minister Pius' IX. wie Victor Emanuel's gewesen, hat neuerworbene Provinzen verwaltet und wichtige diplomatische Sendungen übernommen; er ist 1876 als Präsident des italienischen Oberhauses im Alter von 61 Jahren gestorben. Mehr aber noch als durch seine Aemter und Jahre ist er durch seine Lebensstellung und Bildung, seine Gesinnung und Haltung ein Mann der Generation gewesen, welche das neue Italien geschaffen hat. Ich würde ihn einen Typus nennen, wenn er nicht eben doch geistig und vor Allem sittlich die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen, die ja selber eine geistige und sittliche Aristokratie bildeten, um so Vieles überragt hätte. Das geschmackvoll und lebendig geschriebene Buch seines Sohnes, dem der engere Freundeskreis schon ein zart empfundenes Charakterbild der Mutter ver-

das Steuer in die Hand; die englische Uniform imponirte und so ging's denn geradaus nach England, wo echt englische Ovationen die unglücklichen Märtyrer erwarteten. Soweit die „Denkwürdigkeiten".

Im folgenden Jahre 1860 kehrte Settembrini natürlich in die Heimath zurück. Er verlangte Nichts von der neuen Regierung. Die einzige Gunst, um die er bat, war, daß man ihm eine Schulinspektion anvertraue, damit er einmal in seinem Leben ganz Italien sehen könne. Das ward ihm denn auch vergönnt. Im übrigen lebte er ganz in der Familie und in seinen Vorlesungen, die einen ungeheuren Zudrang hatten. An der Politik nahm er nur indirekt Theil. Man bot ihm mehreremale eine Kandidatur für das Haus der Abgeordneten an, aber er wollte sich keiner Partei pflichtig machen und so blieb er ausgeschlossen. Erst fünfzehn Jahre nach der Befreiung und Einigung Italiens ward er von Minghetti in den Senat berufen, wo er nur eine Rede hielt, die aber einen gewaltigen Widerhall fand, eine Rede zu Gunsten des armen nothleidenden Volkes beider Sizilien, desselben Volkes, das einst in der Verfolgung der Patrioten König Ferdinand's Freiwilligenheer gebildet hatte. Settembrini starb dreiundsechzigjährig am 3. November 1876 in den Armen seiner treuen Gattin, der wir die Mittheilung dieses herrlichen Buches verdanken, seiner letzten, vollendetsten und dauerndsten Arbeit.

X.

Giuseppe Pasolini.

(Giuseppe Pasolini. Memorie raccolte da suo figlio. Imola 1880. Ein Band in 8° S. 649.)

Graf Giuseppe Pasolini, dessen Lebensbeschreibung uns von seinem Sohne geboten wird, hat eine hervorragende Stelle unter den Staatsmännern seines Vaterlandes eingenommen. Er ist Minister Pius' IX. wie Victor Emanuel's gewesen, hat neuerworbene Provinzen verwaltet und wichtige diplomatische Sendungen übernommen; er ist 1876 als Präsident des italienischen Oberhauses im Alter von 61 Jahren gestorben. Mehr aber noch als durch seine Aemter und Jahre ist er durch seine Lebensstellung und Bildung, seine Gesinnung und Haltung ein Mann der Generation gewesen, welche das neue Italien geschaffen hat. Ich würde ihn einen Typus nennen, wenn er nicht eben doch geistig und vor Allem sittlich die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen, die ja selber eine geistige und sittliche Aristokratie bildeten, um so Vieles überragt hätte. Das geschmackvoll und lebendig geschriebene Buch seines Sohnes, dem der engere Freundeskreis schon ein zart empfundenes Charakterbild der Mutter ver-

dankt, ist mehr als ein Zoll der Liebe und Ehrfurcht; es ist ein werthvoller Beitrag zur Entstehungs-Geschichte Neuitaliens. Die zahlreichen Briefe Pasolini's und seiner Freunde, welche uns hier mitgetheilt werden, berichtigen zwar nur in wenigen Punkten die uns bekannten historischen Thatsachen; aber sie zeigen uns dieselben von einer Seite, von der man sie nicht immer genugsam angeschaut hat. Eine gewisse Stimmung jener Zeit tritt darin sogar weit mehr zu Tage, als in den gleichzeitig erschienenen Briefen von Gioberti und an Panizzi, mehr sogar als in Tabarrini's Lebensbild von Gino Capponi, das dem vorliegenden Werke sonst wohl am nächsten kommt.[1]

I.

Giuseppe Pasolini wurde im Jahre 1815 zu Ravenna aus einem alten und wohlhabenden Adelsgeschlechte der Romagna geboren, und erhielt die in solchen Familien damals übliche Erziehung, theils zu Hause, theils im Gym-

1 J. Domenico Berti: Di Vincenzo Gioberti con sue lettere inedite Firenze 1881 (womit zu vergleichen: Il Piemonte nel 1850. 1851. 1852, lettere di V. Gioberti ed E. Pallavicino, per cura di B. E. Maineri, Milano 1875), Luigi Fagan: Lettere ad Antonio Panizzi. Firenze 1880 (nicht zu verwechseln mit desselben L. Fagan: Life of Sir Anthony Panizzi. London 1881) und Marco Tabarrini: Gino Capponi, i suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Firenze 1879. Von größter Wichtigkeit ist A. v. Reumont's Gino Capponi, ein Zeit- und Lebensbild (Gotha 1880, italienisch Milano 1881), weil es den Eindruck abspiegelt, den diese Kreise auf einen Fremden, ja fast Gegner, machten, der denselben jedoch näher gekommen ist als irgend ein außer ihnen geborener Italiener.

nasium des nahen Reggio (d'Emilia). Früh schon schickte ihn sein Vater auf Reisen, nach Toscana, Rom, Neapel, wo er seine Studien beendete oder vielmehr vervollständigte: denn hier waren es Botanik, Zoologie und Mineralogie, die ihn fast ausschließlich in Anspruch nahmen, während er bis dahin seinen Geist beinahe nur an der römischen Literatur genährt hatte. Von der Universität aus ging der Einundzwanzigjährige nach der Schweiz, nach Frankreich, England, Deutschland, Holland und Belgien, wo er sich keineswegs, wie die vornehmen englischen Jünglinge auf dem grand tour meist zu thun pflegten, mit dem Studium der Gasthöfe und Theater begnügte, sondern eifrig Bibliotheken und Vorlesungen, botanische Gärten und chemische Laboratorien besuchte, sowie Verbindungen mit bedeutenden Männern anknüpfte, welche sich als ebenso dauernd wie vortheilhaft erweisen sollten. Kurz nach seiner Rückkehr verlor er den Vater und heirathete bald darauf eine junge lebhafte Mailänderin, welche das ganze Leben des etwas zur Schwermuth neigenden jungen Mannes erhellte und das Selbstvertrauen, wo nicht den Ehrgeiz zu wecken wußte, der ihm nur zu sehr abging. Denn auch darin war Pasolini ein Mann seines Volkes und seines Standes, daß der Stachel des Ehrgeizes bei ihm ein höchst stumpfer war, — ein Zug, der diese Gruppe vornehmer Staatsmänner ganz besonders von der der englischen Whigs unterscheidet, denen sie nachzueifern wünschten, mehr noch von den freisinnigen katholischen Edelleuten des damaligen Frankreich, den Tocqueville und Montalembert, den de Coux und Corcelles, mit denen sie sonst so viel wahlverwandtschaftliche Aehnlichkeit aufweisen. Im

Grunde waren alle diese Italiener, mit Ausnahme Cavour's und Minghetti's, recht gleichgültig gegen die Ehre, ablehnend gegen die Verantwortlichkeit, lau zur Arbeit des Regierens: nur der Patriotismus, die herrschende Leidenschaft der Zeit, konnte sie zur Annahme der glänzenden Last bestimmen.

Bald nach seiner Verheirathung war Pasolini, der einen ausgeprägten Geschmack am Landleben und Landbau hatte, nach einem seiner Güter bei Imola gezogen, wo gerade Cardinal Mastai den Bischofsitz einnahm. Es war die Zeit, wo Gioberti's Primato, Balbo's Speranze und M. d'Azeglio's Casi di Romagna ganz Italien begeisterten und zu neuem Leben erweckten: die Befreiung vom Joche der Fremden, nicht mehr auf dem Wege der Verschwörung, des Tyrannenmordes, des Aufstandes, sondern, Dank der organisirten Macht der bestehenden Regierungen, ein Bündniß aller italienischen Fürsten gegen Oesterreich, unterm Vorgang Piemonts und mit dem Segen Roms, ein Auferstehen des Guelfenthums gegen den Ghibellinismus schwebten allen jugendlichen Geistern vor, und Pasolini war's, der auf seiner Villa von Montericco dem nicht eben in der Tagesliteratur bewanderten Prälaten jene Bücher zu lesen gab, er und die Gräfin, welche dieselben mit ihm besprachen, deren Gedanken erläuterten und ausführten. Natürlich rissen Gioberti's Träume von der Wiederherstellung der römischen Weltherrschaft und dem erneuten Papstthum, das, an der Spitze des wiedergeborenen Italien, an die Spitze des befreiten Europa treten sollte, den eitlen Priester fort, dessen Gedanken so unklar als seine Bildung lückenhaft, dessen Willen so bestimmbar als

seine Phantasie lebhaft war. Dem fehlte es nicht an Ehrgeiz. Wie oft mochte er wohl schon wie St. Peter geträumt haben:

> So was vom Regiment der Welt
> Was einem Jeden wohlgefällt:
> Denn im Kopf hat das keine Schranken.

Und warum sollte ihn seine Phantasie nicht schon in die Rolle des neuguelfischen Hohenpriesters versetzen? So unbestimmt und gering auch seine Aussichten auf die Tiara sein mochten, eines der siebzig Lotteriebillets besaß er immerhin: er war ja Cardinal. Und siehe, es dauerte kein Jahr, so war der Bischof von Imola Papst Pius IX. Einer der Ersten, die nach Rom berufen wurden, um dem heiligen Vater in seinen Reformplänen beizustehen, war G. Pasolini; hatte ihm doch Niemand eindringlicher als der Graf zu Gemüthe geführt, daß nur solche Reformen das Land von der furchtbaren Krankheit der geheimen Vehmen befreien könnten, die nirgends heftiger wüthete, als in der Romangna; daß nur solche Reformen das Haupt der Christenheit und des Kirchenstaates zum Haupte Italiens machen könnten. Pasolini ward in dem am 10. April 1847 geschaffenen Staatsrathe Mitglied für Ravenna. Er nahm dieses erste öffentliche Amt an wie alle späteren, aus Pflichtgefühl; viel lieber wäre er bei seinen Pferden und seinen Aeckern geblieben; aber wie hätte er sich seinem Vaterlande, wie seinem Souverain entziehen können, den er selbst mehr als irgend ein Anderer auf den eingeschlagenen Weg gedrängt hatte?

Indessen trieben die Ereignisse immer weiter. Die Bewegung, zu der der neue Papst den Anstoß gegeben,

und welche in Turin und Florenz, in Neapel und Palermo nachgezittert hatte, wuchs ihm bald über den Kopf und riß ihn von Tag zu Tag weiter fort als ihm lieb war. Nicht lange, so folgte dem Staatsrath und der Amnestie die Berufung eines Laien ins Ministerium (12. Februar 1848), und dieser Laie war G. Pasolini, den man nicht einmal vorher befragt hatte, der sich aber nach einigem Wiederstreben und als man ihm zwei andere Laien zu Collegen gab, dazu entschloß, das Portefeuille des Handels und des Ackerbaus anzunehmen. Schon am 8. März, nach dem Eintreffen der Pariser Nachrichten, verlangte die öffentliche Meinung mehr, und auf Pasolini's Vorschlag ward sein drei Jahre jüngerer Landsmann Marco Minghetti in's Ministerium berufen; aus jener Zeit datirte die enge Freundschaft, welche die beiden gleichgesinnten Romagnolen für's Leben verband. Das Verhältniß der zwei jungen Minister zu ihrem Souverän blieb nicht lange ungetrübt. Eine Weile lagen der Patriot und der Priester in der Seele Pius IX. miteinander in Streit: endlich siegte der letztere. Das auf Pasolini's und Minghetti's Betreiben an die Grenze geschickte Heer, welches die piemontesische Armee gegen Oesterreich zu unterstützen gemeint war, ward zur Unthätigkeit verdammt: der Papst hielt ohne Mitwissen seiner Minister jene berühmte Allocution vom 29. April, worin er gegen ihren Rath alle kriegerische Absichten verläugnete, und welche deren Entlassung zur Folge hatte. (30. April.) Er wußte sie zwar noch einmal zur Zurücknahme ihrer Portefeuilles zu bestimmen, indem er ihnen vorspiegelte, man habe sein Latein falsch verstanden und er werde am folgenden Tage eine neue

Proclamation erlassen, worin er sich bestimmter in ihrem Sinne aussprechen würde; allein er war — schwach genug sein Versprechen nicht zu halten. Am nächsten Abend ging er mit seinen Ministern Recchi und Pasolini in den Gärten des Quirinal auf und ab. „Sie sollen sehen", sagte er wiederholt mit heiter=ruhiger Stimme, „ich werde Sie zufrieden stellen. Ja, ich will Ihnen sogar die Druckbogen zeigen; so werden wenigstens keine Mißverständnisse mehr zwischen uns entstehen." Und als der Diener, den er darum in die Druckerei schickte, mit der Antwort zurückkam, sie seien noch nicht fertig, wiederholte er: „Geh' und hole die Druckbogen." Und wieder kam der Diener zurück: „Heiligkeit, sie sind noch nicht fertig." „Geh' noch einmal hin und sage, daß ich nicht weggehe von hier, bis ich die Druckbogen habe." Der Diener ging zum dritten Male nach der Druckerei, als er aber nicht zurückkam, sagte Recchi: „Heiligkeit, es ist schon dunkel, die Luft wird feucht; wir möchten nicht, daß Ew. Heiligkeit sich mit dem Warten hier eine Krankheit zuzöge. Die Druckbogen werden ja morgen früh dasselbe sagen." Die Druckbogen aber, oder vielmehr die überall in der Frühe angeschlagene Proclamation, sagten etwas ganz Anderes. Man hat behauptet, Cardinal Antonelli sei während der Nacht in die Druckerei gegangen und habe das Schriftstück in seinem Sinne corrigirt. Wenn dem so ist, so wissen wir, wie ihn der Papst für diese seine Eigenmächtigkeit belohnte. Er freilich leugnete es: als Pasolini, Minghetti und Recchi, die jetzt von Neuem ihre Entlassung einreichten (2. Mai), Rom verließen, schlug Antonelli die Hände überm Kopf zusammen über die fehlgeschlagenen Hoffnungen, über die Täuschung,

die ihnen der Papst bereitet. „Sie sind glücklich: Sie können gehen. Aber ich mit diesem Kleide! Ah! Pio Nono kriegt mich nicht wieder in seinen Dienst!“[1]

Während Minghetti in's Lager Karl Albert's eilte, um gegen Oesterreich zu fechten, zog sich Pasolini nach Florenz zurück, wo ihn bald seine Ernennung zum Vice-Präsidenten des neugeschaffenen römischen Oberhauses erreichte. Auf Graf Mamiani's und Farini's Bitten, welche im neuen Ministerium saßen, nahm er, obschon widerstrebend, an. Allein die Dinge gingen immer schiefer. Mamiani war der Lage nicht gewachsen und Pasolini rieth dem Papste, Pellegrino Rossi, den Freund Guizot's, an die Geschäfte zu berufen, einen Mann von Energie, Geschäftskenntniß, Intelligenz und hoher Bildung, der dem heiligen Vater schon als französischer Botschafter nahe gekommen war. Rossi hatte keine zwei Monate die Regierung geführt, (15. November), als der Dolch des Meuchelmörders ihn erreichte. Wiederum wandte sich der Papst in seiner Noth an Pasolini; allein zur Annahme des Ministeriums konnte er den Grafen, trotz all dessen ritterlicher Ergebenheit, nicht bewegen. Derselbe schlug Galletti vor, dessen Schwäche oder Duplicität dann sofort zu den be-

[1] Es unterliegt, nach den hier vom jungen Pasolini mitgetheilten Berichten, keinem Zweifel mehr, daß die vielbesprochene und berüchtigte Allocutionsgeschichte sich auf diese Weise zugetragen. Schreiber dieses hat übrigens das Manuscript der päpstlichen Proclamation, das sich im Nachlaß Cardinal Pentini's befand, selbst in Händen gehabt und kann Pasolini's Angaben in diesem Punkte bestätigen: dasselbe ist zwar von Pentini's Hand geschrieben, enthält aber mehrere Correcturen von der Hand Pius IX. und ist in der That im directen Widerspruch mit dem am 2. Mai angeschlagenen Texte.

kannten Volksdemonstrationen und der Flucht des Papstes nach Gaëta führte (25. Nov.). Pasolini suchte in Rom zu mäßigen, in Gaëta das Festhalten an der freisinnigen und nationalen Sache zu befürworten: aber umsonst. Die revolutionäre Partei bemächtigte sich des Steuers, dort wie in Florenz Alles durch ihre Ausschreitungen verderbend, und der heilige Vater, dessen aufgeregte Phantasie nur noch Mord und Plünderung sah, hatte sich mit dem Eigensinn der Schwäche an die Reaktionsgedanken angeklammert, die er nicht mehr fahren lassen sollte. Pasolini verließ Rom und obschon er dem Papste die persönliche Anhänglichkeit bewahrte, welche derselbe so vielen Laien einzuflößen wußte, wollte er dem unzuverlässigen Fürsten doch nie wieder dienen. Auch ihn aber scheint bis an's Ende das gewinnende Naturell und die fast unbewußte Koketterie Pio Nono's über die geistige und gemüthliche Leere des leidenschaftlich-selbstischen Priesters getäuscht zu haben.

II.

Pasolini zog sich nach Toscana zurück, wo er die ersten Jahre der Reaction in ländlicher Zurückgezogenheit zubrachte. Er kaufte ein schönes Landgut, Fontallerta (Fonte all' Erta) auf dem Hügel unterhalb Fiesole's, das noch heute im Besitze seiner Familie ist und wo er fast ausschließlich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Ackerbau, sowie der Erziehung seiner Kinder und philosophisch-literarischen Studien lebte. Doch ward die Stille dieses Lebens oft unterbrochen durch gemeinsam unternommene

die ihnen der Papst bereitet. „Sie sind glücklich: Sie können gehen. Aber ich mit diesem Kleide! Ah! Pio Nono kriegt mich nicht wieder in seinen Dienst!“[1]

Während Minghetti in's Lager Karl Albert's eilte, um gegen Oesterreich zu fechten, zog sich Pasolini nach Florenz zurück, wo ihn bald seine Ernennung zum Vice-Präsidenten des neugeschaffenen römischen Oberhauses erreichte. Auf Graf Mamiani's und Farini's Bitten, welche im neuen Ministerium saßen, nahm er, obschon widerstrebend, an. Allein die Dinge gingen immer schiefer. Mamiani war der Lage nicht gewachsen und Pasolini rieth dem Papste, Pellegrino Rossi, den Freund Guizot's, an die Geschäfte zu berufen, einen Mann von Energie, Geschäftskenntniß, Intelligenz und hoher Bildung, der dem heiligen Vater schon als französischer Botschafter nahe gekommen war. Rossi hatte keine zwei Monate die Regierung geführt, (15. November), als der Dolch des Meuchelmörders ihn erreichte. Wiederum wandte sich der Papst in seiner Noth an Pasolini; allein zur Annahme des Ministeriums konnte er den Grafen, trotz all dessen ritterlicher Ergebenheit, nicht bewegen. Derselbe schlug Galletti vor, dessen Schwäche oder Duplicität dann sofort zu den be

[1] Es unterliegt, nach den hier vom jungen Pasolini mitgetheilten Berichten, keinem Zweifel mehr, daß die vielbesprochene und berüchtigte Allocutionsgeschichte sich auf diese Weise zugetragen. Schreiber dieses hat übrigens das Manuscript der päpstlichen Proclamation, das sich im Nachlaß Cardinal Pentini's befand, selbst in Händen gehabt und kann Pasolini's Angaben in diesem Punkte bestätigen: dasselbe ist zwar von Pentini's Hand geschrieben, enthält aber mehrere Correcturen von der Hand Pius IX. und ist in der That im directen Widerspruch mit dem am 2. Mai angeschlagenen Texte.

u. s. w. zu feiern. Nach dem Stand der Ernte, den Bedürfnissen des Bodens erkundigte sich Niemand; noch weniger dachte man daran, den Bauern mit Rath und That beizustehen. „Sie thun wohl daran“, meinte Pasolini, der von den Vorvätern andere Sitten geerbt; „könnten sie sie nur ganz vergessen, anstatt herzukommen um sie zu verderben.“ Er war der gerade Gegensatz zu diesen polnischen Magnaten. Er fühlte sich nirgends so wohl als unter den Landleuten. Eingedenk des Wortes von Plinius: „fertilissimum in agris oculum domini esse“, ritt er oft Tage lang mit den Söhnen von Hof zu Hof um selber nach Allem zu schauen, verbesserte die Bauernhäuser, versuchte neue Düngmethoden, regelte die Bewässerung, ließ die Straßen ausbauen, pflanzte Wald an, führte die Vierfelderwirthschaft, neue Instrumente, fremde Vieharten, namentlich Schweizerkühe, ein; und wo er erschien auf seinen Gütern, hellten sich die Gesichter der armen Bauern auf, als ob ein Sonnenstrahl auf sie fiele. Jeden kannte er persönlich, wußte von jedem Kinde den Namen, erkundigte sich nach jeder Krankheit, jedem Unfall.

Wenn er auch nicht die gewaltigen pecuniären Vortheile erzielte, die Cavour in Leri, Ricasoli in Brolio durch ihre Meliorationen erlangten, so fand er doch in der Anhänglichkeit und dem Wohlstande seiner Landleute, sowie in der eigenen Freude an der Thätigkeit, eine reiche Belohnung. Non utilitas me solum, sed etiam cultura et ipsa natura delectat — pflegte er mit Cicero's Cato zu sagen; und dieser Naturgenuß hatte wie der der Alten, wie überhaupt der Romanen, wenig von der Sentimentalität der unsrigen, welche überall Beziehungen auf das

Menschengemüth und Stimmungen in der Natur sucht: es war die Freude an der Fruchtbarkeit, an den schönen, plastischen Formen, an den Farben der Hügel, an der Vegetation, zum Höchsten an den historischen Reminiscenzen, welche sich dem Lateiner überall in seinem alten Lande bieten. Zugleich auch war's ihm um das moralische und politische Beispiel zu thun. Er ward nicht müde, das englische Leben dem französischen und mehr noch dem italienischen entgegenzusetzen. Die Sucht der Italiener, in Städten zu leben, ja sich des Landes zu schämen, das Heimathsdorf zu verleugnen, geißelte er ohne Unterlaß. Immer und immer wieder bestand er darauf, daß der Platz eines Gutsbesitzers auf seinem Gute sei und daß er nur Geschäfte halber die Stadt besuchen dürfe; daß die Arbeit des Landes nicht den Luxus der Städte bezahlen dürfe; aufgebracht gar war er gegen die Stadtverwaltungen, welche sich von den Abgaben des armen Landmanns — in vielen Gegenden Italiens leben die Landarbeiter ja in den Städten — ihre Theater, Gymnasien und Universitäten zahlen ließen. Und er war der Ueberzeugung, daß auch die politische Ueberlegenheit seiner vielbewunderten Engländer mit in ihrer ökonomischen Thätigkeit ihren Grund habe. „Verachtet nicht die Landwirthe", pflegte er mit Socrates zu sagen, „denn die Verwaltung der eigenen Güter unterscheidet sich nur in der Größe von der der öffentlichen Geschäfte: im Uebrigen sind sie gleich. Das aber ist das Hauptsächlichste, daß weder die öffentlichen, noch die Privatgeschäfte ohne Menschen betrieben werden können, noch auch werden die Privatgeschäfte mit andern Menschen betrieben, als die öffentlichen

— und wer sie zu gebrauchen versteht, regiert glücklich die einen wie die andern; wer sie nicht zu gebrauchen versteht, begeht hier wie dort Fehler."

Auch Pasolini sollte noch einmal, und länger und wirksamer als das erste Mal, seine in der Gutsverwaltung erworbene Menschen- und Geschäftserfahrung im öffentlichen Dienst verwenden. Zwar wollte es ihm nicht gelingen, den durch die Schrecknisse des Jahres 1848 verstörten Geist des heiligen Vaters, den er während jener Zeit einige Male, sei's in Rom, sei's in der Romagna, sah, zurückzubringen; aber es ward ihm möglich, als Bürgermeister von Ravenna, manch Gutes zu stiften, viel Schlimmes zu hindern. Er hatte die Wahl seiner Mitbürger zu diesem Ehrenamte, die er zwölf Jahre früher abgelehnt hatte, im Jahre 1857 angenommen und man kann wohl sagen, daß die beiden Jahre dieser seiner Stadtverwaltung die befriedigendsten und ersprießlichsten seiner ganzen öffentlichen Laufbahn gewesen sind. Diese Art von Beschäftigung war so recht sein eigenstes Fach. Auch hier that er Alles selbst: besichtigte die Schulen, ließ Straßen anlegen, betrieb den Bau einer Eisenbahn, gab sich mit den Landarbeitern ab, deren Loos er zu bessern suchte und die ihn vergötterten, obschon er keinerlei Familiarität gegen sie übte, aber er suchte ihre Hütten mit Hülfe der Sparkassengelder gegen einen billigen Zins wiederherzustellen; als eine Getreidetheuerung eintrat, ließ er — es war zur Zeit, wo der Bürgermeister noch die Brodpreise festsetzte — alle feineren Brodsorten den Aufschlag tragen, während er das gemeine Brod auf dem früheren Preise hielt. Und ähnlich verfuhr er in allen

Zweigen der Verwaltung. Indessen reiften die Geschicke Italiens.

III.

Pasolini besuchte im Laufe des Jahres 1858 seinen Freund La Marmora in Genua und machte in Turin in einer Abendgesellschaft die Bekanntschaft Cavour's, der ihn auf den andern Morgen fünf Uhr (!) zu sich lud und ihm ein Wort von dem Bevorstehenden zuraunte. „Beim Hören dieser großen und gefährlichen Neuigkeiten standen mir die Haare zu Berge." Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen er den Ereignissen von 1859 folgte. Nach der Revolution vom 13. Juni, welche in Ravenna die päpstliche Herrschaft umstieß, und nach der Abfahrt des Legaten, dem er selber das schützende Geleit gab, blieb Pasolini eine Zeit lang die einzige Autorität des Landes, that jedoch nichts Feindliches gegen den Papst und trat von seinem Amte ab, als die Dictatur proclamirt ward, um dem König Victor Emanuel seine Dienste in einem anderen Landstriche anzubieten. In Villafranca gerade angekommen, ward er Zeuge von dem Zorne Cavour's und seiner Entlassung. Während der schweren neun Monate, die folgten und in denen sich der Patriotismus wie die politische Fähigkeit der Italiener so glänzend bewährten, suchte er wie Farini, dem das Hauptverdienst jener Erfolge zuzuschreiben ist, wie die meisten Romagnolen, eine Einigung der vier Centralprovinzen — Romagna, Toscana, Modena und Parma — herbeizuführen, scheiterte aber, wie alle Andern, an der Hartnäckigkeit Ricasoli's und seiner

Toscaner. Auch Pasolini war damals streng gegen den Freund und sah erst später ein, wie nur durch die Trennung in selbständige Provinzen die Annexion vom Frühjahr 1860 möglich werden konnte. Einem großen Centralstaat hätte Europa wohl schwerlich den Anschluß an Piemont gestattet.

Im ersten Parlament des neuen Königreiches Italien war Pasolini Vicepräsident des Oberhauses. Bald darauf sehen wir ihn in Paris, wo er wie Alle, die zu sehen wußten, die Stimmung der Nation sehr feindlich findet und von wo er sehr besorgt zurückkommt; dann in Mailand, wo er die Stelle eines Gouverneurs angenommen. Er füllte sie mit seltenem Geschick aus. Sein Grundsatz war der der absolutesten Freiheit für Feind wie für Freund. „Ich glaube, Pasolini ist der liberalste Gouverneur in rerum natura", sagte G. B. Giorgini, Manzoni's Schwiegersohn; wogegen denn Andere meinten: „Ja der Gouverneur ist liberal, sehr liberal, aber er ist doch die Allgegenwart. Wir thun gar nichts mehr hier in Mailand ohne ihn". Hier war es, wo er sich mit Manzoni näher verband, wo er Garibaldi, „den König der Armen", — wie ihn das Volk im Gegensatz zu Victor Emanuel, „dem König der Herren", nannte, — empfing, und den Drohenden durch seine Höflichkeit und Festigkeit entwaffnete, hier auch, wo er den Tod Cavour's erfuhr. Von Mailand aus ging er als Präfect nach Turin und ward auf kurze Zeit Minister des Aeußeren im Cabinet Farini.

Es war die Zeit, wo die Ungeduld der Revolutionaire, welche sich Venetiens und Rom's gewaltsam zu bemächtigen suchten, die Lage der königlichen Regierung außerordent-

lich erschwert hatte: die tollen Unternehmungen von Sarnico und Aspromonte hatten das Cabinet Rattazzi zu Fall gebracht: sie durften sich nicht erneuern, wenn man nicht die Freundschaft Napoleons III. auf immer verscherzen, das sich schon andeutende Bündniß mit Preußen, d. h. die Aussicht auf ein baldiges Erlangen Venetiens, von sich weisen wollte. Denn schon im December 1862, zwei Monate nach Uebernahme der Regierung, hatte Herr v. Bismarck in Turin angefragt, wie man sich im Falle eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich zu verhalten gedenke. Pasolini antwortete ohne Zögern, an Italien dürfe er nicht zweifeln; es werde immer mit den Feinden Oesterreichs gehen. Von jener Zeit datirt auch die fast ungemessene Bewunderung Pasolini's für den deutschen Staatsmann, die er bis an sein Ende bewahrte und sich von den Sentimentalisten seiner Partei nicht trüben ließ. Ein Portrait des Kanzlers auf dem Pferde, das ihn im Jahre 1870 trug, schmückte sein Schlafzimmer noch in den letzten Jahren seines Lebens. Auch Ricasoli scheint die Bewunderung getheilt zu haben, obschon sich bei ihm, fast dem einzigen Nachkommen der deutschen Eroberer in Toscana, das Adelsgefühl mehr als billig hineinmischte. „Ich will Dir's nur gestehen", sagte er zu Pasolini, als die Kunde von dem Mordanfalle des jungen Blind auf Bismarck nach Italien kam, „es macht mir doch gewaltige Freude, daß die schöne That (den Angreifer selbst erfaßt zu haben) von Einem unserer alten Race verrichtet worden ist. Das mag Die belehren, die behaupten, wir hätten kein Blut mehr in den Adern."

Pasolini wie sein Nachfolger Visconti-Venosta jetzt

nur die Politik Cavour's fort, indem er die Lösung der römischen und venetianischen Frage herbeizuführen oder doch vorzubereiten suchte. Sein Erstes war, Graf Arese, den alten Freund Napoleons III., seinen Gefährten beim Straßburger Putsche, nach den Tuilerien zu senden (Anfangs 1863), der aber auch von dem Kaiser nicht mehr als Vertröstungen erlangen konnte. Er versicherte wieder und wieder, er dächte nur an das Mittel, die Annexion Venetiens möglich zu machen; aber man müsse auch zu warten wissen und nicht fortwährend so laut schreien. „Sagt mir nur, wenn Billault morgen im Senat, bei Gelegenheit der polnischen Frage sagen wollte: Der Rhein gehört uns, wir wollen ihn, wir werden ihn uns nehmen, glaubt Ihr, daß ich mit solchen Renommisterien den Rhein bekommen, oder daß man nicht eher sagen würde, der Kaiser und Billault seien verrückt geworden?" Er meinte, man möge den Papst einschläfern, ihm die Ueberzeugung beibringen, daß er Nichts zu fürchten habe; er werde dann schon seine Truppen aus Rom zürückziehen und dann könne man bei dem bevorstehenden Conclave sehen, ob sich Nichts für Italien erreichen lasse. Das war auch Pasolini's Ansicht; er ging damals offenbar noch nicht über die Combination eines auf das Weichbild von Rom beschränkten Kirchenstaats hinaus, den zu respectiren und zu schützen Italien sich anheischig machen sollte; denn schon begannen sich die Grundlinien der Convention vom 15. September 1864 zu zeichnen. Der Kaiser aber, wie wir auf jeder Seite von Mérimées Briefen an Panizzi lesen können, war höchst ungeduldig seine Truppen sobald nur immer möglich aus Rom zurückzuziehen. Das wußten die Kle-

rikalen wohl, die ihm deshalb so gram waren, während die Liberalen ihn noch als den Feind Italiens, den Beschützer des Papstthums darstellten. Was Venetien anlangt, so war Pasolini's und seiner Freunde Lieblingsplan, es friedlich gegen Abtretung der Moldau und Wallachei an Oesterreich zu erlangen. Für die Türkei glaubten Lord Palmerston und Lord John eintreten zu können und Rußland sei ja mit Polen beschäftigt; was aber die Bevölkerung von Rumänien anlangte, so meinte Pasolini, „das wäre Oesterreichs Sache, sich ihre Sympathien zu erwerben": man sieht, selbst die Tugendhaftesten unter den Italienern wußten, was es mit der Komödie der Volksabstimmungen auf sich hatte; das hinderte sie freilich später nicht, über Deutschland den Stab zu brechen, weil es die Komödie in Schleswig-Holstein und im Elsaß nicht in Scene setzen wollte. Auch nachdem er das Portefeuille dem jungen Visconti-Venosta abgetreten — Farini's Erkrankung hatte einen Ministerwechsel herbeigeführt und Minghetti an die Spitze des neuen Cabinets gebracht — ging er zweimal (1863 und 1864) nach England und Frankreich in geheimen Missionen.

Das Verhältniß der beiden Westmächte war damals wieder ein recht laues und Pasolini hatte nicht nur die englischen Staatsmänner und den Kaiser für die Sache Italiens zu gewinnen, sondern auch gegenseitig einander näher zu bringen. Es war hauptsächlich die polnische Angelegenheit, die sie trennte. Napoleon III. glaubte an die Wirklichkeit und Widerstandsfähigkeit des Aufstandes — auch Pasolini und Minghetti überschätzten denselben durchaus — und er hoffte sich durch eine Intervention zu

Gunsten Polens populär zu machen. Als England darauf nicht eingehen wollte, verweigerte er dann wieder schmollend seine Hülfe in der schleswig'schen Angelegenheit. Doch ist es nur billig hinzuzufügen, daß er auch — allein in Frankreich, ja allein unter allen Staatsmännern des Westens, Italien nicht ausgenommen — die Frage kannte und wußte, welches die moralischen und geschriebenen Rechte Deutschlands auf die Herzogthümer waren, welches die wirkliche Stimmung der deutschen Nation war. „Ich kann in Deutschland keine andere Politik verfolgen, als die ich in Italien und anderswo verfolgt habe", sagte er zu Pasolini; „ich muß überall das Nationalitätenprincip begünstigen; darüber bin ich durchaus nicht im Zweifel mit mir; und wenn das Feuer in Deutschland ausbricht, werde ich mich darüber keineswegs betrüben. Wer weiß, ob mir das nicht Gelegenheit gibt, einen guten Ausweg zu finden." Denn er fühlte sich in einer Sackgasse: in den Vereinigten Staaten siegte der Norden, wo er den Süden begünstigt hatte; in Mexico stieß er auf unerwartete Schwierigkeiten; sein Lieblingsproject, der Congreß, ward durch die Weigerung Englands unmöglich gemacht; für die Polen war Nichts zu thun; seine italienischen Freunde waren unruhig und unzufrieden; die Klerikalen beargwöhnten und befeindeten ihn; die gesuchten Allianzen waren nicht herzustellen. Kein Wunder, wenn er's die Italiener ein wenig entgelten ließ, daß sie, nachdem er Alles für sie gethan, ihn noch immer nicht in Ruhe ließen und für alle denkbaren Folgen verantwortlich machen wollten. Auch war Pasolini kein Arese: der Kaiser war sehr liebenswürdig mit ihm, aber er ließ sich ihm gegenüber nicht gehen:

„Deine ernste und bescheidene Natur", schrieb damals Minghetti an den Freund, „kann Jemandem, der allezeit conspirirt und die Gewohnheiten eines Geheimbündlers angenommen hat, nicht besonders zusagen." Immerhin waren die beiden Sendungen Pasolini's nicht fruchtlos gewesen: man hatte Englands alte Freundschaft ganz wieder gewonnen und die Convention vom 15. September war möglich geworden.

Pasolini war schon wieder zurück in Turin und hatte dort wieder seine Functionen als Präfect aufgenommen, als die Kunde von dieser Convention, welche die Hauptstadt nach Florenz verlegte, während der Kaiser die Truppen aus Rom zurückzog, wie eine Bombe auf Turin fiel. Die blutigen Auftritte vom 21. und 22. September führten den Sturz des Cabinets herbei; doch Pasolini blieb auf seinem Posten, so unbehaglich derselbe auch wurde. Die Turiner waren entrüstet und sie zeigten ihre üble Laune mehr, als schön und würdig war. „Gebt wohl Acht", sagte der Bürgermeister Marchese di Rorà zu Pasolini, „wir empören uns! Wir setzen die rothe Mütze auf." In der That nahm der höchste Adel wie der niederste Pöbel an der Bewegung Theil und man kann sagen, Piemont blieb zwei Jahre lang in moralischem Aufstand gegen das Königthum. Man erinnert sich, wie der König einer neuen Demonstration im Januar 1865 kurzer Hand mit seiner plötzlichen Abreise antwortete. Das brachte die Leute doch etwas zur Besinnung; indeß das alte Verhältniß hat sich nie wieder ganz hergestellt: und soviel Vortheile auch die Convention bieten mochte, dadurch, daß sie die Wurzeln der Dynastie aus ihrem alten Erdreiche riß, hat sie doch

nicht wiedergutzumachenden Schaden angerichtet, wie denn schon nach zwei Jahren Garibaldi's Tollheit und Rattazzi's Schwäche bei Mentana selbst die momentanen Vortheile vollständig neutralisirten. Für den Augenblick schien, nach des Königs Abreise und der Billigung des Vertrages durch das Parlament, bei welcher der Präfect von Turin laut und furchtlos für die Verlegung gestimmt hatte, Alles beigelegt und eine lange Periode inneren und äußeren Friedens in Aussicht. Jetzt, im Februar 1865 konnte auch Pasolini mit gutem Gewissen das lästige Amt verlassen, und die zweite Episode seines Lebens war geschlossen. „Nach fünf Jahren, die ich dem Staatsdienst gewidmet, kehre ich gar heiter und mit dem Bewußtsein, ehrlich und fleißig, wo nicht wirksam, für mein Vaterland gearbeitet zu haben, zur Bestellung meiner Felder zurück."

IV.

Bald in der Romagna, bald in Toscana lebte Pasolini nun wieder ganz der Familie und dem Ackerbau; wohl ließ er sich noch einmal auf seines Freundes Ricasoli dringendes Bitten dazu bewegen, Venetien während der Uebergangsperiode (1866—1867) zu regieren und er wußte dort wie überall sich und dem neuen Reiche Freunde zu erwerben; allein sobald er nur immer konnte, war er wieder in Fontallerta oder Coccolia auf seinen Gütern. Er war von jeher ein großer Bewunderer und eifriger Leser der Alten, vornehmlich oder fast ausschließlich der Römer gewesen, und mit größtem Genusse tauchte er nun

wieder mit den beiden Söhnen in das geliebte Alterthum. Die Romanen, vornehmlich die Italiener, aber auch die Franzosen, haben ein ganz anderes Verhältniß zum römischen Alterthum als wir Deutschen und Engländer. Bei uns hat das Studium der griechischen Literatur, die so viel reicher an Gedanken, so viel künstlerischer, so viel ursprünglicher als die lateinische ist, Dieser immerhin etwas Eintrag gethan. Die Männer lateinischer Race fühlen sich im Gegentheil darin weit mehr zu Hause als im Griechenthum. Die alten Dichter und Prosaiker sind kaum Fremde für sie; sie stehen ihnen schon der Sprache nach so nahe wie wir den Nibelungen oder Walther; dem Geiste, der Empfindung, der geschichtlichen Zusammengehörigkeit nach, noch weit näher. Kein Gebildeter, der nicht seinen Virgil so leicht und gerne läse wie seinen Dante. Namentlich sind die Naturbeschreibungen des Mantuaners ihnen lieb und vertraut, wie uns Goethe's Lieder. Die Landschaft, die Sitten, welche die Georgica und die Bucolica schildern, sind ja fast noch unverändert die Landschaft und die Sitten von heute, und wer die schwerhinwandelnden weißen Ochsen mit den großen Junoaugen und den ungeheuren Hörnern am rothen Pflug durch die dickscholligen Aecker der Romagna hat hinziehen sehen, kann sich noch heute unschwer in die alte Welt zurückversetzen. Wenn Pasolini mit seinen Söhnen längs des Trasimeno nach Rom reist, liest er mit ihnen den Livius und zeigt ihnen den Thalkessel, in welchem Hannibal nächtens die Römermacht vernichtet und der noch heute bis ins Einzelne den Beschreibungen des Historikers entspricht. Nie macht dem Italiener die römische Literatur den Eindruck des Alexan

drinismus, den wir so leicht von ihr empfangen; und unsere Philologen mögen die verschiedenen Lesarten des Vergilius besser kennen als ein italienischer Gelehrter: seinen Virgil hat keiner von ihnen in sich aufgenommen wie ein romagnolischer Gutsbesitzer. Für Pasolini jedenfalls waren seine Römer was die Griechen für seinen geliebten Cicero waren: adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Und diese Stelle sollten sie auch im Leben der Söhne einnehmen.

Die Erziehung war eine liebevolle, aber strenge, eine religiöse, doch freie. Unerbittlich nur war der Vater gegen die Lüge und den Müßiggang, die zwei Urübel des italienischen Lebens, die er mit aller Macht auszurotten strebte. „Mache dir keine Illusionen", schreibt er einmal seinem Sohne, den er wieder auf einer Unwahrheit ertappt, „verlasse Dich nicht allzusehr auf meine Liebe; ich kann auch von Eisen sein"; und „ich bin entschlossen", sagte er zu seinem Freunde Mse. Gualterio, wenn es mir nicht gelingt, den Jungen von dem Fehler zu heilen, so schicke ich ihn in die Militärschule nach Wien, unter die Deutschen, nicht nach Turin oder in irgend eine italienische Stadt." Und er wollte durchaus, daß die Knaben eine bestimmte Beschäftigung ergriffen. Nichts war ihm verhaßter,' als die Leere und Unthätigkeit der adligen Jugend Italiens, der die Arbeit gemeiniglich noch für entehrend gilt. „Es ist nöthig, daß Jeder auf die Frage: was treibst Du? eine genaue und bestimmte Antwort geben könne. Ein junger Mann mag treiben was er will; aber vor Allem muß

Cavour nicht — zum Unheile Italiens — durch die Actionspartei unter Garibaldi die Annection Neapels und Siciliens aufdrängen lassen, so wäre das Italien, was er selbst, was d'Azeglio und Casati, Minghetti und Pasolini nach 1849 träumten, heute verwirklicht, und die Hoffnungen jener Generationen und jener Kreise erfüllt, statt vernichtet. So keck es auch klingen mag, Schreiber dieses steht nicht an zu bekennen, daß er, heute wie vor einundzwanzig Jahren, in der Schwäche Cavours gegen Garibaldi die Endursache der Schwäche Neu-Italiens sieht. Ein Königreich Italien von zwölf bis fünfzehn Millionen, etwa wie das Preußen von 1815, mit einer homogenen, auf gleicher Bildungsstufe stehenden Bevölkerung, einer trefflichen Armee und geordneten Finanzen — die Reorganisation der Armee und der Finanzen ist allein durch Süditalien so erschwert worden — mit compactem Gebiete, einem entwickelten Handel, Ackerbau und Gewerbe, ohne die furchtbaren Kämpfe gegen das Räuberwesen des Südens, den palermitanischen Aufstand und die neapolitanische Camorra, mit einem Stabe trefflicher und uneigennütziger Politiker — und selbst der Parteihaß hat nie einen Mann der sogenannten „Consorteria" der Unredlichkeit bezichtigen können — ein solcher Staat hätte sich bald in Europa eine Stellung verschafft, die ihm erlaubt haben würde, Süditalien an sich heranzuziehen und zu sich heranzubilden, ohne sich von demselben beherrschen zu lassen, wie es heute thatsächlich geschieht. So hatten es alle Besonnenen geträumt und gewünscht. „Die absolute Einheit Italiens wird mit der Zeit kommen", schrieb der Dichter Berchet, der praktischer war als mancher Praktiker, schon 1848 an

Panizzi, „denn in der Politik wie in der Natur geschieht Nichts auf einmal und sprungweise. Einstweilen hier im Pothale, von den Alpen bis zu den Alpen, wollen wir einen constitutionellen Staat — sage meinetwegen nur auch gleich ein Königreich — gründen, stark, compact, von etwa zwölf Millionen wenigstens, welcher uns für jetzt und die Zukunft gegen jeden fremden Einfall sichere, komme er nun von Deutschland oder von Frankreich . . . Ist einmal dieser Wall gebaut von Turin bis Venedig, so möge in Europa eintreten, was da will, Italien wird ruhig bleiben können; und wenn mit der Zeit diese große Basis der Einheit sich noch vergrößern soll, so mögen unsere Söhne daran denken."

Die Götter und die Schwäche der Menschen haben es anders gewollt. Jene engherzige kleinbürgerliche Schicht, die Treitschke so trefflich in seinem schönen Aufsatz über Cavour geschildert, und die dem großen Grafen unter des kleinen Rattazzi Führung so viele erbärmliche Hindernisse bereitete, ist ja in Süditalien bei Weitem mächtiger als in Piemont, geschweige denn in den übrigen Provinzen Nord- und Mittelitaliens: sie aber hat, Dank dem neapolitanischen Elemente, überall in Italien gesiegt; Dank auch dem Doctrinarismus der Männer, welche glaubten, sie richteten englisches Selfgovernment ein, indem sie die Verwaltung überall in die Hände des Kleinbürgerthums und der Advokatokratie, des Schulmeisters und des Apothekers auslieferten. Allein Geschehenem ist nicht zu rathen und auch so wie die Dinge gekommen sind, kann Italien seinen Stern preisen, der es aus jener Nacht herausgeführt, in der Männer von Pasolini's Generation herangewachsen.

wieder mit den beiden Söhnen in das geliebte Alterthum. Die Romanen, vornehmlich die Italiener, aber auch die Franzosen, haben ein ganz anderes Verhältniß zum römischen Alterthum als wir Deutschen und Engländer. Bei uns hat das Studium der griechischen Literatur, die so viel reicher an Gedanken, so viel künstlerischer, so viel ursprünglicher als die lateinische ist, Dieser immerhin etwas Eintrag gethan. Die Männer lateinischer Race fühlen sich im Gegentheil darin weit mehr zu Hause als im Griechenthum. Die alten Dichter und Prosaiker sind kaum Fremde für sie; sie stehen ihnen schon der Sprache nach so nahe wie wir den Nibelungen oder Walther; dem Geiste, der Empfindung, der geschichtlichen Zusammengehörigkeit nach, noch weit näher. Kein Gebildeter, der nicht seinen Virgil so leicht und gerne läse wie seinen Dante. Namentlich sind die Naturbeschreibungen des Mantuaners ihnen lieb und vertraut, wie uns Goethe's Lieder. Die Landschaft, die Sitten, welche die Georgica und die Bucolica schildern, sind ja fast noch unverändert die Landschaft und die Sitten von heute, und wer die schwerhinwandelnden weißen Ochsen mit den großen Junoaugen und den ungeheuren Hörnern am rothen Pflug durch die dickschholligen Aecker der Romagna hat hinziehen sehen, kann sich noch heute unschwer in die alte Welt zurückversetzen. Wenn Pasolini mit seinen Söhnen längs des Trasimeno nach Rom reist, liest er mit ihnen den Livius und zeigt ihnen den Thalkessel, in welchem Hannibal nächtens die Römermacht vernichtet und der noch heute bis ins Einzelne den Beschreibungen des Historikers entspricht. Nie macht dem Italiener die römische Literatur den Eindruck des Alexan

drinismus, den wir so leicht von ihr empfangen; und unsere Philologen mögen die verschiedenen Lesarten des Vergilius besser kennen als ein italienischer Gelehrter: seinen Virgil hat keiner von ihnen in sich aufgenommen wie ein romagnolischer Gutsbesitzer. Für Pasolini jedenfalls waren seine Römer was die Griechen für seinen geliebten Cicero waren: adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Und diese Stelle sollten sie auch im Leben der Söhne einnehmen.

Die Erziehung war eine liebevolle, aber strenge, eine religiöse, doch freie. Unerbittlich nur war der Vater gegen die Lüge und den Müßiggang, die zwei Urübel des italienischen Lebens, die er mit aller Macht auszurotten strebte. „Mache dir keine Illusionen", schreibt er einmal seinem Sohne, den er wieder auf einer Unwahrheit ertappt, „verlasse Dich nicht allzusehr auf meine Liebe; ich kann auch von Eisen sein"; und „ich bin entschlossen", sagte er zu seinem Freunde Mse. Gualterio, wenn es mir nicht gelingt, den Jungen von dem Fehler zu heilen, so schicke ich ihn in die Militärschule nach Wien, unter die Deutschen, nicht nach Turin oder in irgend eine italienische Stadt." Und er wollte durchaus, daß die Knaben eine bestimmte Beschäftigung ergriffen. Nichts war ihm verhaßter, als die Leere und Unthätigkeit der adligen Jugend Italiens, der die Arbeit gemeiniglich noch für entehrend gilt. „Es ist nöthig, daß Jeder auf die Frage: was treibst Du? eine genaue und bestimmte Antwort geben könne. Ein junger Mann mag treiben was er will; aber vor Allem muß

stitutionalismus als in seinem Wesen; und da das erste italienische Königreich dem Lande die Wohlthaten der modernen französischen Verwaltung und Gesetzgebung zugewandt hatte, so war man stets darauf bedacht dieselben zu erhalten oder, wo sie früher vorhanden waren, wiederherzustellen. Wie sehr sie dadurch die Entstehung und das Arbeiten eines englisch-constitutionellen Organismus erschwerten, schienen sie ganz zu übersehen; wie sie denn auch die Gefährlichkeit, welche der Katholicismus für ein freies Staatsleben in sich trägt, nicht genugsam würdigten. Sie waren eben doch Lateiner (wobei ich, wie man es mir wohl zutrauen wird, an keine Verschiedenheit oder gar Inferiorität der Race denke, sondern nur an die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung und des Bildungsganges), wie hätten sie als Germanen und Protestanten empfinden sollen? Und war nicht das belgische Experiment da, welches so unwiderleglich zu beweisen schien, daß bei neufranzösischer Gesetzgebung, wo nicht Verwaltung, und bei Katholicismus ein neugeschaffener parlamentarischer Staat recht wohl Wurzel fassen und gedeihen konnte? Auch über die Weise, wie das neue Italien herzustellen sei, waren die Männer jener Generation Alle so ziemlich einig. Man wollte am hellen Tage, nicht mehr maulwurfartig unter der Erde, am Umsturz des Unhaltbaren, an der Umwandlung des Lebensfähigen arbeiten. Keine Verschwörungen mehr, keine Secten, keine geheime Propaganda. Die organisirten Staatsmächte selber mußten gewonnen und, nach Vertreibung der Fremden durch regelmäßige Heere statt durch Freischärler, selber innerlich im Sinne der Freiheit umgestaltet werden.

an der Unterhaltung darum nicht weniger rege. Seine äußere Erscheinung war höchst einnehmend: ein Gentleman vom Wirbel bis zur Zehe und zwar ein italienischer Gentleman: weniger trocken als es Engländer, weniger steif als es Deutsche, weniger lebhaft als es Franzosen dieser Art zu sein pflegen. Ja ich möchte es noch mehr begrenzen und sagen er war durchaus ein Transapennine: der Römer wird leicht pomphaft in Rede und Haltung, der Florentiner übertreibt gerne das Sichgehenlassen, der Neapolitaner hat oft etwas Stutzerhaftes im Auftreten; Pasolini's Vornehmheit war durchaus unbefangen und schlicht; sein ganzes Wesen, zurückhaltend ohne ablehnend zu sein, athmete eine fast wehmüthige Milde, und eine sichere Ruhe war darüber ausgegossen. Man sah, daß er nie mehr, nie etwas Anderes sein wollte, als er war; und wo die hohe, schlanke Gestalt, das edle Antlitz, das die weißen Haare und der weiße Bart würdig umrahmten, sich in einer Gesellschaft zeigten, fühlte man wie die Gegenwart eines guten Geistes.

Ein Jahr vor seinem Ende nahm Pasolini noch, auf den eindringlichen Wunsch seines Freundes Minghetti und auf die persönliche Bitte des Königs hin, die höchste Ehre an, die ihm der Staat bieten konnte: er ward Vorsitzender des Oberhauses. „Seht Ihr, ich hatte doch Recht", sagte Pio Nono, als er die Ernennung erfuhr. „Auch Victor Emanuel, wenn er einen Guten haben will, muß ihn unter meinen Alten suchen." Als Vorsitzender des Oberhauses hatte er im Spätherbst 1876, beim Ableben der Herzogin von Aosta und Exkönigin von Spanien, den Todesact aufzunehmen. Schon stark erkältet, reiste er nach San Remo, fand die Leiche bereits weggeführt, fuhr

unverzüglich trotz seines Fiebers, der feuchten Nachtkälte und aller möglichen Hindernisse und Aufenthalte zurück nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach der Superga, wo er endlich zeitig genug ankam, um seines Amtes warten zu können. Allein die Anstrengung und die Strapazen hatten den schon zerrütteten Körper vollständig zu Grunde gerichtet und am 4. December 1876 verschied er, mit einem seiner geliebten Bibelsprüche und dem Namen seiner einzig geliebten Gemahlin auf den Lippen. Er konnte ruhig sterben; noch im letzten Jahre seines Lebens war es ihm vergönnt gewesen, die einzige Tochter als glückliche Gattin, den überlebenden Sohn als glücklichen Vater eines Stammhalters zu begrüßen und es war ihm nun vergönnt, fast sterbend noch dem Königshause zu dienen. Dem Vaterlande hätte er kaum mehr dienen können: denn wenige Monate vor seinem Ende waren die Partei, die Freunde, die Lebensgenossen, mit denen er an der Gründung Italiens gearbeitet, nach siebzehnjähriger Herrschaft gestürzt worden. Die Einheit dieses schönen Daseins schien solchen Abschluß fast zu verlangen: ins neue Italien paßte er nicht mehr.

Nichts sieht in der That dem geträumten Italien von 1859 weniger ähnlich, als das wirkliche Italien von 1881. Jenes geträumte Italien war ja keineswegs ein traumhaftes, wie das Zukunftsdeutschland, welches in unseren und unserer Väter Köpfen sein nebeliges Wesen trieb und dem allerdings keine Wirklichkeit ähnlich sehen konnte. Jenes Italien hatte seine festen Formen, ja fast schon seine genauen Grenzen, es hatte jedenfalls seinen ganz bestimmten Charakter in den Gedanken der Männer, welche in den vierziger Jahren die

Befreiung des Vaterlandes von fremder und einheimischer Zwangsherrschaft planten und nach den ersten Mißerfolgen von 1848 und 1849 nahmen diese Pläne noch bestimmtere Linien an. Der Ausschluß Oesterreichs, die Hegemonie Piemont's und seine Vergrößerung durch die Lombardei und Venetien standen von Anfang an fest für sie; ebenso die Form der constitutionellen Monarchie nach belgischem Muster. Auch über die Nothwendigkeit eines italienischen Zollvereins und Staatenbundes war man einig; ebenso über die Rathsamkeit, dem Oberhaupt der Kirche eine hervorragende Stellung, der Religion den weitesten Spielraum im befreiten Italien einzuräumen. Dazu kam ein Anderes, was dem neuen Staatsleben erst seine eigentliche Physiognomie geben sollte: man hoffte bei aller Freiheit der Bewegung und der Rede, welche man allen Theilen der Nation zusichern wollte, doch die Leitung wesentlich den Händen eines „herrschenden Standes" zuzuwenden. Man dachte, eine Schicht der upper ten thousand -- eine Aristokratie der Geburt, des Vermögens, des Geistes und der Bildung — werde unter der Controle der gesammten Nation und einer unbeschränkt freien Presse die Staatsgeschäfte allein besorgen, etwa wie in England vor der zweiten Wahlreform (1867).

Ueberhaupt war England das Ideal all dieser Männer, welche, zwischen 1810 und 1820 geboren, zwischen den Jahren 1845 und 1855 in's öffentliche Leben eintraten. Allein da sie Alle immerhin eine französische Bildung erhalten hatten, sahen sie doch das englische Staatsleben immer ein wenig durch die französische Brille, d. h. mehr in den abgezogenen Formeln und Schablonen des Con-

stitutionalismus als in seinem Wesen; und da das erste italienische Königreich dem Lande die Wohlthaten der modernen französischen Verwaltung und Gesetzgebung zugewandt hatte, so war man stets darauf bedacht dieselben zu erhalten oder, wo sie früher vorhanden waren, wiederherzustellen. Wie sehr sie dadurch die Entstehung und das Arbeiten eines englisch-constitutionellen Organismus erschwerten, schienen sie ganz zu übersehen; wie sie denn auch die Gefährlichkeit, welche der Katholicismus für ein freies Staatsleben in sich trägt, nicht genugsam würdigten. Sie waren eben doch Lateiner (wobei ich, wie man es mir wohl zutrauen wird, an keine Verschiedenheit oder gar Inferiorität der Race denke, sondern nur an die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung und des Bildungsganges), wie hätten sie als Germanen und Protestanten empfinden sollen? Und war nicht das belgische Experiment da, welches so unwiderleglich zu beweisen schien, daß bei neufranzösischer Gesetzgebung, wo nicht Verwaltung, und bei Katholicismus ein neugeschaffener parlamentarischer Staat recht wohl Wurzel fassen und gedeihen konnte? Auch über die Weise, wie das neue Italien herzustellen sei, waren die Männer jener Generation Alle so ziemlich einig. Man wollte am hellen Tage, nicht mehr maulwurfartig unter der Erde, am Umsturz des Unhaltbaren, an der Umwandlung des Lebensfähigen arbeiten. Keine Verschwörungen mehr, keine Secten, keine geheime Propaganda. Die organisirten Staatsmächte selber mußten gewonnen und, nach Vertreibung der Fremden durch regelmäßige Heere statt durch Freischärler, selber innerlich im Sinne der Freiheit umgestaltet werden.

Anstatt eines Staatenbundes unter piemontesischer Hegemonie, ist Italien ein Einheitsstaat geworden. Die katholische Kirche ist nur geduldet: sie spielt im Staate keine Rolle; die Ehrenstellung ihres Oberhauptes an der Spitze des verjüngten Italiens hat nicht verwirklicht werden können, das Interesse des Katholicismus ist nicht einmal, wenigstens nicht offen und unmittelbar, im Parlamente vertreten. Endlich ist nicht die Aristokatie des Landes, sondern der geistige und gesellschaftliche Mittelstand zur „herrschenden Klasse" geworden. Dieses Ergebniß aber ist unzweifelhaft durch den Einfluß und die Thätigkeit der kleinen, aber thätigen sogenannten Actionspartei — wir würden sagen der Revolutionäre — herbeigeführt worden, die jene gemäßigten Männer in den Jahren 1848 und 1849 nicht zu hindern wußten, deren Cavour in den Jahren 1860 und 1861 ungestraft sich bedienen zu können glaubte und deren Bündniß sein Werk im Entstehen fälschte. Es war allein die Schuld der gemäßigten Liberalen, wenn sie – gleichviel ob aus Schwäche oder Furcht vor Unpopularität — sich von den Männern des Umsturzes überwältigen ließen oder, schlimmer noch, ihnen Zugeständnisse über Zugeständnisse machten, welche am Ende einem vollständigen Aufgeben der eigenen Gedanken und Grundsätze gleichkamen. Mit andern Worten, hätte — zum Glück Italiens — das Gebahren der Umsturzmänner (1848 und 1849) in Rom und Florenz den Papst und den Großherzog von Toscana nicht unwiederbringlich der nationalen Sache entfremdet, so wäre auch jenes Zwitterwesen, welches die Gioberti und Balbo, die Rossi und Pasolini vor 1848 erhofft, nicht unmöglich gemacht worden. Hätte sich

Es wiederholt sich hier, was schon früher in viel grelleren Gegensatz in Griechenland vor sich gegangen: ein unerfreuliches Staatsleben, Gleichgültigkeit der Nation, ewige Zänkereien der Politicanti, fortwährende Ministerkrisen, hohe Steuern, schlechte Justiz, allgemeine Unzufriedenheit mit einem unfruchtbaren parlamentarischen Leben; Elend in den niederen Ständen; Mißbräuche der Regierenden: und bei alledem materieller Fortschritt, langsam aber sicher: denn die Freiheit ist eine große Zauberin, sie entfesselt die gebundenen Kräfte, sie weckt die schlummernden und wenn Italien nicht das ideale, hehre Land ist, welches ein Pasolini geträumt, so ist es doch auch, Gott sei Dank, das Italien nicht mehr, in welchem er unter Aufsicht der österreichischen Polizei, unter der Peitsche des Bourbonenkönigs und in der Todtenstille der Priesterherrschaft eine trübe, fast hoffnungslose Jugend zugebracht.

Panizzi, „denn in der Politik wie in der Natur geschieht Nichts auf einmal und sprungweise. Einstweilen hier im Pothale, von den Alpen bis zu den Alpen, wollen wir einen constitutionellen Staat — sage meinetwegen nur auch gleich ein Königreich — gründen, stark, compact, von etwa zwölf Millionen wenigstens, welcher uns für jetzt und die Zukunft gegen jeden fremden Einfall sichere, komme er nun von Deutschland oder von Frankreich . . . Ist einmal dieser Wall gebaut von Turin bis Venedig, so möge in Europa eintreten, was da will, Italien wird ruhig bleiben können; und wenn mit der Zeit diese große Basis der Einheit sich noch vergrößern soll, so mögen unsere Söhne daran denken."

Die Götter und die Schwäche der Menschen haben es anders gewollt. Jene engherzige kleinbürgerliche Schicht, die Treitschke so trefflich in seinem schönen Aufsatz über Cavour geschildert, und die dem großen Grafen unter des kleinen Rattazzi Führung so viele erbärmliche Hindernisse bereitete, ist ja in Süditalien bei Weitem mächtiger als in Piemont, geschweige denn in den übrigen Provinzen Nord- und Mittelitaliens: sie aber hat, Dank dem neapolitanischen Elemente, überall in Italien gesiegt; Dank auch dem Doctrinarismus der Männer, welche glaubten, sie richteten englisches Selfgovernment ein, indem sie die Verwaltung überall in die Hände des Kleinbürgerthums und der Advokatokratie, des Schulmeisters und des Apothekers auslieferten. Allein Geschehenem ist nicht zu rathen und auch so wie die Dinge gekommen sind, kann Italien seinen Stern preisen, der es aus jener Nacht herausgeführt, in der Männer von Pasolini's Generation herangewachsen.

Es wiederholt sich hier, was schon früher in viel grellerem Gegensatz in Griechenland vor sich gegangen: ein unerfreuliches Staatsleben, Gleichgültigkeit der Nation, ewige Zänkereien der Politicanti, fortwährende Ministerkrisen, hohe Steuern, schlechte Justiz, allgemeine Unzufriedenheit mit einem unfruchtbaren parlamentarischen Leben; Elend in den niederen Ständen; Mißbräuche der Regierenden; und bei alledem materieller Fortschritt, langsam aber sicher: denn die Freiheit ist eine große Zauberin, sie entfesselt die gebundenen Kräfte, sie weckt die schlummernden und wenn Italien nicht das ideale, hehre Land ist, welches ein Pasolini geträumt, so ist es doch auch, Gott sei Dank, das Italien nicht mehr, in welchem er unter Aufsicht der österreichischen Polizei, unter der Peitsche des Bourbonenkönigs und in der Todtenstille der Priesterherrschaft eine trübe, fast hoffnungslose Jugend zugebracht.

Das belgische Experiment.

Das herannahende Jubiläum des belgischen Königreiches (Sept. 1880) bietet den natürlichen Anlaß zu einem Versuche, die Ergebnisse des merkwürdigen staatlichen Experimentes festzustellen und zu würdigen, welches vor einem halben Jahrhundert unter höchst schwierigen äußeren Umständen begonnen ward, unter nicht minder schwierigen inneren Umständen heute noch fortgesetzt wird.

Obwohl der politische Rationalismus sich 1830 bereits überall wieder grollend regte, so war doch die historische Anschauungsweise, welche im Völkerleben dem Werden allein Recht und Dauerbarkeit zuerkannte, alles Machen aber nur als ewig-unfruchtbare Willkür auffaßte, noch die herrschende in Europa, als in den Niederlanden der Versuch gemacht wurde, einen neuen Staat mit einer gemachten Verfassung und einer fremden Dynastie zu schaffen und so thatsächlich jener Ansicht vom pflanzenartigen Wachsthum der Staaten entgegenzutreten, deren Uebertreibung schon längst den gesunden Menschenverstand höchst ungeduldig gemacht hatte. Das freilich mehr von den Umständen, als von der theoretischen Absicht aufgedrängte Problem ward aber noch durch die Thatsache erschwert, daß die

Nation, welche es zu lösen unternahm, nie vorher ein selbständiges staatliches Dasein geführt hatte, daß sie ein geographisch ganz unbegrenztes Land bewohnte, zwei verschiedene Sprachen redete und aus zwei verschiedenen Volksstämmen bestand, daß sie katholisch war, während der neue König der protestantischen Confession angehörte, daß sie endlich unter der Mißgunst eines Theiles von Europa und der Begehrlichkeit eines andern an die Lösung ihrer Aufgabe ging, während nur Ein Großstaat sein Unbehagen rasch überwand und fortan ein aufrichtiges Interesse für den kleinen Experimentator an den Tag legte. Derselbe Versuch ward zur selben Zeit und mehrfach seitdem unter scheinbar weit günstigeren Verhältnissen von anderen Nationen angestellt, schlug aber entweder ganz fehl, wie in Frankreich, oder brachte Ergebnisse von höchst zweifelhaftem Werthe, wie in Spanien und Italien, obschon diese Nationen sämmtlich den Vortheil tausendjähriger Sonderexistenz und nationaler Herrscherfamilien für sich hatten. Daß Portugal und Griechenland, sowenig wie Rumänien und Bulgarien, als constitutionelle Musterstaaten galten oder gelten, wird wohl jeder Unbefangene zugeben. Da aber die wohlgemeinten, wenn schon nicht immer besonders geschickten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Deutschland zu gründen, bis jetzt auch nicht geglückt sind, während eine solche nur in England und Belgien ganz unbestritten und regelmäßig arbeitet, so ist eben das Beispiel dieses kleinen festländischen Verfassungsstaates das einzige thatsächliche Argument, das noch einigermaßen Stich zu halten scheint gegen die Behauptung der Gegner, daß diese merkwürdige, verwickelte und zarte Staatsform nur ge

schichtlich heranwachsen und selbst dann nur auf rein protestantischem Boden gedeihen könne.

Vielleicht lohnt es die Mühe und genügt die Spanne von fünfzig Jahren, zu untersuchen, warum „das belgische Experiment", wie König Leopold und sein Stockmar sich auszudrücken pflegten, bis jetzt geglückt ist, welche Vortheile und Nachtheile es der belgischen Nation eingetragen hat, und unter welchen Bedingungen es auch in Zukunft noch möglich sein wird, einen Ueberschuß der Vortheile über die Nachtheile zu erzielen. Diese Untersuchung, nicht die Geschichte des kleinen Königreiches, die oft genug und zum Theil in sehr befriedigender Weise geschrieben worden ist[1], bildet den Gegenstand nachfolgender Studie, deren Natur es mit sich bringt, daß das Thema mehr angedeutet, als eindringend behandelt werde.

I.

Unter den Erfolgen, welche das neue Königreich in den fünfzig Jahren seines Daseins erzielt hat, steht der der Staatsform selber obenan. Nicht ein einziges Mal

[1] Ueber die Gründung Belgiens siehe u. A. F. H. Geffcken's Aufsätze in der „Deutschen Rundschau" vom November und December 1876 und vergl. damit meine Darstellung im ersten Bande meiner französischen Geschichte seit 1830. Ueber die Folgezeit möchte ich den ausgezeichneten Aufsatz van de Meyer's im zweiten Bande der Patria Belgica empfehlen, sowie Thonissen's, besonders aber E. Banning's Beiträge zu diesem trefflichen Sammelwerke. Wer aber tiefer eingehen will, muß Nothomb's, Th. Juste's, Thonissen's, Hyman's und Anderer umfangreichere Geschichtswerke zu Rathe ziehen. Unser Gegenstand ist, wie oben bemerkt, diesmal nicht die Geschichte Belgiens.

sind die Freiheiten der Nation, auch nur vorübergehend, aufgehoben oder verletzt und nie ist die Autorität des Gesetzes verkannt worden. Die Executive hat niemals in die Rechte der Legislative eingegriffen, diese niemals die der Krone beeinträchtigt: Keine von beiden hat je die Unabhängigkeit der Justiz, wäre es auch nur durch Beeinflussung, bedroht. Kein Theil des Volkes endlich hat es versucht, die Thätigkeit der regelmäßigen Staatsgewalten zu hemmen, nach seinem Willen zu zwingen oder gar über den Haufen zu werfen. Ueberhaupt ist der Gegensatz zwischen Regierung und Regierten, Volk und Volksvertretung, der in andern Ländern so oft betont wird, weder offen noch versteckt zu Tage getreten. Das Land ist auch sehr selten den endlosen Intriguen ausgesetzt gewesen, welche anderswo, unter dem Namen von Ministerkrisen, den Staat oft auf Monate hin ohne Regierung ließen. Selbst ein Thronwechsel ist, wie die Ministerwechsel, ohne alle Erschütterung vor sich gegangen. „Die Gesetze, meint Montesquieu, müssen dem Volke, für das sie gemacht sind, so eigen sein, daß es ein sehr großer Zufall ist, wenn die einer Nation einer Andern passen können." In Belgien war's nun sicherlich nicht der Zufall allein, der diese sonderbare englische Verfassung, welche überall sonst auf dem Festlande so jämmerlich Bankrott gemacht hat, Wurzel fassen und gedeihen ließ, man müßte denn Zufall nennen, daß sich ein König, Staatsmänner und ein Volk vorfanden, die mit dem fremden Ding umzugehen wußten. Denn Jedermann muß zugeben, daß jenes glatte Ineinandergreifen aller Stücke der neuen Locomotive nicht ausschließlich das Verdienst der Maschinenbauer war, welche dieselbe gemäß den Anwei-

sungen der bewährtesten staatsrechtlichen Handbücher hergestellt, sondern zum größeren Theile den geschickten und wachsamen Mechanikern zukömmt, welche sie leiteten, den gewissenhaften und bescheidenen Arbeitern auch, die das Räderwerk stets sorgfältig geölt hielten, ja selbst den Passagieren, die trotz alles Lärmens und Streitens, doch nie auf den tollen Einfall geriethen vor der Station aus dem ihnen vom Gesetz angewiesenen Raume zu steigen oder gar, wie das ja wohl sonstwo vorgekommen sein soll, den Führern während der Bewegung in die Arme zu fallen, sich selber der Führung zu bemächtigen und die ganze complicirte Maschine mit ihren unerfahrenen, fieberhaften Händen auf immer unbrauchbar zu machen.

Etwas Künstliches, Mechanisches bleibt es immerhin, wird man einwerfen, und wir sind noch nicht am Ende aller Tage. Als ob das Künstliche keine Lebensfähigkeit hätte, da ja selbst das Widernatürliche sie sich zu erobern weiß! Als ob es der Geschichte, d. h. der Menschenthätigkeit, nicht möglich wäre, den Mechanismus gemach in einen Organismus zu verwandeln, auch das Fremdeste zu assimiliren, ihm durch Anbequemung Nützlichkeit, durch Verjährung Recht zu verschaffen! Wie wenig rein-natürliche, von fremden Einflüssen ungestörte Staatsentwickelungen hat die Weltgeschichte denn aufzweisen außer der englischen? Wohl war's etwas Fremdes, das man 1830 auf das Festland verpflanzte, aber es ist, in Belgien wenigstens, etwas Einheimisches geworden, etwa wie der mißverstandne deutsche Hexameter, der dennoch, Dank einem Klopstock, Goethe und Voß, ein Unseres geworden ist — freilich aber auch etwas so Grundverschiedenes vom

griechischen Hexameter, als die belgische Verfassung von der englischen. Genug, die fremde Form ist ein Eigenes, Lebensfähiges, Fruchttragendes geworden, aus welchem Mißverständnisse auch ihre Einführung hergeleitet werden mag; und sie ist es dazu geworden Dank den Menschen, welche sich ihrer bedient haben.

Die Persönlichkeit des ersten Königs der Belgier mag nicht gerade sympathisch sein. Nichts in ihm spricht zur Phantasie, wenig sogar zum Herzen. Etwas vom Pedantismus der deutschen Kleinfürsten seiner Generation war an ihm haften geblieben, und er hatte während seines Aufenthaltes in England bis zu einem gewissen Grad die vornehm-kalte, leicht-ablehnende Haltung angenommen, welche die englische Aristokratie am Anfange dieses Jahrhunderts kennzeichnete. Frauen und Geldverhältnisse behandelte er gerade nicht im Sinne eines Romanhelden. Zu dem öffentlichen Amt aber, das er anzunehmen den Muth hatte, schienen ihn Anlage und Lebenserziehung gleicherweise zu befähigen. Er war von deutscher — was damals noch sagen wollte, universeller — Bildung. Der französischen Sprache und Litteratur ganz mächtig, stand er doch mit seiner ganzen Auffassung der internationalen Verhältnisse auf dem europäischen Standpunkte von 1815, d. h. er sah die Ueberwachung französischer Angriffs- und Revanchegelüste als das oberste Interesse Europas an. In England hatte er die Lebensbedingungen des constitutionellen Staates an einem lebendigen Volkskörper zu beobachten die Gelegenheit gehabt und so die abstracte Montesquieu'sche Theorie durch eigne Anschauung corrigirt. Das starke prinzliche Gefühl, das er aus Deutschland

mitgebracht, war in England nicht geschwächt, aber es war gereinigt worden; denn er hatte dort gelernt, daß sich die königliche Würde wohl mit der Achtung des nationalen Willens verträgt, ja aus dieser Achtung neue Kraft schöpft. Er war natürlich klug in der Beurtheilung der Menschen, wie der Dinge. Sein Temperament war kühl, sein Wille fest. Ehrgeizig und auch bereit Alles zu wagen, um diesen Ehrgeiz zu befriedigen, erlaubte er doch nie der Leidenschaft ihn fortzureißen: er wußte zu warten, zu schweigen, und, vor Allem, er ließ sich nicht bange machen. Als im Jahre 1846 eine Centralversammlung aller liberalen Clubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp schon ein 1792 über das junge Königreich kommen sah, seinen Schwiegersohn ängstlich beschwor, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, die kecke Versammlung zu treffen, lähmen, vernichten, schaute Leopold ruhig zu, ließ die Leidenschaften sich in Worten entladen und nahm seine Minister unter den vielgefürchteten Clubisten selber, als kurz darauf die Wahlen in deren Sinne ausgefallen waren. Aehnlich war seine Haltung gegenüber der Aufregung von 1848, welche alle Throne außer seinem und dem englischen erschütterte. Arbeitsam, mäßig, ordnungsliebend, ganz ein Mann für das kleine Bürgervölkchen, über das er zu herrschen eingeladen worden, hatte er zu alledem noch das Glück, keine Kronprätendenten neben sich zu haben, wie Wilhelm III. von England, wie Louis Philipp und andre zur Gründung von Dynastien berufene Herrscher. Nach dem endgiltigen Friedensschlusse mit Holland (1839) war seine Krone auch in der Form unbestritten. Gleichgültig in Religionsfragen, stand er natürlich außer- und oberhalb der beiden Par-

teien, welche um die Regierung kämpften, während Fürsten wie Karl X. und Wilhelm I. von Holland bei ihren starken katholischen oder antikatholischen Ueberzeugungen selber Partei nehmen mußten und so die Krone mehr als gut war exponirten.

Leopold war keineswegs ein roi soliveau. Wohl nahm er seine Minister, ohne zu murren, aus der Hand der Kammermehrheit an; wohl ließ er diese seine Minister ruhig gewähren; aber im wichtigen Augenblicke wußte er doch sein Wort zu sagen: denn er war sich seiner Rolle und der Pflichten, die sie ihm auferlegte, voll bewußt. Nie betrachtete er sich als nur dazu bestimmt, einen Sitz einzunehmen, damit sich Niemand um denselben zanke. Schon im Voraus hatte er seine Bedingungen gestellt, seine Weigerung in Aussicht gestellt, wenn man sie nicht annähme; und sie wurden angenommen, denn man wußte von Griechenland her, daß es ihm Ernst war mit seinen Forderungen. Er sah und achtete in der Volksvertretung die Meinung des Augenblicks; aber er achtete in sich selber den Vertreter der permanenten Interessen der Nation und forderte für diesen Vertreter dieselbe Achtung, die er jener zollte. Die Befestigung Antwerpens war ein solcher Act der permanenten Interessen, welchen die Leidenschaft des Augenblickes verkannte; und er verfolgte den Plan hartnäckig, lange Jahre hindurch, führte ihn endlich hinaus, indem er seinen ganzen Einfluß, ohne Furcht vor Volksmißgunst, einsetzte. Aehnlich in Fragen der inneren Politik. Nie versteckte er sich hinter der gesetzlichen Unverantwortlichkeit der Krone: er wußte, daß die Krone dazu da war, um in gewissen Conjuncturen das entscheidende Wort zu

sprechen und er sprach es, auch wenn es galt, die eigne Ansicht dem entgegentretenden Volkswillen zu opfern. So 1857, als in Brüssel bedenkliche Kundgebungen gegen einen von ihm gebilligten, von der Mehrheit der Kammer unterstützten Gesetzesvorschlag laut wurden. „Es gibt in den Ländern, die ihre Geschäfte selber betreiben, schrieb er seinem Minister, rasche und ansteckende Bewegungen, welche mit einer Macht um sich greifen, die sich leichter erkennen als erklären läßt, und mit welchen man besser thut, sich zu vergleichen als zu rechten.... Ich gebe der Mehrheit den Rath, auf die Fortsetzung der Gesetzesberathung zu verzichten." Der Sohn aber erinnerte sich der Worte des Vaters, als er Ende 1871 unter ähnlichen Umständen das Ministerium d'Anethan entließ, obschon es über die Stimmenmehrheit in der Kammer verfügte. Aber Leopold I. setzte auch — so wenig wie sein Nachfolger — die Krone nicht unnütz aus. Er, der so oft, wenn widerstreitende Interessen sich nicht zu einigen wußten, durch sein Wort den Ausschlag gegeben hatte, wußte taube Ohren zu haben, als ein Jahr vor seinem Ende kein Cabinet zu Stande kommen wollte, weil beide Parteien sich die Wagschale hielten, und man ihm nahe legte, er solle seine Prärogative brauchen, um ein Ministerium nach seinem Sinne zu ernennen. Als gar die streitenden Parteien sich in vier Monaten nicht verständigen konnten, — reiste er einfach nach England und kam erst zurück, nachdem jene handelseins geworden. Denn, obschon er einen eignen Willen hatte und die Rechte der Krone eifersüchtig zu wahren bestrebt war, trachtete er doch nie, wie sein Schwiegervater, nach einer persönlichen Regierung, versuchte er nie, wie Jener, seine Günst-

linge der Nation aufzuzwingen, sich durch kleine Künsteleien eine gesetzliche Mehrheit in den Kammern zu sichern; vor Allem, so sehr er auf das Interesse seiner Familie bedacht war, so trennte er es doch nie von dem des Landes, wie Louis Philipp nur zu oft that. Und das Land wußte es ihm Dank. Es stand und steht treu zu seiner Familie — einer fremden Familie — wo das Haus Orléans, das dem historischen französischen Königsstamme angehört, der Frankreich neun Jahrhunderte beherrscht und zum großen Theile gemacht hat, der Nation fremd geworden ist.

Auch die leitenden Staatsmänner Belgiens waren ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Nicht nur die unvergleichlichen, obwohl extemporirten Diplomaten, welche von 1830—1839 alle Fehler der Brüsseler Hitzköpfe wieder gut zu machen wußten, auch die parlamentarischen Leiter waren Männer ersten Ranges, welche den Franzosen an glänzenderen Gaben weit nachstehen mochten, an tactischer Gewandtheit, Compromißfähigkeit, wahrem Freisinn und allen den Tugenden, welche zur Uebung der öffentlichen Gewalt nothwendig sind, denselben durchaus überlegen waren. Und man weiß kaum, welche der beiden Parteien man in dieser Beziehung über die andere stellen soll. So wenig Leopolds Unterhaltung sich mit seines Schwiegervaters lebendiger, unversiegbarer Rede vergleichen ließ, so wenig waren die Nothomb und Rogier, Devaux und de Decker, selbst die Lebeau und Dechamps Redner, die sich mit Guizot und Thiers, Berryer und Lamartine hätten messen können; aber sie hatten offenere Augen für das, was außer ihrem Cabinet, der Kammer, den regierenden Kreisen vorging; sie gaben ihren persönlichen Leidenschaften

weniger nach, beharrten mit weniger Rechthaberei auf ihren Ansichten. Als der Premierminister de Decker bei jenem 1857er Conflict zu zweifeln begann, ob das von ihm selbst vorgeschlagene, von König und Parlament gutgeheißene „Klostergesetz" die öffentliche Meinung für sich habe, zog er sich zurück, weil er „nicht mehr sicher war, daß die Kammermehrheit der Landesmehrheit entspreche und es eine der gefährlichsten Lagen sei, in die man ein constitutionelles Land bringen könne, wenn man es mit einer Mehrheit regiere, welche auch nur angeklagt werden könnte, die Gefühle und Wünsche der Nation nicht mehr getreu zu vertreten." Zu solcher Feinhörigkeit, verbunden mit solcher Selbstverleugnung aber gesellte sich noch die hohe Tugend der Mäßigung, welche ihr König einst seinen Mitarbeitern in schwerer Stunde an's Herz gelegt und in welcher die Minister Leopolds II. denen Leopold's I. in Nichts nachstehen. Nie suchten sie zu stravincere, wie der Italiener schön sagt, nie die äußersten Consequenzen ihrer Siege zu ziehen. Als Frère-Orban im Jahre 1868 sah, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Schulgesetz von 1842 in einem freisinnigen Geiste zu revidiren, stand er freiwillig von dem Unternehmen ab; und es ist in Aller Gedächtniß, wie er die Beibehaltung des Gesandtschaftspostens bei der Curie, dessen Abschaffung auf dem liberalen Parteiprogramm gestanden, so lange er die Opposition geleitet bei der Kammer durchsetzte, weil er das Gefühl hatte, daß eine regierende Partei nie ohne Noth bis zum Aeußersten ihres Programmes gehen darf und er den Muth besaß, den populären Vorwurf der Inconsequenz über sich ergehen zu lassen.

Dank solchen Tugenden ward es denn auch den belgischen Staatsmännern möglich, unter dem Beistand ihrer Könige, zu erreichen, was alle jene glänzenden Geister des Julikönigthums nicht zu erreichen vermochten: die Gründung der Freiheit und die Aufrechthaltung des inneren wie des äußeren Friedens.

Freilich hatten die belgischen Minister auch nicht den Versuchungen zu widerstehen denen die französischen und italienischen so oft unterlagen und unterliegen: sie hatten kein gewaltiges und gefügiges, nur von ihrem Wink abhängiges Beamtenheer zur Verfügung; und damit kommen wir auf die zweite und hauptsächlichste Ursache, auf welche das Gelingen des constitutionellen Experiments in Belgien zurückgeführt werden muß. Belgien ist, mit Ausnahme der fünfzehn Jahre des französischen Consulats und Kaiserreichs, nie buereaukratisch regiert worden. Selbst die spanischen und österreichischen Herrscher, ungleich den absoluten Fürsten Deutschlands, hatten die Freiheiten der Provinzialstände und der Städte geachtet. Als Joseph II. darin im Sinne des aufgeklärten Despotismus aufräumen wollte, vereitelte die Brabanter Revolution seine Bemühungen. Wol unificirte die französische Republik, aber noch nicht im Sinne bureaukratischer Verwaltung; und kaum war der vom ersten Consul eingeführten Präfectenwirthschaft 1814 ein Ende gemacht, so wuchs auch die Selbstverwaltung wieder munter empor, eben weil sie in dem großentheils germanischen Lande tiefe Wurzeln hatte: und die Gründer des neuen Staates waren klug genug, diese Wurzeln nicht abzuschneiden, obschon sie dieselben nicht so ganz unberührt ließen, als es die Holländer ge-

than. Es ist hier nicht der Platz, auf eine Erörterung der Frage einzugehen, ob die Gesetzgeber von 1836 wohl daran gethan, das flache Land den Städten zu assimiliren; ob eine solche Assimilation nicht die Selstverwaltung selber beeinträchtigen muß, da die Centralregierung sich dadurch veranlaßt sieht, Vieles an sich zu ziehen, was sie den Städten gerne überlassen hätte, den Dörfern aber nicht überlassen kann; ob es möglich gewesen wäre, bei der demokratischen Strömung unseres Jahrhunderts, die aristokratische Dorfverwaltung nach englischem Schnitt beizubehalten, welche auch die in den belgischen Provinzen heimische war: genug das bezahlte, vom jeweiligen Minister abhängige Beamtenthum ist auch jetzt in Belgien weder so zahlreich, noch so mächtig, als in den festländischen Großstaaten, und die Verwaltung ist beinahe ganz in den Händen gewählter Obrigkeiten. Auch die durchaus reine Justiz ist so unabhängig als die Verwaltung; selbst die Staatsanwaltschaft ist freier von politischen Einflüssen als sonstwo, weil sie zur Beförderung in den höheren Richterstand der Stimmen dieses auf seine Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Standes bedarf und nicht von der Regierung befördert werden kann.

Nun ist aber das große und einflußreiche Beamtenheer bis jetzt überall auf dem Continent das vornehmste Hinderniß einer gedeihlichen Entwickelung des parlamentarischen Regimes gewesen. Wo der centralen Selbstregierung keine örtliche Selbstverwaltung entspricht, entbehrt ja die erstere jeder Grundlage; und ein Parlamentsministerium, das tausende von Stellen zu vergeben hat, den Oertlichkeiten tausende von kleinen Vergünstigungen zuwenden kann, müßte

mehr als menschliche Tugend üben, wollte es sich dieser Mittel nicht bedienen, um auf die Wahl der Volksvertretung einzuwirken; wollte es, mit weniger schönen Worten, diese Vertretung nichtfälschen. Ein französischer Minister, der jeden Flurschützen des Landes ernennt oder doch bestätigt, der über den Tabaksladen und das Postbureau jedes Dorfes verfügt, dessen Präfecten und Unterpräfecten, Staatsanwälte und Polizeicommissäre getreue Wahlagenten in seinem eigenen Interesse sind, der es in der Hand hat, sich alle Abgeordneten durch Verleihung von Stellen und Stellchen an Verwandte oder Freunde zu verpflichten — der Concessionen und Lieferungen nicht zu gedenken — der einem Ort eine Eisenbahnstation, eine Chaussee, einen Canal, Schulen, Garnisonen u. s. w. zuwenden oder versagen kann, steht dem Parlament wie dem Wahlkörper des Landes ganz anders gegenüber, als ein belgischer oder englischer Minister, der Provinzen, Städte und Landgemeinden vor sich hat, welche von ihm Nichts zu fürchten und wenig zu erwarten haben. Es handelt sich hier ja nicht darum, zu wissen, was besser ist, eine Staatsverwaltung durch Fachbeamte oder eine örtliche Selbstverwaltung: Schreiber dieses neigt sogar zum Glauben hin, daß das allgemeine Interesse, als welches im Grunde der oberste Staatszweck ist, durch die erstere besser gewahrt ist: es fragt sich hier, mit welchem von beiden Verwaltungssystemen die parlamentarische Regierungsform am Besten fungirt: kein Zweifel, die Selbstverwaltung, sei's durch gewählte, sei's durch von den örtlichen Verhältnissen bezeichnete Verwalter, hat die unausbleibliche Folge, den gesammten Staat in die Hände einer Gesellschaftsclasse

zu liefern — im früheren England in die der Gentry, im heutigen Italien in die des Kleinbürgerthums — und die Ausbeutung der unteren Classen durch diese bevorzugten Stände kann nicht ausbleiben: dabei aber blüht das parlamentarische Regime doch ganz munter weiter, ja es gedeiht nie und nirgends so üppig, als wo es auf dieser Herrschaft einer Classe über alle anderen beruht. Allein die Gegenwart zweier entschiedener Parteien mäßigt diesen Uebelstand in Belgien wie in England und läßt es nicht zu den ungeheuerlichen Mißbräuchen kommen, denen wir in Italien beiwohnen. Wie in der That, um mich der Worte Gneist's zu bedienen, es gar keinen Einfluß auf die innere Verwaltung Englands hat, ob ein Whig- oder ein Toryministerium am Ruder ist, so haben die eigenthümlichen Parteiverhältnisse Belgiens ein ähnliches Correctiv der Classenherrschaft in ihrem Gefolge gehabt. Da das flache Land meist anders wählt als die Städte, so kommt es oft vor, daß die Kammermehrheit einer anderen Partei angehört, als die Stadt oder Landverwaltung, wodurch eine Controle der Centralregierung durch die Localregierung und umgekehrt stattfindet, welche Controle in Italien leider ganz fehlt, da beide immer in denselben Händen sind. Und damit sind die Dienste, welche das Parteisystem der parlamentarischen Regierungsform leistet, noch keineswegs erschöpft.

In der That scheint das Bestehen zweier fester Parteien zum regelmäßigen Spiele der parlamentarischen Monarchie ganz unentbehrlich. Jedenfalls haben alle anderen Staaten des Festlandes an diesem Mangel einer bestimmten Zweitheilung ein unüberwindliches Hinderniß

gefunden. Selbst Holland, das sonst alle Bedingungen eines parlamentarischen Staates in noch höherem Grade als Belgien vereinigt, ist dadurch vielfach behindert worden: das System des auf- und absteigenden Eimers hat dort nicht so klar dargeführt werden können als bei den südlichen Nachbarn. Auch hier begann es eigentlich erst nach 1845, als das letzte gemischte Cabinet einem Parteiministerium Platz machen mußte. Doch hatten sich die Verbündeten von 1830 — Liberale und Katholiken — schon 1833 und noch entschiedener 1839 in zwei bestimmte Parteien getrennt. Dazu wollte das Glück, daß sich beide Parteien fast die Wage hielten. Es mag für den Inhalt des nationalen Lebens eben keine Wohlthat sein, daß Stadt und Land, Bildung und Glaube einander so schroff gegenüberstehen, als es in Belgien der Fall ist: für die Staatsform war es ein äußerst günstiger Umstand, daß die Nation und ihre Vertretung sich in zwei Hälften theilte, welche sich in der Herrschaft ablösen konnten, deren jede einen vollständigen, regierungsfähigen Generalstab hatte, deren Eine die Andere, stets zur Nachfolge bereit, überwachte und so der Krone erlaubte, sich in gewöhnlichen Zeitläuften von jedem Eingreifen in die Regierung ferne zu halten. Dadurch vornehmlich wurden und werden jene Coalitionen vermieden, welche in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien, ja selbst in Holland und England, die parlamentarische Maschine zuweilen in's Stocken bringen, oder doch ihren Gang unsicher oder verwirrt machen. Nie hat man eine Verbindung zwischen irischen Homerulers und englischen Tories zu befürchten, wie wir sie heute in England sehen, zwischen Katholiken

und Conservativen wie in Deutschland, zwischen Bonapartisten und Radicalen wie in Frankreich, zwischen Opposition und Dissidenten der Mehrheit wie in Italien. Beide Parteien waren in Belgien immer compact wie zu den guten Zeiten der Whigs und Tories. Sogar der Abfall oder gar das Ueberlaufen Einzelner ist fast unerhört in Belgien, geschweige denn der Abfall und das Ueberlaufen ganzer Fractionen. Das Fractionenwesen war aber nächst dem ministeriellen Beamtenthum die Hauptklippe, an welcher die parlamentarische Monarchie in Frankreich gescheitert, in Deutschland hängen geblieben ist, während in Italien der Staat überhaupt, der doch in Frankreich und Deutschland fast unbeschädigt von diesem Mißerfolge der Parlamentsregierung geblieben ist, daran festsitzt und an allen Ecken leck geworden ist.

Auch der im Uebrigen so verhängnißvolle Umstand, daß die katholische Kirche bei der Gründung des Staates mit zu Gevatter stand, war dem Gelingen des Unternehmens günstig. Denn, während überall sonst auf dem Festlande die katholische Geistlichkeit dem parlamentarischen System hindernd in den Weg trat, dasselbe und die damit zusammenhängenden Freiheiten als Negation des katholischen Ideals, wie es im Syllabus ausgesprochen ist, bekämpften, wollte es die Constellation von 1830, daß der belgische Katholicismus durch ein augenblickliches Interesse wie durch eine augenblickliche Stimmung zum Bündniß mit dem Liberalismus getrieben wurde. Galt es doch, sich des protestantischen Drängers zu entledigen und die Unterrichtsfreiheit zu erobern: Gregor XVI. hatte aber noch nicht jenes katholische Ideal formulirt, noch nicht

durch seine Encyclica von 1832 den Eimer abkühlenden Wassers über den Enthusiasmus der liberalen Katholiken gegossen. Und selbst nachdem dies geschehen, trat die belgische Geistlichkeit dem Parlamentarismus nicht feindlich gegenüber. Sie wühlte unter der Hand; aber sie ließ sich in der Kammer und in dem Ministerium durch jene liberalen Katholiken der Montalembert'schen Schule vertreten, welche die Ehre des belgischen Parlaments gewesen sind und sich derselben Mäßigung gegenüber der ultramontanen Exaltados befleißigten, welche die liberalen Staatsmänner gegenüber der radicalen Fraction an den Tag legten. Noch waren ja alle jene „modernen Freiheiten“ dem Clerus bequem und seiner Sache förderlich: gründete er doch auf Grund der Vereinsfreiheit seine Klöster und frommen Brüderschaften, auf Grund der Unterrichtsfreiheit seine Schulen, auf Grund der Preßfreiheit seine journalistische Propaganda. Auch durfte er ja von den katholischen Wählern mehr hoffen als vom protestantischen Könige, selbst wenn dieser gewillt gewesen wäre, wozu er durchaus keine Neigung bezeigte, mit dem Parlamentarismus aufzuräumen. Ja, als nach Sicherung der äußeren Existenz des kleinen Staates durch den endgiltigen Friedensschluß von 1839 der natürliche Gegensatz zum Liberalismus sich ungestraft geltend machen konnte und geltend machte, leistete der clericale Einfluß, wie wir gesehen haben, dem parlamentarischen Regime Belgiens noch den letzten Dienst, daß er ihm zur Herstellung zweier bestimmter Parteien verhalf.

Wie durchaus sich diese Regierungsform in Belgien eingebürgert hat, beweist nicht nur die allgemeine Theil-

nahme an den Wahlen — im Jahre 1851 zählte man noch 36 Stimmenthaltungen auf hundert eingeschriebene Wähler, heute nur noch 10, d. h. die Kranken, Greise und Abwesenden abgerechnet, Alle —; auch der Gebrauch der Oeffentlichkeit, welcher mit diesem Regime unzertrennlich verbunden ist, und die Toleranz, ohne welche es nicht denkbar ist, haben große Fortschritte im politischen, wenn nicht im socialen Leben der Nation gemacht. Wol brachte das belgische Volk nicht allein die Ueberlieferung der Selbstverwaltung, sondern auch die der Freiheit mit. Das mag verwunderlich klingen, wenn man bedenkt, welch' ein Regime dem von 1815 dritthalb Jahrhundert hindurch voraufgegangen war. Allein man muß nicht vergessen, daß in Flandern die Gewohnheit der Versammlungen und Vereine wenigstens nie ausgestorben war. Es ist dies ein Vorzug der germanischen Nationen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und der den romanischen Ländern ganz abgeht. Selbst in Italien — dem in einem Sinne freisten Lande der Welt — existirt das Vereins- und Versammlungsrecht thatsächlich nicht: denn Niemand macht Gebrauch davon: in Frankreich aber artet jede Volksversammlung sofort in Aufruhr, jeder Verein in einen Club aus. Selbst in unserem, so lange nach dem bureaukratischen Muster Frankreichs regierten Vaterlande, hat sich das Associationswesen in höchster Blüthe erhalten, und Niemand fürchtet mehr ein Schützen-, Turner- oder Sängerfest, das in Frankreich jede Regierung am Schlafen verhindern würde. Wie aber die wallonischen Provinzen durch ihr jahrhundertlanges Zusammenleben mit den flandrischen solche Gewohnheit der freien Bewegung

und Verbindung, wenn auch in geringerem Grade, angenommen, so verloren die unter Ludwig XIV. von Frankreich eroberten flandrischen Länder in zwei Jahrhunderten völlig jene Gewohnheit und nicht nur die französisch redenden Theile wie das Artois und das Cambresis, auch die noch immer flämisch redenden Bezirke nördlich von Lille haben längst jene Tradition vergessen, welche in Belgien nach kurzer Unterbrechung seit 1814 wieder so lebendig geworden ist. Nichts aber ist eine bessere Schule der Freiheit und Duldung als solche öffentliche Vereinigungen und Genossenschaften, wie sie zum täglichen Leben der Belgier gehören. Der ihnen angeborene Respect vor dieser Freiheit schützt sogar die Klöster und Processionen, und selbst der Clerus wagt nicht gegen die Volksversammlungen und Volksvereine, sei ihr Zweck nun das Vergnügen oder das Interesse, zu agitiren. Man sollte glauben, die Wahlversammlungen des neuen Königreichs seien nur die Fortsetzung jener alten Volksfeste, die politischen Gesellschaften nur ein Anknüpfen an die alten Verbände. Setzt's auch manchmal blutige Köpfe, der Staat wird nie durch diese Schlachten erschüttert.

Indirect aber waren diese germanischen Associationsgewohnheiten auch eine Schule für die Preßfreiheit — und ein Gegengift. Denn die Presse wird immer das Privileg der Städter und zwar gewisser Städter sein: an den Versammlungen kann Jeder Theil nehmen, auch wer nicht zu lesen vermag; und man lernt darin nicht nur sich nicht von dem ersten besten leidenschaftlichen Redner oder der, bei den Ungewohnten so leicht ausbrechenden, Collectivleidenschaft fortreißen zu lassen, son-

dern auch die Meinungen Andersdenkender zu schonen, wo die Preßfreiheit, bei der die Personen nicht leiblich aneinanderstoßen und sich nicht miteinander zu vertragen brauchen, fast immer zur Intoleranz für die Ansichten Anderer führt. Die unglaublich entwickelte Tagespresse — sie beziffert sich auf 400 Blätter, deren manche 50,000 Abnehmer haben — ist in Belgien wenn nicht besser geschrieben als die Presse überhaupt auf dem Festland ist, so doch zweckentsprechender: sie ist zwar auch des ekeln Gezänkes voll, das leider nur die englische Presse hinter sich gelassen hat; aber sie erfüllt doch ihre Pflicht, die Regierung zu controliren auf's Wachsamste; und die durchgehende Achtung vor dem Gesetz macht sich auch in ihr geltend: nie greift sie die bestehende Staatsform an; und sie wird eben anders gelesen als z. B. in Frankreich: denn die Toleranz für Andersgesinnte, (ich meine die thatsächliche, nicht die innere) ohne welche keine Freiheit möglich ist, wird nirgends so geübt, wie in Belgien. Eine solche Gewohnheit der Freiheit aber erleichtert das Spiel des constitutionellen Regimes außerordentlich; die Unfähigkeit, solche Freiheit zu gebrauchen, erschwert dasselbe unendlich und man braucht nur über die Grenze zu gehen um tausend Beweise dafür zu haben.

Zu allen diesen Umständen, welche der Entwickelung und dem glatten, regelmäßigen Arbeiten der parlamentarischen Monarchie in Belgien zu Gute gekommen sind, gesellte sich endlich ein letzter, keineswegs zu unterschätzender Vortheil: die Neutralität des Landes, welche es von der äußeren Politik ausschloß. In keinem anderen Punkte ist die Durchführung des Parlamentarismus so schwierig, als

in dem der auswärtigen Angelegenheiten. Belgien selbst hatte es zu fühlen von 1830—1839. Auswärtige Angelegenheiten eignen sich eben nicht zur öffentlichen Debatte, wo die aufregende Atmosphäre, die persönliche Eitelkeit, das Popularitätsbedürfniß, vor Allem aber die Theilung, d. i. die Vernichtung der Verantwortlichkeit, ein sachliches Erwägen der Vortheile und Nachtheile, eine ruhige Betrachtung und Schätzung der wirklichen Verhältnisse nicht zulassen, oder doch das Gegentheil von alledem begünstigen. Wie oft mußten nicht 1830, 1831, 1832 und 1839 die belgischen Diplomaten wieder zurechtrücken, was die parlamentarischen Eiferer verschoben, diesen die Wirklichkeit zu Gemüthe führen, wie sie sich von London, Paris und Wien aus, d. h. ganz anders als im Parlamentsgebäude zu Brüssel, zeigte. Auch Cavour gelang es thatsächlich, die äußere Politik der Volksvertretung vorzuenthalten, aber nur indem er, wie es seine Pflicht war, das parlamentarische Regime fälschte, der Krone allein die Initiative in der äußeren Politik wahrte, der Volksvertretung, d. h. der Vertretung des Augenblicks, nur die nachträgliche gezwungene Bestätigung der vollendeten Thatsachen überließ. Belgien, wie die Schweiz, braucht keine auswärtige Politik zu haben; und selbst wenn es nicht für neutral erklärt worden wäre, seine Ohnmacht ist seine Stärke. Sie war es schon zu der Zeit, wo die Volksleidenschaft zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Holland trieb und Europa das unartige Kind bedeutete, daraus könne Nichts werden, es habe sich hübsch zu fügen. Das hätte Europa mit einem Großstaat eben nicht thun können. Man erinnere sich nur, wie das ewige Hetzen

der französischen Opposition zum Kriege gegen Europa, insbesondere gegen den Erbfeind, England, zur Rache für Waterloo, zur Eroberung der Rheingrenze, die Regierung Louis Philipp's erschwerte, den König, und mit ihm die Regierungsform, unpopulär machte, den Bonapartismus in der französischen Nation nährte und großzog. Vor solchen Verirrungen der Leidenschaft, vor der Gefahr, ihnen nachzugeben, bewahrte die Neutralität Belgiens die belgischen Staatsmänner, und indem sie dieselben davor bewahrte, trug sie soviel beinahe, wie alle jene anderen Umstände, zur Befestigung der parlamentarischen Regierungsform bei, die ich als den obersten Erfolg des belgischen Staatslebens in den verflossenen fünfzig Jahren bezeichnet habe.

Die glückliche Durchführung der Neutralität selbst aber macht einen anderen Erfolg des jungen Königreiches aus, den internationalen Erfolg, wenn ich so sagen darf, welcher dem der Staatsform in Nichts nachsteht. In der That haben die schwierigen äußeren Umstände, die Belgien bei seiner Entstehung zu bedrohen schienen, dem kleinen Staat nur zum Heil gereicht, während die vortheilhaften inneren Umstände, die es zu begünstigen schienen, sich, wie wir im Laufe dieser Betrachtungen sehen werden, als die bedenklichste Lebensgefahr für die belgische Nation erwiesen haben.

Europa war 1814 nur auf das Eine bedacht gewesen, wie es Frankreich, ohne seine historische Stellung zu schmälern, in den Schranken halten könne. Das Vorschieben Preußens an den Rhein und die Vereinigung Belgiens mit Holland gehörten, wie die Annexion Liguriens an Piemont, zu jenen Mitteln, durch welche man die Eroberungsgelüste Frankreichs im Zaum zu halten

hoffte. Im folgenden Jahre (1815) ward „die Vormauer Deutschlands", wie man die vereinigten Niederlande zu benennen liebte, in Folge des erneuten Zusammenstoßens auf der belgischen Wahlstatt, noch um die sogenannte kleine Grenze vergrößert, d. h. um das Herzogthum Bouillon und einige unbedeutende Festungen, was Frankreich auf den Besitzstand von 1791 zurückbrachte. Die Befürchtungen aber, welche diese Staatsschöpfungen und Grenzregulirungen eingegeben hatten, waren im J. 1830 noch keineswegs verschwunden und das ewige Kriegsgeschrei der Pariser Opposition nach der Julirevolution war nicht dazu angethan, sie zu zerstreuen. Kein Wunder, wenn ganz Europa, außer Frankreich, die Vernichtung des Werkes von 1814 mit größter Besorgniß ansah und sich feindlich gegen dieselbe verhielt. Gibt doch selbst einer der gefeiertsten Schriftsteller des heutigen Belgien zu, daß „der belgische Clerus ein Verbrechen gegen die Sicherheit Europas begangen, als er die Revolution von 1830 anstiftete", während ein Anderer bekennt, „die muthigen Kämpfer von 1830 hätten ein europäisches Interesse ersten Ranges angegriffen". Es war das hohe Verdienst Lord Palmerston's, daß er nicht auf die gewaltsame Aufrechterhaltung des doch vorzugsweise englischen Werkes von 1814 bestand, sondern sich mit Frankreich selber zu Gunsten einer neuen Schöpfung verband, und dasselbe so entwaffnete. Kein Zweifel, hätte England zu Holland und den Nordostmächten gestanden, Belgien würde sich in die Arme Frankreichs geworfen haben und Louis Philipp wäre von seiner Nation gezwungen worden, sich des Schützlings anzunehmen: der europäische Krieg wäre unvermeidlich gewesen.

Wie aber sollte das Ziel der englisch-europäischen Politik von 1814 unter den veränderten Umständen gewahrt, wie dem deutschen Bund die Möglichkeit gesichert werden, im Falle eines französischen Angriffs, der, Dank den Ereignissen von 1791—1815, fortwährend vor den Augen der Staatsmänner jener Zeit stand, seine Streitkräfte zu sammeln? Denn „Belgien muß seinen Theil an den europäischen Pflichten der Niederlande erfüllen", hieß es in London. „Es hat nicht das Recht, das europäische Staatensystem zu ändern." „Es gilt also, Belgien eine Existenz zu sichern, die zugleich seine eigene Wohlfahrt und die Sicherheit der anderen Staaten verbürge." So kam man auf den Gedanken der Neutralität. Das Land, das so oft der Schauplatz der Kämpfe Europas gegen Frankreich gewesen, sollte fortan das Kissen bilden, welches sich zwischen Frankreich und Mitteleuropa — ein Deutschland existirte ja damals noch nicht — zu legen bestimmt war. Das war nun leichter gesagt, als gethan. Das ganze Princip der Neutralität war in dieser Form ein neues. Man hatte thatsächliche Neutralitäten gehabt, aber noch keine constitutive. Europa hatte im Jahre 1815 der Schweiz ihre Neutralität verbürgt. Hier aber handelte es sich um's Gegentheil: Belgien sollte sich Europa gegenüber zur Neutralität verpflichten. Die ganze Jurisprudenz einer solchen Neutralität war noch festzustellen; vor Allem, sie mußte sich als praktisch durchführbar erweisen.

Zuvörderst, wer traute den Belgiern? Wie Viele meinten nicht, die französischen Sympathien des Volkes, das noch im Februar 1831 einem Sohne des Königs der

Franzosen den Thron angeboten, seien nicht erloschen. Während in Frankreich selber die Staatsmänner, Louis Philipp vor Allem, sehr wohl wußten, daß im Grunde der eigene Schwiegersohn, der deutsche Kleinfürst, der ehemalige russische Feldmarschall, mit dem Herzen — und auch mit dem Interesse — auf der Seite Europas stand, wie sich's zur Zeit des Krimkrieges, und mehr noch des italienischen Krieges gar wohl zeigen sollte, mißtrauten die absoluten Höfe nicht wenig dem „liberalen" Fürsten, dem „Schützling Lord Feuerbrands", der sich nicht einmal entblödete, polnische Flüchtlinge an die Spitze seines Heeres zu berufen. Und dann, selbst wenn die Belgier und ihr König sich das Vertrauen Europas erwarben, wer verbürgte, daß sie die Neutralität, zu der sie sich verpflichteten, auch zu wahren im Stande sein würden? Kein Wunder, wenn England und Preußen schon 1835 in Brüssel, wo man sich mit Befestigungsplänen gegen Holland trug, bedeuten ließen, daß auch andere als die Nordgrenzen ausgesetzt seien; und bereits 1840 warnte Thiers den König der Belgier, daß, wenn er sich nicht in Stand setze, die Neutralität seines Landes wirksam zu vertheidigen, Frankreich sich gezwungen sehen würde, schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten Belgien zu besetzen. Und wie war's mit der revolutionären Propaganda, welche die Neutralität compromittiren konnte, indem sie dieselbe mißbrauchte? Konnte sie den Nachbarn von rechts oder links nicht als Vorwand dienen, sich in die inneren Angelegenheiten Belgiens zu mischen, d. h. seine Neutralität zu verletzen? Wie stand es mit der Handelsgesetzgebung des neuen Staates? War keine Gefahr vorhanden, daß es durch

eine commercielle Einigung auf die abschüssige Bahn einer politischen Einigung mit dem großen Nachbar gelange?

Kein Lob ist groß genug für die Leiter des belgischen Staates, ihre Umsicht, ihre Gewandtheit, ihre Fertigkeit. Und ihre Vertreter an den großen Höfen waren ihrer Regierung würdig. Keine diplomatische Schule alter Großstaaten hat in den dreißiger Jahren Unterhändler gehabt, die den jugendlichen, aus dem Stegreif in die Laufbahn getretenen Belgiern, S. van de Weyer, Nothomb, Goblet, überlegen gewesen wären. Die Neutralität ward von Anfang an nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach gewahrt. König und Minister aber waren immer einig, wo es sich um diese Lebensfrage handelte. Schon 1837 hatte Frankreich angeklopft, zum Abschluß eines Zollvereins gedrängt. Belgien fand, daß ein solches Band der Vorbereitung zur Annexion allzuähnlich sähe und lehnte die wiederholte Zumuthung entschieden ab. Es blieb bei einem Handelsvertrag (1842), der keinerlei politische Deutung zuließ. Als aber dann preußischer Seits der Eintritt in den deutschen Zollverein angeregt wurde, stützte es sich auf das Antecedens, um eben so entschieden Nein zu sagen. Noch ein Mal (1868) suchte dann Frankreich das Zollvereinsproject aufzunehmen (Mission Laguéronnière); aber es war bei dem zweiten König der Belgier und dem liberalen Ministerium nicht glücklicher, als bei dem ersten Fürsten und den conservativen Staatsmännern. Als der Kaiser der Franzosen sich im folgenden Jahre (1869) eines Theiles der belgischen Eisenbahnen zu bemächtigen suchte, einen Vertrag mit den betreffenden Gesellschaften abschloß, sich so eine strategische Bahn durch

Belgien gesichert zu haben glaubte, durch die Transport-tarife den belgischen Markt in französischem Interesse re-geln zu können verhoffte, machte ihm das Brüsseler Cabinet sofort einen Strich durch die Rechnung. Das Gesetz vom 23. Februar gab der Regierung das Recht, den Vertrag der Eisenbahngesellschaften mit Frankreich zu annulliren. Das Cabinet der Tuilerien erhob Einspruch gegen diese unfreundschaftliche Haltung und bestand auf der Aus-führung der Verträge[1]. Die belgische Regierung aber blieb fest. Wochenlang mußte man einen folgenschweren Bruch befürchten. Da ging der leitende Minister selber nach Paris, und er wußte den Kaiser zum Rücktritt zu bestimmen. Das Protokoll vom 27. April beseitigte den Vertrag und setzte eine internationale Vereinbarung zur Einrichtung directer Verbindungen zwischen Rotterdam und der Schweiz an die Stelle.

Nicht minder heikel war die Frage des Gastrechtes. Belgien hatte polnische Officiere in sein Heer aufgenommen, so lange Rußland seine Existenz noch nicht anerkannt hatte. Es entließ sie, als eine regelmäßige diplomatische Ver-bindung eingerichtet war. Auch als Frankreich Vorstellun-gen über den Mißbrauch des Asylrechtes machte, vergab Belgien seiner Würde und den Pflichten der Gastfreund-schaft so wenig als seinen Obliegenheiten gegen den Nach-bar. Man verwies die unruhigsten und compromittirend-

[1] Der Vertrag war freilich Anfangs nur zwischen der fran-zösischen Ostbahngesellschaft und denen des Grand Luxembourg und des Lüttich-Limburg abgeschlossen, aber unter der Garantie und Con-trole der französischen Regierung, welche auch nach Erlaß des Gesetzes vom 23. Februar selber als Contrahent an die Stelle der Ostbahn trat.

sten Flüchtlinge einfach des Landes, wie es die Gesetze erlaubten; als aber die gehäuften Attentate gegen den Kaiser der Franzosen, welche meist im Auslande geplant wurden, 1858 heftige Reclamationen in Brüssel zur Folge hatten, wurden die Angeschuldigten nicht ausgeliefert. Der Justizminister, damals Nothomb, brachte jedoch einen Gesetzentwurf ein, welcher das Auslieferungsgesetz von 1833 dahin interpretirte, daß der Mordanfall auf einen auswärtigen Fürsten jedem anderen Mordanfalle gleichgeachtet werden solle. Kammer und Senat nahmen den Vorschlag mit großer Stimmenmehrheit an. Das Gesetz Faider hatte schon vorher die Preßbeleidigungen gegen auswärtige Herrscher, wenn nicht denen gegen den König der Belgier assimilirt, so doch als strafwürdig erkannt. Als jedoch darauf Frankreich einen Schritt weiter gehen zu können meinte, und der Vorsitzende des Pariser Congresses, Graf Walewski, über die heftigen Angriffe der belgischen Presse klagte, welche die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs und Belgiens gefährdeten, als Lord Clarendon selber zur Vertheidigung Belgiens Nichts zu sagen wußte, als daß diese Presse von französischen Flüchtlingen, nicht von Belgiern, redigirt würde, da antwortete der belgische Minister des Aeußern, Vicomte Vilain-Quatorze, auf die Interpellation der liberalen Opposition mit den stolzen Worten: „Herr Ort fragt mich, ob das Cabinet in dem Falle, wo eine auswärtige Regierung das Verlangen einer Verfassungsänderung an uns stellen sollte, geneigt wäre, der Kammer eine solche Aenderung vorzuschlagen: Nie!“ Und man ließ sich's in Paris gesagt sein. Die belgische Presse blieb frei.

Auch die europäischen Verwickelungen blieben nicht aus, welche die Neutralität Belgiens auf harte Proben stellen sollten; und seine Regierung hatte bald genug die Gelegenheit, zu zeigen, daß das neue Königreich wirklich ein Element des Friedens, nicht des Unfriedens in Europa war. Kaum war es endgiltig in die europäische Staatengesellschaft aufgenommen, als auch schon, im drohenden Conflicte von 1840, Belgien laut seine Absicht erklärte, strenge neutral zu bleiben, zugleich aber die Gelüste der Nordostmächte, seine Vertheidigungsmaßregeln zu controliren, auf's Entschiedenste zurückwies, während König Leopold selber die Vermittlerrolle übernahm und auf's Wirksamste durchführte, ohne irgend eine Vorliebe für die eine oder die andere Seite zu verrathen. Acht Jahre später war die Haltung Belgiens geradezu ausschlaggebend für diejenige Lamartine's, den die Clubs zu einem Raubzug gegen Belgien drängten, ja, durch einen auf eigene Faust organisirten Putsch in Belgien zu compromittiren und fortzureißen suchten. Wiederum im Jahre 1855, als Piemont der westmächtlichen Allianz gegen Rußland beitrat, Frankreich, ja, England selber auch Belgien zu einem Anschluß zu überreden suchten, wies es die Zumuthung rund ab; und England wenigstens wußte es ihm später Dank, daß der Schützling weiser und vertragsgetreuer gewesen war als es selber. Belgien blieb aber nicht dabei stehen, in europäischen Verwickelungen seine Neutralität Freund wie Feind gegenüber fest zu wahren, wie es seine Unabhängigkeit und Autonomie den Einmischungsgelüsten begehrlicher oder ungeduldiger Nachbarn gegenüber wahrte. Es wußte so gut wie Wellington und Palmerston, die es ihm wiederholt

in Erinnerung brachten, daß abstracte Neutralitätserklärungen nicht viel bedeuteten, so lange keine concreten Kanonen und Bayonette dahinter standen. Leopold variirte nur den Gedanken Thiers': „Ohne gute Vertheidigungsmittel werdet Ihr das Spielzeug Aller sein“, als er seinem Minister Rogier die denkwürdigen Worte schrieb: „Ohne Sicherung des nationalen Daseins gibt es kein Staatsleben“. Schon beim ersten Bruch des langen Friedens (1853) begann die zeitgemäße Umgestaltung des belgischen Heeres und der belgischen Befestigungen. „Es herrscht in Europa ziemlich allgemein die Vorstellung, sagte König Leopold, es sei ein Leichtes, sich Belgiens in kürzester Frist zu bemächtigen. In dieser Vorstellung liegt eine ungeheure Gefahr für das Land und die erste, heiligste Pflicht aller derer, denen sein Dasein am Herzen liegt, ist, dieses Vorurtheil zu zerstören“. Die Stimme des Königs wurde angehört. Noch im selben Jahre wurde das Heer auf 100,000 Mann (40,000 Mann auf Friedensfuß) gebracht. Damit war das Land vor einem Handstreich gesichert, dem es so lange ausgesetzt gewesen. „Denn andere Länder haben Monate sich vorzubereiten, wir nur Tage“ meinte Leopold schon 1850. Was wichtiger schien, als diese Sicherung der Grenzen gegen einen etwaigen Ueberfall, war die Thatsache, daß der Angreifende fortan fürchten mußte, durch Verletzung der belgischen Neutralität dem Gegner sofort 100,000 Mann Hilfstruppen zuzuwenden, was allein schon eine Garantie dieser Neutralität ausmachte.

Allein, König Leopold und sein Kriegsminister wollten mehr: ihnen war darum zu thun, im Falle des

[illegible] Ueberzahl und der [illegible] eines Rückzugs, die [illegible], so die Wiederer[illegible] feindliche Commu[illegible]. Nichts wurde [illegible]. Fünfzehn Jahre [illegible] Befestigung Antwerpens [illegible] zu überwinden, ehe er an's [illegible] Ganzen die Weitsichtigen [illegible], welche das Landesinteresse [illegible]. Es galt nämlich, an Stelle [illegible], zum Theil von eng[illegible] über 600 Kilometer lange [illegible] Frankreich vertheidigen sollten, [illegible] des Landes einen Platz [illegible] zu machen, in den sich König, Regierung [illegible] belgische Armee im Noth[illegible], um englische Landungstruppen [illegible] Herrschaft Englands über die [illegible]. Lange stieß der König auf [illegible] Opposition. Erst 1859, als [illegible] italienische Krieg in einen euro[illegible], als Preußen mobilisirte, ward [illegible] man durch den raschen Friedens[illegible] (11. Juli) entgangen war und am [illegible] die belgische Kammer die Concen[illegible] in Antwerpen und be[illegible] erforderlichen 50 Millionen. Der König [illegible] „So lange ich lebe, werde ich Belgien [illegible] dienen, hatte er oft gesagt. Aber Belgien

muß durch sich selbst bestehen; es muß Etwas anders sein als eine Vereinigung von Provinzen; es muß einen Mittelpunkt des Handelns haben.“ Den hatte es nun; und Europa, Frankreich fühlten es sehr wohl. Napoleon III. recriminirte natürlich, wollte in der Maßregel einen Act des Mißtrauens sehen; da er aber gerade damals schon die Annexion Savoyens und Nizzas im Schilde führte und das höchste Interesse hatte, England zu beruhigen, so verstummte er bald und König Leopold konnte die Augen schließen, ohne daß der Staat, den er zu gründen geholfen, ernstlich gefährdet worden wäre. Doch blieben die Blicke beider Nationen auf Belgien gerichtet. Es war offenbar Kaiser Napoleon's Hoffnung, Belgien als Preis der zugelassenen Einigung Deutschlands zu erlangen, wie er die Alpengrenze als Preis der Einigung Italiens errungen hatte. Er vergaß, daß der König von Preußen nicht über Belgien verfügen konnte, wie der König von Sardinien über Savoyen und Nizza; und er übersah, daß Frankreich im Jahre 1866 die militärischen Mittel nicht hatte, um sich mit Gewalt in den Besitz Belgiens zu setzen, selbst wenn Preußen versprochen hätte, es gewähren zu lassen. Wohl hetzte die amtliche Presse gegen Belgien; wohl redete sein Minister des Aeußern, Lavalette, der Unterdrückung der kleinen Staaten zu Gunsten der großen Agglomerationen das Wort, — er sah sich im entscheidenden Augenblick außer Stand, seinen Plan durchzuführen. Allein, bereits im folgenden Jahr klopfte er wieder an. Man erinnert sich der Luxemburger Angelegenheit, die Belgien so nahe berührte und in der seine Regierung sich so klug und fest zu benehmen wußte. Als Herr von Beust

die Einverleibung Luxemburgs in Belgien gegen die Abtretung der „kleinen Grenze“ an Frankreich vorschlug, weigerte sich die belgische Regierung eine Provinz anzunehmen, die es sie einst soviel Selbstüberwindung gekostet hatte, herauszugeben. Sie wußte, daß man nicht ungestraft eine Karte an einem Kartenhause berührt: und ein Kartenhaus war Belgien immer, so lange der Gegensatz zwischen Altfrankreich und Neudeutschland nicht ausgetragen war.

Dieser Austrag aber nahte, unaufhaltsam wie ein lange drohendes Gewitter (1870). Jene Versuche Frankreichs, in Belgien Fuß zu fassen, sei's durch Erwerbung strategischer Eisenbahnen, sei's durch Abschluß eines Zollvereins, waren nur Vorsichtsmaßregeln sich für den bevorstehenden Zusammenstoß zu stärken. Was seit fünf und fünfzig Jahren befürchtet wurde, trat endlich ein und Belgien sollte zeigen ob Europa es zu bereuen hätte, daß es im Jahre 1830 die Zerstörung des Werkes von 1814 zugelassen hatte. Belgien ward endlich auf die große Probe gestellt und — bestand sie glänzend. Seine Regierung versicherte sich sofort in Berlin und Paris der Achtung seiner Neutralität. Schon am 15. Juli, im selben Augenblick, wo die deutsche Armee mobilisirt wurde, ward die belgische unter die Waffen gerufen. Am 21. Juli versprach Gladstone laut im Unterhause den Schutz Englands gegen den ersten Angreifer und schon am 9. und 11. August wurden die Verträge mit Frankreich und Deutschland abgeschlossen, durch welche sich England verbindlich machte, gemeinschaftliche Sache gegen diejenige kriegführende Macht zu machen, welche zuerst die Neutralität Belgiens verletzen sollte. Alles

ging fortan fast ganz glatt ab. Als sich Ende August die kämpfenden Heere der belgischen Grenze nahten, stand die belgische Armee bereit, das neutrale Gebiet zu vertheidigen. Der Vorschlag eines französischen Offiziers, sich über Namur und den Hennegau nach Lille zu schlagen, ward im kaiserlichen Kriegsrath mit den Worten General Wimpffen's beseitigt: „Verletzen wir das belgische Gebiet, so laden wir uns 70,000 Feinde mehr auf den Hals." Die nach Sedan übergetretenen Franzosen wurden sofort entwaffnet, der Durchzug der Verwundeten auf jede Weise gefördert. Wohl trat auf Augenblicke einige Verstimmung ein, als die deutsche Regierung sich veranlaßt sah, wegen des Waffen- und Munitionshandels mit Frankreich Vorstellungen zu machen. Doch hinterließen diese Erörterungen keinerlei Spuren. Deutschland hatte nur Vortheil von der belgischen Neutralität gezogen, und indirekt auch Frankreich; denn ein Uebertragen des Krieges auf belgisches Gebiet hätte ihm sicher die Feindschaft Englands zugezogen, während die Sympathien desselben für Frankreich in hohem Maße verstärkt aus dem großen Conflikte hervorgingen.

Und so wird's auch in der Folge sein. Die Annexion Belgiens brächte Frankreich allerdings einen großen Machtzuwachs und sie würde ihm erlauben, Metz zu umgehen, seine Angriffe gegen Deutschland auf den verhältnißmäßig unvertheidigten Niederrhein zu richten; aber sie würde ihm unfehlbar die Gegnerschaft Englands eintragen, während jener Vortheil der Offensive reichlich durch den Vortheil der Defensive aufgewogen ist, dessen es heute genießt: deckt doch die belgische Neutralität ein Stück der französischen Grenze, welches sechsmal so ausgedehnt ist, als das Stück

belgisch-deutscher Grenze. Weit offenbarer aber und größer ist das Interesse, welches Deutschland an der Aufrecht erhaltung des belgischen Staates und seiner Neutralität hat: ihm ist sie eine Armee und eine Festungskette werth, ganz abgesehen von dem Interesse, das Deutschland daran hat, so lange Frankreichs Feindschaft zu befahren ist, daß sein etwaiger Gegner nicht durch einen Gebietszuwachs von 30 Quadratkilometern ergiebigen Landes, sechsthalb Millionen einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, einem befestigten Seehafen wie Antwerpen, einem Eisenbahnnetz wie das belgische verstärkt werde. Deutschland selber aber würde ein solcher Gebietszuwachs — wenn je irgend ein Deutscher auf den Gedanken kommen könnte, ihn nur zu wünschen — mehr Sorgen und Gefahren als Vortheile eintragen: eine ausgedehnte, jedem Angriff ausgesetzte Grenze, die Sorge, eine fremde widerwillige Nationalität mühsam im Zaume zu halten, die unfehlbare Coalition Europas gegen die drohende Entstehung einer deutschen Weltherrschaft. Den größten Vortheil jedoch aus der Existenz Belgiens und seiner Nationalität, zieht Europa, zieht die Civilisation. Dieser Neutralität allein ist es zu danken, wenn der Krieg von 1870 nicht in einen Weltkrieg ausgeartet ist, und sollte, was Gott verhüte, der unselige Kampf wieder entbrennen, so würde sich unzweifelhaft dasselbe wiederholen. Wäre dem ebenso gewesen, wenn das Königreich der vereinigten Niederlande noch bestanden, und gegen oder für Frankreich Partei ergriffen hätte?

Hat nun aber Belgien seine internationale Aufgabe erfüllt, die Befürchtungen Europas Lügen gestraft, — daß

die Zerstörung des „europäischen Bollwerkes“ von 1814 Frankreich die Wege zum Einfall in Deutschland ebnen würde — so hat es auch die Besorgnisse des Handels und der Industrie in beiden Landestheilen selber zu Schanden gemacht, welche von der Vereinigung so viel gehofft und auch schon so viel Vortheil gezogen hatten. Beide Länder schienen ja, wie für einander geschaffen und bestimmt, sich wirthschaftlich zu ergänzen. „Was die materiellen Interessen anlangt, sagt selbst ein belgischer Patriot katholischer Schule, der bekannte Oekonomist und Historiker Thonissen, so war die Vereinigung Belgiens und Hollands unter dem Scepter des Hauses Oranien eine der glücklichsten Combinationen. Die Belgier und die Holländer, die nach einer zweihundertjährigen Trennung wieder vereinigt wurden, bildeten ein um so bemerkenswertheres Ganze, als jedes Volk der Gemeinschaft die dem Andern mangelnden productiven Kräfte zubrachte. Die Holländer besaßen eine zahlreiche Handelsflotte, hoffnungsvolle Colonien, eine auf allen Meeren gekannte Flagge, jahrhundert alte Handelsbeziehungen und ein ganzes Volk von Seeleuten. Die Belgier hatten fruchtbare Landstriche, einen vorgeschrittenen Ackerbau, eine Menge natürlicher, leicht verwendbarer Triebkräfte, unerschöpflichen Minenreichthum, und dazu eine seltene Befähigung für alle Zweige der Industrie.“ Kein Wunder, wenn nach der Trennung von 1830 Handel und Industrie mit Besorgniß der Zukunft entgegensahen; und doch hat sich diese Besorgniß als unbegründet erwiesen. Der wirthschaftliche Aufschwung Belgiens ist seit 1840, d. h. seit der endgiltigen Trennung, ein stetiger und rascher gewesen. Die Bevölkerung hat sich schon um mehr als

ein Drittel vermehrt (von $3^3/_4$ Millionen auf $5^1/_2$ Millionen). Der Ackerbau hat seine Producte verdoppelt, die Industrie die ihrigen verdreifacht; der Handel gar hat sich verzehnfacht. Wie sehr sich der Gesammtreichthum der Nation dadurch vermehrt hat, beweisen außer dem Steuerertrag, der Verkaufswerth des Bodens und die Pachtpreise, welche um mehr als die Hälfte gestiegen, beweisen die enormen Summen, welche in den Sparkassen und anderen so zahlreichen und blühenden Vorsichtsanstalten des Landes niedergelegt sind (115 Millionen), beweisen die Capitalien welche auf Industrie verwandt werden — man denke, daß die angewandte Dampfkraft in einem Vierteljahrhundert, von 1850 bis 1875, sich verzehnfacht hat —, beweist endlich der Antheil, den Brüssel an den großen europäischen Anleihen genommen hat. Freilich ist speciell in der Industrie in den letzten Jahren ein bedenklicher Rückschritt eingetreten, namentlich in der Kohlen- und Eisenproduktion, sowie in allen metallurgischen Fabrikaten; allein er scheint doch nur in vorübergehenden Ursachen — namentlich der Ueberproduction — seinen Grund zu haben, hier wie in ganz Europa und Nordamerika; und schon ist in Belgien, wie überall, der Beginn eines Umschwunges zum Bessern fühlbar.

Auch dieser wirthschaftliche Erfolg muß, wie der constitutionelle und der internationale, in erster Linie dem Verdienste der belgischen Staatsmänner zugeschrieben werden, die sich sofort nach der Trennung an's Werk machten, deren materielle Folgen abzuwenden oder doch abzuschwächen. Vor Allem galt es, den überseeischen Handel, der durch den Verlust der Scheldemündungen unwiederbringlich

gefährdet schien, zu schützen und womöglich alle Export-producte auf Antwerpen zu richten. Die Canal- und Fluß-schifffahrt ward auf jede Weise gefördert; und schon 1832 ward das große Eisenbahnsystem geplant, welches Ant-werpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und so den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte. Schon 1834 ward das Eisenbahnnetz, welches die fast ganz ver-lorene See ersetzen sollte — das Erste in Europa — in großem Sinne entworfen und von den Kammern votirt, während es in Frankreich noch lange Jahre dauerte, um Aehnliches durchzusetzen. Und Belgien hatte den Muth, den Staat selber eintreten zu lassen, einen Muth, um dessen Lohn es heute die Welt beneidet. Denn schon jetzt ver-waltet der Staat die größere Hälfte der Eisenbahnen und in wenig Jahren wird er Herr des ganzen Netzes sein, des vollständigsten in Europa. Noch drückte der hohe Scheldezoll auf den belgischen Handel. Man ruhte nicht, bis er abgelöst war und stand nicht an, zu diesem Zwecke 35 Millionen zu opfern (1863). Der bereits vorher blü-hende Handel aber hat seitdem einen immer rascheren Auf-schwung genommen. Wichtiger noch war die Zollgesetz-gebung. Schon unter der Vereinigung hatte Wilhelm's I. weise Wirthschaftspolitik Antwerpen und Ghent sehr ge-hoben und beide Städte wußten es ihm Dank; ja Ghent schloß sich nur unwillig der Revolution an. Nach der Losreißung aber griff der König von Holland, der Leiden-schaft mehr gehorchend als der Erkenntniß, zu Repressalien die das eigene Land schädigten, indem er die Colonien wie das Mutterland ganz von Belgien abschloß. Die belgische Industrie forderte eine Entschädigung und die Metallurgie

[illegible] der neuen Regierung gewisse Vergün-
[illegible] jedoch selbstver-
[illegible] Der Handel war unab-
[illegible] Schutz vom Staat, sondern
[illegible] den verlornen holländischen
[illegible] mit den überseeischen
[illegible] aus Brasilien, was
[illegible] wandte sich von Su-
[illegible] und den Antillen:
[illegible] mit Rotterdam, das auf
[illegible] Bevölkerung stieg in
[illegible] auf 190,000, die Ein- und
[illegible] auf nahezu anderthalb
Millionen.

[illegible] erst nach 1850 so be-
[illegible] Bis dahin sollten auch die bel-
[illegible] oder von der allgemeinen
[illegible] schutzzöllnerischen Prinzipien,
[illegible] auf dem Festlande trium-
[illegible] von 1840 bis 1850, herrschte
[illegible] einer Prohibition gleich-
[illegible] gleichermaßen darunter
[illegible] zu mildern, indem sie der Re-
[illegible] verderblichere Schutzmaß-
[illegible] es die furchtbare Theuerung,
[illegible] Jahre tausende hinwegraffte,
[illegible] Fall brachte: man mußte, wie
[illegible] dem fremden Korn die Häfen
[illegible] nach Furchtbareres sehen wollte.
[illegible] Freihandelsbewegung schon

nach Belgien verpflanzt und dort einen günstigeren Boden als im nahen Frankreich gefunden. Fast gleichzeitig mit der französischen Freihandelsliga unter d'Harcourt bildete sich eine belgische unter de Brouckère und der erste große Oekonomisten-Congreß in Brüssel eroberte ihr die öffentliche Meinung. Wohl hemmte 1848 einen Augenblick die Bewegung; aber sie stand nicht still wie in Frankreich nach Bastiat's Tod. Schon 1851 ward das Prinzip des Freihandels in das Regierungsprogramm eingeschrieben; und von da ab ward die Bewegung unwiderstehlich: eine Schranke nach der andern fiel und Kammer wie Ministerium wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen; der „Verein für die Zollreform" ward zu einer wahren Gewalt im Staat, und fand an dem schon längst bekehrten Ackerbau eine mächtige Stütze. Als nun gar der englisch-französische Handelsvertrag (1860) auf Reciprocität der Nachbarn hoffen ließ, war der Prozeß gewonnen. Schon Jahrs darauf schloß man mit Frankreich einen Vertrag auf denselben Grundlagen ab und ähnliche Verträge mit England, der Schweiz, dem Zollvereine folgten. Der raschere Aufschwung der belgischen Industrie und des belgischen Handels datirt von dieser Epoche. Und auch im Innern sollten die letzten Schranken fallen. Die belgische Regierung war die erste, welche das Octroi der Städte abzuschaffen den Muth hatte (1860) und dadurch nicht allein den Verkehr unendlich erleichterte, sondern auch die ärmere Stadtbevölkerung fühlbar entlastete. Bei der Thronbesteigung Leopold's II. fielen auch endlich die veralteten Schlagbäume der Heerstraßen.

Daß die Folgen dieser weisen und freien Handels-

politik nicht ausgeblieben sind, wissen wir schon: Belgien zählt heute unter die reichsten Länder Europas. Eine andere Frage ist die, ob die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung des nationalen Reichthums dem Anwachsen desselben entsprochen hat — womit wir freilich schon an die zweite Reihe unserer Betrachtungen kommen: entspricht der inhaltliche Erfolg Belgiens dem formellen? Woran sich wieder die andere Frage schließt: hat sich der ideale Gehalt des belgischen Nationallebens in gleichem Maße als der materielle entwickelt? Ist es genug für ein Land, eine ingeniöse Staatsmaschine geschickt zu handhaben, den inneren und äußeren Frieden bewahrt zu haben, als Polster zwischen zwei großen Militärstaaten herzuhalten, viel Geld zu verdienen, ja sogar einer unumschränkten Freiheit zu genießen? Ist Freiheit denn mehr als eine Negation? Ist sie etwa ein Positives? Oder dient sie nur, die Fesseln zu beseitigen, welche eine Nation an der Hervorbringung eines Positiven behindern können? Und endlich, ist diese Freiheit so absolut, als sie scheint, ist sie thatsächlich dieselbe für Alle? Sind alle jene Fesseln wirklich gefallen? Setzen Preß- und Vereinsfreiheit, Unterrichts- und Handelsfreiheit alle menschlichen und nationalen Kräfte frei? Oder gibt es nicht hohe und höchste, wie demüthigste und bescheidenste Menschenthätigkeiten, die diese „Freiheiten“ recht im Gegentheil in Banden legen? In andern Worten: da jede Nation berufen ist, — berufen durch ihre Naturanlagen —, ein Ideal zu verwirklichen, ein ethisches wie ein geistiges, welches erst eigentlich der Inhalt und der höhere Zweck alles Staatslebens ist, so bietet sich hier die Frage: hat die belgische Nation ihre Schuld abgetragen,

hat sie in diesem ersten halben Jahrhundert ihrer Selbständigkeit die ihr gewordene Aufgabe erfüllt, nicht nur einen Staat, sondern eine nationale Individualität aus sich herauszubilden, welche eine Stelle in der Weltgeschichte erleuchte? Hat sie eine der großen Aufgaben der Weltgeschichte gelöst oder ihrer Lösung näher gebracht? Hat sie an Werken oder Thaten, an Gedanken oder Gesinnungen ein Ganzes erzeugt, das bleiben wird und „glänzen die spät'sten Geschlechter?"

II.

Nichts ist schwieriger, als das Leben selbst anders als anschaulich zu fassen, weshalb denn auch Geschichts- wie Naturforscher sich meist bei dem Studium der Lebensformen begnügen müssen. Schon im Materiellen fühlt man sofort die Unzulänglichkeit unserer Organe, wie die Unklarheit der Symptome, nach denen wir urtheilen sollen. Die höchste aller Tugenden des Einzelnen, die Gerechtigkeit, ist auch der ideale wie der materielle Zweck des Staates. Nun wissen wir wohl, daß das freiregierte Belgien in vieler Beziehung auch ein gutregiertes Land ist, daß die belgische Justiz intelligent, unbescholten, rasch und wohlfeil ist, daß Eigenthum und Personen einer großen Sicherheit genießen, daß die Verbrechen verhältnißmäßig abgenommen haben, selten unbestraft bleiben und das Penitentiarsystem musterhaft zu nennen ist; wir wissen, daß die Gemeinde- und die Staatsfinanzen in geordnetem ja theilweise blühendem Zustande sind, und daß die eigentliche Verwaltung es weder an Eifer noch an Einsicht

fehlen läßt, die Verkehrswege zu Lande und zu Wasser stets vermehrt und wohl unterhalten werden, wir wissen, wie viel Schulen, Gymnasien und Universitäen bestehen und wie viel Schüler sie zählen. Fragen wir aber, ob das geistige Niveau durch diesen Unterricht gestiegen ist, ob in jenem gewaltigen Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes, der uns zuletzt beschäftigt hat, auch die Gerechtigkeit gewahrt worden, d. h. wie sich die Vertheilung all' dieses Reichthums zu seiner Masse verhält; fragen wir, wie die Staatslasten auf die verschiedenen Classen der Bevölkerung vertheilt sind, ob das öffentliche Leben dieser Bevölkerung überall gleich günstige Bedingungen der körperlichen und geistigen Entwickelung sichert, in anderen Worten, ob die Freiheit nur gewissen Classen oder gewissen Gegenden zu Gute kömmt, — so fühlen wir uns schon an der Schwelle aufgehalten.

Wohl erfahren wir, daß das Grundeigenthum sich mehr und mehr zersplittert hat — die Parcellen stiegen, laut der letzten Katasteraufnahme um ein Neuntel in dreißig Jahren — aber wir wissen auch, daß die Besitzungen der geistlichen Körperschaften beträchtlich angewachsen sind und ganze Landstrecken jener natürlichen Auftheilung entziehen; denn das Gesetz, welches die Klöster nicht als juristische Personen anerkennt, ist längst durch Umgehung thatsächlich beseitigt. Wohl hören wir, daß die Löhne um die Hälfte gestiegen sind, aber auch, daß die Preise der Lebensmittel mit dieser Steigerung Schritt gehalten, wie mit dem Mehrertrag des Bodens natürlich auch die Pachtzinse gestiegen sind: in welcher Weise sich aber das numerische Verhältniß von Kleingrundbesitzern, Pächtern und Tage

löhnern gestaltet, wissen wir nur sehr unvollständig. Man sagt uns, das Leben des gemeinen Mannes sei im großen Ganzen in Belgien wie anderwärts ein gesünderes, genußreicheres geworden; aber wir vernehmen doch zugleich, daß die Bettelei, die in der Restaurationsepoche im Abnehmen war, seit der Unabhängigkeit wieder beträchtlich zugenommen hat und daß, wenigstens in den flandrischen Provinzen, 17 Einwohner von 100 öffentliche Unterstützung erhalten, in manchen Städten sogar 36%! Und wir wissen, daß das Consum des Alcohol von 1840 bis 1880 von 18 auf 43 Millionen gestiegen ist und in den industriellen Bezirken ein Schank auf 6—7 Personen kommt. Freilich ist die Bevölkerung stets im Wachsen, sie ist heute die dichteste in Europa, mehr als doppelt so dicht wie in Deutschland (185 Einwohner auf den Quadratkilometer, wo bei uns nur 82 darauf gehen), und was könnte mehr für die Blüthe und die Civilisation eines Landes sprechen? Wenn wir aber erfahren, daß die Zunahme in Westflandern nur etwa 6% beträgt, während sie in der Provinz Namur sich auf 44% steigert, so werden wir schon irre; denn dieser unverhältnißmäßige Fortschritt der wallonischen Provinzen ist keineswegs das Ergebniß einer größeren Fruchtbarkeit, sondern das einer geringeren Sterblichkeit: kommt doch in Namur nur ein Todesfall auf 54,4, während in Westflandern, wo namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern sehr groß ist, ein Todesfall auf 39,6 kommt. Und die Ueberlebenden dieser germanischen Race sind nicht etwa wie in England eine physische, moralische und geistige Elite, das Ergebniß natürlicher Selection; recht im Gegentheil: bei der Rekruteneinstellung wurden

belgisch-deutscher Grenze. Weit offenbarer aber und größer ist das Interesse, welches Deutschland an der Aufrecht erhaltung des belgischen Staates und seiner Neutralität hat: ihm ist sie eine Armee und eine Festungskette werth, ganz abgesehen von dem Interesse, das Deutschland daran hat, so lange Frankreichs Feindschaft zu befahren ist, daß sein etwaiger Gegner nicht durch einen Gebietszuwachs von 30 Quadratkilometern ergiebigen Landes, sechsthalb Millionen einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, einem befestigten Seehafen wie Antwerpen, einem Eisenbahnnetz wie das belgische verstärkt werde. Deutschland selber aber würde ein solcher Gebietszuwachs — wenn je irgend ein Deutscher auf den Gedanken kommen könnte, ihn nur zu wünschen — mehr Sorgen und Gefahren als Vortheile eintragen: eine ausgedehnte, jedem Angriff ausgesetzte Grenze, die Sorge, eine fremde widerwillige Nationalität mühsam im Zaume zu halten, die unfehlbare Coalition Europas gegen die drohende Entstehung einer deutschen Weltherrschaft. Den größten Vortheil jedoch aus der Existenz Belgiens und seiner Nationalität, zieht Europa, zieht die Civilisation. Dieser Neutralität allein ist es zu danken, wenn der Krieg von 1870 nicht in einen Welt krieg ausgeartet ist, und sollte, was Gott verhüte, der unselige Kampf wieder entbrennen, so würde sich unzweifelhaft dasselbe wiederholen. Wäre dem ebenso gewesen, wenn das Königreich der vereinigten Niederlande noch bestanden, und gegen oder für Frankreich Partei ergriffen hätte?

Hat nun aber Belgien seine internationale Aufgabe erfüllt, die Befürchtungen Europas Lügen gestraft, — daß

die Zerstörung des „europäischen Bollwerkes" von 1814 Frankreich die Wege zum Einfall in Deutschland ebnen würde — so hat es auch die Besorgnisse des Handels und der Industrie in beiden Landestheilen selber zu Schanden gemacht, welche von der Vereinigung so viel gehofft und auch schon so viel Vortheil gezogen hatten. Beide Länder schienen ja, wie für einander geschaffen und bestimmt, sich wirthschaftlich zu ergänzen. „Was die materiellen Interessen anlangt, sagt selbst ein belgischer Patriot katholischer Schule, der bekannte Oekonomist und Historiker Thonissen, so war die Vereinigung Belgiens und Hollands unter dem Scepter des Hauses Oranien eine der glücklichsten Combinationen. Die Belgier und die Holländer, die nach einer zweihundertjährigen Trennung wieder vereinigt wurden, bildeten ein um so bemerkenswertheres Ganze, als jedes Volk der Gemeinschaft die dem Andern mangelnden productiven Kräfte zubrachte. Die Holländer besaßen eine zahlreiche Handelsflotte, hoffnungsvolle Colonien, eine auf allen Meeren gekannte Flagge, jahrhundert alte Handelsbeziehungen und ein ganzes Volk von Seeleuten. Die Belgier hatten fruchtbare Landstriche, einen vorgeschrittenen Ackerbau, eine Menge natürlicher, leicht verwendbarer Triebkräfte, unerschöpflichen Minenreichthum, und dazu eine seltene Befähigung für alle Zweige der Industrie." Kein Wunder, wenn nach der Trennung von 1830 Handel und Industrie mit Besorgniß der Zukunft entgegensahen; und doch hat sich diese Besorgniß als unbegründet erwiesen. Der wirthschaftliche Aufschwung Belgiens ist seit 1840, d. h. seit der endgiltigen Trennung, ein stetiger und rascher gewesen. Die Bevölkerung hat sich schon um mehr als

Staatsabgaben, als was die Provinz- und Gemeindesteuern angeht. Die Verzehrssteuern, welche hauptsächlich auf den Besitzlosen lasten, sind längst abgeschafft, oder doch auf das Getränke beschränkt, welches freilich in einem Maße besteuert wird — über 40 Millionen auf ein Budget von 280 Millionen —, daß der Arme, in einem biertrinkenden Lande wie Belgien, dabei schlimm genug wegkömmt. Immerhin zahlt der Belgier im Durchschnitt, wenn auch ein Viertel mehr als der Deutsche, doch immerhin nur halb so viel als der Engländer und gar nur zwei Fünftel von dem was der Franzose an directen und indirekten Abgaben jährlich zahlen muß. Dazu kommt endlich, daß die öffentlichen Arbeiten, d. h. gemeinnützige Ausgaben, den breitesten Raum im belgischen Budget einnehmen. Ob, trotz der ausgezeichneten und zahlreichen Krankenhäuser und Asyle, die Armenordnung so ist, wie sie sein sollte, ob namentlich durch Beschränkung des Klosterunwesens — es gehen jetzt schon zwei Klöster auf je drei Gemeinden —, vielleicht auch durch Einführung einer Armentaxe, die Bettelei nicht wirksamer bekämpft werden könnte, ist eine offene Frage; denn man weiß, wie viele Nachtheile eine solche Taxe in England nach sich gezogen hat. Sicher dagegen ist, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht nur ein Erforderniß der Gerechtigkeit, daß sie, wie die Dinge in Belgien liegen, auch eine Bedingung gedeihlicher Volksentwickelung ist, von der militärischen Zweckmäßigkeit ganz zu schweigen. Es würde ein ganz anderer Ton und Schwung in's belgische Heer kommen, wenn es nicht länger zu einem Drittel aus feilen Lanzknechten, zu zwei Dritteln aus dem geistigen Residuum

gefährdet schien, zu schützen und womöglich alle Export-producte auf Antwerpen zu richten. Die Canal- und Fluß-schifffahrt ward auf jede Weise gefördert; und schon 1832 ward das große Eisenbahnsystem geplant, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und so den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte. Schon 1834 ward das Eisenbahnnetz, welches die fast ganz verlorene See ersetzen sollte — das Erste in Europa — in großem Sinne entworfen und von den Kammern votirt, während es in Frankreich noch lange Jahre dauerte, um Aehnliches durchzusetzen. Und Belgien hatte den Muth, den Staat selber eintreten zu lassen, einen Muth, um dessen Lohn es heute die Welt beneidet. Denn schon jetzt verwaltet der Staat die größere Hälfte der Eisenbahnen und in wenig Jahren wird er Herr des ganzen Netzes sein, des vollständigsten in Europa. Noch drückte der hohe Scheldezoll auf den belgischen Handel. Man ruhte nicht, bis er abgelöst war und stand nicht an, zu diesem Zwecke 35 Millionen zu opfern (1863). Der bereits vorher blühende Handel aber hat seitdem einen immer rascheren Aufschwung genommen. Wichtiger noch war die Zollgesetzgebung. Schon unter der Vereinigung hatte Wilhelm's I. weise Wirthschaftspolitik Antwerpen und Ghent sehr gehoben und beide Städte wußten es ihm Dank; ja Ghent schloß sich nur unwillig der Revolution an. Nach der Losreißung aber griff der König von Holland, der Leidenschaft mehr gehorchend als der Erkenntniß, zu Repressalien die das eigene Land schädigten, indem er die Colonien wie das Mutterland ganz von Belgien abschloß. Die belgische Industrie forderte eine Entschädigung und die Metallurgie

dem Französischen, der Geschichte hinter denen der französischen Lyceen zurückstanden. Vielleicht auch beweist der soviel stärkere Besuch der Realschulen als der der Gymnasien, und der so häufige frühe Austritt aus Letzteren, das Ueberwiegen eines kurzsichtigen Utilitarianismus über tieferes humanes Bildungsbedürfniß. Es ist wahrscheinlich, daß die Zöglinge der geistlichen Schulen, welche fast so zahlreich sind als die der Staatsgymnasien, und besonders von den Wohlhabenderen und Vornehmeren begünstigt werden, in Belgien dieselbe mechanische und geisttödtende Dressur erhalten, die ihnen in Frankreich zu Theil wird, wo die ungeheuren positiven Erfolge dieser Anstalten in den Prüfungen unendlichen Schaden angerichtet haben. Steigen wir nun gar zu den Universitäten hinauf, so wird die Schätzung noch unthunlicher. Soll ich den Werth derselben an der Zahl der Studenten, der Doctordissertationen, dem Ausgabebudget nachweisen? Jedem Fernestehenden wird es den Eindruck machen, als ob die vier belgischen Universitäten nicht auf der Höhe von Leyden oder Zürich stehen, um Beispiele ähnlich situirter Staaten anzuführen. Mir persönlich wollte es scheinen, als ob die Routine des Brodstudiums und die Sorge für das Examen dem wissenschaftlichen Geist der belgischen Universitäten Eintrag gethan und daß die leidige Politik, namentlich auf den beiden „freien“ Universitäten von Brüssel und Löwen, aber auch bis zu einem gewissen Punkte in Ghent und Lüttich, die gewünschte Objectivität und Unparteilichkeit nicht aufkommen ließen. Das lag freilich zum großen Theil an zwei höchst verderblichen Einrichtungen, deren eine wenigstens — die gemischten Prüfungsausschüsse — seitdem

nach Belgien verpflanzt und dort einen günstigeren Boden als im nahen Frankreich gefunden. Fast gleichzeitig mit der französischen Freihandelsliga unter d'Harcourt bildete sich eine belgische unter de Brouckère und der erste große Oekonomisten-Congreß in Brüssel eroberte ihr die öffentliche Meinung. Wohl hemmte 1848 einen Augenblick die Bewegung; aber sie stand nicht still wie in Frankreich nach Bastiat's Tod. Schon 1851 ward das Prinzip des Freihandels in das Regierungsprogramm eingeschrieben; und von da ab ward die Bewegung unwiderstehlich: eine Schranke nach der andern fiel und Kammer wie Ministerium wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen; der „Verein für die Zollreform" ward zu einer wahren Gewalt im Staat, und fand an dem schon längst bekehrten Ackerbau eine mächtige Stütze. Als nun gar der englisch-französische Handelsvertrag (1860) auf Reciprocität der Nachbarn hoffen ließ, war der Prozeß gewonnen. Schon Jahrs darauf schloß man mit Frankreich einen Vertrag auf denselben Grundlagen ab und ähnliche Verträge mit England, der Schweiz, dem Zollvereine folgten. Der raschere Aufschwung der belgischen Industrie und des belgischen Handels datirt von dieser Epoche. Und auch im Innern sollten die letzten Schranken fallen. Die belgische Regierung war die erste, welche das Octroi der Städte abzuschaffen den Muth hatte (1860) und dadurch nicht allein den Verkehr unendlich erleichterte, sondern auch die ärmere Stadtbevölkerung fühlbar entlastete. Bei der Thronbesteigung Leopold's II. fielen auch endlich die veralteten Schlagbäume der Heerstraßen.

Daß die Folgen dieser weisen und freien Handels-

Bestehens veröffentlicht hat und die, wie man sagt, gar treffliche Monographien enthalten? Sollen wir die Verlagsregister Belgiens zu Rathe ziehen? Sollen wir fragen, wieviel belgische Werke in fremde Sprachen übersetzt sind, oder wieviele in der Ursprache auf dem französischen oder holländischen Büchermarkt abgesetzt worden, um bestimmen zu können, ob Belgien auch im geistigen Leben Europa's dieselbe Stelle einnimmt, die es im wirthschaftlichen errungen und behauptet hat? Hier muß am Ende Jeder nach persönlicher Erfahrung urtheilen. Der Geschichtsschreiber und der Naturforscher, der Philologe und der Jurist müssen sich fragen, welchen Nutzen sie in ihren Studien aus belgischen Arbeiten, im Vergleiche mit schweizerischen und holländischen z. B., gezogen haben. Der allgemeine Leser darf sich wohl auch ans Gefühl, an den Gesammteindruck halten, so sehr solche Kriterien ihn manchmal irre führen mögen. Jeder hat z. B. das Gefühl, daß Belgien seinen Rang in der heutigen Malerei würdig genug behauptet. Wird dieselbe auch nicht leben wie die belgische Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, so theilt sie eben nur das Loos der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts überhaupt: auch Deutschland und Frankreich haben keine Dürer und Poussin mehr. Auf dem gegebenen Niveau der Malerei neuerer Zeit leistet Belgien verhältnißmäßig eher mehr als weniger denn irgend eine andere Nation. Gar in der besonderen Kunst des 19. Jahrhunderts, in der Musik, steht Belgien im Verhältniß zu seiner Ausdehnung und politischen Bedeutung, über allen andern Nationen. Seine Musiker werden im Auslande gesucht und geehrt fast wie zur Zeit Orlando Lasso's; seine Con

servatorien genießen eines guten Rufes; seine gelehrten Werke über Theorie und Geschichte der Musik gelten allerwärts als Autoritäten, die Namen und die Leistungen seiner Componisten und seiner Virtuosen sind geehrt bei allen Nationen; seine Genossenschaften bringen die Pflege der edlen Kunst in jedes Dorf des kleinen Vaterlandes: kurz wir haben es hier mit einer wahren, spontanen Volksblüthe zu thun. Kann man nun dasselbe von belgischer Literatur und Wissenschaft sagen, bei denen die allgemeine geistige Entwickelung eine soviel größere Rolle spielt als bei der Musik, derjenigen aller künstlerischen Thätigkeiten, welche mit einem Zurückbleiben des Verstandes und des Willens am Verträglichsten ist, weil sie eben doch hauptsächlich nur Ausdruck des Gemüthslebens ist?

Niemand wird leugnen wollen, daß die belgischen Oekonomisten einen hohen Rang in Europa einnehmen; aber die Nationalökonomie ist eben diejenige Wissenschaft, welche den am Meisten utilitarischen Charakter trägt, welche dem praktischen Leben und seinen Zwecken am Verwandtesten ist; und die belgischen Oekonomisten sind, mit einer ruhmvollen Ausnahme, durchgehend selbst in dieser Wissenschaft mehr Vulgarisatoren, als Pfadfinder. Nur in der Statistik ist die Initiative von Belgien ausgegangen, ja, man kann sagen, daß dieser Zweig der Wissenschaft von einem Belgier geschaffen worden ist.[1] Die Geschichtsforschung steht auf einer hohen Stufe in Belgien; sie liebt es aber sich aufs Lokale, Vaterländische zu beschränken. Historische Werke, welche Gegenstände von weiterem In-

[1] Uebrigens kann Quételet, der 1830 schon fast ein Vierziger war, kaum als ein Vertreter des unabhängigen Belgiens gelten.

teresse behandeln, — und ich denke hier besonders an eines der jüngsten und ausgezeichnetsten Werke über römische Geschichte — sind eben auch weniger Geschichtsforschungen, als geschichtliche Darstellungen unter der Leuchte politischer Erfahrung; oder aber es sind encyklopädistische Geschichtsbetrachtungen, in denen die politische und religiöse Leidenschaft die rechte wissenschaftliche Ruhe nicht aufkommen läßt. Belgien zählt treffliche Juristen — darunter Einen von europäischem Rufe — indeß auch sie sind etwas provinziell angehaucht oder doch bis zu einem gewissen Grade im politisch-nationalen Standpunkt befangen. In der Philosophie dagegen scheinen die Belgier sich ganz ans Ausland anzulehnen, in der klassischen, romanischen und germanistischen Philologie, in der Linguistik und insbesondere den orientalischen Studien, stehen sie entschieden hinter Deutschland, Italien, Frankreich zurück; es ist mir nicht bekannt, daß Belgien Mathematiker von europäischem Rufe habe, und was die Naturwissenschaften anlangt, so will es mich bedünken, daß es auch in ihnen keine Namen ersten Ranges zu bieten hat; doch muß ich mich auf diesem Gebiete, noch mehr als auf andern, durchaus an das Urtheil Dritter halten. Im Ganzen hat man eben doch das Gefühl, daß die belgische Wissenschaft eine etwas provinzielle, utilitarische und nicht immer originale Physiognomie hat. Auch die kleine Schweiz, — mehrsprachig wie Belgien, von der europäischen Politik ausgeschlossen wie dieses, von ähnlicher Ausdehnung und viel geringerer Volkszahl, — hat in ihren wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnissen etwas von dieser Physiognomie, aber doch weit weniger ausgesprochen. Hier ist schon eine viel größere

Ursprünglichkeit: Arbeiten erster Hand, wenn auch nicht so häufig als in den geistigen Hinterländern, sind doch nicht selten. Wohl verräth sich der praktische nüchterne Sinn des Schweizers in seinen Schulen, mehr noch als der des Belgiers in seinen; aber die schweizerischen Universitäten haben schon dadurch jenen wissenschaftlicheren Charakter behalten, den ich oben für sie beanspruchte, weil sie der Politik und Religion nicht den maßlosen Einfluß erlauben, den die Belgier diesen beiden sinnverwirrenden Interessen gestatten. Endlich werden die gelehrten Werke, welche in Bern oder Genf veröffentlicht werden, in Berlin und Paris nicht als Fremde oder Provinziale behandelt: ein Brüsseler Werk könnte ebensogut in Bordeaux oder Lille erscheinen: es zählt in Paris nicht mit. Wohl ist die periodische Presse, wie wir sahen, sehr entwickelt; aber sie ist immer entweder international, oder provinzial. Sie ist fast ausschließlich französisch geschrieben, aber ihr französisch — ich rede natürlich nicht von den beiden europäischen Organen — hat einen andern Accent als das Pariser, was man z. B. von der Genfer Presse nicht sagen kann, die sich an Stil und Bildung mit den besten Blättern von Paris messen kann. Auch die eigentlich literarische Presse Belgiens, die diesem Vorwurfe weniger ausgesetzt ist, als die politische, leidet an dem Parteigeist, welcher der Fluch Belgiens ist. Ich kenne nur eine belgische Zeitschrift, welche außerhalb der Parteien auf objectivem, wissenschaftlichem Standpunkt steht, das Athenaeum, obschon auch sie natürlich von der katholischen Partei als Gegnerin behandelt wird: sachliche, unparteiische Wissenschaft, betrachtet ja der Katholicismus mit Recht als seinen gefährlichsten Feind. Eine flämische Zeitschrift höheren Charakters

hat sich nicht halten können, obschon der Versuch einen bessern Erfolg verdient hätte. Das gemeinsame Geistesleben in Belgien spricht sich eben noch immer in französischer Sprache aus.

Belgien hat drei Literaturen, eine flämische, eine wallonische und eine französische. Die beiden letzteren unterscheiden sich freilich nur durch den Ton und Gegenstand, nicht durch die Sprache; denn wenn ich von einer wallonischen Literatur rede, so meine ich damit keine Dialektliteratur, sondern die Behandlung belgischer Verhältnisse in französischer Sprache, während ich unter französischer Literatur in Belgien diejenige Poesie und Prosa meine, welche ohne lokale Färbung ist. Diese nun existirt für Paris so wenig, als die Poesie und Prosa von Carpentras oder Quimper-Corentin — es müßte denn sein, daß der betreffende Poet und Prosaiker in Paris lebt, denn gar mancher belgische Publicist und Gelehrte ist in Paris heimisch, womit er eben aufhört ein Belgier zu sein. Was uns hier interessirt ist die flämische und wallonische Literatur Belgiens; und ich nenne sie so, anstatt holländische und französische, wie's richtiger wäre, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen. Ich will nun auch hier der wirklichen Werth wiederum ungemessen lassen; sondern nur nach dem Verhältniß zum Hinterlande fragen: Werke von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, von Töpfer und Olivier, sind in Deutschland und Frankreich so bekannt und gelesen, als es nur Werke von G. Freytag oder O. Feuillet sein können; obschon ihr Charakter ausgesprochen nationalschweizerisch ist; sie sind es aber keineswegs nur ihres absoluten Werthes wegen: selbst wenn Gottfried Keller nicht der große Prosadichter wäre, der er ist, so würde

er doch, vermöge seiner deutschen Bildung, vermöge der Identität reichsdeutscher und schweiz-deutscher Bildung, seinen Platz auf dem deutschen Büchermarkt haben. Nun ist es ja möglich, daß Conscience und Ledeganck im Haag und Amsterdam so viel gelesen werden als in Antwerpen und Ghent; aber sicher ist, daß weder Delmotte noch Pergameni, die Zierden der wallonischen Literatur Belgiens, in Paris auch nur dem Namen nach bekannt sind. Und wie wäre dieß, bei dem hohen Verdienst dieser Schriftsteller anders zu erklären, als daß Belgien — das eigentliche Belgien — nicht am geistigen Leben seiner Hinterlande so innig Theil nimmt, als die Schweiz an dem ihrer Hinterlande. Daß es jenen witzigen, oder drastischen, oder sinnigen Darstellungen des belgischen Lebens an der gemeinsamen Basis mit dem französischen Leben fehlt? Ja, ich möchte weiter gehen, wenn ich nicht fürchtete mißverstanden zu werden, und fragen, ob Belgien überhaupt derselben Durchbildung theilhaftig ist, deren ganz Nord- und Mitteleuropa genießt? Ob nicht ein großer Theil seiner Bildung etwas mechanisch und äußerlich, oder doch allzu sachlich ist? Und, wenn dem so ist, womit dieses Zurückbleiben der tieferen Bildung — denn von einer Stagnation des geistigen Lebens kann sicherlich nicht die Rede sein — zusammenhängt? Ich möchte fragen, was Belgien verhindert hat, wie z. B. Schweden und Dänemark, im Schooße der europäischen Cultur eine eigenthümliche nationale Cultur, herauszubilden, — denn eine Nation wie der Einzelne braucht ja durchaus nicht gerade bestimmte, greif- und sichtbare Leistungen zu produciren, um ein Ideal zu entwickeln; auch sie kann ihr Ideal einfach darleben

in Thaten, Anschauungen, und einer Formenwelt, die sie sich schafft. Diese nationale Culturindividualität nun geht, so scheint mir, den Belgiern einigermaaßen ab — man müßte denn in der etwas spießbürgerlichen Selbstzufriedenheit oder dem summend-geschäftigen Wichtigthun gewisser belgischer Typen die Züge einer besonderen Nationalphysiognomie erkennen wollen —; und mich dünkt, die zwei Ursachen liegen so ziemlich am Tage; auch ist die Nation bereits damit beschäftigt, beide zu entfernen, wenn es schon die Arbeit eines anderen halben Jahrhunderts sein mag, sie ganz zu beseitigen. Ich spreche von den beiden Fesseln der Fremdsprache und des geistlichen Unterrichts, welche die größere Hälfte des Landes lähmen, ihm die höhere, die geistige und sittliche, Freiheit rauben. Diesen beiden Uebelständen und den dagegen vorgeschlagenen Heilmitteln erlaube man mir noch eine kurze Besprechung zu widmen.

Zwei Volksstämme, ripuarische Franken rein germanischer Race und latinisirte Gallier mit leichter germanischer Mischung, bewohnen das kleine Land und sind im Laufe der Jahrhunderte zu einer Nation er- und verwachsen, welche zwar stets das Anhängsel eines andern Staates gebildet hat, aber doch stets als ein ungetrenntes Ganzes zusammen und in einander gelebt, sich unter Burgundern wie Spaniern, Oesterreichern wie Franzosen stets als „Belgier" gefühlt hat. Nichtsdestoweniger hat sich zwischen den, noch immer zahlreicheren, Flämingen und den Wallonen eine „Verschiedenheit der Sitten, Bestrebungen, Denk- und Handelsweise, ja des ganzen Charakters" (L. Vanderkindere) erhalten, welche sich nur mit dem der deutschen und fran-

zösischen Schweizer vergleichen läßt. Ein solcher Dualismus, bemerkt derselbe belgische Schriftsteller treffend, kann eine Schwäche oder eine Stärke sein: eine Schwäche, wenn einer der Theile dem andern aufgeopfert wird; eine Stärke, wenn man jede sich voll und in Freiheit entwickeln läßt.“ Dies aber ist bis jetzt nicht der Fall gewesen. Seit dem ersten Versuch sich der Reformation anzuschließen, sind die flämischen Provinzen gewaltsam in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden: eine natürliche Selection, im Sinne der Verschlechterung der Race, trat durch die Massenauswanderung der besten Kräfte ein, als die Reform unterdrückt wurde, und die Zurückgebliebenen wurden systematisch dritthalb Jahrhundert durch auf der möglichst niederen Bildungsstufe erhalten, während ihnen zugleich der Gebrauch einer fremden Sprache immer mehr aufgedrängt wurde. Und wie die Reformation des 16. Jahrhunderts, so hinterließ, was für das benachbarte Frankreich in gewissem Sinne eine zweite rettende Reformation war, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, keine Spuren in Flandern, wenn sie überhaupt hindrang. Möglich, daß noch andere verborgene Ursachen mitgewirkt haben, Thatsache ist, daß Flandern seit der großen Reaction des 16. Jahrhunderts heruntergekommen ist, wenn auch die Fläminger selbst etwas übertreiben, wenn sie, wie J. Buylsteke, behaupten, in ihren Provinzen seien überall „Pauperismus, Unwissenheit, geistige und sittliche Ohnmacht, körperliches Herunterkommen, materieller Verfall, alles in einer peinlichen Formel zusammenzufassen, das Heruntergehen einer Race“ zu schauen, während bei den Wallonen nur gesundes und rasches Wachsthum zu erblicken sei. Die geistige Vereinsamung

des Flämingen, der von seinen holländischen Sprachgenossen politisch, von dem eigenen Mittelstande durch die Sprache abgeschlossen ist, die vollständige Verwahrlosung des Volksunterrichts, der verderbliche Einfluß des katholischen Autoritätsglaubens müssen wohl zu diesem geschichtlichen Ergebniß beigetragen haben, wie es denn namentlich nicht schwierig sein dürfte an der Hand der Geschichte nachzuweisen, daß dieser Einfluß viel verderblicher auf die germanischen Racen als auf die romanischen wirkt, sei's nun, weil sie den Glauben ernster und buchstäblicher nehmen als die Romanen, die ihn doch immer nur mit dem stillschweigend zugestandnen beneficium inventarii annehmen, sei's weil das trägere germanische Temperament nicht dagegen reagirt, ihn nicht durch Reaction neutralisirt.[1] Was aber die Fremdsprache und die daraus folgende Trennung des Volkslebens anlangt, so kann ihre schädliche Wirkung nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Gebildeten der flämischen Provinzen sprechen fast nur französisch. Das ist freilich eine alte Thatsache. Schon Jahrhunderte vor dem Beginn des Verfalles, der ja erst nach der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation im 16. Jahrhundert eintrat, liebte der flämische Adel französisch zu reden, liebte der flämische Bürgerstand ihm nachzuäffen, trotz des politischen Gegensatzes zu Frankreich, aber es muß doch mehr auf der Oberfläche gewesen sein, als man heute gern annimmt; würde sonst z. B. Marnix de Saint-Aldegonde, der selbst vorzugsweise französisch sprach, seine Flug

[1] Ich spreche hier natürlich nur vom modernen Katholicismus, wie er sich seit dem tridentinischen Concil ausgebildet, nicht von dem des 14. und 15. Jahrhunderts.

schriften und Satiren, die doch auf den lesenden Mittelstand, nicht auf das illitterate niedere Volk berechnet waren, flämisch geschrieben haben? Würde man bis zur französischen Annexion (1794) bei den Verwaltungsbehörden sich des Flämischen bedient haben? Würde der vorgeschobenste Posten des Flämischen, würde Brüssel noch 1814 um den Gebrauch des Flämischen als Amtssprache petitionirt haben, wenn der Bürgerstand sich dieser Sprache ganz entwöhnt gehabt hätte? Sicher ist, daß schon vor der Annexion Belgiens an die französische Republik die höheren Stände meist französisch redeten, mindestens in Allem, was geistige, ja auch nur allgemeine Interessen waren, sich des Französischen bedienten. Die fünfzehn Jahre holländischer Herrschaft genügten um so weniger, die fremde Sprache zu verbannen, als liberale und clericale Meinung sich feindlich gegen Holland stellte. Seitdem aber ist das Französische trotz der von der Constitution von 1830 gewährleisteten Sprachenfreiheit, die einzige Sprache der höheren Schulen und Universitäten, der Verwaltung, der Justiz, des Parlamentes, des Heeres, des Großhandels gewesen.

Selbst wo der Gebildete in der Familie und mit dem Volke noch die Muttersprache redet, ist eine solche Trennung der Geistesthätigkeiten immer von verderblicher Wirkung, wie es sich ja augenfällig im Elsaß seit der Französirung, d. h. etwa seit 1789, und noch entschiedener seit 1850, zeigte. Ein Mensch, der eine Sprache für den Ausdruck der Gefühle und Bedürfnisse hat, eine andere für den Ausdruck des Gedankens, der, um mit seinen Kindern zu scherzen oder sie zu kosen, seine Arbeiter zu unterweisen, sich mit seinen Bauern zu verständigen, ein

anderes Idiom braucht, als um ein Geschichtswerk zu lesen, eine juristische Frage zu erörtern, ein philosophisches Problem zu lösen, an einer politischen Debatte Theil zu nehmen, steht eben mit dem Gemüth in einem Volke, mit dem Kopf in einem andern: wo sollte da die Einheit der Empfindung herkommen, die zum Dichten, zu jeder höheren geistigen Leistung nöthig ist? Wo aber dem Gebildeten selbst jene primitive Kenntniß der Sprache abgeht — wie dies bei den meisten Flämingen heute der Fall ist —, so ist die Sache kaum besser: denn wie kann man sich einen Schriftsteller, einen Mann der Wissenschaft, einen Redner denken, der von der Masse seines Volkes losgetrennt, ohne Basis in der Luft schwebt? Ist ja doch das weite instinctive Leben der Volksseele der mütterliche Boden, aus dem alles höhere geistige Leben seine Nahrung zieht: wie kann die schönste Blüthe, die süßeste Frucht erwachsen, wo das Reis auf einen Stamm gepfropft ist, dessen Säfte nicht aufsteigen können in seinen Adern? Der Einzelne kann sich zur Noth in eine fremde Sprache, d. h. in eine fremde Gefühls- und Gedankenwelt versetzen, aber auch nur, wenn er ganz in die andere Nation eintaucht, sich von der seinen losreißt und in jener aufgeht. Aber ein ganzer Stand? Er verliert sich ja selber, wenn er in einem fremden Idiom denkt und fühlt, mit dessen Wurzeln er in keinem Zusammenhang steht. Nicht minder verhängnißvoll aber ist solche Trennung für die Masse des Volkes, die ausgeschlossen ist von allem höheren Geistesleben, Nichts, gar Nichts von Oben empfangen kann, das sie durchgeistigte, erhöbe, die zu den Regierenden, Denkenden, Lesenden ihres Stammes steht ohne Brücke des Verständnisses, fast wie

die stumme Heerde zum Hirten. Was Wunder, wenn die Religion das einzige höhere Interesse für sie bleibt? Der Seelsorger spricht doch wenigstens ihre Sprache, er ist ihr der Dolmetscher der idealen Welt. Aber diese Welt ist nicht die Welt der Zeit, der Gebildeten der Nation: es ist das Ideal längstvergangener Geschlechter, das Ideal des Mittelalters, dessen Gesichtskreis künstlich erhalten wird, in dessen dumpfer Atmosphäre die Masse hinvegetirt, ohne auch nur das Bedürfniß zu empfinden nach frischer, klarer Luft, nach gesunder Uebung der Geisteskräfte. Und die Geistlichkeit weiß sehr wohl, was sie thut, wenn sie diese Trennung aufrecht erhält, wenn sie das Studium der Landessprache als einer Schriftsprache bekämpft. Der flämische Bauer soll seine Sprache reden, aber es ist unnütz, daß er sie auch lese. Dieser Krieg der Geistlichkeit gegen den Unterricht im Flämischen begann schon sofort nach Unterdrückung der Reformation. „Man sagte sich," schreibt der Anstifter der flämischen Bewegung in unserem Jahrhundert, J. F. Willems, „man sagte sich, das Studium der nationalen Sprache habe die Gewohnheit verbreitet, die niederländischen Bibeln zu lesen und bei dem Volke zu viel neue Ideen und zu liberalen Geist in religiösen und politischen Dingen erweckt." Daher auch die Opposition der Geistlichkeit gegen Holland zur Zeit der Restauration und endlich die hauptsächlich von ihr angezettelte Losreißung. Hatten doch die Flämingen „zum ersten Male seit sieben Jahrhunderten einen Fürsten, der ihre Sprache kannte und aufrichtig liebte" (Buylsteke): denn holländisch und flämisch sind Eine Sprache, und die erste Sorge der Männer, welche es sich zur Lebensaufgabe

gemacht haben, die Volkssprache wieder zu Ehren zu bringen, war, die zufälligen Verschiedenheiten der Rechtschreibung und damit das einzige Hinderniß gegenseitigen Verständnisses zwischen beiden Stämmen wegzuräumen. Natürlich begegnen sie denn auch lebhaftem Widerstand seitens der Geistlichkeit, welche jede geistige Verbindung mit den protestantischen Sprachgenossen Hollands abzuschneiden sucht. Die Revolution von 1830 war ja nur eine Wiederholung der gewaltsamen Losreißung von der Utrechter Union im 16. Jahrhundert, genau wie die damalige herbeigeführt durch die mit den französisch redenden Wallonen verbundene Geistlichkeit. Joseph's II. Begünstigung des Volksunterrichts im Flämischen war einer und nicht der letzte der Beweggründe der vom Clerus angestifteten Brabanter Revolution.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Belgier die Revolution von 1830 heute bereut; ein deutscher Schriftsteller, der Belgien lange bewohnt hat, geht weiter. Er meint: „Hätte man 1814 die flämischen Provinzen mit Holland, die wallonischen aber mit Frankreich verbunden und dafür Elsaß und Deutsch-Lothringen davon getrennt, so wäre Etwas geschaffen worden, dem es wenigstens an Lebensfähigkeit nicht gefehlt hätte" (Oetker). Das ist nun freilich eines jener Professoren- und Linguisten-Raisonnements, über die wir glücklich hinaus zu sein glaubten. Die Sucht gelehrter Nationenentdeckung, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren herrschte, ist hoffentlich ein überwundener Standpunkt: nicht die Sprache, sondern die Geschichte macht die Nationen; nicht weil Elsaß und Deutsch-Lothringen deutsch sprechen, sind sie wieder mit Deutsch-

land vereinigt worden, sondern weil ein politisch-militärisches Interesse, mit anderen Worten, eine geschichtliche Nothwendigkeit es erheischte. Die Einwohner der Ostseeprovinzen und der Erzherzogthümer sprechen deutsch, aber sie sind darum doch Russen und Oesterreicher, wie die Genfer und Züricher Schweizer, nicht Franzosen oder Deutsche sind. Gab es je ausgesprochen nationale Individuen, so sind es die Schweiz und Belgien, trotz der verschiedenen Sprachen, die in ihrem Schooße geredet werden. Nicht diese nationalen Individuen gilt es, einer Theorie zu Liebe, zu zerstören, sondern allen Gliedern dieser Individualität freies Spiel zu verschaffen. Das haben die Schweizer trefflich verstanden. Die politische Grenze war nie eine geistige für sie: wie zur Zeit Haller's und Bodmer's, Klopstock's und Lavater's steht die deutsche Schweiz noch immer mitten in der geistigen Bewegung Deutschlands, und die aufgeklärten Flämingen haben wohl eingesehen, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen ihren Provinzen und Holland hergestellt werden muß, ehe überhaupt an ein höheres geistiges Leben in denselben zu denken ist. Einer von ihnen, Vanderkindere, geht sogar so weit, vorzuschlagen, das Hochdeutsche als literarische Sprache einzuführen, um an dem Geistesleben eines großen Hinterlandes Theil nehmen zu können! Ein liberaler Belgier meint seinerseits, man solle das Flämische ganz ausrotten, dem Französischen, das schon in den Mittelclassen herrschend sei, alle Stände der Nation erobern. Als ob sich so was friedlich machen lasse, als ob es selbst in Jahrhunderten ohne Aus- und Einwanderung möglich wäre! Hat denn im Elsaß das Französische in zweihundert Jahren

nur einen Fuß breit Terrain gewonnen im Volke? Würde die Germanisation Posens die Fortschritte gemacht haben, die sie gemacht hat, wenn nicht ein fortwährender Zuzug deutscher Einwanderer stattgefunden? Andere, wie unser Oetker, meinen, man müsse der Bewegung einen politischen Charakter geben, von den Candidaten zur Kammer vor Allem verlangen, daß sie flämisch seien, und dann erst fragen, ob liberal oder clerikal. Keinen verhängnißvolleren Irrthum könnte man begehen. Die Politik ist schon jetzt der böse Genius Belgiens: sie dringt in die Religion, in den Volksunterricht, in die Wissenschaft, Alles fälschend, verwirrend, ankränkelnd, erhitzend. Man lasse doch wenigstens diese Frage unberührt von der leidigen Politik. Mir will das von einem angesehenen flämischen Politiker verfochtene Mittel weit mehr einleuchten: er verlangt einfach, daß jeder in den flämischen Provinzen angestellte Beamte den Beweis zu liefern habe, daß er des Flämischen durchaus mächtig ist. Nichts scheint mir billiger, Nichts ausführbarer, Nichts hat mehr Aussicht auf eine günstige Aufnahme seitens der Kammern. Schon ist ein Schritt in dieser Richtung geschehen. Das Sprachengesetz von 1873 hat den Gebrauch des Flämischen in den Gerichten zugelassen — „vom Augenblicke an, wo der Angeklagte vor dem Untersuchungsrichter erscheint" — doch bedient man sich der Erlaubniß nur noch ausnahmsweise, da das Gesetz noch immer eine französische Anklageschrift, französisches Zeugenverhör, französische Vertheidigung zuläßt, wo der Angeklagte kein Wort von alledem versteht; es ist ja so viel bequemer für die Herren Staatsanwälte und Advocaten. Immerhin war jenes Gesetz wie das von 1878,

das auch bei den Verwaltungsbehörden, sowohl im Verkehr der flämischen Provinzen und Gemeinden untereinander als mit der Centralbehörde, das Flämische zuläßt, ein großes Zugeständniß. Der Vorschlag de Maere's, wenn er zum Gesetz erhoben würde, wäre ein zweiter gewichtiger Schritt; das Ganze aber müßte durch die Maßregel gekrönt werden, welche den Gebrauch des Flämischen im Senat und Abgeordnetenhause zuließe, wo die Verhandlungen ganz ebenso gut als im Bundesrathe zu Bern in verschiedenen Sprachen geführt werden könnten und sollten. Ein solcher Vorschlag würde heute noch etwas parador klingen; aber wenn die literarische Verbindung mit Holland fortfährt, immer enger zu werden, wie alle Aussicht dazu vorhanden ist, wenn die flämischen Sprachkongresse, die einzelnen flämischen Gesellschaften, die als der dietsche Verband jetzt schon zwanzig Jahre wirkende Vereinigung dieser Gesellschaften, wenn das flämische Theater, die flämischen Volksbibliotheken, die flämische Presse im selben Maße wie bisher gepflegt werden, wenn vor Allem das Beispiel der beiden Genter Professoren, welche an der Universität angefangen haben, ihre Disciplinen in flämischer Sprache zu lehren, Nachahmung findet, diese Universität endlich ganz flandrisch wird und so die flämische Bewegung einen wissenschaftlichen Mittelpunkt erhält — so wird die Sache gar bald so natürlich scheinen, als sie im Grunde ist, und das Beispiel der Schweiz beweist ja, wie leicht durchführbar sie ist. Solche Neuerungen — oder vielmehr Erneuerungen — sind ja Anfangs recht unbequem; auch dem Elsasser Advokaten, Journalisten, Lehrer mag es noch schwer fallen, sich der

deutschen Sprache, deren öffentlichen Gebrauche er sich entwöhnt hat, zu bedienen. Die folgende Generation aber beginnt schon, es als eine Befreiung zu empfinden. Eine ganze Nation, welche eine ihr fremde Sprache redet, ist etwas so Unnatürliches, daß die Herstellung des Natürlichen eben nur befreiend und befruchtend wirken kann. Das hat sich bei den Tschechen gezeigt und wird sich zweifelsohne auch bei den Elsässern und Flämingen zeigen. Es handelt sich hier ja nicht wie bei dem Plattdeutschen, dem Gascognischen, dem Mailändischen um Dialekte, die der Schriftsprache ganz nahe verwandt, aus demselben Geiste geboren, denselben Gedankengang, dieselbe Anschauungsweise darstellen, sondern um wildfremde Sprachen, in die sich der Geist einer Nation hineinzwängen soll, und durch die er eben sterilisirt werden muß. Man lasse sich nicht durch Ausnahmen täuschen. Die Belgier, welche sich als französische Schriftsteller wohlverdienten Ruhm erworben haben, sind entweder Wallonen, oder sie haben sich ganz eingelebt in die französische Cultur, haben sich frühe in Frankreich niedergelassen, sind mit allen ihren Wurzeln, durch Erziehung, Familie, Thätigkeit, Gesellschaft Franzosen geworden, d. h. sie sind so wenig Belgier mehr, als ein J. J. Weiß oder Martha noch Elsässer sind. Diejenigen, die in der heimischen Atmosphäre zurückgeblieben, sich der fremden Sprache für alle ihre höheren Bedürfnisse bedienen, mögen eine große Gewandheit darin erlangen; ihre Originalität und Kraft muß darunter leiden: wenn die Cultur Hollands und der Schweiz, Dänemarks und Schwedens Nichts von dem provinzialen, angelernten Charakter hat, der die belgische und elsässer Cultur kenn-

zeichnet, so ist es einzig, weil sich jene kleinen Nationen ihres natürlichen Organs bedienen.

Auch die literarische Renaissance, die wir all überall in Europa herbeiwünschen, kann nur aus diesem Quell entspringen. Ich vermesse mich nicht, die volksthümlichen Schriftsteller flämisch-holländischer Zunge zu beurtheilen; aber ich zweifle nicht, daß eine neue Blüthe der National-literatur nur diesen Wurzeln erspießen kann, wie denn überall in Europa und selbst in Nordamerika alles wirklich Gute, als bleibend Werthvolle unsrer heutigen Literatur im Volksschriftthum zu Tage tritt; und es ist eben so wichtig für die wallonische Literatur als für die flämische, daß das belgische Volksthum in seiner doppelten Gestalt rein zum Ausdruck gelange. Nur so, nicht auf künstliche Weise, noch durch staatliche Aufmunterung, als da sind vom Staat gegründete oder erneute Akademieen, Preisausschreiben, Geldzuschüsse zu Theatern und Museen, Expedition von Forschungsreisen nach Afrika oder dem Nordpol und was der ausgeklügelten, nicht gewordenen, äußerlich fabricirten, nicht aus dem Volksinstincte herausgewachsenen Unternehmen mehr sind — wird der Volksgeist befreit und befruchtet, wie der wissenschaftliche Geist nur durch Universitätsreformen gehoben werden kann, welche nichts Neues einrichten, sondern die höhere Concurenz entfesseln wie die Handelsfreiheit die materielle entfesselt. Dies aber kann er nur, wenn alle diese höheren Interessen sich frei in der Muttersprache aussprechen können: der gleiche Gebrauch beider Sprachen an der Universität und in den Kammern, wie derselbe in der Schweiz geltend ist, wird allein im Stande sein, die belgische Nation diesem Ziele

näher zu bringen; und dieser Gebrauch muß vorbereitet werden durch die Gründung flämischer Gymnasien, durch die Förderung einer vollständigen Kenntniß des Flämischen seitens der Beamten der flandrischen Provinzen und durch die immer größere Anwendung des Flämischen in den Gerichtsverhandlungen.

Ein zweiter Mißklang im belgischen Nationalleben ist der Streit zwischen Kirche und Staat. Es trifft hier das Gegentheil von dem zu, was wir oben zu beobachten die Gelegenheit hatten. Die Umstände, welche bei Entstehung des Staates den Erfolg der gewählten Staatsform so sehr begünstigten, haben sich als die eigentliche Lebensgefahr für die geistige und nationale Entwickelung Belgiens erwiesen: ich spreche von dem Bündnisse des Katholicismus mit dem Liberalismus, welches dem entstehenden Staat einen gefährlichen Gegner, der überall sonst die politische Freiheit entschieden bekämpft, zum Freunde machte nnd der parlamentarischen Monarchie die Wohlthat einer bestimmten Parteibildung eintrug. Man weiß, wie die „Union“ zu Stande kam, unter wie ausnahmsweisen Umständen sie abgeschlossen und durch sie eine der weisesten Schöpfungen von 1814 zerstört wurde. Wir haben gesehen, daß bei mehr als einem Belgier die Reue nicht ausbleiben konnte, — erklärt doch einer der gefeiertsten liberalen Schriftsteller des Landes die Revolution von 1830 für einen „großen Irrthum“ —; daß selbst aufrichtige Katholikeu meinen, vollständige Religionsgleichheit würde bei dem starken katholischen Bruchtheil Hollands — einem Drittel der Gesammtbevölkerung — ihrer Sache zuträglicher gewesen sein als die Losreißung.

Die Geschichte dieser Losreißung soll hier nicht wieder erzählt werden: Mißverständnisse von beiden Seiten, unzeitiger und tactloser Eifer bei bestem Willen seitens König Wilhelm's I.; Leidenschaft und Leichtsinn bei den Führern des belgischen Liberalismus, zumal bei de Potter; das Vorherrschen der Lamennais'schen Ideen unter den belgi-Gläubigen von 1830, nicht unter den Bischöfen, welche nur trefflich zu schweigen verstanden; verhängnißvolle Zufälligkeiten, welche die selbst nach dem Aufstand noch mögliche Aussöhnung und Beilegung des Zwistes durch Einführung einer besonderen Verwaltung vereitelten — kurz ein Zusammentreffen von Schuld und Verhängniß, wie es in der Geschichte so häufig ist, führten zu einer Lösung, die man bedauern mag, die aber einmal ist. Die „was geschehen sein möchte" — „the might-have-beens", wie Th. Carlyle sagt — haben in der Geschichtsbetrachtung kein Recht. Genug es ist geschehen, und geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. Auch haben wir uns überzeugt, daß Europa unter der Zerstörung seines Werkes nicht gelitten hat. Anders ist es mit Belgien selber.

Der Traum der liberalen Katholiken von Montalemberts Grundsätzen — einer Gruppe der edelsten, fähigsten und gebildetsten Männer, welche am öffentlichen Leben unseres Jahrhunderts theilgenommen — dieser Traum dauerte nicht lange. Schon zwei Jahre nach der Gründung des neuen Staates mit allen seinen Freiheiten — Preß-, Vereins-, Unterrichts- und Religionsfreiheit — wurden alle diese selben Freiheiten vom Haupte der katholischen Kirche als verderblichste Ketzereien gebrandmarkt. Wol thaten die katholischen Staatsmänner Belgiens als hätten

sie Nichts gehört, fuhren fort jene Freiheiten selber zu nutzen wie die ihrer Gegner zu achten und bewiesen der Welt die Redlichkeit zugleich und die staatsmännische Fähigkeit der jungen Schule. Die Geistlichkeit aber ließ sich nicht von ihnen in's Schlepptau nehmen; sie bediente sich ihrer, hielt aber die Blicke nach Rom gerichtet, nahm nur von Rom Befehle an; und der Nuntius — damals Pecci selber, der heute auf dem Stuhle Petri sitzt — leitete schon 1845, trotz der ablehnenden Haltung der katholischen Minister, die Bewegungen der ultramontanen Heere in Belgien. Kein Wunder, wenn die militante Kirche die besten Absichten der katholischen Staatsmänner zu Schanden machte, durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen alle Errungenschaften des liberalen Katholicismus compromittirte. Das Experiment der freien Kirche im freien Staate ist in keinem Lande Europas, selbst in England nicht, so vollständig gemacht worden, als in Belgien, denn England hat ja noch immer seine privilegirte Staatskirche. Ausgangspunkt des Experiments war, wie wir sahen, jener Handel von 1830, wodurch sich die Liberalen französischer Schule verpflichteten, die Freiheit des Cultus, des Unterrichts und der Vereine zu vertheidigen, wogegen die Katholiken Lamennais'schen Bekenntnisses Ministerverantwortlichkeit, Geschwornengerichte, Unabsetzbarkeit der Richter und Preßfreiheit zu befürworten versprachen. Die Zeit, wo die belgische Geistlichkeit gegen das niederländische Grundgesetz — das liberalste Europas — Protest einlegte, dem Könige die öffentliche Ausübung seiner ketzerischen Religion untersagt, die Zehnten wieder hergestellt wissen wollte, die Gewissensfreiheit als einen verderblichen Grund-

satz brandmarkte, die Zeit war schon fern — fünfzehn ganzer Jahre! — Nur den Einen Grundsatz aus jenem Jugement doctrinal von 1814 behielt man bei: daß „die Kirche den Staatsgesetzen nicht unterworfen sein könne." Wol erkannte man den Staat an, insofern er zahlte, eine Folge des napoleonischen Concordats, welches durch den Staatsgehalt die incamerirten Einkünfte der Kirchengüter ersetzte; ja, man ging soweit, sich zur Priorität der Civilehe vor der religiösen Ehe zu verpflichten; aber im Uebrigen war man ganz frei, vermöge des Vereinsrechtes Klöster und fromme Brüderschaften zu gründen, vermöge der Unterrichtsfreiheit Schulen jeden Grades einzurichten, vermöge der Preßfreiheit die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Staatsgerichtsbarkeit zu entziehen, die Bischöfe vom Papste, die Pfarrer von den Bischöfen ernennen zu lassen, ohne die Genehmigung der Staatsregierung, alle Priester vom Kriegsdienst wie vom Geschwornendienste zu befreien — in einem Worte alle Verpflichtungen des Concordats über Bord zu werfen. Was die Folge war, wissen wir. Die Geistlichkeit ist eine mächtige politische Partei geworden, sie hat einen ungeheuren gesellschaftlichen Einfluß erlangt, die Klöster und ihre Bewohner haben sich verzehnfacht, der öffentliche Unterricht ist zum größten Theile in den Händen der Priester. Nichts Lehrreicheres als speciell die Geschichte der Unterrichtsfrage in Belgien.

Als, Dank der „Union", der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit in die belgische Verfassung aufgenommen wurde, that man einen „Sprung in's Dunkle". Niemand wußte, was der Grundsatz eigentlich bedeute, zu welchen Ergebnissen er in einem rein katholischen Lande führen

müsse. Unter der französischen Herrschaft wie unter der holländischen war der öffentliche Unterricht einfach und ausschließlich Staatssache gewesen, wie noch heute in Deutschland. Die Resultate waren die wünschenswerthesten: drei blühende Universitäten, zahlreiche Gymnasien, über 4000 Volksschulen, ein reges geistiges Leben überall. Nach 1830 trat eine vollständige Anarchie im Schulwesen ein. Erst die Gesetze von 1835 über die Universitäten, von 1842 über die Volksschulen, von 1850 über den Gymnasialunterricht brachten einige Ordnung in's Chaos, indem sie den Staatsunterricht wieder in's Leben riefen und nun erst begann der eigentliche Kampf zwischen diesem und dem geistlichen Unterricht, welch' letzterer freilich in jener Zeit der Anarchie einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatte. Der Staat besaß 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlichkeit deren schon sieben mit 350 Schulamtscandidaten zählte, und als das Ministerium — ein katholisches Ministerium — zwei Staatsseminarien zu gründen vorschlug, erhob sich der Klerus wie ein Mann gegen diese Anmaßung: denn selbst die katholischen Minister — die Dechamps, Nothomb, de Theux, de Decker — konnten den maßlosen Forderungen des Klerus nicht genug thun. Der Krieg ist seitdem, fast unausgesetzt und mit wechselndem Glück, geführt worden, mit unendlicher Schonung, ja Lässigkeit seitens des Staates, mit unermüdlicher Energie und beispielloser Keckheit seitens der Kirche — bis denn endlich die Uebertreibung der kirchlichen Ansprüche, wie's zu gehen pflegt, die Sache zum Umschlag brachte. Heute ist Belgien wieder auf dem Wege der Befreiung vom geistlichen Unter-

richte, einer Befreiung, die eine Lebensfrage für das Land ist.

Alle jene Gesetze von 1835, 1842, 1850 waren Zugeständnisse des Staates an die Kirche und in der Praxis wurden dieselben noch erweitert. Es trat das monströse Verhältniß ein, daß der Staat kein Recht der Inspection in den geistlichen Schulen hatte, während die Priester die Befugniß erlangten, die Staats- und Gemeindeschulen zu beaufsichtigen! Nicht zufrieden mit der thatsächlichen Beaufsichtigung, forderte der Klerus die förmliche Anerkennung derselben als eines Rechtes — le droit divin d'intervenir à titre d'autorité — ja, er beanspruchte die Ernennung der Lehrer an den Staatsschulen, verlangte bei Abfassung der Programme und Wahl der Schulbücher zu Rathe gezogen zu werden; setzte die Anerkennung seiner Diplome und deren Gleichstellung mit den Staatsdiplomen durch; vindicirte sich den größeren Theil der Stipendien und entzog den Staats- und Gemeindeschulen seine Mitwirkung, d. h. er verweigerte den vom Gesetze (1842) für obligatorisch erklärten Religionsunterricht, sobald man seinen Forderungen nicht nachgab und die Folge war, daß viele Gemeinden, um dieser Art von Excommunication zu entgehen, ihre Schulen und Gymnasien dem Klerus auslieferten, der denn auch darin unbestritten die Lehrer ernannte, meist Ordensbrüder — waren doch schon über 400 Jesuiten in zehn Jahren eingewandert — oder ganz zuverlässige Laien. Jedenfalls mußten die Schüler zur Messe und Beichte angehalten, die Wahl der Bücher dem Bischofe überlassen, die Lehrer zur Einhaltung eines streng katholischen Standpunktes gezwungen werden. Doch ge-

nügten bald selbst diese, durch das sogenannte „Antwerpener Abkommen“ erlangten Zugeständnisse nicht mehr: man beanspruchte die directe und amtliche Ernennung der Lehrer, das Verbot liberaler Zeitungen innerhalb der Anstalten, das Recht, den Liberalismus, d. h. die Staatsgesetze, in den Unterrichtsstunden als eine „Ketzerei“ zu bekämpfen — alles Dinge, welche selbst die katholischen Minister nicht zugeben konnten.

Denn schon längst hatte sich thatsächlich die katholische Partei hier wie überall in zwei Gruppen getheilt — die Verfassungstreuen und die intransigenten Ultramontanen. Das Gesetz von 1850, welches zehn Staatsathenäen und fünfzig Mittelschulen gründete, war ein Werk der verfassungstreuen Katholiken. Bald begann auch wieder der seit 1835 etwas beruhigte Kampf um die Lehrfreiheit an den Universitäten. Schon 1856, noch ehe die liberale Partei ihre fast dreizehnjährige, für die religiöse Angelegenheit ziemlich sterile Herrschaft antrat, begann der Feldzug des Klerus gegen die Staatsuniversitäten. Nicht zufrieden, eine eigene katholische Universität — erst in Mecheln, dann in Löwen — begründet zu haben, verlangte er vom Staate eine Beschränkung der Lehrfreiheit in den Staatsuniversitäten selbst und die Regierung war mehr als einmal schwach genug, ihm nachzugeben, den ersten Juristen und Geschichtsphilosophen Belgiens zu maßregeln, weil er in seinen Schriften — nicht einmal vom Katheder herab — von dem menschlichen Ursprung des Christenthums gesprochen; einen andern Professor zu bedrohen, weil er den Einfluß des Papstthums im Mittelalter einen „drückenden“ genannt hatte! Wohl wich die

Regierung selber zurück, als sie sah, daß sie zu weit gegangen, aber sie gab doch zu, durch das Organ eines liberalen Ministers, daß man an den Universitäten „weder Atheismus noch Materialismus“ — warum nicht auch Darwinismus? — „noch irgend eine Doctrin lehren dürfe, welche der allgemeinen Moral (sic) Eintrag thun könne“; und ein katholischer Minister meinte, „gewisse Grunddogmen der katholischen Kirche dürften vom Lehrstuhl aus nicht bestritten werden“, worauf ein Mitglied der ultramontanen Partei mit Recht entgegnete: „eine solche Unterscheidung sei lächerlich, abgeschmackt und willkürlich, denn alle Dogmen der katholischen Kirche seien Grunddogmen“ — mit anderen Worten, alle freie Wissenschaft müsse von den Universitäten verbannt werden. Die Hochschulen litten aber nicht minder unter der Leidenschaft der Freidenker. Brauchte man in Löwen die Lehrstühle zum Bekämpfen des Liberalismus, so ertönten die Brüsseler Hörsäle von Angriffen gegen den Katholicismus: von Wissenschaft war in beiden kaum die Rede. Denn es ist das Unglück Belgiens, daß die sogenannte Politik, d. h. der Parteigeist, in alle Lebenssphären eindringt, Alle mit ihrer unreinen Leidenschaft anhaucht.

Die Folgen jenes wachsenden Einflusses der Geistlichkeit während der ersten Jahrzehnte nach der Februarrevolution blieben nicht aus. In dem Maße, in welchem die Geistlichkeit festeren Fuß in den Staats- und Gemeindeanstalten faßte und diese ausschließlich confessionell wurden, gingen auch die geistlichen Schulen selber ein. Als aber gegen 1857 die liberale Partei an's Ruder kam und jene indirecte Beherrschung der Staatsschulen, wenn auch recht

lässig, bekämpfte, zog sich der Klerus auch von Neuem von den Gemeindeanstalten zurück und gründete wieder eigene Schulen, welche dem Staate eine lebhafte Concurrenz machten und sich jeder Controle desselben entzogen, so daß dieser den Eltern weder den Werth des Unterrichts, noch die Fähigkeit und Moralität der Lehrer an diesen Anstalten zu verbürgen im Stande war. Ja, der Klerus ging soweit, das Princip des Staatsunterrichts selber zu bestreiten: der Staat störe die Bedingungen freier Concurrenz, wenn er Unterricht ertheile! und er sei unfähig, ihn zu ertheilen, weil er „atheistisch" sei, d. h. nicht unter der Invocation der Gottheit stehe! Das Bestreben der Geistlichkeit ging seitdem dahin, in allen drei Graden des Unterrichts eine eigene, ganz unabhängige Organisation zu haben. Als aber im Jahre 1878 die liberale Partei wieder an's Ruder kam, den Klerus beim Worte nahm und die vollständige Trennung aller Anstalten in, ganz von einander unabhängige, Staats- und Priesterschulen gesetzlich durchzuführen Miene machte, kehrte sich der Klerus plötzlich um und begann jenen leidenschaftlichen Kreuzzug gegen die „Schulen ohne Gott", der noch andauert. Es genügt ihm eben nicht, frei zu sein; er will Herr sein. Da nun aber der vollständige Verzicht seitens des Staates auf alle Einmischung in's Schulwesen, — sei's durch Gründung, Ueberwachung, Besitz, Garantie oder in welcher Form auch immer — von dem Klerus gefordert wird, ein solches Aufgeben des Staatsrechts aber, wie's die ersten Jahre des neuen Staats bewiesen, nur die vollständigste Verwahrlosung allen Unterrichts oder das Monopol der Kirche nach sich ziehen kann, so setzte die liberale Regierung unbeirrt ihr neues Gesetz

durch (1. Juli 1879), welches beiderlei Anstalten durchaus trennt, dem Staatsunterricht einen vollständigen Laiencharakter gibt, den Priestern nur ein Local und eine Stunde zur Verfügung stellt, um den Religionsunterricht zu ertheilen, wenn es ihm so beliebt, widrigenfalls aber dem Schullehrer die Katechismuslehre überträgt, die Obligation des Religionsunterrichts wie die Inspection des Klerus durchaus aufhebt, die Zulassung zum Volksschulamt von dem Abgangszeugniß aus einem staatlichen Schullehrerseminare abhängig macht u. s. w.

Nach der Verkündigung dieses „gottlosen" Gesetzes brach der Sturm natürlich heftiger als zuvor aus und die Leidenschaft ging so weit, daß der Papst selber dem belgischen Klerus Mäßigung auferlegen mußte, was dann wieder zu der komischen Episode der Auflehnung des Bischofs von Tournai gegen „Pecci", dessen „Gemeinheit und Niedertracht und abscheuliche Verbrechen", führte. Doch war diese gemäßigte Haltung keineswegs so aufrichtig als man geglaubt hatte und weder Papst noch Episcopat haben die Opposition gegen das neue Gesetz aufgegeben, ja, der zeitweise etwas gemilderte Ton ist seit dem ganz nutzlosen Abbrechen der diplomatischen Verbindungen mit der Curie, nach dem Ruchbarwerden ihrer, wenigstens scheinbaren, Doppelzüngigkeit, wieder ein leidenschaftlicherer geworden und der Kampf ist noch so heftig, daß die Familienverhältnisse selber dadurch gestört und das ganze gesellschaftliche Leben Belgiens dadurch zerrüttet zu werden droht. Auch steht die Entscheidung noch in weitem Felde. Wol hat die liberale Partei bei den letzten Wahlen drei neue Sitze erobert, aber ihre Mißerfolge im Norden haben

bewiesen, daß die Art von Interdict, mit dem der Klerus ganze Landstrecken belegt, noch immer nicht wirkungslos ist. Durch die Verweigerung der Sacramente und der Absolution ist es ihm sogar gelungen, ein Drittel der Landeskinder, — mehr als die Hälfte in Flandern — an sich zu ziehen, wenn auch manche Eltern gerade durch diese Uebertreibung in's liberale Lager gezwungen worden sein mögen. Solche Fälle sind aber gewiß vereinzelt: denn was die Liberalen — meist einfache Rationalisten — den Gläubigen als Ersatz zu bieten haben, ist eben durchaus ungenügend. Die Civilehe ohne religiöse Trauung, die Civilbegräbnisse, wie sie von der libre pensée organisirt werden, sind zwar in Belgien zahlreicher als in Frankreich, wo sie etwa im Verhältniß der Leichenverbrennungen zu den Beerdigungen in Deutschland stehen; aber durchgedrungen sind sie doch auch in Belgien nicht. Im Grunde ist eben doch die ganze Nation, auch die liberale Hälfte derselben, katholisch; und sie will diesen Glauben behalten, selbst da, wo sie die Diener dieses Glaubens bekämpft, ein Verhältniß, welches den Kampf außerordentlich erschwert.

Nichtsdestoweniger steht zu hoffen, daß die Partei den Muth nicht sinken läßt, sondern den begonnenen Kampf auch muthig aussicht. Belgischen Staatsmännern braucht man keine Mäßigung anzuemfehlen. Selbst jene Liberalen modern-englischer Schule, welche vermeinen, man könne in einem reinkatholischen Lande der Kirche gegenüber dieselbe Stellung behaupten, wie in Amerika und England, können bis jetzt den Liberalen Belgiens nicht vorwerfen, was sie in ihrer Kurzsichtigkeit denen Frankreichs zum Vorwurf machen: kein Paragraph Sieben ist in Vorschlag gebracht

worden, keine Congregation ist ausgewiesen worden. Die Abberufung des Gesandten aus dem Vatikan ist ein taktischer Fehler, kein Eingriff in die Rechte und Freiheit des Gegners. Im Allgemeinen verfährt die Regierung mit äußerster Vorsicht, und gewissenhaftester Achtung aller Freiheiten. Eher vermißt man einen gewissen Grad von Energie. Die belgischen Liberalen haben die Erfahrung hinter sich, daß man mit der Kirche nicht gütlich fertig wird, daß ihr keine Freiheit genügt, weil sie eben nur „die Freiheit des Guten", d. h. ihre eigene Herrschaft, anerkennt. Angesichts dessen, was heute vorgeht, werden auch sie zur Einsicht kommen, daß der Kampf, den Deutschland, die Schweiz und Frankreich aufgenommen, um der Kirche ihre unrechtmäßige Position wieder abzugewinnen, sie von neuem auf die Seelsorge zu beschränken, kurz, ihr gegenüber das Verhältniß wiederherzustellen, welches in Deutschland bis 1840, in Frankreich bis 1850 gültig war, ein Verhältniß, das ihr auch einst hatte abgetrotzt werden müssen, aber bei dem sich Staat und Kirche Jahrhunderte lang gleich wohl befanden, sie werden einsehen, daß dieser Kampf auch in Belgien aufgenommen werden muß. Dieser Kampf ist ja kein anderer als der um die Principien des Concordats von 1801, welches seinerzeit nur eine neue Auflage der Concordate der vorigen Jahrhunderte war. Die Gleichberechtigung der römischen Kirche und des Staates hat sich als undurchführbar erwiesen; die Unterordnung des Staates unter die Kirche wird kein aufgeklärter Mann des 19. Jahrhunderts zugeben; so bleibt nur die Unterordnung der Kirche und ihrer Diener wie jeder andern Gemeinschaft und aller andern Bürger unter den Staat,

d. h. unter das Gesetz. Und man lasse sich doch ja nicht einschüchtern: nicht der Staat, die Kirche läuft Gefahr in diesem Streite den Kürzeren zu ziehen, wenn man ihn auszuhalten versteht.

„Der Kampf, der heute zwischen dem Klerus und der Regierung entstehen könnte, sagte der katholischgesinnte Nothomb schon vor mehr als dreißig Jahren, wäre ein Streit nicht gegen die Fremdherrschaft wie 1830, sondern gegen die nationale Regierung"; wo aber heutzutage das nationale Princip in Frage kommt, ist's des Sieges gewiß. Deshalb auch können die liberalen Belgier guten Muthes sein. Die nationale Frage, die man in Deutschland und Italien, oft auch in Belgien, in den Vordergrund zu stellen liebt, ist im Grunde keine. Gegen den Patriotismus ist die Kirche des 19. Jahrhunderts ganz ohnmächtig. Was man auch darüber declamiren mag, und ob's nun ein Glück oder ein Unglück sei, die Vaterlandsliebe ist heute von allen collectiven Gefühlen das Mächtigste. So bigott, so ultramontan, d. h. so blind gehorsam einem fremden Herrscher, heute auch ein Katholik sein mag, er ist, und wäre er Bischof, vor allem Deutscher, Italiener, Franzose, Belgier. Im Falle eines Kampfes würde man Keinen, selbst keinen Cardinal finden, der gegen sein Vaterland stünde, geschweige denn, sich von dem Haupte der Christenheit seines Treueides gegen das Vaterland entbinden ließe. Es ist das eine rein imaginäre Gefahr, erfunden von den Kulturkämpfern um ihre Sache zu beschönigen, die solcher Beschönigung wahrlich nicht bedurfte. Nein, der Kampf des Staates mit der Kirche im 19. Jahrhundert ist nicht ein Kampf für die Unabhängigkeit der Na-

tionen, sondern für die humane Bildung: es ist eine Frage der Civilisation, nicht der Politik. Eine Nation, welche ihr Geistesleben an den modernen Katholicismus ausliefert, muß geistig und sittlich zurückgehen. Selbst Tocqueville, ein überzeugter und warmer Katholik, hielt für „ausgemacht, daß die Laienerziehung die einzige Garantie für die Denkfreiheit sei"; die Denkfreiheit aber ist die moderne Kultur. Die Kirche ist logisch, sie geht bis zur Encyclica von 1832, bis zum Syllabus von 1864, mit dem eben die moderne Wissenschaft gerade sowenig verträglich ist, als der moderne Staat und die moderne Gesellschaft. Belgien selbst hat bewiesen, daß man diesen Anforderungen gegenüber nicht halbwegs stehen kann; der liberale Katholicismus hat sich im Staat, wie in der Kirche, trotz all' seiner geistigen und sittlichen Ueberlegenheit, als eine unhaltbare Position erwiesen; daß aber auch die weltliche Partei nicht halbwegs stehen bleiben kann, ist offenbar. Reagirt Belgien nicht energisch, versteht es nicht, die Geistlichkeit in ihre Sphäre, d. h. die Seelsorge, zurückzuzwängen, so bleibt es eben zurück. Die Welt aber geht vorwärts wie die Wissenschaft: sie geben nicht Acht, ob Jemand zurückbleibt, und ein Paraguay mehr oder weniger macht sie nicht in ihrem Gange irre.

Das verwickelte belgische Experiment ist also noch keineswegs beendet. Wohl sind die parlamentarische Verfassung, die Neutralität, die Handelsfreiheit siegreich durchgeführt worden und haben sich in den schwierigsten Zeitläuften glänzend bewährt; aber noch bleiben die größeren Aufgaben zurück: Aufgaben, welche die ganz ähnlich gestellte Schweiz zum größten Theile glücklich gelöst hat:

es handelt sich darum, alle Stände des Volkes zum gleichen Dienst für's Vaterland in der einen großen Schule des Nationalheeres zu vereinigen; zwei durch die Geschichte zu einer Nation verbundenen Stämmen mittelst Gleichberechtigung ihrer Sprachen gleiche Freiheit der Entwickelung zu sichern und dadurch die jetzt gebundene geistige und sittliche Kraft der größeren Hälfte der Nation zu entfesseln; endlich dem Staate die unbedingte Oberhoheit über die Kirche zu erobern und, indem derselbe so ganz außer Frage gestellt ist, auch Wissenschaft und Kunst, Erziehung und Religion ein für alle Male der Sphäre politischer Leidenschaft zu entrücken, welche sie alle nur fälschen, hemmen oder verderben kann.

XII.

Deutsche Stimmungen und Verstimmungen.

(1879.)

Ein scharfsichtiger und arbeitsamer Franzose aus jenem trefflichen Beamtenstande, der soviel für Frankreich thut und von dem es so wenig redet, hat vor Kurzem ein Werk über die „materiellen Kräfte des deutschen Reiches" veröffentlicht, und verspricht ein anderes über die „moralischen Kräfte" Deutschlands folgen zu lassen. Herr Legoyt warnt seine Landsleute eindringlich davor, die Reden von der inneren Krankheit, welche Deutschland verzehre, von der Uneinigkeit, die es lähme, von der Bedenklichkeit seiner wirthschaftlichen Zustände, welche außer Verhältniß zu seiner Militärmacht stünden, allzu buchstäblich zu nehmen. Wer das nosce hostem ernstlich beherzige, der komme zu ganz anderen Schlüssen. Er kann die deutsche Wehrverfassung — nicht nur ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch ihre Wohlfeilheit, Beweglichkeit, Fürsorglichkeit — nicht genug bewundern; er findet den deutschen Handel und die deutsche Industrie, trotz vorübergehenden Druckes, in lebhaftem Aufschwung; meint, der Ackerbau sei in stetem Fortschritt, die Bevölkerung der alten vagina

gentium trotz der Auswanderung, in raschem Wachsen, und ist überzeugt, der verhältnißmäßige Mangel an Kapital werde reichlich ersetzt durch den Associationsgeist und die Associationsgewohnheiten der deutschen Nation. Alles weist darauf hin, daß er auch die Verwaltung, den Zustand des öffentlichen Unterrichts, die Gerechtigkeitspflege für beneidenswerth erklären und seinem Vaterland als nachahmungswürdig darstellen wird.

So ein unbefangener Fremder. Was würde er erst sagen, sollte man denken, wenn er mitfühlen könnte, was ein Deutscher empfinden muß, der die Träume seiner Jugend verwirklicht gesehen, der noch die Censur und die Heimlichkeit der Gerichte, den Paßzwang und die Polizeibeaufsichtigung, die Zunft-, Zoll- und Aufenthaltsschranken, die ganze unheimliche Stille der vierziger Jahre erlebt hat, und nun gehen und kommen mag, wie er will, Parlaments- und Gerichtssäle, Wählerversammlungen und Zeitungsspalten von dem wirrbetäubenden Lärmen widerhallen hört, den er einst so sehnlich herbeigewünscht; ein Deutscher, der es mitangeschaut hat, wie sein zerrissenes Vaterland, der Tummelplatz fremder Ränke, der Zankapfel zweier Großmächte, der Spott des politischen Europa, endlich geeinigt, gesichert und geachtet, aus kurzen Kämpfen hervorgegangen ist, ohne auch nur entfernt jene furchtbare Zerrüttung aller Privatverhältnisse erfahren zu haben, welche anderswo so ungeheuere Umwälzungen begleitet haben? Ja, was empfindet denn aber ein solcher Deutscher? Stolzes Wohlbehagen? Freudige Zuversicht? Die gesunde Wärme selbstzufriedener Kraftübung? Der im Auslande lebende Deutsche vielleicht. Von New-York bis San Francisco, von

Yokohama bis Singapore, von Manchester bis Malaga, wo nur deutscher Fleiß sich eine zweite Heimath gegründet, da mag man dergleichen fühlen. Daheim, im Schoße all' der neuen Herrlichkeit, da lautet's anders:

„Die Supp' hätt können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."

„Das Volk verwildert; Arbeit und Handel werden gewissenlos; die Presse ist in der Hand der Juden, der Staat in der der Streber; die Wissenschaft selber ist ein geistloses Handwerk geworden, oder ein Mittel zu ihr fremden Zwecken; die alte Einfachheit schwindet und reichere, schönere Lebensform bilden sich nicht heraus; die höhere Bildung ist in stetiger Abnahme, während der materielle Wohlstand, der doch wenigstens gediegenen Comfort als bequemen Ersatz bringen würde, auf sich warten läßt; aus ist's mit dem schönen Idealismus vergangener Zeiten und der neue Realismus tritt nicht auf mit jener unbefangenen Anspruchslosigkeit, die ihn entschuldigen würde; ein engherzig-roher Chauvinismus hat die Stelle des weiten Kosmopolitismus unserer Jugendzeit eingenommen, allein die neue Vaterlandsliebe, die wohl prahlen will, mag keine Opfer bringen; der Parlamentarismus zerstört unser treffliches Beamtenthum, während die Geheimeräthe keine rechte parlamentarische Entwickelung aufkommen lassen; hier nur Knechtsinn, Militarismus, Strammheit und Dressur, dort Ungehorsam, Respectlosigkeit, burschikoses Sichgehenlassen; Halbbildung überall."

Es vergeht kein Tag, wo Einem, der da draußen lebt, nicht derlei Jeremiaden zu Ohren kommen und kommt

er heim, so findet er, daß sich der Mißmuth wie ein unfreundlicher Nebel über's ganze Land verbreitet. Es sind aber keineswegs allein die Nothleidenden, die Zurückgesetzten, die zum öffentlichen Dienst als Soldaten, Geschworene oder Gemeinderäthe Herangezwungenen, welche jammern: es ist die Masse der Gebildeten, wie sie sich in Zeitschriften und Büchern, in Briefen und Gesprächen vernehmen lassen. Und von Diesen nehme ich selbstverständlich die Ultramontanen aus, sowol weil die Zahl der Höhergebildeten unter ihnen, in Deutschland mindestens, so gering ist, als auch weil sie eigentlich kaum Deutsche zu nennen sind, da sie mit uns nur die Sprache und den Staat, nicht aber die Religion, die Philosophie, die Literatur gemein haben, als welche, insofern sie unsere moderne Nationalität ausmachen, sich erst seit Luther herausgebildet haben. Nein, die Deutschesten sind es, wie die Höchstgebildeten, welche am bittersten klagen über Regierung und Mitbürger, Zustände und Anschauungen im neuen Reiche.

Deutschland ist von je das Land der Mißvergnügten gewesen. Wie klagten die Stürmer und Dränger über die armseligen Verhältnisse ihrer Zeit! Wie klagten die Weimarer Idealisten über die Prosa eines Geschlechtes, das sich an Kotzebue und Knigge ergötzte! Wie klagten die Romantiker über den flachen Rationalismus ihrer Zeitgenossen! Wie jammerten die Patrioten von 1809 über die Fremdendienerei, das junge Deutschland von 1830 über die Deutschthümelei; die Gervinus'sche Generation von 1840 über die Abkehr vom politischen Leben! So hat sich etzt wieder eine ganze Litteratur der Unzufriedenheit aus-

gebildet und zwar meine ich nicht die der systematischen Opposition gegen die Regierung, sondern die Anklageschriften gegen den Geist Neudeutschlands.[1] Daß eine Nation, welche, — anstatt sich wie wol andere gethan haben, in ihren Einseitigkeiten zu gefallen, ohne sich deren nur bewußt zu werden, — dieselben stets sofort erkennt und laut bekennt, welche, statt nach anderwärts beliebten Brauche die Umstände anzuklagen, mit sich selber in's Gericht zu gehen den Muth hat, welche so lebhaft fühlt, was ihr an Anmuth oder an Schönheitssinn, oder an Tact abgeht, eine Nation jedenfalls, in welcher die Klagenden allein ein an Zahl recht stattliches Bataillon bilden, mit dem man anderswo, d. h. da, wo die Leute ein weniges von ihrer individuellen Meinung zur Förderung einer gemeinsamen Sache zu opfern wissen, die größten bürgerlichen Thaten verrichten würde, daß eine Nation, welche noch heute Männer aufzuweisen hat, die

[1] Ich denke hier in erster Linie an P. de Lagarde's herrliche „Deutsche Schriften", auf die ich im folgenden Aufsatze ausführlicher zurückkomme, und an Fr. Nietzsche's „Menschliches, Allzumenschliches," dessen fragmentarische Bemerkungen über Religion und Moral, Kunst und Staat, Cultur und Familie Jeder mit dem lebhaften Interesse lesen wird, welches eigene Gedanken in einer musterhaften Sprache stets zu erwecken pflegen; doch wird man vergeblich darin nach einer zusammenhängenden Erörterung der Ursachen suchen, aus denen die herrschende Hypochondrie Deutschland's hervorgegangen, noch vergeblicher nach bestimmten Vorschlägen, wie man der Krankheit wehren könnte. Trotz des Namens des Verfassers lasse ich hier Bruno Bauer's jüngstes Werk über die neue Aera ganz unberücksichtigt: Dasselbe beginnt zwar in einer des großen Gelehrten und tiefen Denkers würdigen Weise, verfällt aber bald in die volle Platitude der täglichen Fortschrittspresse, die sich dahin zusammenfaßt: „was von Oben kommt, ist vom Uebel."

an Luther, an Friedrich, an Lessing erinnern, d. h. Männer, welche, ohne die augenfälligen Charakterzüge der Deutschen zu tragen, doch nur auf deutschem Boden und in deutscher Luft vorkommen — daß eine solche Nation doch in ihrem Schoße nicht nur die Heilquelle für seine Uebel, sondern auch das Metall bergen müsse, aus dem man ein starkes und auch ein schönes und angenehmes Volk machen könnte — das scheint Niemandem einzufallen.

„Der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit," sagte vor Kurzem Fürst Bismarck, indem er hinzufügte: „ich weiß nicht, wer von uns einen zufriedenen Landsmann kennt;" und „mürrisch" (maussade) nennt E. Renan unser politisches Leben. Wer auch wollte leugnen, daß wir ein recht griesgrämigverdrießliches Volk geworden sind, neidisch auf jede geistige Ueberlegenheit und leider doch nicht fähig uns freiwillig, durch Aufgeben eines Theiles dessen, was wir pomphaft unsre „Individualität" nennen — als ob wir noch unsern Großvätern glichen! — zu einem gemeinsamen Handeln zu verbinden: es müßte denn für's Plaisir sein: Schützen-, Turner-, Sängerfeste, gelehrte Congresse, Bankette u. s. w., oder in wildfremden Verhältnissen, wo das Menschliche mehr zu Tage tritt und nicht Alles vorgesehen ist. Der Einzelne allerdings ist noch immer mehr denn irgendwo bereit für eine Idee zu leben und zu sterben — vorausgesetzt, man läßt ihn allein; sobald er sich mit Andern dazu verbinden soll, ists aus. Daher wir denn auch stets von oben zum gemeinsamen Handeln gezwungen werden müssen. Dabei ist der Einzelne allerdings so gutmüthig im Thun, als er hämisch, nörgelnd und mäkelnd in Worten ist; die Worte aber werden allein gehört;

das Einzelthun wird nicht gesehen, so daß eine schlechte Gewohnheit — mehr ist es ja nicht — uns in unsern eignen Augen in Discredit bringen muß. Wie schwer sich der Deutsche zu einem gemeinsamen Handeln aufraffen kann, sehen wir gerade jetzt sehr deutlich: den Unbefangnen wird es zwar schwer, Fürst Bismarck's Ziele zu mißbilligen; aber die Masse der Gebildeten, selbst die, welche über das Was mit ihm einverstanden sind, tadeln doch das Wie, mißbilligen seine Mittel und Wege. Noch aber ist's ihnen unmöglich gewesen, sich zu einem gemeinsamen Widerstande zu einigen. Es ist so viel bequemer zu klagen, und daran läßt man's nicht fehlen. In der That so allgemein, so beharrlich, wie seit einigen Jahren, ist die Verstimmung wohl nie gewesen; und die Versuchung ist groß, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, den verschiedenen Quellen dieses Unbehagens nachzuspüren, und wenn wir unter diesen Quellen eine gefunden haben, welche wirksam verstopft werden kann, zu sagen, was man für dazu dienlich erachtet. Ich will hier die verschiedenen Ursachen der Mißstimmung, soweit man sie von der Ferne durch Lectüre und Gespräche mit Landsleuten, oder in der Heimath selber durch eigene Beobachtung während kurzer Aufenthalte und außer Reih und Glied der Kämpfer wie der Arbeiter erkennen kann, nur ganz kurz berühren, um mich dann bei einem der Mißstände, welche die größte Selbstunzufriedenheit hervorbringen, bei der immer mehr um sich greifenden Halbbildung, des Längeren zu verweilen und zu untersuchen, was bewußt, von Oben oder durch Privatinitiative, gethan werden könnte, um diesem Mißstande abzuhelfen. Freilich die guten Rathschläge in abstracto: zu-

[illegible] zu leben mit Dem, was man hat, nicht zu hoch [illegible], [illegible] idealen Sinn oder gar Frömmigkeit zu bewahren, recht gründlich zu treiben, was man treibt, [illegible] [illegible] [illegible], redlich und hilfreich zu sein, [illegible] bei [illegible] wo möglich noch weniger an, als bei Einzelnen. Die moralischen Erzählungen des Canonicus Schmid haben bekanntlich nie einen Knaben besser oder frömmer gemacht, während ein Vater durch zweckmäßige Wahl und Vertheilung der Beschäftigungen, Anhalten zur Arbeit und Ordnung, bestimmte Gewöhnungen, wohl dahin gelangen kann, seinem Sohne die seiner Natur erreichbare Tüchtigkeit und folglich auch die mit seinem Temperamente verträgliche Selbstzufriedenheit zu geben, welche mit dem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit verbunden zu sein pflegt. Der Staat aber hat, auch seit er nicht mehr patriarchalisch eingerichtet ist, immer noch Mittel genug — und wäre es nur Kriegsdienst und Schule — die Einzelnen zu beeinflussen, d. h. zu *gewöhnen* was die einzige wirksame Art der Beeinflussung ist:

> For use almost can change the stamp of nature,
> And master thus the devil or throw him out
> With wondrous potency.

Der tiefste Grund des zeitweiligen Mißbehagens in Deutschland liegt selbstverständlich im Wesen selbst der menschlichen Natur. Der Besitz eines gewünschten Gegenstandes wird immer genügen, diesen Gegenstand weniger wünschenswerth erscheinen zu lassen. Er ist darum nicht minder werthvoll und, im Grunde, auch nicht weniger geschätzt. Man vergißt ja so gerne über einer gegenwärtigen Lästigkeit vergangene Entbehrungen. Man ver-

suche aber nur, uns der Eisenbahnen, über deren nervenzerrüttendes Klappern und Schütteln wir so viel klagen, der Tagespost, die uns nicht einen Morgen in Ruhe genießen läßt, des Telegraphen, der uns alle Augenblicke stört und erschreckt, ja nur der Zündhölzchen, die uns mit steter Feuersgefahr drohen, auch nur einen Tag lang zu berauben und wir würden so unglücklich sein, als wenn man morgen das deutsche Reich zerstörte und den Bund mit seinen sechsunddreißig unabhängigen Großstaaten wiederherstellte. Auch dieses Gut ist uns ja ein wenig über Nacht beschеert worden, wie alle jene „Errungenschaften der Neuzeit"; aber vorbereitet hat's die Nation doch, mitgewirkt hat sie auch, wenn schon nicht amtlich, und sie hat das Gefühl, daß ein großes Werk gethan, d. h. fertig, d. h. gleichgültig geworden ist.

Things won are done; joy's soul lies in the doing,

sagt der Kenner der Höhen und Tiefen; und wir erfahren es bitter genug an uns selbst. Doppelt bitter, weil wir die Form für den Inhalt genommen und nun plötzlich wahrnehmen, daß diese Form, die nöthig, die der größten Opfer werth war, die wir um Nichts wieder missen könnten, daß diese Form nun auch ausgefüllt sein will von eigenem nationalem Leben: aber anstatt rüstig zum Werke zu schreiten, erschrecken wir vor der überwältigenden Größe der Aufgabe, vor allen kleinen Hindernissen, vor so vielen neuen Opfern nach den kaum gebrachten, vor Allem, wir legen uns nicht klar Rechenschaft ab über diese uns obliegende Aufgabe. Aehnliches empfindet Italien; allein, obschon ihm weit mehr fehlt als Deutschland — seine Finanzen, seine Verwaltung, seine Justiz, seine Gesetz-

gebung, sein Heer, sein Unterrichtswesen, sein Handel, seine Industrie halten ja keinen Vergleich mit den deutschen aus — so hat es doch einen leichteren Sinn, der ihm das Entbehrte weniger empfindlich macht. Auch hat es den Vortheil, in sich geeinter zu sein, als wir es sind, wenn nicht in der Entwickelungsstufe der verschiedenen Provinzen noch in den materiellen Interessen dieser Provinzen, so doch in dem scheinbar äußerlichen Umstand sowol, daß es keine Einzelstaaten mehr in seinem Schoße hat, als auch im Innersten des nationalen Lebens: denn es hat Eine Religion, Eine Staatsgewalt, Eine Weltanschauung, die Niemand bestreitet, welches auch die persönlichen, die provinziellen und Parteileidenschaften sein mögen: Katholizismus, Parlamentsherrschaft und Rationalismus. Wenn nun auch ein rechter Deutscher diese drei undeutschen Dinge stets mit Aufgebot aller seiner Kräfte bekämpfen wird, so ist's immerhin ein Nachtheil, daß er sie nicht nur an der Grenze, sondern in seinem Innern zu bekämpfen hat, und dieser Kampf ihn an gemeinsamer, einiger Thätigkeit zur Herstellung einer nationalen Cultur, eines nationalen Staatslebens, einer nationalen Religion hindert.

Hier aber liegt ein zweiter Grund unserer Mißstimmung: der Zwiespalt, der unser ganzes gemeinsames Leben durchzieht. Wir Alle — wir gebildeten Deutschen — wissen und fühlen, selbst wenn wir aller positiven Religion den Rücken gekehrt, daß unsere Nationalität auf dem Protestantismus beruht; die Sünden unserer Väter aber haben uns ein Stück Katholizismus vererbt, das nicht todtgeschwiegen werden kann, mit dem wir uns nolentes,

volentes auseinanderzusetzen haben. Wir Alle sind überzeugt, daß die eigenste Weltanschauung Deutschlands in dem idealistischen Skepticismus Goethe's zusammengefaßt ist, der an die Möglichkeit höherer Existenzen glaubt, ohne sie in Definitionen und Formen fassen zu wollen, und wir müssen dem plattesten Utilitarianismus, der sich breit vorgedrängt, eine mächtige Schicht ehrlich Arbeitender mit Realschülerthum durchdrungen hat und von den Fortschritten der angewandten Wissenschaft unterstützt wird, entgegenarbeiten, um uns unser nationales Palladium vor Feindeshand zu retten. Wir fühlen endlich — freilich nicht Alle, aber doch Viele unter uns — daß die einzig geschichtlich gewordene Staatsgewalt Deutschlands das preußische Königthum ist, gestützt auf Heer, Beamtenthum und Schule; und daß die exotischen Gewächse, wie Parlament, Selbstverwaltungsbehörden, Wählerwesen überall ihm das Leben oder doch die freie Bewegung streitig machen; diese fremden Mächte aber so tief eingedrungen sind, daß sie nicht beseitigt werden können, sondern ein Abkommen mit ihnen zu treffen ist, wie mit dem Katholizismus und dem Utilitarianismus. Wer, der noch Sinn für Individualität hat, bedauert nicht die gregariousness in Meinungen und Sitte, welche an die Stelle des alten deutschen Babels getreten, wo Jeder seine eignen Wege ging? Wer, der noch Gefühl hat für wahres Deutschthum, klagt nicht in seinem Herzen über die Undeutschheit unserer ganzen politischen Bildung mit ihren unangepaßten Denkformen? Welcher Höhergebildete, welcher künstlerisch Angelegte, welcher Beschauliche wird nicht verletzt von der gang und gäben Uebertreibung des Staatsprincips?

Es gab eine Zeit — und noch ist sie nicht vergessen — wo der Staat für Nichts, das Individuum für Alles galt; wo Kunst, Wissenschaft als vornehmere Interessen angesehen wurden als die Politik, wo die Elite der Nation nur auf die Entwickelung des Einzelnen Werth legte und das Ganze verkümmern ließ. Gegen diese Staatslosigkeit früherer Jahre ist eine ebenso lebhafte Reaction eingetreten, als gegen den ehemaligen Kosmopolitismus: daß dieses neue Staatsgefühl wie dieser neue Patriotismus in ihrer schroffen Gestalt heute eine nothwendige geschichtliche Phase bilden, die bald vorübergehen wird, vorübergehen muß, wollen gerade die feinsten Geister der Nation nicht bedenken. Ihnen ist die preußische „Zucht", die durch Schule, Heer, Verwaltung die ganze Nation in ihre strenge Lehre nimmt, eben so antipathisch, als die importirte Anschauungsweise politischer Verhältnisse, welche die Opposition in Kammern und Presse laut werden läßt, und in der sich die englischen Traditionen von Parlament und Selfgovernment so sonderbar verquicken mit den revolutionären Ideen der französischen Demokratie. Und dieser Riß geht tief, an diesem Zwiespalte kranken wir und werden wir noch lange kranken, und es ist nicht einmal der einzige.

Wir haben nicht nur ein Parlament ohne parlamentarische Regierung; wir verlangen auch von ihm Widersprechendes: es soll Bismarck unterstützen, aber die Bismarckische Politik bekämpfen; es soll uns unsere Wehrkraft nicht anrühren, aber es soll auch keinen Pfennig mehr dafür bewilligen, selbst wenn ein Moltke es für nöthig erklärte; es soll uns unsere Freiheiten schützen, aber zugleich unsern communistischen Mitbürgern diese Freiheiten entziehen. Denn

wie mit dem Parlament, so ist's mit unserer Presse, unserem Vereinswesen, der Freizügigkeit: wir wollen wol eine freie Presse, aber sobald ihr Schimpfen unsere Ohren beleidigt, ihre Erörterungen die Grundlagen unserer Gesellschaft in Frage ziehen, verlangen wir, daß ihr der Mund gestopft werde. Wir haben das Bewußtsein, daß keine Nation reifer ist als die deutsche für Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechtes — kein von der Fremde erborgtes Spielzeug, sondern ein wirklich deutsches Erbtheil, das selbst der moderne Polizeistaat nur unvollständig zu confisziren im Stande war — allein wir wollen, daß man sich nur vereine und versammele, um zu reden, thun und beschließen, was der gebildete Mittelstand gutheißt; wie man wol die Freizügigkeit und den Freihandel nicht widerrufen möchte, sie aber doch gar gerne anklagt, wenn das wirthschaftliche Leben einmal stockt oder sich an bestimmten Orten ein bedenklicher Blutandrang sich zeigt, und was der Variationen mehr sind über das triviale Thema: wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß. So gesellt sich der Widerspruch unserer Forderungen, hervorgehend aus der Heterogeneität unserer politischen Bildung zum thatsächlichen Widerspruch unserer bestehenden Einrichtungen, wie der Widerspruch unserer kosmopolitischen Ueberlieferungen und patriotischen Hoffnungen, unserer freidenkerischen Gewohnheiten und antirationalistischen Neigungen sich zu den thatsächlichen Widersprüchen unserer bestehenden Kirchen und Schulen gesellt, um uns an uns selbst irre zu machen und in Folge dessen gründlich zu verstimmen.

Dazu kömmt unsere verletzte Eitelkeit und wir gehören von Natur zu den Empfindlichen. Es ist uns sicherlich

nicht zu verargen, wenn wir gerne beliebt sein möchten in der Welt. Wie wir — ich spreche immer von den innerlich Gebildeten unter den Unzufriedenen — uns bewußt sind, allen Nationen, auch den Franzosen — ja den Franzosen mehr als anderen — reine Anerkennung, Billigkeit und herzliche Sympathie entgegenzutragen, so möchten wir auch, um Alles in der Welt, von unsern Nachbarn nicht verkannt oder ihnen gar antipathisch sein. Haben wir aber Ohren um zu hören, Augen um zu sehen, so müssen wir uns denn doch gestehen, daß wir heute das „bestgehaßte" Volk der Erde sind, wie unser leitender Staatsmann sich selbst als den „bestgehaßten Mann Europas" anerkennen mußte. Auch England hatte eine solche Zeit der Unpopularität; aber seine nationale Größe war von zu altem Datum, als daß es sich durch das festländische Zetern über seine Selbstsucht, seine Treulosigkeit, seine Härte, seine Plutokratie u. s. w. hätte irre machen lassen sollen. Es ignorirte patricisch vornehm diese ganze Unbeliebtheit, ja gefiel sich fast darin, wie Coriolan im Hasse der Plebejer; wir sind noch, als Nationalstaat, zu jung in der Weltgeschichte, um so hornhäutig sein zu können; auch haben wir das Beispiel unserer südlichen Schicksalsgenossen vor uns, denen die Welt so ganz anders entgegengekommen ist. Das wiedererstandene geeinte Italien war ja das Schoßkind, ihr Gründer der Liebling der europäischen Meinung gewesen. Alle bewunderten es, schmeichelten ihm, verwöhnten es; und Deutschland erwartete zuversichtlich, daß man ihm genau ebenso begegnen würde, nachdem es, gewiß nicht mit weniger Kraftanstrengung und Menschenopfern als sein ehemaliger Genosse

in staatlicher Zerrissenheit, sich zur Einheit und Unabhängigkeit durchgerungen. Es vergaß, daß der Starke immer unbequem ist. Wol hat Europa, wie's ja auch jeder Einzelne zu thun pflegt, sich selber sein instinctives Neidgefühl mit Vernunftgründen zurechtzulegen gesucht. Da die Italiener ihre Wiederherstellung mit parlamentarischem und plebiscitarischem Decor in Scene gesetzt hatten, so stellte man ihre Freiheit und Selbstbestimmung unserm „Blut und Eisen" gegenüber und klatschte dort mit ebenso gutem Gewissen Beifall, als man hier überzeugt Verdammung zischte. Man wollte nun einmal vergessen, daß hinter Cavour, der das Parlament schmeichelnd überredete und durch hergestellte Thatsachen zu seinem Willen zwang, so gut wie hinter Bismarck, der der Volksvertretung derbe Wahrheiten sagte und am Ende ihrer Zustimmung entrieth, die Gewalt stand in Gestalt von Bataillonen und Kanonen; daß ohne die Entscheidung der Schlachten die italienischen Volksabstimmungen so unmöglich gewesen wären, als die deutsche Fürstenabstimmung, und daß das deutsche Volk mit seinen Wünschen und Gebeten so treu in Versailles vertreten war von seinen Bajonetten als das italienische in Florenz und Rom von seinen Stimmzetteln. Nun möchten wir, daß man das auch draußen begreife und zugäbe, und sehen nicht ein, daß die Welt es nun einmal nicht begreifen will, weil es ihr unbequem ist, es zuzugeben.

Aber dieselbe Welt, mit Ausnahme Englands, hat doch einst Bonaparte und seine siegreichen Scharen bewundernd vergöttert, obschon sie die Starken waren, warum sieht sie unsern Moltke und seine Regimenter so scheel an? Als

ob die Welt billig vergliche und abwäge! Jener befriedigte das Bedürfniß des Abenteuerlich-Romanhaften; er war ein großer Schauspieler und Rhetor, der um seine gewaltigen Thaten einen Nimbus von hochherzigen und blendenden Worten zu verbreiten wußte; seine Maßlosigkeit selber imponirte der Phantasie, bis man sie schmerzhaft am eigenen Leibe empfand. Die phrasenlose Größe des deutschen Feldherrn und der deutschen Thaten sprachen nicht zur Einbildungskraft; die Nothwendigkeit sich eine sichere Gränze zu geben, um der Wiederholung feindlicher Ueberfälle vorzubeugen, ward als Eroberungssucht ausgelegt; ein natürliches Mitgefühl mit den Ueberwundenen, artete bei Vielen in Ungerechtigkeit gegen den Ueberwinder aus; die Mäßigung, welche Deutschland seit neun Jahren an den Tag legt, hat überrascht, fast beleidigt wie ein schweigender Vorwurf daß andere Sieger nicht ebenso gehandelt, sie flößte jedenfalls Mißtrauen ein in unsre Aufrichtigkeit, und noch zur Stunde glaubt Niemand im Auslande, daß das neue deutsche Reich keine Erneuung des Weltreiches der Ottonen und Hohenstaufen sein wolle, daß es nicht, wie einst das napoleonische Kaiserreich, die Eroberung aller Nachbarländer, zumal der deutschen Brüder in der Schweiz, in Oesterreich, in Rußland, ja sogar der germanischen Vettern in den Niederlanden und Dänemark plane, — obschon bis jetzt noch Niemand Etwas von einer Bewegung für die Germania irredenta zu berichten gewußt hat.

So hat Deutschland den gerechtesten Vertheidigungskrieg menschlicher, redlicher, tapferer geführt, als je ein Krieg zuvor geführt worden, und es dachte nun für seine Tapferkeit, Menschlichkeit und Redlichkeit von allen Seiten

bewundernde Complimente einzuheimsen. Statt dessen behandelt die abendländische Welt, welche seit einem halben Jahrhundert verlernt hat, was der Krieg, auch der mildeste, in Wirklichkeit ist, seine Krieger als brutale Lanzknechte, die ihren nur der überlegenen Zahl und Organisation verdankten Sieg schnöde mißbraucht, das Feindesland mit Feuer und Schwert verwüstet und es als reichbeladene Diebe verlassen hätten!

Dazu kommt endlich die Gehässigkeit und der Leichtsinn gewisser neutraler Publizisten — Russen, Po'en, Ungarn, Schweizer und, leider! auch Engländer — welche nicht aufhören, gegen Deutschland zu reizen, ihm Angriffs- und Eroberungspläne anzudichten, jeden seiner Schritte als ein Symptom seiner Weltherrschaftsgelüste darzustellen, sein ganzes inneres Leben als schiere Barbarei, seine Kultur als eitel Pedanterie, seinen politischen Zustand als drückenden Absolutismus zu schildern: eine Haltung, die auf eine höchst unerfreuliche Weise mit der würde-, maß- und taktvollen Haltung der französischen Presse und Publicistik Deutschland gegenüber contrastirt. Selbst unter den gehässigen Pamphleten gegen Deutschland welche in französischer Sprache geschrieben sind, wird man keines finden, das nicht aus einer fremden Feder stammte. Sogar die Schriftsteller höheren Ranges, die das Hetzen gegen Deutschland mit mehr Geschmack, Feinheit und Sachkenntniß betreiben, und deren Namen ein Jeder auf der Zunge hat, kommen aus Genf und Warschau. Richten doch die Journalisten in unserem Jahrhundert nationaler Leidenschaft und nationaler Kriege ganz dieselbe Art von Unheil an, welche die Theologen in Zeiten der Religionsleidenschaften und Religionskriege an-

richteten: sie leben eben, wenn nicht materiell, so doch moralisch, von diesen Leidenschaften, die sie um jeden Preis wach halten müssen. Solche ungerechten Angriffe und Anschwärzungen haben denn natürlich auch eine verbitterte Rückwirkung auf uns. Allein man muß eben lernen, derlei Verläumdungen und Gehässigkeiten zu ertragen und to live them down, wie der schöne englische Ausdruck lautet. Man lasse die Fremde sich nur an die neue Ordnung Europa's gewöhnen, welche doch soviel natürlicher ist, als die vorhergehende, in welcher zwei große Kulturvölker zerstückelt, machtlos und in directer und indirecter Fremdherrschaft lebten. Schon sind fast zehn Jahre vergangen, ohne daß wir das geringste Eroberungsgelüste verrathen: noch zehn Jahre mehr und die Welt wird uns am Ende doch glauben, daß unser Aller einmüthiger Wunsch und einziger Ehrgeiz ist, unter den sechs Großmächten die Stelle einer Gleichen, nicht die einer Ueberlegenen einzunehmen.

Zum großen Theil freilich auch ist unsere Unbeliebtheit selbstverschuldet, bald bewußt, bald unbewußt. „Sie war liebenswürdig und er liebte sie", könnte man mit Heine's „altem Stück" vom Deutschen und der abendländischen Gesellschaft sagen; „er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht." Dagegen ist nun freilich Nichts zu machen und gerade darum wurmt's.

Vielleicht werden die Grazien auch uns einst noch lächeln, wenn wir wieder, wie vor vier Jahrhunderten eine lange nationale Geschichte hinter uns haben. Wir sind nun einmal, gesellschaftlich und staatlich, wenn nicht geistig, eine Nation von Parvenus und stoßen überall an bei den Erben alter Kulturen. Wol giebt's noch hier und

da ein Exemplar des liebenswürdigen Deutschen von anno 1825, voll innerer Anmuth unter der unbeholfenen Außenseite, von weitem Blicke aus stillem Winkel, aber er ist im Aussterben und das Ausland bekommt ihn kaum zu sehen. Wol leben schon hier und da einige Männer, die man sich als Typen des zukünftigen deutschen Gentlemans vorstellt, zurückhaltend mit Milde, selbstgewiß ohne Unbescheidenheit, aber sie verschwinden in der Masse der Halbgebildeten und Emporkömmlinge jeder Art, die in's Ausland strömen, ihre Collectiveitelkeit zur Schau zu tragen und sich's bequem zu machen, als ob die Eingebornen gar nicht da wären, vielleicht auch Denselben Unterricht in ihren eigenen Dingen zu ertheilen; sie verschwinden auch leider daheim, wenigstens für den durchreisenden Ausländer, in der Menge der geckenhaften Lieutenants, der absprechenden Handwerksgelehrten, der lärmenden Kneipstudenten — und wie viele unter uns bleiben Studenten bis in's sechzigste Jahr! — wie unsere vornehme, durchaus maßvoll billige Litteratur verschwindet vor dem schulmeisterlich provocirenden Ton einer Presse, der man es eben doch stark anmerkt, daß sie noch nicht an's Mitsprechen in Europa gewöhnt ist. Das Alles zeigt sich dem fremden Beschauer auf der Oberfläche: der arbeitsame idealerfüllte Jüngling, der ruhighumane Stabsofficier, der wissenschaftlich gebildete, gewissenhafte Beamte — alle diese Typen des neuen Deutschland werden nicht gesehen, eben weil sie daheim ihr Werk schweigend verrichten; auch, wenn sie in's Ausland kommen, schweigend beobachten und sich von den Dingen belehren lassen, meist nicht wenig beschämt in ihrem Innersten, daß ihre Nation nach jenen lauten

[illegible] [illegible] sind, die sich überall vordrängen und sich einbilden, bessere Deutsche zu sein, weil sie Landsleute sind von Goethe und Schiller, die sie oft nicht gelesen, von Humboldt und Ranke, die sie nur dem Namen nach kennen, von Moltke und Bismarck, die sie erst anerkannt — erkannt ist das Wort nicht —, als ihr Werk gethan war.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die augenblicklichen, materiellen Zustände Deutschlands nicht dazu angethan sind, eine heiter-zufriedene Stimmung zu wecken. Nicht als ob das Staatsdeficit eben sehr bedenklich wäre und an russischen, italienischen oder österreichischen Finanzverhältnissen [illegible]; noch auch daß wir besonders unter Steuerdruck zu leiden hätten — ich möchte den Unzufriedenen nicht wünschen, einmal auf ein Jährlein französische oder italienische Steuern zahlen zu müssen: unsere Staatsschuld ist keineswegs beängstigend und unsere Lasten sind vielleicht nur darum so empfindlich, weil sie directe sind, während andere Nationen ihre dreimal höheren Abgaben unbemerkt an ihrem Tabak, Zucker, Bier und Wein abtragen. Man bedenke nur, daß die Gesammtabgabe jedes Deutschen an directer und indirecter Steuer 25 RM. jährlich beträgt, während die des Engländers sich auf 40 RM., die des Franzosen gar auf 54 RM. beläuft, ohne daß man ihn klagen hörte, wie den deutschen Steuerzahler. Man bedenke doch, daß nicht etwa wie in England, Frankreich und Italien die Hälfte unseres Budgets auf Zinsenzahlung geht, sondern auf öffentlichen Unterricht, Cultus, Justiz, Kanäle, Straßen u. s. w. Ist es die Armee, welche uns drückt? Aber man stimme ab, Mann für Mann in den deutschen Mittelständen, hoch und niedrig, d. h.

da, wo die Unzufriedenheit herrscht, wird sich auch nur eine Stimme finden, die sich für Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht ausspräche? Viel eher noch in Frankreich und Rußland, in Oesterreich und Italien, wo unser Wehrsystem ebenfalls eingeführt ist und wo es nicht dieselbe Popularität genießt als bei uns. Ist's die Dauer der Dienstzeit, die uns behindert? Die Gebildeten sicherlich nicht, denn sie dienen nur ein Jahr nach eigener Wahl von Zeit und Ort und mit jeder Bequemlichkeit, wie denn auch Niemand davon eximirt zu sein wünscht; aber auch die Leute niederen Standes dienen gesetzlich nur drei Jahre, factisch nur $2^1/_2$, während sie in Frankreich fünf Jahre unter der Fahne bleiben. Werden etwa zu Viele aus dem niederen Stande ausgehoben? Aber unsere Armee beträgt 430,000 Mann auf eine Bevölkerung von 43 Millionen, d. h. 1 %; die französische 500,000 auf eine Bevölkerung von 37 Millionen, d. h mehr als $1^1/_3$ %. Oder ist etwa unsere Militärverwaltung zu kostspielig? aber wer weiß nicht, daß uns der Soldat durchschnittlich um 25 % billiger kommt als den Franzosen der Seine? Freilich sollte man gewissen englischen oder gar deutschen radikalen Zeitungen glauben, so gäben wir $^2/_3$ unseres Budgets für die Armee aus; aber solche unverschämte Entstellungen der Wahrheit sollte man doch Fremden lassen. Mit diesen Klagen richtet man mehr Unheil an als man glaubt; denn man flößt Europa die grundfalsche Ueberzeugung ein, daß wir am Äußersten des Erträglichen stünden und losschlagen müßten, um die Last abwerfen zu können. Die Wahrheit ist, daß wir für militärische Zwecke nur 360 Millionen RM. jährlich ausgeben, während Frankreich 600, England

gar 650 Millionen darauf verschwendet; d. h. daß wir nur $^1/_8$, die Westmächte aber $^1/_4$ ihrer Totalbudgets auf Armee und Flotte wenden; die Wahrheit ist, daß ein so ausgezeichnetes Heer nicht wohlfeiler hergestellt werden kann, und daß kein Deutscher es abzuschaffen rathen würde. Keiner aus dem Mittelstand wenigstens, von dessen Unzufriedenheit hier die Rede ist.

Dagegen mag wohl zugegeben werden, daß unsere Privatfinanzen in einem Zustande sind, der wohl schon eine Klage rechtfertigt. Ganz Europa leidet unter der Handels- und Gewerbskrise, Amerika noch viel mehr als Europa: aber in allen jenen Ländern besteht eine tüchtige Capitalreserve, mit der man am Ende über die schlimmen Zeiten, wenn auch nicht ohne Einbuße, hinauskömmt. Wir haben unser bischen Ersparniß zum größten Theil in dem Gründerschwindel von 1873 und 1874 verpufft. Die Ueberproduction der ersten Friedensjahre — eine überall periodisch wiederkommende wirthschaftliche Erscheinung, die nur diesmal besonders streng aufgetreten ist, — hat eine Stauung zur Folge gehabt, die noch nicht ihrem Ende nahe scheint und unter der Fabrikant und Arbeiter gleicher Weise leiden. Auch die unbillige Erhöhung gewisser Arbeitslöhne rächt sich schon jetzt, ohne daß die armen Leute einsehen wollen, einsehen können, daß sie selbst mit ihren ungestümen Forderungen die Gans mit den goldnen Eiern, wenn nicht getödtet, doch zeitweilig unfruchtbar gemacht haben. Immerhin meint eine der höchsten Autoritäten in diesen Dingen, Dr. Engel („Die industrielle Enquête und die Gewerbezählung im deutschen Reiche"): „Der Nothstand mag hin und wieder groß sein; allein die Uebertreibungen sind noch

viel größer. Es ist dem Deutschen nun einmal eigen, beständig hin und her zwischen Optimismus und Pessimismus zu schwanken. Vom „take it coolly" ist bei uns keine Rede. In den Jahren 1870 und 1871 waren wir nicht nur die tapferste, sondern auch die gebildetste, im Jahre 1872 zugleich auch die reichste Nation der Erde. Im Jahre 1876 dagegen waren wir plötzlich, ohne jeglichen Uebergang, die ungeschickteste und geschmackloseste geworden. Seit 1877 aber sind wir auch die ärmste .... am Hungertuch nagende." In der That sind auch die Dinge nicht so schlimm, wie man sie gerne darstellt. Wer nach längerer Abwesenheit in's Vaterland zurückkehrt und sieht die blühenden, mächtig angewachsenen Städte und ihren Prunk, die vielen kostspieligen öffentlichen Gebäude, die zahlreichen neuen Schulhäuser namentlich; wer überall dralle Pferde statt der mageren Kühe den Boden pflügen sieht, wer erfährt, wie die Tagelöhne sich verdreifacht und zugleich der Comfort der Arbeiter gestiegen, wie überall die Erbpächter ihre Güter allmählich abgelöst und auf eigener Scholle sitzen, wie man sein Geld kaum noch über 4% sicher anlegen kann, wie alle Schichten des Mittelstandes nach den Bädern und Sommerfrischen, nach Paris und Rom strömen, um dort Geld auszugeben — Der kann nicht wol glauben, daß Deutschland nicht reicher geworden seit zwanzig Jahren.

Der Socialismus in seiner rohesten Form, der politisirende demokratische Socialismus, der die Marat und Ferré als seine Heiligen verehrt, bemächtigt sich nichtsdestoweniger der Arbeiter, vielleicht weniger weit und tief als man glaubt, immerhin lärmend genug. Die öffentliche Meinung will in den Mordversuchen auf das ge-

krönte Haupt des deutschen Reiches eine Aeußerung dieser Geisteskrankheit sehen, als ob nicht schon lange, ehe man an Socialdemokratie dachte, ein Heinrich III., ein Wilhelm der Schweigsame, ein Heinrich IV. unter Mörderhand gefallen: als ob nicht in unseren vor-socialistischen Tagen nicht nur der französische Bürgerkönig und der französische Cäsar, sondern auch die damals so populäre Königin von England, der republikanische Sklavenbefreier Lincoln, der königliche Vorgänger unseres Kaisers, Dieser selbst in ruhigeren Jahren, von Wahnsinnigen angefallen worden wären. Das Mißbehagen der unteren Stände, sowie ihr Nothstand, ist übrigens weit geringer in Deutschland, als in Italien und Rußland, wo keine allgemeine Wehrpflicht besteht. Die Auswanderung wird keineswegs durch diese veranlaßt: die Strömung ist einmal da und wird auch fürderhin fließen, ob man die Wehrpflicht abschaffe oder nicht. Was aber den Socialismus anlangt, so ist er nur da zu fürchten, wo keine wahre Mittelklasse besteht, wie in Rußland, oder wo sie sich einschüchtern läßt, wie in Frankreich. In Deutschland, welches den zahlreichsten Mittelstand Europa's hat, und einen Mittelstand, der entschlossen ist, sich zur Wehre zu setzen, hat der Socialismus nicht mehr Aussicht auf Erfolg als die Sklavenkriege und die Bauernkriege, welche periodisch ausbrechen, solange es eine organisirte Gesellschaft giebt, und welche stets wieder ausbrechen werden, weil die Gesellschaft nie der Ungleichheit ein Ende machen, noch auch die entbehrenden Massen von der Gerechtigkeit einer solchen Ungleichheit überzeugen kann: also nur die Betäubung (Arbeit), die Entsagung (Religion), oder die Gewalt (Polizei und Staat) sie zu beschwich-

tigen vermag. Die Zunahme der deutschen Industrie seit den fünfziger Jahren läßt die Verbreitung der Socialdemokratie unter den Arbeitern begreiflicherweise bedenklicher erscheinen, als sie ist, und man übersieht, daß, wenn eine entwaffnete Staatsgewalt, wie die nordamerikanische, in wenig Wochen und fast ohne Butvergießen mit einem weitverbreiteten socialistischen Aufstand hat fertig werden können, der deutsche Staat einen solchen in wenig Tagen niederzuwerfen im Stande sein würde.

Aber nicht allein die Furcht vor der Gefahr, welche vom Socialismus droht, beunruhigt die Gemüther; man fürchtet auch den Niedergang unserer noch jungen Industrie von der um sich greifenden Gewissenlosigkeit unserer Arbeiter. Die Schlappe, die sie in Philadelphia erlitt, ist noch nicht verwunden: wir wissen, unsere Manufacturerzeugnisse sind weder gediegen, noch geschmackvoll und werden auf die Dauer, durch die Wohlfeilheit allein, nicht der Concurrenz besserer fremder Waare widerstehen können. Sofort klagt man auch hier die Menschen an statt der Verhältnisse, und während allüberall im Auslande die deutschen Arbeiter fast so gesucht sind, als die deutschen Handelsdiener und Kindermädchen, geben wir der Nachlässigkeit und Faulheit unserer Arbeiter alle Schuld. Das nicht wegzuleugnende Uebel sitzt leider viel tiefer und ist folglich viel schwerer zu heben. Unser Mittelstaud, der denn doch immer noch der Hauptabnehmer bleibt, kann eben keine gediegene Waare zahlen, wie der französische und englische, so daß die Arbeit nothwendig mittelmäßig bleiben muß. Wir müßten uns alle entschließen, nur noch aus Holzlöffeln zu essen und in Flausrock und Leinenkittel einherzugehen, wollten wir keine schlechte Schein=

waare mehr von unserer Industrie verlangen. Mir steht es zwar fest, daß wir bei solcher Simplicität des äußeren Lebens zufriedener und auch reicher sein würden, als unter unserem fadenscheinigen Dutzendluxus; zumal wenn wir das Geld, das wir allabendlich ins Wirthshaus tragen, auf unsere Familie verwenden wollten, des sittlichen Einflusses ganz zu geschweigen, den ein innigeres Familienleben und eine anspruchslose häusliche Einrichtung auf uns selbst und die Heranwachsenden ausüben würde. Denn

> . . . to my mind, though I am native here
> And to the manner born, it is a custom
> More honour'd in the breach than the observance.

Und ich erachte wie Lagarde die Kneipe und die Cigarre für Verwilderungsmittel von solcher Leistungsfähigkeit, daß alle radicalen Theorien der Welt zusammengenommen, mit ihnen an entsittlichender Kraft nicht verglichen werden können . . . „Wer jeden seiner Tage in stinkenden Nebelhöhlen beschließen muß, der mag liberal sein; frei ist er nicht.“ Wie schlicht lebten unsere Väter noch, die doch vergleichsweise soviel wohlhabender waren als wir, und wie „vornehm“ waren doch ein Herder und ein Schiller bei ihren Rohrstühlen und dem wohlgebohnten Arbeitstische! Wir sind zwar nie reich gewesen seit dem 30jährigen Kriege; aber der in Deutschland so zahlreiche studirte Mittelstand ist jetzt ärmer als je: die Aufbesserung der Gehälter, der Mehrverdienst der Advokaten, der Aerzte hat nicht Schritt gehalten mit der Vertheuerung der Miethe und aller Verbrauchsgegenstände: denn das Gesetz der Nachfrage und des Angebots braucht Zeit, um seine ausgleichende Wirkung zu üben. Im Grunde ist heute ein Beamter, ein Pfarrer,

ein Lehrer mit 1500 Thalern ärmer, als sein Vater es mit 1000 war, selbst wenn er leben wollte, wie sein Vater, was die veränderten Zeitumstände kaum erlauben.

Es ist wahrscheinlich, daß das Gleichgewicht überhaupt nur durch Association wiederhergestellt werden wird. Soll z. B. unsere Buchfabrikation nicht zu Reclam'schem cheap & nasty herabsinken, so muß der Verleger gar nicht mehr auf den Absatz an Einzelne zu rechnen brauchen, sobald es sich um neue Werke handelt; die öffentlichen Büchersammlungen aber und das schon so blühende Leihbibliothekwesen müssen sich soweit entwickeln, daß der Herausgeber eines werthvollen Buches sofort seine 2000 Exemplare an solche Anstalten absetze und Alles, was die wenigen Wohlhabenden kaufen können, die Fachgelehrten kaufen müssen, als Reingewinnst ansehen dürfe. Soll unsere dahinsiechende Kupferstecherkunst nicht ganz zu Grunde gehen, so müssen die Städte, die Kunstgesellschaften als Collectivmäcene handeln; denn die Einzelnen, die einen werthvollen Kupferstich höher schätzen, als eine Alles verrückende und verstumpfende Photographie, sind zu arm, um ihn zu kaufen; und so viel auch unser Museenwesen zur Halbbildung der Nation beigetragen, wo sich's um zeitgenössische Kunsterzeugnisse und Kunstgewerbe handelt, muß bei unseren ökonomischen Verhältnissen und dem demokratischen Charakter unserer Gesellschaft die Association eintreten. Unser Mittelstand hat ja längst diese und andere Arten der Association in's Leben eingeführt: er hat, statt des eigenen Gartens, ohne den der Franzose oder Engländer es nicht thut, den öffentlichen Garten, wo er seinen Kaffee mit hundert Standesgenossen trinkt; er kann keine Bälle im eigenen Hause

geben, aber seine Töchter und Söhne dürfen sich auf Subscriptionsbällen belustigen, die den Jünglingen und Mädchen des Mittelstandes anderer Länder untersagt sind; er hat seinen Gästen daheim keine Kammermusik, keine berühmten Sänger zu bieten, aber er hat musikalische Vereine, öffentliche Orchester, wohlfeile Koncerte, wo er bessere Musik zu hören Gelegenheit hat, als der Pariser und Londoner kaum, der englische und französische Provinzial je für schweres Geld zu hören bekommt.

Wie dem auch sei, die Thatsache ist nicht wegzuleugnen, daß unser gebildeter Mittelstand schlimm dran ist und daß es ihn wenig trösten kann, wenn man ihn versichert, er lebe in einer Periode des Uebergangs: alle Momente der Geschichte sind Momente des Uebergangs; denn sie steht nie still: die Frage ist, wie lange wir in der jetzigen Uebergangsperiode verharren sollen. Das alte, rein intellectuelle und ideale deutsche Leben bei materieller Armuth scheint verloren; das neue öffentliche und realistische Leben ist ein innerlich armes, äußerlich unwahres Leben. Unsere Ueberlieferungen und unsere Aspirationen liegen mit einander im Streit. Wie kommen wir aus diesem Widerstreit heraus? Durch die einfache Rückkehr zum Alten, wenn sie möglich wäre? Durch das Aufgeben unserer Traditionen und das Herstellen neuer, ganz auf's Außenleben berechneter Zustände? Oder durch die Versöhnung des Alten und des Neuen? Uud wenn eine solche Versöhnung als die Aufgabe unserer Zeit anerkannt wird, durch welche Mittel lösen wir diese Aufgabe am sichersten, ohne zufälliges und gewagtes Experimentiren, wie ohne das bequeme Gehenlassen, das sich so gerne unter allge-

meinen Gedanken und Worten verbirgt? Eine Versöhnung aber ist nothwendig: denn der tiefste Grund, der berechtigtste, unseres Mißvergnügens, ist nicht so sehr in der Enttäuschung nach dem Erreichen langersehnter Güter, in der Nothwendigkeit, die schweren politischen und kirchlichen Kämpfe auszukämpfen, welche der neue Staat uns aufzwingt, in der unausgesetzten Verwundung unserer Eigenliebe durch neidische oder argwöhnische Nachbarn, in den materiellen Lasten und Entbehrungen, unter denen wir leiden, nicht einmal so sehr im äußeren Mißverhältniß, worin die Ansprüche und Bedürfnisse unseres Mittelstandes mit den Mitteln zur Unterstützung jener Ansprüche und zur Befriedigung jener Bedürfnisse stehen, als in dem inneren Mißverhältniß, das in dem Theile unserer Nation herrscht, welcher so recht eigentlich der Träger der nationalen Kultur sein sollte. Dies innere Mißverhältniß aber entspringt aus der Halbbildung und da ein Halbgebildeter immer unzufrieden sein muß, entspringt auch aus ihm vornehmlich die herrschende Unzufriedenheit des deutschen Volkes.

XIII.

Halbbildung und Gymnasialreform.[1]

Die sich immer breiter über Deutschland hinlagernde Halbbildung ist nicht nur, wie Viele meinen, eine Folge

---

[1] Dieser, wie der zugleich erschienene, vorhergehende Aufsatz behandeln heikle Gegenstände und haben in Folge dessen vielfach Anstoß gegeben, wogegen freilich die lebhafte Zustimmung, die mir in zahlreichen Zuschriften zu Theil geworden, ein Beweis für mich war, daß ich nicht allein stehe mit meinen Ansichten. Wohl sind die Fragen, die ich mir darin vorlegte, in jüngster Zeit schon gar vielfach, eingehend und von competentester Seite untersucht worden: ja ich mußte sogar meinen Betrachtungen das Geständniß vorausschicken, daß, so sehr sie mich jahrelang beschäftigt, ich dieselben doch nicht veröffentlicht haben würde, wenn nicht wiederholt dringende Aufforderungen an mich ergangen wären, mich öffentlich darüber auszusprechen, und wenn ich mich nicht von verschiedenen in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Aufsätze E. Lasker's, Dubois-Raymond's, Fr. Kreyßig's, sowie von Bonitz', Paul de Lagarde's und Anderer Schriften dazu angeregt gefühlt hätte. Von Wiese's grundlegendem Werke kenne ich leider nur den ersten Band und besitze von diesem selbst nur noch meine Excerpte. Auch ist Dr. Schrader's ausgezeichnetes Buch: „die Verfassung der höheren Schule", mir leider zu spät zugegangen. Es dürfte dasselbe das in seiner Concision Vollständigste und Belehrendste sein, was ich über den Gegenstand kenne: natürlich ist der Verfasser, wie sich von einem Fachmanne erwarten läßt, in vielen Stücken weit conservativer als ich es sein darf. Was nun meine praktische Erfahrung anlangt, so kann ich allerdings nicht sagen,

der Ausdehnung des Wissens. Auch auf Felder, und gerade auf Felder, wo kein Fortschritt im Können, keine Er-

---

ich habe sie in Deutschland gesammelt, dessen Unterrichtsanstalten mir, außer durch eigene Schülererinnerungen und mündliche Mittheilungen von Lehrern und Schülern, nur durch eine schon 1866 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers angestellte längere Studienreise bekannt sind. Doch ist eine langjährige Thätigkeit als Inspector zahlreicher Gymnasien und Realschulen des Auslandes, als Lehrer mancher und Examinator hunderter, ja tausender von Abiturienten beider Kategorien (**baccalauréat-à-lettres** und **baccalauréat-à-sciences**) wenigstens für die Erörterung der Principienfrage wohl nicht werthlos.

Nun möchte ich aber hier weder polemisiren, noch schon Gesagtes einfach wiederholen. Jenes hätte vorausgesetzt, daß der Leser alle jene Ausführungen, die ich bekämpfen wollte, gegenwärtig habe, was eben doch nicht verlangt werden kann; oder ich hätte alle bekämpften Stellen wörtlich anführen müssen, was immer eine gewisse Unredlichkeit ist: denn wer eine These aufstellt, übernimmt erst durch die Begründung derselben die Verantwortlichkeit dafür. Wenn ich aber nicht einfach auf diejenigen der angezogenen Schriften verweise, welche, wie z. B. die Paul de Lagarde's, mir stellenweise ganz aus der Seele geschrieben sind und die Frage mit einer Sachkenntniß und in einer Sprache erörtern, denen ich umsonst nachzueifern trachten würde, so geschieht es, weil ich eben doch nicht überall zustimmen kann und weil bei den Einen, wie bei Nietzsche, die Schlußfolgerungen fehlen, bei den Andern mir irrige zu sein scheinen, weil es hier bei allgemeinen Betrachtungen ohne bestimmte Vorschläge bleibt, dort die vorgeschlagenen Reformen principiell nicht hinlänglich begründet werden. So schildert Lasker das Uebel in einer seiner Hauptursachen sehr ausführlich und getreu; aber er sieht eben doch nur Eine Ursache und giebt kein positives Heilmittel an, um sie zu heben. Du Bois-Raymond, dessen Conclusionen ich mir, **cum beneficio inventarii**, am liebsten aneignen würde, hat eben nur eine der vielen einschläglichen Fragen beantwortet, auch sie eigentlich nur im Anhang zu allgemeinen Betrachtungen über Kulturgeschichte und Naturwissenschaften. Aehnlich mit Bonitz, dessen hohe Autorität sich in einer dieser Fragen für die Lösung ausgesprochen, die ich hier befürworten möchte, dessen Ansichten jedoch

weiterung des Wissens stattgefunden, wirft sich die Halbbildung mit Vorliebe. So meint jeder Gebildete heutzutage

———

über die dem höheren Bürgerstande zukommende Jugendbildung ich durchaus nicht theilen kann. Kreyßig wiederum, der jene specielle Frage nächst Bonitz am genauesten, vollständigsten, systematischsten behandelt hat, steht geradezu im Feindeslager und, obschon ich viele seiner Bemerkungen höchst berechtigt finde, so ist, bei der größten Achtung und Anerkennung der gegnerischen Absichten und Verdienste, doch kein rechtes Verständniß möglich, wenn man in der Grundanschauung, in der Aufsteckung der zu verfolgenden Ziele, so weit auseinander geht. Gleiche Ausgangs- und Endpunkte fände ich wohl schon in Paul de Lagarde's anregenden „Deutschen Schriften", aber seine Vorschläge, so bestimmt sie auch sein mögen, scheinen mir noch immer zu bruchstückartig, zu vereinzelt.

Hier redet ein Mann von gediegenster Gelehrsamkeit und langjähriger praktischer Erfahrung aus tief erregtem Gemüthe zu uns. Wenige haben klarer gesehen, was Deutschland fehlt; Keiner hat's rücksichtsloser und beredter ausgesprochen; seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen. Zur Einkehr zwingend, das Innerste herauswendend, hier die Nesseln ausreißend mit festem Griff, dort ein Samenkorn werfend, das herrlich aufgehen könnte, wenn's auf's richtige Erdreich fiele, schreitet der Mann einher, wie ein Prophet in Israel. Zornglühende Strafworte, heiße Wehmuthsthränen, bitterer Scherz tönen durcheinander in seiner Rede: dazwischen kindliche und schulmeisterliche Naivetäten, Abwesenheit alles Gefühls für's Lächerliche wie für Verhältniß, Zusammengehören, Rangordnung der Gedanken, und, durch Alles hinzitternd, die geheime Ueberzeugung, daß von unserer Regierung, von unseren regierenden Ständen vielmehr, Nichts zu erwarten ist. Ihm ist das Deutschland der Zukunft, wo das Deutschland der Vergangenheit noch lebt. „Was als Glockenguß der Zukunft hineingeworfen wird" hat in seinen Augen Nichts zu thun mit unseren gebildeten Ständen: „Hinter dem Pfluge und im Wald, am Ambos der einsamen Schmiede ist es zu finden: es schlägt unsere Schlachten und baut unser Korn." Von da erwartet er Wiederherstellung deutscher Art, in Religion, Staat, Sitte und Dichtung. Gerne möchte man die höhnenden Worte unterschreiben, über die

Etwas von Kunst wissen zu müssen, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Anlage, welche Vorbereitung, welches Hineinleben das Verständniß dieser Welt erfordert, glaubt jeder mit dem Organ des Verstandes, der Lectüre einiger kunstgeschichtlichen Werke, dem Anblick einiger Photographien und Gypsabgüsse, im besten Falle einem Durchfliegen Italiens, dies unserer Zeit so ganz fremde Reich er-

---

franco-englischen Schlagwörter und Schablonen unserer politischen Arena, aber wer wird glauben wollen, der Anstoß zum Hinauswerfen alles Undeutschen könne von unten kommen? Hie und da muß doch auch Lagarde zugeben, daß die deutsche Nationalität nicht nur in den Armen am Geiste, sondern ebensowohl in den Gebildeten des deutschen Reiches liegt, „sofern sie über den wirklichen Thatbestand klar Bescheid wissen.“ Nun sind aber, nach allen den Klagen zu urtheilen, die zu Einem dringen, gar Viele im Land, die klar Bescheid wissen.

Möchte es unserem Apostel gelingen, viele Andere darüber klar zu machen: denn von Diesen allein kann die innere Wiedergeburt ausgehen, nach der Deutschland lechzt. Der Anfang aber solcher Wiedergeburt kann erst dann eintreten, wenn die Afterbildung zerstört ist, die alles keimende Leben in der Nation erstickt. Ich nenne aber Afterbildung das Wissen um die Dinge, anstatt das Kennen der Dinge, die Herrschaft der Worte, statt der Gedanken und Gefühle, das Spielen mit „Rechenpfennigen“, wie Lagarde sagt, statt des Arbeitens um vollwerthige Münze. Und dem kann wohl von Oben, d. h. aus dem Schooße der gebildeten Stände heraus, abgeholfen werden, wenn die zahlreiche Gemeinde der Klarsehenden nur, anstatt zu klagen und zu jammern, sich zusammenthut und vereint vorgeht, eine heilige Liga bildet und ein gemeinsames Organ schafft, Schulen gründet, worin die Wurzeln jenes Afterbildungsunkrautes nicht geduldet werden. Dazu gehören Jahre, gehört Ausdauer, gehört Selbstverleugnung, wie zu allem Großen: aber der Sieg ist gewiß, so gewiß als Wahrheit die Lüge, Wesen den Schein überlebt, so gewiß, als die Welt sicher am Ende stets dem Echten den Vorzug giebt vor dem Unechten.

fassen zu können. Auch das vorige Jahrhundert hatte seinen Dilettantismus: aber er warf sich vorzugsweise auf Mechanik, Physik, Chemie, welche dem Laien viel zugänglicher sind: wer könnte nicht mit einer leidlich allgemeinen Bildung einer Demonstration, ja einem Experimente folgen, es sogar im Nothfalle wiederholen? Eigene Entdeckungen erwartet man ja von einem wissenschaftlichen Dilettanten so wenig als eigene Kunstwerke vom künstlerischen. In Kunstsachen aber reicht etwas Zeichenunterricht und Kenntniß der Technik, reicht ein geschulter Verstand, reicht sogar das Genie, wenn es nicht gerade ein Kunstgenie ist, keineswegs hin, um dem Künstler nachzudenken.

Aehnlich verhält es sich mit der Philosophie, der Politik, der Literatur, wenn auch hier die Anmaßung der Halbbildung weniger schroff an den Tag tritt. Glaubt nicht Jedermann heute, seinen Schopenhauer verstehen, in den Himmel heben oder verdammen zu können, wenn er auch nie eine Seite von Kant gelesen? Meint nicht jeder Zeitungsleser, er sei im Stande, Fürst Bismarck und Graf Andrassy eine Lection in europäischer Politik zu ertheilen? Ist nicht jeder Primaner überzeugt, Tasso, den er nie gelesen, sei ein hohler Versifex, Dante aber, dessen Episode von Francesca da Rimini ihm vielleicht in einer deutschen Uebersetzung zu Gesicht gekommen, sei der größte Epiker seit Homer? Daß Philosophie, Staatskunst, die Kenntniß fremder Literaturen sich im Vorübergehen wohl „anempfinden", aber nicht bemeistern lassen, will man sich nicht gestehen. Philosophie aber, Staatskunst und fremde Literaturen datiren nicht von heute wie die meisten Errungenschaften der exacten und Naturwissenschaften: sie

waren schon im vorigen Jahrhundert so vollendet und ausgebildet, als sie heute sind; allein der gebildete Mittelstand pfuschte nicht mit unberufenen Händen darin herum. Nicht zu läugnen ist, daß der eigentliche Vater unserer Cultur, daß Goethe durch die Breite seiner Interessen viel zur Entstehung und Förderung dieses nationalen Uebels beigetragen, wie er denn selber in den Gesprächen mit Eckermann diese Vielseitigkeit als eine der Hauptursachen der „Halbcultur" angiebt, freilich ohne das Bewußtsein seiner Mitschuld, wenn von einer Schuld die Rede sein kann, wo der umfassendste und mächtigste Geist des Jahrhunderts das Unglück hat der Mittelmäßigkeit einer Nation als zu erreichendes Vorbild dargestellt zu werden. Uebrigens leisten auch die Engländer seit zehn Jahren Unglaubliches in der Alles wissenwollenden Bildungswuth, ohne daß doch ein junger Brite von 1878, der für Comte und Baudelaire schwärmt, auch nur im Entferntesten an die Bildungstiefe eines einseitigen Etonianers wie Harry Fielding heranreicht. Daß dieses Herumtasten am Verschiedenartigsten die Frische des Interesses an den Dingen zerstört, liegt auf der Hand; aber das Halblernen auf der Schule raubt diese Frische für's ganze Leben, und man bemüht sich dann umsonst, durch Abkratzen und Vergessen des Angelernten, wieder zur angeborenen Unmittelbarkeit zu gelangen, welche die directen klassischen Studien nie zerstören.

Wie es aber heutzutage unendlich viel Schuster giebt, die nicht bei ihrem Leisten bleiben wollen, so giebt es leider auch gar viele, die ihren Leisten für die Welt halten; und diese Rohheit, eine Specialität der Gelehrten, ist im Grunde nur eine andere Form der Halbbildung. Jene begnügen

sich mit den Zeichen der Dinge, diese mit einem Bruchstücklein derselben: die ganze Bildung aber geht auf die Erkenntniß des Zusammenhanges aller Dinge: was keineswegs sagen soll, daß sie dies ihr ideales Ziel auch erreicht. Bildung ist keineswegs Vielwissen; recht im Gegentheil fordert sie weise Beschränkung. Man kann hochgebildet sein ohne Musik zu üben oder zu genießen, welche doch die Kunst unserer Zeit ist; wieviel mehr ist es erlaubt, bildende Kunst nicht zu kennen, welche in ihren Hauptleistungen wie in ihrem Geiste der Vergangenheit angehört. Warum sollte ein Deutscher nicht Racine ignoriren dürfen, der seiner Denkweise so ferne steht? Aber nicht gestattet soll es ihm sein, über ihn zu reden, ohne ihn gelesen zu haben. Warum sollte man den Namen eines gebildeten Mannes verlieren, wenn man den Muth hat, zu bekennen, daß man von Volkswirthschaftslehre, von Physik oder Physiologie Nichts versteht? Ist ja doch der Muth zur Ignoranz eine nothwendige Bedingung aller höheren und fruchtbaren Thätigkeit, als welche nur dann möglich ist, wenn ein besondres Fach auf Grund allgemeiner Bildung gepflegt wird. Wer auf diese verzichtet, wird ein Handwerker; wer über jene hinausgehen will, verdammt sich selbst zum Halbwissen. Nichts aber trägt so zur Unzufriedenheit bei als das Halbwissen: man fühlt sich dadurch innerlich unbefriedigt und äußerlich behemmt: denn man verliert die Sicherheit und mit ihr die Unbefangenheit. Es geht einem Halbwisser wie dem Emporkömmling, der außer seine Sphäre tritt. Die Sicherheit aber und Unbefangenheit des Auftretens, welche das Zeichen aller wahren Vornehmheit ist, ist auch die Bedingung aller wahren Zu-

friedenheit, und sie wird nur durch Beschränkung erreicht. Wer sich für Alles zu interessiren vorgiebt, interessirt sich oft für Nichts recht; wer aber über Alles will sprechen können, der muß sich auf Worte beschränken, und „ich bin der Ansicht, daß es mehr tauge, aus der Kenntniß der Sachen das Wort für die Sachen zu finden, als durch die Kenntniß des Wortes das Verständniß der Sache einzubüßen.“ (Lagarde.)

Es giebt gar Vieles im Leben, was man ignoriren muß, um überhaupt nur leben zu können, so den Schmutz im physischen, das Elend im socialen Leben, soweit es Einen nicht direct berührt, sondern nur durch die Phantasie nahe gebracht wird. Das Leben keines Einzelnen würde ja ausreichen, Allem zu genügen. Selbst der Reinlichste bescheidet sich, sein Brot zu essen und seinen Wein zu trinken, ohne zu fragen, wie sie bereitet werden, wer sie vor ihnen berührt; auch der zartfühlendste Philanthrop kann nicht über jeden Mutterschmerz in Pekin oder Yeddo weinen, und selbst das mitleidigste Mitglied der Thierschutzvereine kann die Prätention nicht haben, die ganze Thierwelt, die auf dem bellum omnium contra omnes beruht, vor Leiden und Verfolgung zu schützen. So wird auch der Gelehrteste nicht darnach streben, die Gesammtheit der Wissenschaften zu bemeistern. Er muß sich selbst im Leben auf's Nächste beschränken. In der Schule gar soll der Knabe überhaupt den Inhalt des Lebens nicht lernen, sondern nur seinen Geist für die Erfahrung dieses Inhaltes dressiren. Es wird viel zuviel gelehrt, ja selbst gelesen; obschon das Lesen — übrigens ebenfalls eine Selbstthätigkeit — immerhin für die

vergangenen Ereignisse die Erfahrung ersetzen muß; nur sollte man sich nicht, wie wir thun, von der Last der Vergangenheit erdrücken lassen. Den Inhalt des Lebens selbst lernt man doch nur aus dem Leben allein, theils bewußt theils unbewußt. Was das Kind vom ersten bis zum siebenten Jahr in sich aufnimmt, ist unglaublich: alle Raum- und Zeitverhältnisse, Form, Farbe, Geschmack, Dichtigkeit der materiellen Gegenstände, Sprache und Mienen-, ja schon Characterkenntniß. Ueberhaupt vergißt man viel zu sehr, wie wenig von dem, was man zu lernen hat, gelehrt werden kann: denn auch im späteren Leben prägen sich die Gegenstände und Ereignisse, sowie die daraus hervorgehenden Lehren meist unbewußt ein. Wir kennen Hunderte von Physiognomien und Oertlichkeiten ganz genau, ohne uns von ihren einzelnen Zügen nnd Bestandtheilen Rechenschaft abzulegen und ablegen zu können. Auf Schritt und Tritt begegnen wir ja Prof. Huxley's Theehändler, der durchs Berühren, Riechen und Schmecken von Thee eine Art von Kenntniß erlangt, welche er aus keinem Buch über chinesische Theecultur, oder auch durch chemische Experimente oder mikroskopische Beobachtungen am Thee erlangen könnte. So auch mit dem geistigen Wissen: auch es ist Erfahrung wie das leibliche, und folglich individuell und subjectiv, d. h. unlehrbar.

Nur die Erfahrung, sagte ich, lehrt den Inhalt des Lebens; die Schule bildet nur die Organe, womit man diese Erfahrung erwirbt, d. h. den Verstand, womöglich auch das Gemüth und die Sinne, für das Leben.

Zweck aller Bildung, der bescheidensten wie der höchsten, darüber sind wir wohl Alle einverstanden, ist Har-

monie d. h. Zusammenhang des Einzelnen in sich und mit der Menschheit. Gebildet sein heißt überall seiner Standes- und Handlungssphäre gewachsen sein, was an sich schon Zufriedenheit erzeugt. Wer in diesem Sinne erzogen ist, wird immer in seinem Fache Tüchtiges leisten; auch sich leicht zurechtfinden, wenn er aus diesem seinem Fache durch die Umstände hinausgeworfen wird, vorausgesetzt, er bleibt in seiner Bildungssphäre; er wird auch das, was er nicht versteht, neben, unter oder über sich, als ein anderes Berechtigtes anerkennen, nicht lieber „gleich geringschätzen" wie Goethe es schon seinen Landes- und Zeitgenossen vorwarf, wenn sie sich in ihrer Einseitigkeit gefielen. Denn Gebildet sein ist Können, nicht Wissen; daher denn auch die auffällige Erscheinung, daß so viele Gelehrte so durchaus ungebildet sind. Wie aber wird das Können am besten erlangt, welches Selbstvertrauen ohne Geringschätzung des Anderen erzeugt? Wohl doch vor Allem durch Allgemeinheit und sachliche Zwecklosigkeit des Jugendunterrichtes, durch relative Beschränkung auf das Fachliche und seine Zwecke im Leben des Erwachsenen. Ersterer also sucht das Menschliche zu entwickeln, d. h. das Gemeinsame und Dauernde: denn der Mensch bleibt ja immer derselbe und die ewigen Klagen über die veränderten Umstände sind bei den Generationen so ungerechtfertigt als bei den Einzelnen, weshalb auch fast in Jahrhunderten an der allgemeinen Jugenderziehung wenig oder Nichts zu ändern ist „um sie mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zusetzen", wie die gedankenlose Modephrase lautet. Ein Jüngling, der heute mit achtzehn Jahren die classische und mathematische Bildung besäße, mit der ein Pascal und Leibnitz aus der

Schule traten, würde auch heute vollständig für's Leben vorbereitet sein. Unsere unaufhörlichen Experimente in Schulreformen stören nur die Ueberlieferung und mit ihr die Autorität unserer Bildung: sie verwirren Lehrer, Schüler, Eltern, machen Alle unsicher und müssen am Ende doch auf eine einfache Rückkehr zum Alten hinauslaufen. Welches aber sind die Merksteine, nach welchen die Grenzen dieser allgemeinen menschlichen Jugenderziehung gezogen werden müssen? Offenbar die ewigen und unverrückbaren der menschlichen Gesellschaft. Eine Kultur muß der Wirklichkeit entsprechen, für die sie da ist.

In Wirklichkeit nun wird es immer und überall drei in der Natur gegründete Gesellschaftsklassen geben, denen die Erziehung entsprechen muß, um keine déclassements herbeizuführen oder dem Jüngling unnützen Ballast in's Leben mitzugeben, nach dessen Abwerfen er erst wieder Arme, Hände, Augen, Ohren und Kopf frei gebrauchen kann. (Ich lasse hier einen weiteren oder vielmehr einen höheren Stand hinweg, den Stand, der ehemals die Aristokratie bildete, der zwar nie ganz verschwinden wird, aber überall an Zahl wie Einfluß abnimmt und immer mehr abnehmen wird, in Deutschland insbesondere aber kaum in Betracht kommt: den Stand der Leute, welche ohne Arbeit von ererbtem Reichthum in Ueberfluß leben können. Selbst in England, wo dieser Stand — the upper ten thousand — am zahlreichsten ist, wo er drei Jahrhunderte über den Staat geleitet hat, und demzufolge auch allein die „humanistische" Bildung erhielt, die dem arbeitenden Mittelstande nicht zu Theil wurde, selbst in England vermindert sich dieser Stand zusehends, beginnt der nächst-

folgende sich mit ihm in die Staatsleitung zu theilen und demgemäß auch seine Art von Bildung sich zu erwerben. In Deutschland ist er höchst gering an Zahl, durch eigene Schuld fast Null an Einfluß auf's nationale Leben.) Die erste Gesellschaftsklasse, die überall auf dem europäischen Festlande die leitende geworden ist, bei uns aber besonders zahlreich und entwickelt auftritt, ist die geistig arbeitende Klasse oder der höhere Mittelstand. Ihm gehören ohne Unterschied von Adels- oder Amtstitel alle Die an, welche ohne Arbeit nicht standesgemäß leben können, deren Arbeit aber in der geistigen Führung der Gesammtthätigkeit der Nation besteht: dahin gehören die ihre Güter selbstverwaltenden Grundbesitzer, die Großhändler, Fabrikherren, Ingenieure, Officiere, studierte Beamte, Advokaten, Aerzte, u. s. w., dazu die mit der Erziehung dieses Standes beauftragten Professionen selber, als Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Die zweite Schicht aller civilisirten Gesellschaft ist die des niederen Mittelstandes oder, um mit Daniel de Foë zu reden, the upper station of lower life, d. h. die den mechanischen Theil der nationalen Thätigkeit leitenden Stände, als da sind Pächter, Kleinpächter, Kleinhändler, Werkführer, Mechaniker, Unterofficiere, Subalternbeamte, Gastwirthe, u. s. w., denen sich die Schullehrer und Kunstgewerbtreibenden anschließen, wie dem ersten die Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Endlich wird es immer ein sogenanntes „Volk" geben, d. h. die Masse der körperlich Arbeitenden sei's auf dem Felde oder in der Fabrik, auf dem Exerzierplatz oder in der Werkstätte, d. h. Kleinbauern, Tagelöhner, Arbeiter, Soldaten.

Wie vielfach auch die Abstufungen innerhalb jeder Klasse sein mögen, wie nothwendig es auch ist, daß sie nicht nur gesetzlich offen stehen, damit sie nicht in Kasten ausarten, sondern auch wirklich ein fortwährendes Hinaufsteigen, ja ein leichtes Verschwimmen der Grenzen stattfinde, — in ihren Grundzügen werden diese drei großen Kategorien ewig sein, weil sie in den Lebensbedingungen der Gesellschaft und der Natur der Menschen begründet sind. Ihnen soll und muß demnach die öffentliche Erziehung entsprechen; und ihnen entsprechen denn auch bei uns Volksschule, Bürgerschule, Gymnasium. Für andere, wie Realschulen, Handelsschulen, Gewerbeschulen, insofern sie Knabenerziehungsanstalten, nicht Fachschulen zu sein behaupten, sollte kein Platz sein: denn die Vermengung der allgemeinen Bildung mit der Fachbildung, anstatt ihre Aufeinanderfolge, ist ja gerade das zu bekämpfende Uebel; ein Uebel, weil es Beides, allgemeine und Fachbildung gegenseitig beeinträchtigt, ein Uebel auch, weil es nicht naturgemäß herausgewachsen, sondern durch willkürliche, bewußte, künstliche Schöpfung herbeigeführt worden ist.

In wie weit nun ist die allgemeine Bildung für jede Schicht der Gesellschaft nöthig, wie weit ist sie mit den materiellen Forderungen verträglich?

Lesen, Schreiben, Rechnen, die elementarsten Begriffe von Geographie sind das geistige Brod und Wasser civilisirter Völker, und wirklich civilisirte Völker, wie das deutsche, zwingen auch den Vater, sie, wie Brod und Wasser, seinen Kindern zu Theil werden zu lassen. Sie sind nothwendig, aber sie genügen auch, sowohl um einer mechanischen Lebensthätigkeit gewachsen zu sein, als um dem be-

fähigten Höherstrebenden als Schemel zu dienen, von dem aus er mit eigener Kraft höhere Sprossen der gesellschaftlichen Leiter erklimmen kann. Sie können in drei bis vier Jahren erworben werden, und in einer halbwegs wohlgeordneten Gesellschaf tverlangt die Lebensnoth nicht, daß der Knabe vor dem dreizehnten Jahre seine Fachlehrzeit autrete. — Die höhere Bürgerschule (oder die niedere Realschule ohne Latein) welche den Knaben mit vollendetem fünfzehntem Jahre in die Lehrzeit oder in die niedere Fachschule entließe, entspräche hinlänglich den Bildungsbedürfnissen wie den Vermögensverhältnissen des niederen Mittelstandes. Welcher Vater aber den Ehrgeiz besitzt, seinen Sohn in einen höheren Stand hinaufzuschieben, welcher Knabe den Trieb und die Befähigung in sich fühlt, sich die höhere classische Bildung anzueignen, der möge auch die nöthigen Opfer bringen, die nöthigen Entbehrungen ertragen, wie ein Winckelmann und Herder, und die unabsehbare Schaar unserer großen Emporkömmlinge sie auf sich genommen, um „die Sonne Homers“ zu schauen. Erst diese gerne gebrachten Opfer und willig ertragenen Entbehrungen — und sie wären heute nicht mehr was sie vor hundert Jahren waren — würden auch die Probe sein, daß jener Trieb und jene Befähigung echt waren. — Das Gymnasium endlich, aus welchem die Schüler durchschnittlich mit achtzehn bis neunzehn Jahren auf die Universität, in höhere Fachschulen, auf das Comtoir abgehen können, soll die höchstmögliche allgemeine Bildung geben, und wer die seinem Sohne sichern will, muß eben erwarten, daß er sein Brod nicht vor'm zweiundzwanzigsten Jahre verdienen kann.

Selbstverständlich nun bleiben hier die Fachschulen

— und Universitäten sind Fachschulen mit wissenschaftlichem Charakter — außer Betracht, da es sich hier nur um die vorbereitende, allgemeine Bildung handelt. Auch gehe ich hier nicht auf eine Besprechung der Volksschule ein, theils weil sie in Deutschland wenig zu wünschen übrig läßt, theils weil es uns hier nur um die regierende Klasse zu thun ist, deren Unzufriedenheit allein eine geistig-sittliche Ursache hat. Aus demselben Grunde bestehe ich auch nur vorübergehend auf der Nothwendigkeit der Errichtung, beziehungsweise Vermehrung der Mittelschulen, wie sie, nach Bonitz, der Stadtschulrath Dr. Hofmann schon 1869 für Berlin in Vorschlag gebracht. Derselbe Zweck würde ja auch viel leichter dadurch erreicht, daß man den Realschulen das Latein und die Freiwilligenberechtigung nähme, zugleich auch die höheren Klassen (über's fünfzehnte Lebensjahr hinaus), welche ohnedies nur spärlich besucht sind, einfach abschaffte: denn thatsächlich fällt ja schon jener zweite Stand nach Untersecunda, d. h. meist nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre ab, sobald die jungen Leute die nöthige Zeit abgesessen, um einjährige Freiwillige werden zu können. Einjährige Freiwillige aber sind zukünftige Landwehrofficiere! Aus welchem Stande nun recrutiren sich schon jetzt die Realschulen, sogar mit ihrem ausgedehnten, das Latein umfassenden, Studienplan? Zum Theil wohl aus jenen Undankbaren des höheren Mittelstandes, welche, da sie ihren Pindar und Catull nicht mehr in den Ursprachen lesen können, vermeinen, sie hätten neun Jugendjahre auf den Bänken des Gymnasiums verloren; zum Theil auch aus den Familien wohlhabender Kaufleute und Industriellen, die ängstlich an der alten Tradition der

frühen Lehrjahre festhalten; zum weitaus größten Theile indeß aus den niederen Mittelstande. Der ganze Gedanke unserer Armee aber, im Gegensatz zu all' den Heeren anderer Länder, die unsere Wehrverfassung ganz äußerlich aufgefaßt und angewandt haben, beruht, wie das Schulwesen, darauf, daß sie der Wirklichkeit der Gesellschaft, nicht einer Abstraction entspreche, die im Grunde doch meist nur ein Zugeständniß der Heuchelei oder der Schwäche an demokratisches Vorurtheil, immer eine Lüge ist. Nicht das Wissen, das der Aspirant zum einjährigen Freiwilligendienst in einer Prüfung darlegt, befähigt ihn zum zukünftigen Officiere; sondern die Thatsache, daß er dem regierenden Stande angehört, wenn nicht von Geburt, so doch dadurch, daß er neun Jugendjahre auf denselben Bänken mit den Söhnen des regierenden Standes zugebracht; die Thatsache, daß er gewisse Begriffe von Standesehre in sich aufgenommen, welche von denen des niederen Volkes abweichen, — man denke nur an Duell und Prügelei — die Thatsache endlich, daß die höhere Bildung — nicht das Wissen — ihm jene moralische Ueberlegenheit giebt, deren der Officier, namentlich in den unteren Graden, weit mehr bedarf als der Kenntnisse, um Autorität (ascendant) über die Truppen zu haben, weshalb denn auch im deutschen Heere die Beförderung aus dem Unterofficiercorps, als welche jene natürliche Gliederung zu Gunsten eines abstracten Gleichheitsbegriffes durchbrochen hätte, nie hat aufkommen können. Nicht geringeren Eintrag würde unserem Officiercorps auf die Dauer der Freiwilligkeitsberechtigung thun, wie sie jetzt gilt. Ist es unverträglich mit den materiellen Verhältnissen, daß jeder Freiwillige ein Jahr in Oberprima „ver-

liere", — als ob auf dem Comtoir keine Jahre verloren würden — und sein Abiturientenexamen gemacht habe, so dehne man wenigstens die erforderliche Schulzeit von Untersecunda bis Unterprima aus, d. h. vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahre, so wird sich schon das natürliche Verhältniß wiederherstellen: das Gymnasium (und die Realschule erster Ordnung, wenn sie durchaus beibehalten werden soll) wird wieder die Bildungsanstalt des gesammten regierenden Standes, die Mittelschule die des gesammten niederen Bürgerstandes werden.

Des gesammten; denn die Ansicht Bonitzens, nach welcher die Mittelschule auch die künftigen Kaufleute und Industriellen, d. h. neben dem niederen den höheren Mittelstand aufnehmen solle, scheint mir nicht das Richtige zu treffen. Es herrscht in dieser Beziehung noch unendlich viel Zopf in Deutschland und die Frage ist von der größten Wichtigkeit. Nicht nur der Jüngling, der eine Bildung über seinem Stand erhalten hat, ist declassirt im Leben, auch derjenige, welcher eine Bildung unter seinem Stande erhalten hat, fühlt sich innerlich und äußerlich nicht an seinem Platze. Nun ist aber unsere Erziehung auf Handelsschulen und Gewerbeschulen für Knaben eine solche, die der im Leben einzunehmenden Stellung untergeordnet ist. Sie ist überdies auch praktisch von wenig Nutzen. Das bischen doppelte italienische Buchführung und Correspondenzenstil, das man Jahrelang auf der Schule erarbeitet, erlernt der classisch Gebildete spielend in wenig Wochen. In Frankreich läßt der ganze höhere Kaufmannsstand die Knaben das Gymnasium bis zum Abiturientenexamen durchmachen, ja oft auch noch die Rechte studiren, und ein so gebildeter Jüng-

ling wird darum kein schlechterer Kaufmann, als der, welcher vom 16. bis 19. Jahr Waaren gewogen, Handelsbriefe abgeschrieben, Bestellungen gemacht und das Comtoir gefegt hat. Daß aber auch der classischgebildete Deutsche, selbst wenn er erst im 20. Lebensjahr auf's Comtoir kommt, sich in wenig Monaten zurecht findet und ein ausgezeichneter Kaufmann wird, das kann man alle Tage im Auslande sehen. Und was vom Kaufmann, gilt vom Großindustriellen, vom Ingenieur, vom Landwirth. Mit einer gediegenen allgemeinen Bildung wird die specielle Bildung in Polytechnicum, in der Ackerbauschule, in der praktischen Thätigkeit bald genug erworben.

Hier nun wäre der Platz, einzugehen auf die Frage vom praktischen Nutzen der allgemeinen Bildung, zu zeigen, wie keinerlei frühe Fachbildung sie je auch in dieser Hinsicht ersetzen kann; wie grundfalsch die Ansicht ist, es wäre verlorene Zeit, praktisch „unnütze" Dinge zu lernen; wieviel größer der Vortheil ist, mit einem allgemein gebildeten Geiste, d. h. einem vervollkommneten Instrument, in's praktische Leben einzutreten, als mit aus dem Zusammenhang des Lebens herausgerissenen Fachkenntnissen. Es wäre weiter zu erörtern, worin die allgemeine Bildung der höheren Stände zu bestehen habe und ob die modernen Sprachen, ein ausgedehnteres Studium der Mechanik und der Naturwissenschaften je die klassischen Sprachen und die Mathematik als allgemeines Bildungsmittel ersetzen können. Allein ich rede hier ja nicht zu Denen, für welche dies noch eine Frage ist. Wer den höheren Bürgerstand des Auslandes kennt, weiß zur Genüge, welche Ueberlegenheit es einer Nation gibt, wenn die erwerbende Klasse

den Vortheil höherer Bildung hat; wenn keine Kluft gähnt zwischen dem Kaufmannsstand und dem Beamtenthum, den Industriellen und den „liberalen Professionen". Wol machen erst alle drei Schichten des Volkes zusammen die Nation aus; aber der Stand, welcher zugleich Erzeuger und Träger der geistigen Knltur ist, ist der erste, der herrschende; herrschender bei uns als anderswo. Es braucht keiner Ausführungen, um darzuthun, von welcher Wichtigkeit die Einheit der Bildung in diesem Stande ist und wie sehr sie in Deutschland fehlt, wo der höhere Mittelstand in zwei Nationen gespalten ist, die zwei verschiedene Sprachen reden; ein Zwiespalt, der, wie bemerkt, durch die Freiwilligenberechtigung auch in die Armee zu bringen droht. Nur die Hinausschiebung dieser Berechtigung um zwei Jahre, keine erschwerte Prüfung könnte dieser Gefahr vorbeugen. Selbst Abiturientenexamen beweisen nicht für den Bildungsgrad des Jünglings, was das Zeugniß einer guten Anstalt beweist, und wer wohlhabend genug ist, die Kosten des Freiwilligendienstes zu tragen, kann auch zwei Jahre länger auf der Schule aushalten. Bleiben die Dinge, wie sie sind, so gehen wir dem französischen Scheinvolontariate entgegen, in das einzutreten ein Scheinexamen und reelle 1500 Franken genügen. Der Freiwilligendienst ist aber nicht nur für unser Heer von größter Wichtigkeit; er ist auch eine Schule preußisch-deutschen Staatsgefühles, und ein Complement der humanistischen Vorschule, als Uebergang in's praktische Leben.

So sehr bin ich von der verhängnißvollen Wirkung solchen Zwiespalts überzeugt, daß ich sogar die Bildungsverschiedenheit zwischen Mann und Frau desselben Standes

beseitigt wissen möchte. Denn ich sehe durchaus nicht ab, warum unsere Schwestern bis zum achtzehnten Lebensjahre nicht genau dieselbe allgemeine und menschliche Erziehung erhalten sollten, wie wir, — sofern nur unsere Erziehung vereinfacht und erleichtert wird. Der Unterschied sollte auch zwischen den Geschlechtern, wie zwischen den Berufen, erst bei der Fachbildung, beziehungsweise der Bildung durch die praktische Lebensthätigkeit, beginnen. Auch halte ich das tüchtige Erlernen der alten Sprachen für das beste Mittel, die immer zunehmende Unweiblichkeit der Frauen zu retten, dem Blaustrumpfwesen entgegenzuarbeiten. Eine Frau, die ihr Maturitätsexamen gemacht hat, ist ein angestauntes und wird ein eingebildetes Ausnahmswesen, das Nichts mehr gemein zu haben glaubt mit den Uebrigen ihres Geschlechtes. Wenn alle Frauen unseres Standes die Kenntnisse und geistige Entwickelung von unseren Abiturienten hätten, so würden sie auch nicht mehr angestaunt werden, sich nicht länger als überlegene Geschöpfe fühlen. Nie waren die Frauen hoher Geburt anmuthiger, natürlicher, weiblicher als zur Zeit der italienischen Renaissance, wo sie meist dieselbe Bildung wie ihre männlichen Standesgenossen erhielten und dadurch in den Stand gesetzt waren, an den geistigen Genüssen ihrer Männer und Brüder theil zu nehmen. Und eine Lucrezia Tornabuoni versäumte darum nicht minder ihre Haus- und Mutterpflichten, als ihr Schwiegervater Cosimo de' Medici seine Handelsgeschäfte über der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft vernachlässigte. —

Auch die für Deutschland so wichtige Judenfrage, — d. h. die Frage nach der Absorption dieser intelligenten

und gewandten Nation, der wir so vieles danken, die aber auf dem Punkte ist, durch ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht des Semitismus dem echten Deutschthum Eintrag zu thun — wird nicht nur durch die überhandnehmenden Mischehen, sondern auch durch die einheitliche klassische Bildung des ganzen wohlhabenden Mittelstandes am ehesten einer für unsere nationale Kultur und Tradition befriedigenden Lösung nahegebracht werden.

Noch weniger als die Frage von der Nothwendigkeit einheitlicher Bildung, will ich hier zum tausendsten Male die zweite Frage über die Bildungskraft des klassischen und mathematischen Unterrichts erörtern, noch die Gründe auseinandersetzen, warum die theoretische Erlernung einer Sprache, selbst ohne ihre Literatur, geistig mehr fördert, als die Erlernung irgend eines anderen Gegenstandes, und warum die Erlernung der todten Sprachen in so viel höherem Grade fördert als die der lebenden. Wer nur einen Augenblick darüber nachgedacht hat, muß sich ja schon a priori davon überzeugt haben, daß die Sprache, welche zugleich Gedanke und Kleid der Gedanken, sowie Zeichen der Gefühle, der Sensationen und der Dinge ist, als Bildungsmittel einen viel größeren Werth hat als jede andere Manifestation des menschlichen Geistes, eben weil sie die allgemeinste ist, diejenige, welche am meisten von dem umfaßt, was im Menschen vorgeht, ihm was außer ihm vorgeht, am klarsten zum Bewußtsein bringt, was zwischen den Menschen vorgeht, am sichersten übermittelt. Es ist ebenso unnöthig zu demonstriren, daß je reicher an bestimmten Formen eine Sprache ist, desto bildender sie ist; noch auch darzuthun, daß die Mathematik im Grunde,

wie die Musik ihrerseits, nur ein Complement der Wortsprache ist. Denn wie lehrreich auch das Studium der alten Sprachen dem Inhalte nach sein mag, ihr didaktischer Hauptwerth liegt in den Denkformen, die sie enthalten. Wer nur einige Erfahrung hat und unbefangen zu beobachten weiß, sieht ja in dem Humanismus nicht nur das wirksamste Gegengewicht gegen die atomistische Strömung unserer Zeit, welche uns, wenn wir nicht widerstehen, Alle zu zusammenhangslosen Sandkörnern zerreiben wird; er betrachtet ihn ja nicht allein als das einzige Mittel, den Zusammenhang der Kultur in der Zeit, durch die Einkehr in die ersten Werkstätten dieser Kultur, im Raum, durch die Theilnahme an dieser, Europa gemeinsamen, Ueberlieferung aufrecht zu erhalten; er schätzt ihn ja nicht nur als den Schlüssel zum Verständniß alles Schönen, als Wecker des Formensinnes und des Geschmacks, — er betrachtet ihn vor Allem als die wunderbarste Gymnastik, welche auch den ungelenkesten und stumpfsten Geist gewandt, biegsam, kräftig macht, als eine Schule des logischen Denkens, wie des intuitiven Ergreifens, des richtigen Urtheils. Er weiß, daß, selbst wenn es denkbar wäre, daß ein Jüngling alle aus der Lektüre der Alten geschöpften Facten, Daten, Bilder und Gedanken, alle in der griechischen und lateinischen Grammatik erlernten Regeln vergessen hätte, sein Geist, als Thätigkeitswerkzeug, doch dem jedes Anderen überlegen sein würde, der diese geistigen Turnübungen nicht mitgemacht; ja daß, — es horcht ja wohl kein Gymnasiast an der Thüre — auch ein Jüngling, der stets der Letzte in seiner Klasse gewesen und nur halbhinhörend, nur halbfortarbeitend seine acht Jahre auf einer

klassischen Schule abgesessen, immer noch an geistiger Bewegsamkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein würde, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse erworben hätte[1]. Was ich aber von der bildenden Kraft der alten Sprachen gesagt, gilt, wenn schon in geringerem Grade, auch von der Mathematik: ihr Werth ist nicht so sehr im Wissen, welches sie giebt, als in der Schulung unseres Verstandes. Schon Montaigne aber meint, es käme nicht darauf an, die Köpfe der Jugend zu „füllen", sondern sie zu „bilden"; und Locke in seinen „Thoughts on education" sagt geradezu: „Die Rolle des Lehrers ist nicht

[1] So habe ich in den äußerst zahlreichen französischen Gymnasien (lycées und collèges), deren jedem eine Realschule (école spéciale oder professionelle) beigesellt zu sein pflegt, bei meinen Inspectionen die ausnahmslose Erfahrung gemacht, daß die Gymnasiasten in weniger als einem Viertel der den Realschülern dazu anberaumten Zeit weit mehr englisch und deutsch gelernt hatten, als diese. Dagegen wandte man freilich ein, die Realschüler seien aus einer gesellschaftlich und folglich auch geistig niederen Sphäre hervorgegangen; aber ich habe auch in Frankreich sehr viele Gymnasiasten gesehen, die wie unsere obenerwähnten glorreichen Schustersöhne, die Heyne, F. A. Wolf u. A., von niederem Stande waren und auf welche die bildende Kraft der alten Sprachen ihre volle Wirkung ausgeübt. — Auch war eine geraume Zeit in Frankreich die sogenannte Bifurcation, welche der Minister Fortoul eingeführt hatte, in Gang. Danach war die Erziehung gemeinsam bis zur Tertia (quatrième); von der Untersecunda (troisième) an getrennt in classische (littéraires) und naturwissenschaftliche (scientifiques): letztere hatten das baccalauréat ès sciences zu bestehen, erstere das ès-lettres. Schreiber dieses war als Facultätsprofessor ständiges Mitglied bei den Prüfungscommissionen, und hatte so die Gelegenheit, hunderte Male die Inferiorität des bachelier ès-sciences in allen den Fächern zu constatiren, in welchen der Unterricht, auch von der Untersecunda bis zur Oberprima (philosophie), gemeinsam war, als Geschichte, lebende Sprachen, französische Literatur.

so sehr, den Knaben Alles zu lehren, was man wissen kann, als ihm . . . eine gute geistige Zucht zu geben, indem man ihn in den Stand setzt, selbst zu lernen, was er will." Die einzige erprobte, bewährte „Zucht" aber sind die alten Sprachen und die Mathematik, und so lange man kein sicheres Surrogat dafür liefern kann, hat man nicht das Recht, mit der Jugend zu experimentiren.

Nun wende ich mich aber hier nur an die Gesinnungsgenossen, die mit mir voraussetzen, daß jene einheitliche allgemeine Bildung, welche unserem höheren Bürgerstand noth thut, um den im Schoße der Nation wie im Busen des Einzelnen herrschenden Zwiespalt zu heben, auf den klassisch-mathematischen Unterricht gegründet sein müsse; die aber gleichzeitig überzeugt sind, daß dieser Grundunterricht durch die Vertheilung desselben, durch die Methode durch das Hinzukommen vieler anderer Unterrichtsgegenstände beeinträchtigt werde, wie die Gesundheit des Körpers und des Gemüthes unter dieser Anhäufung und Einrichtung des Lernens leiden müsse. Im Sinne Dieser versuche ich im Nachstehenden ein ungefähres Schulprogramm zu entwickeln, wie es mir als Plan der zukünftigen nationalen Schulen für unsere leitenden Stände vorschwebt und wie ich es zum Theil praktisch verwirklicht zu sehen die Gelegenheit gehabt.

Die erste Forderung, die ich an die zukünftige Nationalschule des höheren Mittelstandes stellen würde, wäre Verminderung der häuslichen Arbeiten und der gemeinsamen Unterrichtsstunden, dieser auf etwa fünf Stunden täglich zum höchsten, jener auf ein Maß, das durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei Stunden erforderte.

Acht Stunden geistiger Arbeit sind mehr als genug für die Kindheit und Jugend; sie sind sogar mehr als gut für die robusteren Geisteskräfte des Erwachsenen. Ein Knabe kann sich nicht gesund entwickeln, wenn er nicht mindestens acht Stunden Schlaf hat, nicht ebensoviele den Mahlzeiten, dem Hin- und Hergehen von der Schule, den Leibesübungen, dem Spiel, der freien Lectüre widmet. Daß dieß nicht nur eine a prioristische Laienbemerkung ist, beweist die merkwürdige Statistik, welche der Direktor der braunschweigischen Irrenanstalt, Dr. P. Hasse, jüngst in der „Gegenwart" veröffentlicht, beweisen die Mittheilungen, welche noch vor Kurzem Dr. Treichler in einem Vortrage zu Baden-Baden gemacht und die auch von der englischen Presse, namentlich der „Times", ausführlich besprochen wurden.[1] Wie oft die leibliche und geistige Gesundheit bleibend durch solche Arbeitsüberbürdung geschädigt wird, kann danach kaum mehr bezweifelt werden. Die Frage ist also, wie bei einer solchen Beschränkung der häuslichen und der Schularbeit doch größere Ergebnisse für die Geistesbildung erzielt werden können, als sie jetzt erzielt werden. Meine Antwort wäre: durch Vereinfachung. Aufgabe der Erziehung, wie der Kunst, der Wissenschaft, der Kultur überhaupt, ist Vereinfachung der natürlichen Vielfältigkeit des uns umgebenden Stoffes: d. h. Wegthun alles Nebensächlichen, alles Zufälligen, alles Halben; Zurückführen auf die Hauptsache, auf Gesetze, auf den Zusammenhang des Ganzen. Non multa, sed multum.

[1] Es hat sich seitdem eine ganze Polemik darüber entsponnen, auf die einzugehen die Natur dieser Essays nicht gestattet.

Sehen wir nun einmal zu, was wir entbehren können, wenn wir anders darüber einverstanden sind, daß die Jugenderziehung nur Entwickelung der Naturanlagen, Vorbereitung zu allen Thätigkeiten, nicht Fachkenntnisse und Fachfertigkeit zum Zwecke hat; und wir demnach die Unterrichtsgegenstände nicht auf ihre zukünftige direkte Brauchbarkeit hin ansehen, sondern auf die geistesbildende Kraft, die sie besitzen.

Der deutsche wie der französische und italienische Gymnasialcursus begreift gewöhnlich neun Jahre, vom vollendeten 9. bis zum vollendeten 18. Jahre. Wäre es nicht besser, das Lateinische und Griechische erst nach dem dritten Schuljahre, d. h. gewöhnlich nach dem zurückgelegten zwölften Lebensjahre zu beginnen? Werden die Schwierigkeiten einer Grammatik, welche ja ein angewandter Cursus der Logik ist, nicht von dem kräftigeren Verstande eines dreizehn- bis fünfzehnjährigen Knaben leichter überwunden werden, als von dem unentwickelten eines zehn- bis zwölfjährigen? Wird nicht zu hoffen sein, daß der Ueberdruß, den ein sechsjähriger Unterricht in diesen abstraktesten aller Gegenstände dem Knaben einflößt, und den er dann auch in den drei letzten Gymnasialjahren allzuoft auf die Schriftsteller des Alterthums überträgt, in denen er nur Sprachübungsbücher sieht, — steht nicht zu hoffen, daß dieser Ueberdruß weniger groß sein würde, wenn der ausschließlich grammatische Unterricht von sechs auf drei Jahre beschränkt würde? Zudem scheinen jene drei ersten Jahre wie dazu gemacht, andere Geistesfähigkeiten zu entwickeln, für deren Entwickelung wir durch Abschaffung des Unterrichts in den todten Sprachen Raum und Zeit gewinnen

würden. Gedächtniß, Anschauung, Beobachtung, elementare Verstandsthätigkeit sollten hier in jeder Weise gekräftigt werden. Das Auswendiglernen von möglichst vielen Bibelsprüchen und deutschen Gedichten stärkt nicht nur das Gedächtniß, es giebt auch einen Schatz von Stoff, den man später nicht mehr so leicht erwirbt und der zu jenem Zusammenhange mit der Vergangenheit, dessen Herstellung wir als die oberste Aufgabe aller reinmenschlichen Bildung erkannt, so nothwendig ist. Auch das Lernen von historischen Daten müßte diesen Jahren zuertheilt werden, nicht nur, weil das Gedächtniß in denselben empfänglicher ist und besonders geübt werden muß, sondern weil die vielgeschmähten Daten das Nothwendigste für die Erlernung der Geschichte sind, das Wichtigste, was der Geschichtsunterricht dem Kinde bieten kann. Sie sind die Marksteine, die zusammen die Rahmen bilden, welche der Lehrer nicht ausfüllen kann, in welche der Lernende selber das unmethodisch von allen Seiten aufgenommene geschichtliche Material einzuordnen hat. Hauptlinien der Kosmographie und Geographie können nicht früh genug der Anschauung am Globus und der Landkarte klar gemacht werden; sie können andererseits nicht elementar genug gehalten werden. Die Mechanik des Himmels gehört sowenig in den Jugendunterricht als eine wissenschaftlich physische Erdbeschreibung. Die politische Geographie kann in ihren Hauptsachen durch Auswendiglernen von Namen und Nachweisen derselben auf der Karte für's Leben erlernt werden. Dasselbe gilt von den Elementen der Naturgeschichte: die einfachen Klassificationen der Zoologie und Botanik namentlich prägen sich dem kindlichen Geiste sehr leicht ein, und, werden sie

an der Pflanze, am Thier nachgewiesen, nicht aus dem Buche erlernt, so schärfen sie ungemein die Beobachtungsgabe. Die Rechtschreibung und die im Grunde einfache Formenlehre der deutschen Sprache müßten in jenen Jahren auf's festeste eingeprägt werden. Die vier Species endlich und die Brüche kann ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren vollständig bemeistern und sie sind dem Grade seiner Verstandesentwickelung durchaus angemessen: als Grundlage aller weiteren mathematischen Bildung durchaus unerläßlich.

Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen sollte, womöglich gleichzeitig, im vierten Schuljahre beginnen und bis zum vollendeten neunten d. h. sechs Jahre dauern. Dann müßten die drei ersten vorzugsweise der Grammatik und dem Lesen leichter Autoren, die drei letzten dem Lesen und höheren Stilübungen, wie lateinischen Aufsätzen und Versen, gewidmet sein, so zwar, daß wenigstens drei Viertel der Unterrichtsstunden auf das Lesen der Schriftsteller käme und dies wiederum nur zur Hälfte analytisch und mit eingehendem Commentar, zur anderen Häfte cursorisch betrieben würde; immer bei größter Freiheit des Lehrers in der Wahl der Autoren, der Methode u. s. w. Regel de tri, Algebra und Geometrie, sowie höhere Mathematik müßten sie durchweg begleiten. Keine dieser Disciplinen könnte ohne Schaden unterdrückt werden, selbst nicht die Geometrie, von der Voltaire höchst ungerechterweise sagte: elle laisse l'esprit où elle le trouve. Wol thut sie Das und Schlimmeres, wenn sie allein bleibt und nicht durch andere Studien corrigirt wird, wie Pascal es so herrlich in seinem Kapitel über den esprit de géométrie et l'esprit

de finesse auseinandergesetzt[1]; aber als Begleitung literarischer Studien ist sie unschätzbar, indem sie den Geist immer und immer wieder zu den „bestimmten und rohen Principien" zurückführt, welche sich nicht biegen und beugen lassen. Von den häuslichen Arbeiten, welche sich auf diese Unterrichtsgegenstände beziehen, sehe ich nur, mit Dubois-Reymond, die griechischen Scripta, welche man entbehren könnte; nicht daß ich, wie der gelehrte Physiologe, meinte, das Lehren des Griechischen „mit seinen vielen Formen und Partikeln, deren Bedeutung mehr künstlerisch geahnt, als logisch zergliedert werden kann", flöße weniger echten Hellenismus ein, als das Vorzeigen von Abbildungen griechischer Tempel und Statuen; sondern weil jenes künstlerische Ahnen der Bedeutung der griechischen Sprachformen durch unsichere Anwendung dieser Formen gestört und beeinträchtigt wird, während sie durch's Lesen nnd Aufnehmen immer mehr geschärft wird, wodurch man gerade dem höchsten Ziel aller Bildung am sichersten nahe kommt.

Die nothwendige Erleichterung der Studien und Verminderung der Arbeitszeit muß also durch andere Beschneidungen herbeigeführt werden. Welche sind sie?

Hier wäre nun zu unterscheiden zwischen den Unterrichtsgegenständen, welche auf ein geringeres Zeitmaß zurückgeführt, und denen, welche ganz abgeschafft werden könnten. So scheint es mir durchaus überflüssig, in den sechs höheren Classen mehr als zwei Stunden wöchentlich auf Geschichte

---

[1] Nicht zu verwechseln mit seinem besonderen Aufsatz „De l'esprit géométrique", welcher keinen Theil der „Pensées" ausmacht. Uebrigens meint Pascal an beiden Orten unter Geometrie alle exakten Wissenschaften.

und Geographie zu verwenden, vorausgesetzt, der Lehrer beschränkt sich auf das Lehrbare. Das Lehrbare in der Geschichte aber sind nur die großen Umrisse der Ereignisse, das Einzelne muß Jeder durch Lektüre erlernen. Wollte der Lehrer auch nur eine Epoche, eine Gruppe von Ereignissen, etwa den peloponnesischen, den zweiten punischen, den dreißigjährigen, den spanischen Erbfolgekrieg eingehend lehren, so ginge mehr als ein Semester darauf. Begnügt er sich, die Perioden der Geschichte, darin die einzelnen Jahrhunderte, hierin wieder die drei oder vier größeren Epochen, in klaren Verhältnissen und möglichst scharfen Grenzen dem Schüler einzuprägen, so werden wenige Stunden hinreichen; und der Schüler wird schon bei Allem, was er Historisches liest oder hört, den rechten Platz und den Zusammenhang zu finden wissen, worauf es allein ankömmt. Den Inhalt der Dinge kann der Mensch nur lernen, nicht gelehrt werden.

Und der Religionsunterricht! Mir will das nach der Confirmation noch fortgesetzte Lehren der Dogmatik, christlicher Moral und Kirchengeschichte durchaus als Zeitverschwendung erscheinen. Ich möchte keineswegs den aufwachsenden Generationen allen Zusammenhang mit den Vorstellungen und Gefühlen unserer Väter, alles Verständniß der modernen Weltgeschichte, alle Achtung für das von achtzehn Jahrhunderten Heiliggehaltene rauben; aber ich glaube, ein frühes und wiederholtes Lesen der Bibel, namentlich des neuen Testaments und der schönsten Episoden des alten Testaments, das oben schon anempfohlene Auswendiglernen schöner Bibelsprüche und Kirchenlieder, kurze Kirchengeschichte und Katechismuslehre, früher und regelmäßiger

Kirchgang genügen dazu vollkommen. Alles, was darüber hinausgeht, Alles namentlich, was nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre von Religion vordemonstrirt wird, artet bei dem gegenwärtigen Entwickelungsstadium der Civilisation leicht in bewußte Lüge oder in angezwungene Systematik aus; es läuft jedenfalls ab vom Geiste unserer Jünglinge, wie das Wasser vom Regenmantel; also auch hier verlorene Zeit und Mühe.

Ebenso könnte der Unterricht im Deutschen ohne Gefahr, ja mit Nutzen in den höheren Klassen abgeschafft werden. Außer der Grammatik und Rechtschreibung wird die Muttersprache nicht gelehrt; man lernt sie im Leben, durch Hören, Sprechen, Lesen, man erfaßt sie mit den tausend Organen unbewußter Aufnahme. Ich wüßte nicht, daß Pascal und Bossuet, Addison und Fielding, Lessing und Goethe je Stilunterricht im Französischen, Englischen und Deutschen erhalten hätten, und sie sollen doch ihre Sprache nicht so übel geschrieben haben. Der Umgang gebildeter Menschen, das Hören auf die Sprache des Volkes, die Lectüre guter Schriftsteller sind die einzigen Grundlagen guten Stil's; die Gewohnheit klaren Denkens, die Gewissenhaftigkeit, nach dem seinem Gedanken genau entsprechenden Ausdruck zu suchen, die Redlichkeit überhaupt, nicht zu schreiben, wenn man Nichts zu sagen hat, sind die wahren Wege, auf denen man einen guten Stil in seiner Muttersprache erwirbt. Dazu das Lateinschreiben, welches nach Niebuhr „eine so herrliche Schule alles guten Stiles“ ist, eben weil es „nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist“, mit anderen Worten, eben weil es jene Gewohnheit, Gewissenhaftigkeit und Red-

lichkeit so mächtig fördert[1]. Sind denn alle unsere Gymnasiallehrer solche Meister des Stiles, daß sie die Knaben besser auf den rechten Weg leiten könnten, als die Lectüre guter Schriftsteller, zu der man ihnen keine Zeit läßt? Ein Knabe lernt mehr Deutsch aus dem Auswendiglernen eines Goethe'schen Gedichtes, dem Lesen eines Grimm'schen Märchens oder des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller als aus hundert Aufsätzen über Fragen und Dinge, über welche er durchaus keine eigenen Gedanken haben kann. „Es unterliegt für mich keinem Zweifel," sagt Lagarde, der ein paar Dutzend solcher Themen angiebt, „daß ein Unterrichtswesen, welches Knaben und unbärtigen Jünglingen Arbeiten derart zumuthet, nichts Anderes bewirken kann, als daß die Jugend unserer höheren Stände sich gewöhnt, „Anmuth und Würde", „naive und sentimentale Poesie" und alle übrigen ihr zum Beschwatzen vorgeworfenen guten und bösen Dinge nur als Rechenpfennige anzusehen, deren sie nach nicht allzulanger Zeit müde wird." Und dies bringt uns zu dem anderen großen Nachtheil des Unterrichts im Deutschen; dem Lehren der Literaturgeschichte, welche ja jetzt auch in den classischen Unterricht eingedrungen ist.

Nichts hat wohl mehr zum grassirenden Uebel der Halbbildung, über das soviel und mit soviel Grund geklagt wird, beigetragen, als die Einführung dieser Disciplin, vornehmlich allerdings in den Mädchenunterricht,

---

[1] Niebuhr (in seinem herrlichen „Briefe an einen jungen Philologen") empfiehlt „nächst dem Latein das Französische", doch scheint er mir darin nur insofern Recht zu haben, als er dabei voraussetzt, daß das Latein dem Französischen vorgearbeitet hat.

der ja ganz auf Scheinbildung hinauszugehen pflegt, doch auch mehr als gut ist in den der Knaben. Denn Nichts ist mehr dazu angethan, die Leute von der Kenntnißnahme der Literaturwerke abzuhalten, als das Lehren über dieselben. Ein Jüngling, der eine Analyse des „Faust“ und gewöhnlich auch ein fertiges Urtheil darüber aus der Schule mitbringt, wird der Letzte sein, der das Gedicht selbst liest. In noch höherem Grade freilich tritt die Erscheinung bei fremden Literaturen ein; allein auch bei unserer Nationalliteratur: wie viele Männer haben heute noch Klinger gelesen, oder auch nur Wieland? Mir ist es vorgekommen, daß ein sonst sehr unterrichteter Patriot von „dem“ Musarion sprach, dies kleine Juwel also nicht einmal dem Namen nach wirklich kannte. Aber mehr als das, Leute, die ganz genau wissen, in welchem Jahre und Monat Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, haben oft die „Fragmente“ nicht einmal gelesen, ohne die man von dem herannahenden Sturm der ersten siebziger Jahre doch nur eine ganz indirecte Vorstellung zweiter Hand haben kann. Die Tieck und Novalis gar, die Grabbe und Immermann, sind ganz zu Paragraphen der Literaturgeschichte herabgedrückt. Selbst wenn sie im Texte gelesen werden, so ist's als „Quelle“ zur Literaturgeschichte; denn der absolute Werth oder Unwerth der Dinge verschwindet fast ganz, man hält sich nur noch an den relativen und historischen, den man überdies meist nicht selber abgeschätzt, sondern von dem Lehrer fertig angesetzt erhalten hat. Dieser zweifelhafte Vortheil aber — „das Wissen um die Dinge, anstatt die Kenntniß der Dinge“ — braucht zudem gar nicht durch Unterricht erworben zu werden. Wer von uns, die wir nie in der

Schule Literaturgeschichte erlernt, weiß nicht, welcher Zeit Thukydides und welcher Plutarch angehört, wann der „Messias“ erschienen ist und wann der „Faust“? Dazu braucht Niemand einen Lehrer im Katheder: die lebendige Kenntniß einer Literatur reicht dazu hin. Warum geben wir nicht gar auch noch der Kunstgeschichte, der Musikgeschichte einen Platz im Jugendunterricht? Warum führt man nicht auch gleich einen zweistündigen Lehrcursus über Menschenkenntniß oder Lebenserfahrung in die Gymnasien ein? Das würde erst das Maß der inhaltslosen Namen und Worte voll machen, mit denen heute ein Jüngling in's Leben tritt und welche ihm die Anschauung aller aus der Vergangenheit auf uns gekommenen, wie aller vor seinen Augen entstehenden Dinge verdunkeln.

Der Unterricht in den lebenden Sprachen sollte ganz facultativ werden: er nimmt kostbare Zeit hinweg und giebt nur ganz unzulängliche Ergebnisse. So gering an Zahl man auch die Klassen machen möchte, sie würden noch immer zu zahlreich sein; so viel Stunden mehr man auch dafür ansetzen könnte, sie würden doch immer zu spärlich für den erfolgreichen Unterricht im Sprechen und Verstehen lebender Sprachen sein. Die Grammatik aber unserer verhältnißmäßig so formenarmen Idiome, insbesondere des Englischen — einer wahren Negersprache im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen — lernt ein classisch geschulter Geist in wenig Monaten: das Vokabularium dagegen, die Ausdrucksweise, den Tonfall — lernt er, wie allen Inhalt der Dinge, nur im Leben, hier durch Lectüre und Gespräch. Ein junger Mann, der das Gymnasium verlassen hat, findet in seinem Freiwilligenjahre, als „Fuchs“

auf der Universität, als Lehrling auf dem Comtoir, immer ein paar Stunden täglich, um soviel Französisch oder Englisch zu lernen, als nöthig ist, um ihn zum Lesen und Sprechen vorzubereiten; und mehr als das Vorbereitende kann man eben nicht vom Lehrer erwerben.

Soll ich nun noch von dem Unterricht in Physik, in Chemie, in höherer Mechanik reden, über die mir als einem Ignoranten so wenig zu reden zukömmt? Aber sagen darf ich doch – ich hab's aus der Größten Mund, unter Anderen aus dem Liebig's — daß das Bischeu Elementarunterricht des Gymnasiums durchaus nutzlos für das besondere Studium dieser Wissenschaft ist, daß ein in der Mathematik wohl bewanderter Jüngling, dessen Geisteskräfte durch das Studium der alten Sprachen entwickelt sind, dieser besondern Vorbereitung durchaus nicht bedarf, um jenes Studium mit neunzehn Jahren erfolgreich aufzunehmen. Es liegt auch der Einführung dieser Unterrichtsgegenstände ein ganz falscher Begriff vom Erziehungswesen zu Grunde, der im Laufe dieser Untersuchung so oft schon gerügte Begriff von der praktischen Nützlichkeit der im Gymnasium zu erlernenden Dinge.

Die Sache erscheint so plausibel. Ist es nicht eine Schande, daß wir in einen Eisenbahnwagen steigen und nicht einmal wissen wie eine Locomotive construirt ist? Daß wir ein Telegramm abschicken und haben keinen Begriff von Elektricität? Daß wir Schwefelhölzchen anstreichen und keine Ahnung haben, was Phosphor und Schwefel sein mögen? Wie, und wir sollten uns erlauben, zu gehen ohne Statik, zu hören ohne Akustik, zu sehen ohne Optik studirt zu haben? Wir athmen, ohne zu wissen,

aus welchen Stoffen die eingeathmete Luft besteht, und was schlimmer ist, wie unsere Athmungsorgane arbeiten? Warum sollen wir nicht auch über den Verdauungsproceß Bescheid wissen, den Blutumlauf, die Stoffsecretion und -Assimilation? Warum nicht die ganze Physiologie umfassen? Wo ist die Grenze? Ebenso gut könnte man sagen — und sagt man — ist es nicht ungebührlich, daß ein junger Mann, in wenig Jahren ein Wähler, die Verfassung seines Landes nicht kenne, die Gesetze ignorire, unter denen er lebt? Daß er bei der ersten, einfachsten Angelegenheit einen Advocaten zu Rathe ziehen müsse? Geschwind ein wenig Handelsrecht und Privatrecht, etwas Criminalrecht auch — er kann ja Geschworner werden — und Proceß: warum nicht ein volles Studium der Jurisprudenz? Wo sollen wir die Zeit finden, wenn wir auch nur die Anfangsgründe aller der Künste und Wissenschaften kennen lernen wollten, auf denen unsere verwickelte Civilisation aufgebaut ist? Und wo stille stehen? Soll er etwa auch Stunden im Courmachen haben? Oder ist es weniger wichtig fürs Leben, als Medicin und Rechtswissenschaft? Was uns noth thut, ist, ich wiederhole es, der Muth der Ignoranz. Genug, wir erhalten eine Jugendbildung, die uns in den Stand setzt, jene Anfangsgründe vorkommenden Falles sofort zu verstehen, wenn sie uns von Fachleuten erklärt werden. Was drüber ist, gehört Diesen an; und wenn wir es je zu lernen wünschen, wenn wir es je brauchen, so können wir es schneller und besser im späteren Leben lernen, als auf der Schulbank. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß ein junger Mann, der nach einigen Universitätsjahren „um-

sattelte", stets die Kameraden in verhältnißmäßig kurzer Zeit einholte?

Das nothwendig unvollständige Erlernen der Naturwissenschaften hat aber auch noch einen anderen Nachtheil, der nicht zu gering angeschlagen werden darf. Es verbreitet eine rohe und oberflächliche Weltanschauung, die nur an's Greifbare glaubt, ohne Achtung und Verständniß für das, was die Menschheit vor uns geglaubt, ohne Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte, und folglich auch ohne Bescheidenheit. Artet diese Weltanschauung schon oft bei den wirklichen Naturforschern, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, in Materialismus und mechanischen Atomismus, dazu in unerträglichen Wissenshochmuth aus, wieviel mehr bei denen, welche die Wissenschaft und ihre Ergebnisse nur ganz von außen, ja von der Ferne ansehen. Man vergleiche die heutige Jugend, welche unter diesem Einflusse herangewachsen, mit derjenigen, welche unter Hegel's Herrschaft groß wurde; man vergleiche die Literatur der dreißiger Jahre mit der der siebziger, um einen klaren Begriff von Dem zu gewinnen, was wir verloren haben. Wir haben es aber verloren, weil das halbe Wissen um die Naturwissenschaften die Anschauung verbreitet hat, daß die Welt jetzt enträthselt ist, weil die Naturforscher von den Millionen von Fäden, die das Weltgewebe ausmachen, in unseren Tagen einige Hundert mehr entdeckt haben.

Bei so beschränktem Studienprogramm würde zweifellos eine eingehende Kenntniß der Mathematik, der alten Sprachen, wie ihrer bedeutendsten Schriftdenkmale ohne Ueberanstrengung und ohne die zur Gesundheit, zur Zer-

streuung, ja selbst zur Bildung nothwendigen Spiele, Leibesübungen und Privatlectüre zu beeinträchtigen, erreicht werden können. Strenge Versetzungsprüfungen — oder vielmehr Versetzungsanforderungen — müßten von Klasse zu Klasse, namentlich aber nach dem dreijährigen Vorbereitungscursus und nach dem ebenfalls dreijährigen grammatischen Cursus — d. h. nach Quinta und Untersecunda — die Unbefähigten oder Trägen in den niederen Klassen zurückhalten, oder zur Ergreifung anderer Laufbahnen zwingen. Fast könnte man sagen, je mehr abfielen, desto besser. Kleinere Klassen würden dadurch möglich und somit der Unterricht wirksamer gemacht; Unbemittelte, über deren Anlagen sich die Eltern getäuscht, würden sich nicht steifen und bei Zeiten in ihre Lebenssphäre zurückgehen; Bemittelte müßten sich anstrengen, um ihre Lebensstellung zu behaupten und würden jedenfalls später und folglich auch reifer in's Leben eintreten.

Daß aber der heutigen Viel- und Halbwisserei, welche die Geister entnervt, durch solche Beschränkung, Vertiefung und Geisteszucht ein Damm entgegengesetzt würde, daran ist für den Schreiber dieses, sowie für die Leser, an die er sich wendet, kein Zweifel: denn er sagt ihnen ja nichts Neues; er zieht nur die Folgerungen aus diesen, für sie alten Wahrheiten. Daß dadurch nicht allein dem Irrlichteliren des Geschmackes, das unsere Zeit kennzeichnet, entgegengearbeitet würde, daß dadurch auch eine idealere Richtung in unsere Jugend käme, davon sind wir Alle überzeugt.

. . . . tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae studiis.

Geringschätzung des nur Nützlichen, Erhebung über das Engnationale, Erweiterung und Vertiefung zugleich der Lebensanschauung, Verlangen nach Kenntniß der Sachen, anstatt nach deren Zeichen, den Worten, Empfänglichkeit für höhere Interessen pflegen ja bei Erwerbung der humanistischen Bildung noch in Kauf zu kommen zu jenem ihrem unfehlbarsten Resultate: der allseitigen Entwicklung der Geistesfähigkeiten. Das aber ist die Aufgabe jeder Bildung, daß sie aus dem Menschen das mache, was nach seinen Naturanlagen, dem Zufall seiner Geburt und der ihm bevorstehenden Lebensthätigkeit irgend aus ihm gemacht werden kann.

„So gefaßt,“ können wir mit Lagarde sagen, „ist Bildung eine fortwährende Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation. Auf sie hat Jeder ein Recht, der geboren wird: ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als die Genossenschaft so gebildeter Menschen, deren Jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben danach einrichtet, ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt. . . . Diese Anschauung . . . hat keine Aussicht auf weitere Verbreitung. Aber Nationen bestehen nicht . . . aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum im Stande sind, vor die Nullen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen: aus diesem Grunde genügt es, wenn die Besten des deutschen Volkes die eben ausgesprochene Ansicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Besten sein soll, sie zur Richtschnur seiner Einrichtungen nimmt.“

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

